This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

600076512R

Mythen und Sagen Tirols.

Gesammelt und herausgegeben

von

Johann Nepomuk Ritter von Alpenburg.

Mit

einem einleitenden Vorwort

von

Ludwig Bechstein.

Zürich,
Verlag von Meyer und Zeller.
1857.

275. a. 73.

Mythen und Sagen Tirols.

Gesammelt und herausgegeben

von

Johann Nepomuk Ritter von Alpenburg.

Mit

einem einleitenden Vorwort

von

Ludwig Bechstein.

Zürich,
Verlag von Meyer und Zeller.
1857.

275. a. 73.

einer Spazierfahrt boten, werden mir stets unvergeßlich bleiben. In meinem Buche: „**Villa Carlotta**. Poetische Reisebilder vom Comersee und aus den Lombardisch Venetianischen Landen. Weimar, 1857." habe ich dieser Fahrt etwas ausführlicher erwähnt, und auch meines Aufenthaltes in Innsbruck, nebst allem dessen gedacht, was mir dort Freundliches zu Theil geworden. Davon steht nun als größter Gewinn für Geist und Herz zugleich die persönliche Bekanntschaft eines in jeder Hinsicht wackern Mannes voran, des Herausgebers dieses gegenwärtigen Buches, des Herrn J. N. Mahlschedl, Ritter von Alpenburg. Ich habe am angeführten Orte seiner Verdienste gedacht, und seine Bescheidenheit verbietet die Wiederholung alles dort gesagten; nur die eine Stelle, die völlig erläutert, weshalb ich überhaupt vor einem nicht von mir selbst herausgegebenen Buche mich redend einführe, sei hier wiederum anzuführen, mir vergönnt:

„Ritter von Alpenburg (Besitzer des malerisch gelegenen Schlosses Büchsenhausen mit vielen Baulichkeiten und Gärten, schöner Schloßkapelle, unmittelbar über Innsbruck an der linken Uferseite des Inn) ist kundiger Naturforscher und Mineralog, begabter Dichter und, was mir ihn noch besonders lieb machte, der eifrigste Sagen-Sammler und Sagenforscher Tirols, der weder Zeit noch Mühe gespart hat, ein reiches Material ächter Sagen, Sagenstoffe, Reste des mythischen Volksglaubens, der Bräuche und Sitten, der Meinungen und des Aberglaubens, der Spruchweisheit u. s. w. seines Vaterlandes zusammenzubringen, wobei er fest an der Treue mündlicher Ueberlieferung hält, und ohne Zuthat eigener Phantasie das örtlich Ueberkommene wieder erzählt."

Als ich, der gastlichen Einladung des Herrn Ritters hinauf auf sein schönes, aussichtreiches und wohl eingerichtetes burgliches Besitzthum gefolgt war, lenkte sich bald genug unser Gespräch auf die Poesie des Tiroler Landes und dessen mir schon von eher, wie ich glaubte, bekannte Sagenwelt; wie freudig aber war ich überrascht, als mir nun mein edler Gastfreund enthüllte, was er, jahrelang forschend und sammelnd, oft wochenlang in Sennhütten auf den Almen lebend, mit Jägern das Hochgebirge durchstreifend, mit allem Volke sich befreundend, erfahren, und mir größtentheils schon niedergeschrieben vor Augen legte. Der flüchtigste Einblick reichte hin, mich zu überzeugen, daß hier ein erstaunlich reicher Schatz an Mythen- und Sagenstoffen vorliege, daß die deutsche Mythen- und Sagenforschung durch Veröffentlichung dieses Schatzes wesentlich bereichert werden würde, und so hielt ich mich verpflichtet, dem freudigen Heureka! das ermuthigende Hephata! nachzurufen. Noch aber war die Stofffülle nicht gehörig geordnet und gesichtet. Hierin wünschte der freundliche Sammler meinen Rath, den ich gern ertheilte; er erbat ferner, durch ein Vorwort ihn einzuführen in das Publikum des großen deutschen Vaterlandes, denn in seinem

engern ist sein Name als Patriot, als ein mit Orden geschmückter vormaliger Schützenhauptmann, als Gründer und Vorstand des Radetzky-Vereins, Präsident des Arbeiter- und Steinbrecher-Unterstützungsvereins u. s. w., und als Dichter (Märzenveilchen. Innsbruck 1855. Die Alpenzither aus Tirol. 2. Aufl. Daselbst 1855.) ehrenvoll genug bekannt, er selbst als ein Mann, der, statt wohlversorgt die Zeit müßig hinzubringen, unermüdet schafft und wirkt, wie ich aus den vorgefundenen Materialien ersehen habe.

Mythische Wesen, deren Namen zum Theil sogar den deutschen Mythographen unbekannt blieben, leben und schweben im reinen Aether des Tiroler Alpenlandes; eine Dämonenwelt uns noch unbekannter Gestalten gehorcht dem Zauberstabe des Forschers und tritt gehorsam aus ihrer Verborgenheit an das Tageslicht; und auch solche elbische Wesen, die im Kreise der Elemente webend, sich über alle Lande breiten, zeigt Tirol in mancher neuen Färbung, mit manchen neuen noch nie gehörten Namen, und wo uns solche Namen vereinzelt schon entgegenklangen, finden nun in diesem Buche deren Träger ihre bestätigende Schilderung. Hulda mit ihren Seligen, Riesen mit ihrem ungeheuerlichen Wesen, Holden und Unholden mit manchem neuen Sagenbilde ziehen den Blick vorüber, und stets weisen örtliche Sagen die Stätten nach, an denen vorzugsweise in dem früheren Volksglauben der Bevölkerung diese Wesen sammt dem Volke der Elementargeister und der Gespenster hauptsächlich seßhaft waren. Auf die mannichfaltig begegnende Verjüngung der Gestalten der ältern Mythe wird öfter hingewiesen, und in einer einfachen, naturgemäßen Gliederung treten die großen Gruppen der Dämonen- und Geisterwelt übersichtlich vor Augen.

Da es am wichtigsten erschien, zunächst das Gebiet der Mythe zu erschöpfen, so drängte die Stofffülle in etwas die spätere, romantische Sage zurück, deren Anbau aber vorbehalten bleibt, ja bereits vorbereitet ist, sobald dieses Buch die gehoffte Theilnahme findet. Sachgemäß wurde auch den mit der Mythe so innig verwandten Volksmeinungen, dem Aberglauben und den abergläubischen Gebräuchen der Vorfahren Rechnung getragen, obschon nicht völlig erschöpfend. Ein reichhaltiges Material liegt noch vor, welches der Herr Herausgeber theils in seinem Tiroler Bauernkalender, theils in den zum Druck vorbereiteten Werken: „Das Alpen- und Hirtenleben in Tirol“ und „Das Fernerleben in Tirol“ zu veröffentlichen bereit ist.

Erst wenn alle vier Bücher vollständig erschienen sein werden, wird ein schätzbares Ganzes — das Land Tirol in seinem Natur- und Volksleben bis zum innersten Kern klar vor Augen legend, vollendet sein.

Genaue Kenntniß seines Heimathlandes, höchste Liebe zu demselben, reger Fleiß und redliche Treue der Auffassung und Wiedergabe seiner Sagenstoffe sind es, welche diesem Buche des Ritters von Alpenburg Vorzüge leihen. Indem er für sein Volk schreibt,

vermeidet er die Form trockener Fachgelehrsamkeit ebenso gefliſſentlich, wie die poetiſche Ueberſchwänglichkeit, welche Sagen erdichtet, wo keine ſind, und Sagen ausſchmückt, die einfach ſind. Sein ganzes Streben geht dahin, den Sagen ihre Einfachheit und ihre Selbſtſtändigkeit zu retten.

Die Sagen Tirols ſind mit ihrer Oertlichkeit, mit dem Volke ihrer Heimath innig verwachſen, obſchon es ihnen nicht an Verwandtſchaft im ſogenannten „Reiche" fehlt. Der Verfaſſer hat ſolche Verwandtſchaft bisweilen angedeutet, und dabei hauptſächlich auf mein „Deutſches Sagenbuch, Leipzig, 1853", das eine reichhaltige Sagenſtofffülle umfaßt, die betreffenden Nummern einfach citirend, verwieſen. Es lag ihm dieſes Buch eben zunächſt nahe, und ſoll dadurch dem Verdienſte anderer Sagenſammlungen kein Abbruch geſchehen.

Es fehlt Tirol keineswegs an ſtrebſamen Forſchern für das Gebiet ſeiner Sagen; abgeſehen davon, daß es dem Lande auch nicht an Männern von poetiſcher Begabung mangelt, welche den und jenen Sagenſtoff nach ihrer Weiſe formen und umformen, und in metriſcher Form, wie in Proſa, den Zeitblättern des Landes einestheils, und beſondern Büchern anderntheils einverleiben, nur daß ſolche freie poetiſche Behandlung und Umformung immer gewagt iſt, und nur ſelten für die Sage erſprießlich gelingt. Das Gebiet der ernſten, ſtrengen, wiſſenſchaftlichen Sagenforſchung beuten bereits ſeit mehreren Jahren rühmlichſt die Gebrüder Ignaz Vincenz und Joſef Zingerle aus, und haben ſehr Dankenswerthes geliefert. Es erſchienen zunächſt von dem Gymnaſiallehrer **Dr.** Ignaz Vincenz Zingerle „Sagen aus Tirol, Innsbruck 1850." Doch beſteht dieſe Sammlung meiſt aus bereits im Druck vorhanden geweſenen zerſtreuten Stücken. Ein zweites Werk derſelben Sammler führt den Titel: „Tirol, Natur, Geſchichte, Sage im Spiegel deutſcher Dichtung. Innsbruck 1852." Demnach ein Allerlei von patriotiſchen, politiſchen, hiſtoriſchen, ernſten und frommen, heitern und ſentimentalen Gedichten, in denen das ſagenſtoffliche juſt nicht vorwaltet. In demſelben Jahre erſchien ein Büchlein mit Doppeltitel: „Tirols Volksdichtungen und Volksgebräuche, geſammelt durch die Brüder Ignaz und Joſef Zingerle. Erſter Band. Kinder- und Hausmärchen. Innsbruck 1852." Dieſe Märchen, in Art und Weiſe der Br. Grimm'ſchen behandelt, ſind vortrefflich; vieles klingt in ihnen wieder, was in deutſchen und niederdeutſchen Kinder-Märchen uns ebenfalls begegnet, aber doch häufig hier in eigenthümlicher Umwandlung und in ſelbſtſtändiger Art.

Dieſem erſten Bändchen folgte ein zweites unter dem Titel: „Kinder- und Hausmärchen aus Süddeutſchland. Mit einer Einleitung von J. W. Wolf. Regensburg. 1854." in gleicher Weiſe der Behandlung, reichhaltiger noch, größern Formates und mit Angabe der Fundorte. Manche der behandelten Stoffe ſind etwas

lang erzählt, alle aber sind ächte Märchen. Außerdem folgten auch Andere der durch die Vorgänger gegebenen Anregung. So gab A. J. Hammerle: „Neue Erinnerungen aus den Bergen Tirols. Sagen und Märchen. Innsbruck, 1854.“ heraus. Wie klein auch diese letztere Sammlung an sich ist, so begegnen wir in derselben doch Stoffen der Mythe, die der Herausgeber vom Standpunkte der Moral betrachtet und beleuchtet.

Weiter erschien auf demselben Gebiete ein „Sagen-Kränzlein aus Tirol, von Martin Meyer. Pesth, Wien und Leipzig. 1856.“ mit einem sehr hübschen Titelholzschnitt. — Die erzählten Sagenstoffe sind zum Theil modern romantisirt, was den Stoffen nur Eintrag thut, da dieselben an sich ächt sind. Es giebt aber leider viele Verleger, die nur romantisch ausgeschmückte Erzählungen wollen, und die Idee einer Sagenforschung vom wissenschaftlichen Standpunkte aus nicht fassen. An solcher Beschränktheit scheiterte u. A. mein früherer Plan der Bearbeitung eines Oesterreichischen Sagenbuches. Ich sollte, so wollte der Verleger, die Sagen ausschmücken, und ich wollte nicht, so unterblieb es.

Ueber Tirol in so umfassender Weise, wie im vorliegenden Buche geschehen ist, konnte nur Herr Ritter von Alpenburg sammeln und schildern, alles ist treu, ist unmittelbarer Anschau und ächtem Hörensagen aus dem Munde der Aelpler und Thalbewohner entnommen; in vielen der örtlichen Sagen hört man das Gebirgsvolk selbst reden in seiner natürlichen, bisweilen sogar derben Ausdrucksweise. Wir vernehmen sprachliche Laute, die dem nur an Hochdeutsch gewohnten Ohre ganz fremd klingen. Gar manches mittelhochdeutsche Wort hat sich in den Bergen Tirols erhalten (neben zahllosen Provincialismen), das unserem Hochdeutsch verloren ging. Ich will nur ein einziges dieser Worte nennen: Kunder oder Kunter. Wer weiß in Mittel- oder in Norddeutschland, wenn er nicht mittelhochdeutsch trieb, was das ist? Nur in mittelhochdeutschen Gedichten und Schriften tritt uns dieses Wort entgegen, z. B. im Wartburgkriege (423):

her jach: swer mit mir koufen wil,
hie ist veile ein fremdes kunder
daz man mit ougen nie gesach.

Aber in Tirol lebt das Wort noch immer im Volksmund und zwar ganz in seiner mittelalterlichen Bedeutung: etwas Geheimnißvolles, Ungeheuerliches, und der Ausdruck Hexenkunter, Teufelskunter begegnet nicht selten.

Wie für die Mythe, so war auch für die Poesie des Mittelalters das Land Tirol ein heimathlicher Schoos, und in den alten deutschen Heldenliedern hallt wundersam der Klang verlorener Göttersagen nach. Hier bleibt noch viel zu klären und zu durchforschen, zu sichten und aufzuhellen. Die im Lande vorwaltende Riesensage der Urzeit war lange nachhaltig einflußreich auf die Dichtung des

Mittelalters. Einestheils finden sich vereinzelte Spuren scandinavischer Benennungen, anderntheils mythische Personen-Namen, die in Dichtungen übergingen. Manches davon deutete der Herr Verfasser an, manches nicht. So finden wir die Runsa im Heldengedichte Wolfdietrich, das voll Kämpfeschilderungen mit Riesen und Würmen ist, als überzornige Frau Runtza, das Weib des Riesen Hell, wieder.

Die Riesensage und die Kämpfe der Helden mit ungeheuerlichen Würmen hallen ferner wieder im Gedichte von Dietrichs Drachenkämpfen, das Kaspar von der Rhön abkürzend bearbeitete; im Gedichte Otnit (Ortnit), das auf Tiroler- und Lombarderboden sich bewegt; im Liede von dem Riesen Sigenot; im Gedichte Ecken Ausfahrt, darin wieder der Name der Riesin Rütze an den der Frau Runtza anklingt; auch in des muthmaßlichen Tiroler Dichters Albrecht von Kemenaten Gedichtfragment Goldemar. Herren von Chemenaten wohnten im Taufererthale auf dem Edelsitze Stock über dem Dorfe Kematen bei Taufers.

Und wie anmuthig war das Land Tirol vom deutschen Minnesang durchklungen! Da sangen Leutolt von Savene (Leutolt von Seven, Seben bei Brixen), Rubein, Sunnenburg, Ulrich von Lichtenstein u. A. und nach ihnen füllte noch spät Oswald von Wolkenstein dasselbe Land mit dem guten Klange seines Schwertes und seiner Sängerharfe.

Vor allem aber ist wichtig und anziehend, wie die Heldenlieder-Sage von den Rosengärten nur und vorzugsweise in Tirol ihre Heimat hat, wenn auch gegenüber dem sogenannten „großen Rosengarten zu Worms" der des tirolischen Königs Luarin (Laurin) als Gedicht der „kleine Rosengarten" heißt. Er müßte heißen des Kleinen (des Zwergs) Rosengarten. Die noch heute so genannt werdenden Rosengärten des Tiroler Gebirges blühen und grünen noch als lebende Sagenzeugen. Wer zeigt die Stätte des Wormser? Und was ist ein versandetes Ried im Rhein gegen ein Stück Hochalpenland? Auf alle Fälle fand der erste Dichter des Kuneg Luarin seinen Stoff als Nachhall alter Göttermythe vor, und behandelte ihn im Geist und Sinne der ritterlichen Dichtung seiner Zeit. Daß die ursprüngliche Tiroler Zwergensage von der Poesie oder den Poeten in den Sagenkreis Dietrichs von Bern (Verona) verflochten wurde, begreift sich leicht. Grenzen doch Tirol und die Lombardei unmittelbar an einander, ist's doch von der Burg Tirol und von Meran nicht weit hinab zum Gardasee und seinen Ufern (dem Garten der Heldenlieder) und von da nicht weit nach Verona. Die Oertlichkeiten der Tiroler Rosengärten sind sämmtlich im Buche namhaft gemacht.

Einige Nachweise und Erörterungen über diese Bezüge mittelalterlicher Dichtungen zum Lande Tirol sind in der Wolf-Manhardtschen Zeitschrift durch Dr. J. V. Zingerle gegeben worden und

dort nachzuleſen. Ganz vor kurzem verließ auch noch ein neues Buch deſſelben Verfaſſers die Preſſe, betitelt: **Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes. Innsbruck. Verlag der Wagnerschen Buchhandlung, 1857.**, das in kurzen mit fortlaufenden Nummern verſehenen Sätzen nach Art der Abhandlung **Aberglaube** in der erſten Ausgabe der **Deutschen Mythologie von Jacob Grimm**, aber mit moderner Rechtſchreibung, das Geſammelte beibringt, davon freilich ein ſehr bedeutender Theil nicht **blos** in Tirol, ſondern in ganz Deutſchland und in der Schweiz verbreitet iſt und im Volke lebt, was auch von den angehängten Kinderliedern gilt. Anziehend und verdienſtlich iſt die Zugabe des Anhanges aus **Vintlers Blume der Tugend**, gedichtet im Jahre 1411, nach der Innsbrucker Handſchrift, ein förmliches gereimtes Regiſter über alten Volksaberglauben, das die Erneuerung ins Hochdeutſche verdiente, denn in ſeiner mittelhochdeutſchen Erſcheinung iſt's für das Volk ungenießbar.

Möge die vorliegende v. Alpenburgiſche Sammlung in allem übrigen für ſich ſelbſt ſprechen, wie ſie auf eigenen Füßen ſteht, nicht mit fremdem Kalbe pflügt, fremdes Verdienſt in ſeinen Würden läßt, und zu dem, was andern zu ſammeln gelang, nicht ſcheel ſieht. —

Leider haben verſchiedene Umſtände zuſammenwirkend beigetragen, daß ſich in das Buch zahlreiche Fehler theils in Bezug auf Oertlichkeiten, theils auf deren Rechtſchreibung eingeſchlichen haben, daher wurde ein Anhang und Nachtrag nothwendig, und ich möchte Leſern, die das Buch nicht blos zur Unterhaltung, ſondern als Sagenforſcher zur Hand nehmen, anrathen, den vielfach ergänzenden Nachtrag zuerſt zu leſen, und die wichtigſten Irrthümer zu verbeſſern, mindeſtens ſie dem Herausgeber nicht auf alleinige Rechnung zu ſchreiben.

Nun noch ein erläuterndes Wort über den Titelholzſchnitt. Derſelbe iſt nach einer auf meine Bitte für dieſes Buch eigens auf Holz entworfenen Zeichnung des Hiſtorien-Malers Andreas Müller, jetzt in Meiningen, im Atelier der Herren Braun und Schneider in München gefertigt. Die genitale Compoſition ſtellt ein Bild der Tiroler Mythe vor Augen. Inmitten der Pracht einer großartigen Bergnatur ruht ein Tiroler Alpenjäger auf einer Felsplatte in einer klaren Mond- und Sternennacht. Die märenhaften Gebilde nahen ihm, von denen er in hundert und aber hundert heimathlichen Sagen ſchon gehört, und ihm iſt als ob er träume. Da ziehen über ihn voll unausſprechlichen jungfräulichen Liebreizes und doch wehmüthig die ſeligen Fräulein. Fern hinter ihnen bleibt im ohnmächtigen Groll der Bergrieſe, der Wilde, zurück, denn ſchon ſind jene holden Fainen, die er verfolgte, im ſchirmenden Banne des bekreuzten Baumſtrunkes. Scheu blickt vom ſteilen Gebirgspfad ein heimwärts ziehendes Venedigermandl, das ſeinen Sack mit edlen Geſteinen und Erzen Tirols wohl gefüllt hat, herüber, und eine Gruppe von Wichtlen, Nörggeln

und Schachtgeistern klimmt neugierig am steilen Fels herau
in den ein gekennzeichneter Eingang zur Schatzhöhle unter ihn
führt. In der Tiefe schweben tanzende Seefräulein ihren äthe
schen Ringelreihen im Silberlichte des Mondes, das zwischen Bus
und Felsgeklüft sich Bahn hinunter bricht. Ein fallender Stern ve
breitet auf Augenblicke meteorische Helle, Nachtgeflügel schwebt empo
und ein Dattermanndl (richtiger Tatermanndl) kriecht sach
herbei, um etwa zu versuchen, ob dem frischen Buben auf d
Platte nichts anzuhaben; dieser aber schaut so reinen Blickes u
so schuldlos empor, daß man wohl annehmen mag, es haben d
bösen Mächte an ihn kein Anrecht, und er sei gefeit und behü
durch seinen guten Engel.

Meiningen, am Sonnwendtage 1857.

Ludwig Bechstein.

I.

Mythiſche Weſen.

I.

Hulda und die ſeligen Fräulein.

Unter den mythiſchen Weſen im Volksglauben des Tiroler Landes nehmen die Seligen, Saligen, insgemein die ſeligen Fräulein, die oberſte Stelle ein. Dieſe allgemeine Benennung erſcheint indeſſen in manchem Thale abgeändert, und kommt auch als wilde Fräulein, Waldfrauen, Bergfrauen, weiße Fräulein, ſelbſt, doch ſeltener, als Schneefräulein vor. Auch die Bezeichnung Heilige begegnet, ohne daß dabei an die Heiligen der Kirche gedacht wird. „Salige" iſt nur Dialektabwandlung des Oberinnthales, wo in vielen Worten das e wie a lautet, z. B. Gald, Fald ꝛc. Noch mehr dialektiſch verdorben iſt „Salingen".

Königin der ſeligen Fräulein iſt **Hulda**, an ſich ſchon die bedeutendſte weibliche Geſtalt der deutſchen Mythe, und faſt alle Züge von ihr, die in thüringiſchen und ſchwäbiſchen Sagen begegnen, wiederholen auch in Tirol, aber der Mythus von ihrem Gefolge iſt in Tirol reicher und zugleich reiner und idealer ausgebildet. Die Urpoeſie im innerſten Leben des Volkes waltete hier ſchöpferiſcher, und ſang dem Lande ein Lied von der goldenen Zeit, einer Zeit der Unſchuld, der Seelen- und Sittenreinheit, ein Lied, dem die Hirten lauſchten, und es gläubig weiter ſangen. **Hulda** iſt auch, wie im übrigen Deutſchland, Schirmerin des Flachsbaues, und gleich der antiken Ceres, nach dem Dichterworte:

„Die Beſchirmerin milder Sitten,
Die den Menſchen zum Menſchen geſellt."

Noch gilt der Flachs aus dem Oetzthale, in welchem letzteren **Hulda** zuerſt deſſen Anbau der Sage nach einführte, als der beſte im Lande, und wird als feinſtes Geſpinnſt weit in das Ausland, theurer als jeder andere Flachs, verkauft. Zur Zeit der Flachsblüthe überwandelte **Hulda** die Flachsfelder mit freudeſtrahlendem Antlitz, richtete geknickte Stengel auf, und ſegnete Kraut und Blüthen. Ihre Wohnung war ein Kryſtallſchloß, in welchem ſie unter lieblichem Geſange jene Garnknäuel ſpann, deren Faden nie ein Ende nahm, und mit welchen ſie fromme und fleißige, arme aber tugendhafte Hausfrauen und Mädchen lohnte und glücklich machte.

Hulda's untergebirgiſches Reich hat ſich die Phantaſie des tiroler Landvolkes hochpoetiſch ausgemalt; Saal an Saal voll blitzender Bergkryſtallgewölbe mit glühenden Granaten ausgeſchmückt, die Decke durchſichtiges glitzerndes Gletſchereis, in welchem ſich das die Grotte erhellende Sonnenlicht in tauſend Regenbogenfarbenſtrahlen magiſch brach. Rings um den Palaſt der Göttin ein faſt unnahbares Landſchaftparadies, Gärten voll Wunderblumen, ewig grüne Hügel und Haine, belebt von Gemswild und ſchillernden Schneehühnern, Wildbäche mit goldſchuppigen Forellen; und über allem ſäuſelnd der Wonnehauch eines ewigen Frühlings. Die ſeligen Fräulein, **Hulda's** Volk, ihre Dienerinnen gleichſam, bewohnten mit ihr dieſes weite herrliche Reich, aus dem verſchiedene geheime und verborgene Pforten in die Regionen der Menſchenwelt führten, welche die örtliche Sage noch heute kennt und bezeichnet. Nicht ſelten mündeten jene Oeffnungen nahe an einem Ferner aus, häufig aber auch ſtundenweit tiefer in finſterer Waldwildniß, oder zwiſchen nackten Felsklüften, die dem Menſchenblick ein Steinblock oder eine Eiswand verſchloſſen hielt. Nur ſelten ward ein Sterblicher des Vorzuges gewürdigt, das Reich der Seligen zu betreten, und wehe ihm, wenn er die ihm erwieſene Gunſt der Huldinnen verplauderte. Manchen auch hat ihr ſüßer, herzbethörender Geſang auf Nimmerwiederkehr in das zaubervolle Bergesinnere verlockt; ein Zug der Sage, der nach der mitteldeutſchen Frau Venus- und Danhäuſer-Märe deutet.

Die Sagen ſchildern die ſeligen Fräulein in Silberzindel gekleidet, mit goldenen Spangen umgürtet, von Geſtalt engelſchön, blondlockig, blauäugig. Dieſes Augenblau war von der Farbe der Flachsblüthe oder des Berg-Ehrenpreiſes, letzterer, wie der Frauenmantel, eine der **Hulda** heilige Blume.

Die Königin der Seligen war ganz ſo, wie dieſe letzteren, in ihrer äußeren Erſcheinung, nur noch ſchöner und herrlicher, und dabei ſchmückte ihr Haupt ein Karfunkeldiadem. An feſtlichen Tagen trug **Hulda** ein Kleid, deſſen Farbe ſo roſig war, wie die Morgenröthe, und die ſeligen Fräulein kränzten dann ihre Häupter mit Alpenroſen. Die Thätigkeit der Königin **Hulda** und ihrer ſeligen Fräulein war eine mannigfaltige, ſo ganz die ſegnender, heilbringender Gottheiten, wie ſie in den Mythen der meiſten Länder begegnen. Sie trugen Troſt und Segen in die Hütten der Menſchen, brachten Kranken heilſame Bergkräuter, lehrten den Mädchen die ganze Flachswirthſchaft, von der Ausſaat des Leinſaamens bis zum Nähen des Brauthemdes, halfen auch ſelbſt ſpinnen, und brachten Glück in die Häuſer, wo ſie weilten. Die Gräber früh geſtorbener Kinder ſchmückten ſie mit Blumen. Auch dieß iſt ein bedeutſamer Zug der **Hulda**-Mythe, denn ihr gehören, nach voigtländiſcher Sage, die Seelen aller ungetauften Kinder an. Für alles, was ſie Hausmüttern und Hausgenoſſinnen Gutes erzeigten, nahmen die Seligen niemals weder Lohn noch Gabe, im

Gegentheil, wer ſie mit dieſem Anſinnen kränkte, von dem ſchieden ſie alsbald mit trauriger Miene und kamen niemals wieder — ein Zug, der ſich hauptſächlich in den Wichtlein- und Hüthchenſagen durchgängig wiederholt findet.

Zur Sommerzeit halfen die Seligen auf den Bergwieſen heuen, doch halfen ſie nicht jedem, ſondern nur den ſittlich reinen Mähern. Wenn ein ſolcher das ſogenannte „Rodnerinnen-Locken“ übte, d. h. wenn er dreimal mit dem Wetzſtein über den Rücken der Senſe ſtrich, was einen ſchrillen, weit ins Gebirge hallenden Ton giebt, ſo erſchienen insgemein zwei Selige und ſtreuten mit ſilbernen Rechen die Mahden zum ſchnelleren Trocknen auseinander. Das Rodnerinnen-Locken iſt noch immer im Brauch, aber ſelige Fräulein kommen nimmer, nur rüſtige irdiſche Dirndlen folgen noch dem eigenthümlichen Lockruf.

Hulda und ihre Fräulein liebten vor allem Alpengeſang, Heerdenglocken, Schallmeiengetön, Zitherweiſen, und ganz im Gegenſatze zu den Zwergen norddeutſcher Sagen, die wegen zu vielen Glockenklanges ganze Gegenden verließen, liebten jene Weſen auch den Klang der Kirchenglocken. Ihr Mythus bequemte ſich frühzeitig dem Chriſtenthum an; ſie ehrten auch das heilige Kreuz, Wanderer haben zum öftern ſelige Fräulein unter einem Kreuze ſchlummernd gefunden; wer dann niederkniete, ohne ſie aufzuwecken, und ſtill für ſie und ſich ein Vaterunſer betete, der band das Glück an ſein ganzes Leben. Dafür gewährte aber auch hinwiederum das Kreuz den ſeligen Fräulein Schutz, zumal in der ſpäteren Rieſenzeit, wenn ein grimmer Rieſe ſie verfolgte. Wenn dann eine Selige fliehend zu einem Kreuze eilte und es umklammerte, oder auf einen Baumſtrunk ſprang, auf dem drei Kreuze eingehauen waren, ſo mußte der Rieſe alsbald von ihrer Verfolgung abſtehen. Dieſer Zug iſt eine ganz getreue Wiederholung der Moos- und Holzweibelſagen im Voigtland und im Fichtelgebirge, welche der wilde Jäger jagt, und die er verſchonen und unergriffen laſſen muß, wenn ihnen gelang, einen mit drei Kreuzen verſehenen Holzſtock zu erreichen. Deshalb hacken auch noch immer gewiſſe Holzknechte und Holzarbeiter drei Kreuze auf ſolche Baumſtrünke, namentlich im Vintſchgau. Zu Zeiten wurden dieſe Kreuze auch mit beſonderer Schnelligkeit in den Stamm des Baumes ſelbſt eingehauen, und zwar in zwölf Axtſchlägen, während dieſer ſchon im Fall begriffen war, und wenn ſich die Holzweibchen im Voigtlande, die Seligen in Tirol auf einen ſolchen Block ſetzten, konnte jenen der ſie jagende wilde Jäger, dieſen der Rieſe oder wilde Mann nichts anhaben. In dieſem Zuge ſind die ſeligen Fräulein der ſüddeutſchen und die Holzweibel der mitteldeutſchen Sage ganz in eins verſchmolzen. Ebenſo ſind ſie es und mit ihnen **Hulda** (Hulle, Holle) in Bezug auf die nächtlichen Umfahrten zur Weihnachtzeit und in den Zwölften, d. i. vom Weihnachtabend bis zum

Dreikönigsabende, in Tirol die recht eigentliche Spinnzeit. In dieſer ſendet **Hulda** dahin, wo ſie nicht ſelbſt hinkommt, ihre Fräulein, die ſchauen durch die kleinen Fenſter der Spinnſtuben heimlich nach den fleißigſten der Spinnerinnen, welche dann unverſehens belohnt werden, dadurch oft manche ehrliche arme Magd zu großem Glück gekommen iſt. Sie ſegneten Rad und Rocken, ſchenkten Hemden, die ſie ſelbſt geſponnen und gewebt ſo wunderfein, daß ein ganzes Hemd in eine hohle Hand ging, das waren dann Glücks- und Wünſchelhemden, die der, welche ein ſolches trug, alles zu Gunſten gelingen ließen.

Wenn aber aus einem Hauſe die gute alte Sitte und die Seelenreinheit ſchwand, ſo trauerten die Seligen und kamen nicht mehr; blieb aber nur noch eines von den Bewohnern gut, ſo kam eine weiße Taube oder noch eher ein Schneehuhn, das im Sommer graubraune, erdfarbige, im Winter ſchneeweiße Federn hat und von Tauben- oder Rebhuhngröße iſt, und bis zu den Zehennägeln herab befiederte Füße zeigt, und brachte im Schnabel ein vierblättriges Kleeblatt mit, das es dem oder der darreichte, denen die ſeligen Fräulein noch wohl wollten. Nahmen die alſo gewarnten das Kleeblatt in den Mund, ſo konnten ſie einen der Eingänge in das geheimnißvolle Alpenparadies leicht finden, und dann diente der Klee alsbald als magiſche Springwurz; durch ſeine Berührung öffneten ſich die Pforten zu den Grottengängen, die zu dem ſchönen Reiche **Hulda's** führten, und die Eingegangenen durften darin bei den Seligen verweilen, bis ſich wieder geeignete Dienſtſtellen bei frommen Menſchen für ſie fanden. Von heidniſcher ſündhafter Luſt, wie im Venusberge der mitteldeutſchen Sage, iſt hier nie die Rede, auch iſt die **Hulda** Tirols nicht wilde Jägerin und Heerfrau.

Als die wichtigſten Eingänge in das Seligenreich werden folgende von der örtlichen Sage namhaft gemacht:

Eine Viertelſtunde oberhalb Graun, Dorf im Etſchthale des Vintſchgaues, zeigt ſich im Mittelgebirge ein Vorſprung mit Steinganden (Platten) und einer Kluft, noch heute „z'Salig" genannt.

Unterm Kirchmähderferner im Gurglthale, wo die Kipelnalpe anſtößt, geht eine ſenkrechte Kluft in den Berg, welche die Umwohner als eine Pforte in das Bergesinnere bezeichnen.

Am Hinternisferner ſpringt aus einer maleriſchen Eisgrotte die Quelle des Oetzthalerbaches, und auch dieſe Oeffnung war Ausgang der ſeligen Fräulein.

Unterm Teinferner, der von Fenk links eine ſpitzige Zunge herabſtreckt, da, wo man nach Roſenthal geht, zeigt ſich der Eingang in eine anfangs ſehr enge Höhle, die ſich aber nach innen erweitert und in das Seligenreich führt.

Beim Oertchen Zufall im Martelthal lag eine von Epheu um-

rankte Höhle, die einer immergrünen Laube glich. Dort hatten selige Fräulein ihren Sitz, und legten thalabwärts herrliche Gärten an, daß davon noch bis heute dieser Bergbezirk „Schönblümlthal" heißt.

Unter der gefrorenen Wand ob Hinterdur am Fuße des Durer Ferners kamen auch selige Fräulein heraus, und sangen im Mondstrahl auf den höchsten Almen.

Eine Viertelstunde unter Schönau erheben sich über den Thalweg dunkle Steinwände, darüber gähnt eine mehr als kirchthurmhohe, schrägstehende Kluft, die einen Ausgang des im Innern befindlichen Oetzthaler Seligenreiches bildete.

Am Fuße des Timmeljoches durch die Alpen abwärts bis über Rabenstein hinaus steht silberglänzender Glimmerschiefer zu Tage mit häufig eingesprengten Granatkrystallen. Davon sagen die Aelpler, es sei das Pflaster der seligen Fräulein, und geben den Reimspruch zu vernehmen:

Vom Timmeljoch zum Rabenstein
Die salig Frau legt's Pflaster ein.

Ein allgemein bekannter Eingang ober Stra heißt „Ercha's Keller", davon unten eine besondere Sage folgt.

Auf dem Staföllberge bei Ried im Oberinnthale, wo sich die Schaafweide der Stafölalpe bis nahe den Oetzthalerfernern hinstreckt, war vordem auch ein Ausgang, desgleichen bei Zams, eine wildzerklüftete Felsgruppe, noch „die Sal'g" genannt. Ein anderer „Salig-Eingang" wird im Zillerthale unter Hippach oben im Walde gezeigt, und zwar am Luamacherberg. Von außen scheint dieser Eingang eine schreckhafte Kluft, gleich drinnen aber war eine von Rankengewächsen umsponnene Grotte mit schönen Steinen, aus der ein langer Gang in das Bergesinnere führte.

Im Kalm- oder Kalbenthale wohnten ebenfalls selige Fräulein; eine davon wurde zu Zeiten auf einer Gemse reitend erblickt, und hieß das „Gamsfräule".

Auf der „Frauenpleiße" hinter dem „Endkopfe", welcher den linkseitigen Thalflügelanfang des Langtauferthales im Oberinnthal bildet, welches an die Oetzthalerferner anstößt, schienen sich Selige mit besonderer Vorliebe verweilend niedergelassen zu haben. Ebenso auf den schönen Bergmatten des Kopranerhofes im Langtauferthale. Auch unter dem hohen Ferner, der nördlich das Passeirerthal begrenzt, wohnten selige Fräulein. Als aber einstmals dort ein Hirte aus Passeier sich gelüsten ließ, einer Seligen mit ungeziemenden Anträgen sich zu nahen, und so weit ging, sie zu verfolgen und zum Sprunge über einen Felsen zu nöthigen, da blies sie ihn an und verfluchte die Passeirer. Seitdem schwand der Bergsegen am nahen Schneebach, und jede Grube blieb alsbald ohne alle Ausbeute, sobald Knappen aus Passeier in ihr anfuhren. Das ganze Gewerke kam zum Erliegen.

Hulda und die Seligen waren auch milde Beſchirmerinnen der Alpenthiere. So ſanft ihr ganzes Weſen von der Sage geſchildert wird, und ſo ſehr der ſüddeutſchen **Hulda** die Nachtſeite der norddeutſchen fehlt, ſo konnten ſie doch die haſſen und verfolgen, durch welche ihren Schützlingen und Lieblingen Leides geſchah. Jägern und Wilderern, die in ihr Gebiet eindrangen, traten ſie auf ſchroffen Klippen und Felsabhängen zürnend entgegen, ſchreckten ſie plötzlich durch die blendende Helle, die ſie ausſtrahlten, und brachten ſie zu jähem Abſturz in unergründliche Tiefen. Angeſchoſſene und wunde Gemſen trugen ſie in ihr Reich, heilten ſie, und geſellten ſie ihren Heerden, die aus ſolchen durch ſie geretteten Gemſen beſtanden. Weit hinten im Kaunſerthale iſt eine lange Vertiefung, wo ſich eine große Alpenweide gegen Süden bis zum ungeheuern Gebatſchferner ausbreitet, der dort, oſtwärts vordringend, das merkwürdige Oehlgrubenthal bildet. In dieſem letztern Thale lag einſt, von ſchimmernden und ſchirmenden Eiegewölben verdeckt und umbollwerkt, nahe den Seligen-Wohnungen der „Gamshimmel" und noch heute führt jene Oertlichkeit dieſen Namen, der lebhaft an die Sage vom „Paradieſe der Thiere" erinnert, das auf dem Matterberge hoch überm Visperthale, in gottgefeiter Einſamkeit und in ewiger Stille liegen ſoll, wo alles friedlich durcheinander wimmelt und lebt, Steinböcke und Gemſen, Adler und Lämmergeier, Schneehühner, Birkhähne und Flühvögel, Alpenhaſen und Murmenten, unter uralten Ahornen und Zirben, Alpenroſen und krautartigen Weiden, der am höchſten ſteigenden Holzart*).

Jetzt ſieht man, ſo klagen die alten Aelpler, ſelten, ja faſt nie eine Selige. „Die Welt iſt halter anders geworden, aber nit beſſer. Die wilden Männer ſind in das Land gekommen, und haben die Saligen vertrieben, und a hi gethan, davon weiß man viel zu derzäll'n."

Soll man die ſeligen Fräulein, denn **Hulda** ſteht feſt und geſichert im deutſchen Mythus, den mythiſchen Weſen anderer Völker vergleichen? Man kann es thun, es iſt keine Kunſt, aber es fördert nicht und frommt nicht, es nützt zu gar nichts. Jeder Vergleich hinkt nach altem Spruch, und die vergleichende Mythologie hinkt ärger, wie jenes Bäuerlein im Vintſchgau, dem ein Seligfräulein auf der Wieſe heuen half, und das ihm gar zu wohl gefiel. Mochte nicht nur die Hülfe hinnehmen, ſondern das ganze Fräulein leibhaftig, latzte daher letzterem den Fuß; das Fräulein, im Beſtreben ſich los zu machen, brach das zarte Bein, und verſchwand weinend. Am andern Tage brach das Bäuerlein auch ſein Bein, blieb lebenslänglich lahm, und ſeine Familie hat es bis heute noch zu büßen, denn je ein Glied der Familie muß allemal lahm gehen.

Es iſt nur wenig damit gewonnen, anzuführen: die ſeligen Fräu-

*) S. L. Bechſtein: Deutſches Sagenbuch. Leipzig 1853. 20.

lein Tirols ſind jene der **Hulda** unterthänigen, meiſt in der Dreizahl erſcheinenden Nonnen der ſchwäbiſchen **Hulda**-Sagen. Allerdings erſcheinen die Seligen in mancher Einzelſage auch in bedingter Zahl, 2 oder 3, aber nicht immer.

Soll man aus der **Hulda** eine römiſche Ceres herauskünſteln, weil Römer und Latiner in Tirol Colonien gründeten, und die ſeligen Fräulein zu Dreaden des Römermythus ſtempeln?

Ebenſo wenig ſind die Seligen Tirols identiſch mit den ſlaviſchen Wilen. Beide zeigen gegenſeitig mehr ſich abſtoßende, als anziehende Pole. Wilen haben ſchwarze Augen, Selige blaue; Wilen verkehren mit Kampfhelden, Selige mit Hirten und Landbebauern; Wilen tanzen, Selige ſingen; Wilen ſind rachſüchtig, Selige duldſam.

Nicht römiſch, nicht ſlaviſch iſt der **Hulda**- und Seligen-Mythus Tirols, er iſt rein germaniſch, urgermaniſch, und iſt in frühen Zeiten chriſtlich-germaniſch geworden. In dieſen Würden wollen wir ihn ohne Deutelei und Vermengung mit außerdeutſchen Elementen beſtehen laſſen, als ein dem Lande Tirol eigen zugehörendes, wohl aber ähnlichen Mythen mittel- und ſüddeutſcher Gauen nahe Verwandtes. Die nächſte Verwandtſchaft findet ſich mit den zahlreichen wandelnden weißen Jungfrauen der deutſchen, namentlich mitteldeutſchen Sagen, bezüglich ihrer Reinheit, ihres in mancher Sage begegnenden verlockenden Geſanges, aber da fehlt wieder der Zug der Verfolgung, den die Tiroler Seligen erleiden, mithin ſtehen letztere in eigenthümlicher Selbſtſtändigkeit da.

II.

Die Rieſen.

Die Rieſen-Sage iſt in Tirol zu einer Vollkommenheit ausgebildet, wie in keinem der übrigen Länder Deutſchlands, und ſteht nach ihrer Hauptrichtung hin wieder zur Seligen-Sage in ſo unmittelbarer und enger Verbindung, daß die Mittheilung örtlicher Sagen von beiden nur vereinigt erfolgen kann.

Deuten die Sagen von **Hulda** und ihren Seligen nach einem goldenen Alter der Zeitenfrühe, ſo bezeichnen die Rieſenſagen ein ehernes, rauhes Zeitalter. Jene vertreten eine paradieſiſche Unſchuldwelt, letztere alles wilde, ungethüme: Haß und Verfolgung, und zwar einestheils gegen das Menſchengeſchlecht, noch mehr aber gegen die Seligen. Der wilde Jäger nord- und mitteldeutſcher Sagen, der aus dem Urgott **Wuotan** abgeleitete Wute, Wuth, Wode, hat ſich in Tirol zu einer Vielheit verkörpert; jeder Rieſe iſt ein ſolcher Wute, aber es folgt ihm kein wildes

Heer, das unterſcheidet wieder weſentlich die ſüdliche Sage von der nördlichen. Der Rieſe Tirols iſt auch vorzugsweiſe der wilde Mann, keineswegs aber ein einzelner Gebirgsherr, wie der „wilde Mann“ des Harzes, ſondern es kam ein Heer wilder Männer in das Land, von Rieſengröße und fürchterlicher Geſtalt, nahm in Beſitz, was es fand, ließ ſich nieder, wo es ihm gefiel, und übte jede Gewaltthat roher, durch keine Sitte und kein Geſetz gezügelter Urkraft.

Die Volksbenennung wechſelt zwiſchen Rieſe, Wilder, wilder Mann, Salwang, im bayriſchen Gebirge kommt auch Wutan vor. Salwang ließe ſich vielleicht vom mittelhochdeutſchen Sal-twanc ableiten, deſſen Bedeutung ein grundherrlicher Zwang iſt, dann erſchiene der Rieſe als Zwingherr, Tyrann; ſeinem Weſen, wie die Sage es ihm beilegt, völlig angemeſſen.

Rieſenſpuren werden häufig gezeigt, vor allen: „Rieſenſteine“ — „Steine vom wilden Mann“, denen bisweilen Fußtritte eingefügt, ja ſelbſt Zeichen eingegraben ſind. Der feſtſtehende Zug in vielen Rieſenſagen: das Steinwerfen, Steinſchleudern über weite Strecken und oft ungeheurer Blöcke — iſt ſtets wiederkehrend. Häufig zeigen die Rieſenſteine ein da, wo ſie liegen, nicht vorkommendes oder zu Tage ſtehendes Geſtein, ſondern, gleich den erratiſchen Blöcken, ein fremdartiges, ſo der „Wilde-Mann-Stein am Klotzen“ hoch im Gebirge am linken Eingange in das Wattenthal, der „Rieſenſtein in Wilten“, welchen Haimon warf; der mehr als 100 Centner ſchwere „Rieſenſtein“ von Stadelgröße am Waſſer, 1 Stunde vom Alpbach. Dieſen trug der „Roßmooſerrieſe“ vom Kolbenthalmelchplatz*) bis zur Kolbenthaler Säge**). Durch eine Schneelahn (Lawine) wurde der Stein ſpäter bis zu der Stelle geſchoben, an welcher er jetzt liegt.

Ein gewaltiger „Rieſenſtein“ liegt einige Klafter unter der höchſten Spitze des Markbachjoches zu Wildſchönau im Unterinnthal, den der „Salvenrieſe“ von der hohen Salve herüber warf. Wer die Entfernung mit den Blicken mißt, kann nicht genug erſtaunen. Es wird von ſolchen Steinen noch weiter die Rede ſein.

Die Phantaſie des Volkes hat ſich bei der Schilderung der Geſtalt des Rieſen bis zum Ungeheuerlichen verſtiegen, und oft den Gipfel des Grotesken erreicht, ja manche Schilderung dieſer Art erinnert an Sagen des Morgenlandes und Indiens.

Der Leib des Rieſen erſchien voll graugrüner, ſelten ſchwarzer Haare, und mit dieſen ſo dicht bewachſen, daß man vermeinen konnte, der Rieſe ſei nicht nackt, ſondern in grauen Baumbart gekleidet. Der Rücken glich einem Stück Fels, darüber hing ein Mantel von Bärenfellen, die Knöpfe waren verſteinerte Ammonshörner, oder große Schneckenhäuſer, die beim

*) Der Tiroler ſchreibt richtiger melchen, von Milch, als der Hochdeutſche melken.

**) Säge nennt man in Tirol die Scheit- und Sägemühlen.

Schreiten des Rieſen an einander klapperten, zugleich aber war dieſes Klappern ein Laut der Warnung für Hirten und Bäuerlein, ſich zeitig in Sicherheit zu bringen, was beſonders dann nöthig war, wenn der ungethüme Recke die Eigenſchaft beſaß, die den Rieſen der Märchen ſo häufig anhaftet, nämlich Menſchen- und vornehmlich Kinderfreſſer zu ſein.

Auf dem ſtattlichen Rieſenrücken ſaß ein kurzer, gedrungener Stierhals und -Nacken, auf dem ein dicker Kopf mit ſauborſtigem Barte ruhte, in dem zwei hervorgequollene Augen lauernd rollten und wie große Kupferteller glühten, wenn der Rieſe zornig war. Insgemein aber war der Rieſe immer zornig.

In der Hand trug der Rieſe als Bergſtock einen ſammt den Wurzeln dem Boden entriſſenen ſtarken Fichtenbaum, ganz ſo wie auf dem Harzgelde, den ſogenannten Wildemannsthalern, abgebildet zu erſehen.

Seine Wohnung hatte jeder Rieſe meiſt für ſich in ungeſelliger, unzugänglicher Einſamkeit, ſelten iſt von Familien der Rieſen die Rede. Sie wohnten in den finſterſten Schluchten, in ſelbſt gewühlten Berghöhlen, unter den „Karrn" (Einſattelungen) der höchſten Gebirgszüge. Von dort gingen ſie auf den Fang der Seligen aus, und thaten mit denen die ſie fingen, wie der Wode und wilde Jäger mit den Wichteln und Holzweibeln, ſie riſſen ſie in Stücken. Ein Zug der Tiroler Sage aber iſt wiederum neu. Da die Seligen ſehr ſchön ſangen, ſo hat mancher Rieſe die, welche er fing, eingeſperrt und ſeine Freude an ihrem Geſange gehabt, wie die Imſter an dem der Rothkropfl und Canari. Dieſer Zug weiſ't ſchon nach einiger Kultur des Rieſenvolkes hin.

Die Stimme der Rieſen war ein rauher Grundbaß, der wie Donnerſchläge und rauſchende Waſſerſtürze erklang. Der Schrei eines Rieſen machte Burgen beben und Felſen in Trümmern ſtürzen; er löſte Lawinen im Hochgebirge, und ſpaltete Felſen zu Klammen (langen ſchmalen Schlüften). Da ein Rieſe, wenn er zu laut ſchrie, Gefahr lief, die eigene Wohnung durch die Gewalt ſeiner Stimme zu zerſtören, ſo verhielt ſich das ganze Geſchlecht insgemein ſehr ſchweigſam, und galt vielen für gänzlich ſtumm.

Weder Selige noch Rieſen waren unſterblich, aber letztere maßen ihr Alter nach Jahrhunderten, daher geſchah es einſt, daß der Schwarzegger Rieſe Aſinger Holzfällern, die den Urwald rodeten, zurief:

Ich denke dieſen Wald
Neunmal jung und neunmal alt!

Bei der gewohnten Abgeſchloſſenheit, in welcher die Rieſen getrennt von einander lebten, war es natürlich, daß ſie einander gegenſeitig haßten und bekämpften, und daß, wenn es zwiſchen einem Paar Rieſen zum Streite kam, ihre Umgebung dieß wahrnahm. Von ihren Schlägen und ihrem Stampfen erbebte der Boden, mit den Füßen traten ſie Matzen (breite Vertiefungen) in den Boden, die man noch allenthalben im Lande gewahrt,

und welche „Rieſentritte“ heißen, wie z. B. beim Waſſerfall zu Hinterdur, am „Wilden-Mann-Stein“ im Wattenthale und am „Tirſchentritt“ bei Roßweil im Oberinnthale. Dem germaniſchen Sprachforſcher bleibt unbenommen, bei dieſer örtlichen Benennung „Tirſchentritt“ ſchon jetzt an die „Thurſen“ (Rieſen) der ſcandinaviſchen und Eddamythen zu denken. Unten wird des Tirſchen noch weiter erwähnt. Die feindſelige Unduldſamkeit und gegenſeitige Wuth der Einzelnen gegen ihres Gleichen hatte großen Antheil an ihrem Steinſchleudern, ſollte daſſelbe auch nur als Kraftprobe in Wettkämpfen gelten.

Die Nahrung der Rieſen war roh, wie ihre ganze Natur. Rohes Fleiſch erlegter Thiere, Wurzeln, Grünes, doch auch Hervorbringungen der Kultur wurden nicht ſtets verſchmäht. Den Dornauerberg-Rieſen im Zillerthale fragte ein Bauer, was er eſſe? „Kuhpech und Heuſchrecken!“ war die brummige Antwort. Der Rieſe verſtand aber darunter Butter und Gemſen.

Die Frauen der Rieſen heißen nicht, wie jene am Salzburger Untersberge, „wilde Frauen“, ſondern „Fanggen“ (ſprich Fangken), von denen noch beſonders die Rede ſein muß, da ſie auch ganz ſelbſtſtändig in den Gebirgsſagen auftreten. Diejenigen unter den Rieſen, welche Menſchenfreſſer waren, ſchonten häufig ihre eigenen Kinder nicht, daher verſteckte die Fangga oft ihr Kind in ein Bauernhaus, wo es dann auferzogen wurde, und durch ſeine Kraft außerordentliche Dienſte leiſtete. Durch dieſen Zug bahnt ſich die jüngere Rieſenſage an; die Sage, in welcher die Rieſen ungewöhnlich ſtarke, ungeſchlachte Wildlinge, entweder bösartig oder launenhaft, ja ſogar gutmüthig, und meiſt nicht ſehr lichten Geiſtes erſcheinen; ein ſehr wichtiger Unterſchied, den die Mythenforſchung feſt ins Auge zu faſſen hat. Nicht jeder Rieſe der Sage iſt ein Ur-Rieſe, es iſt ein Unterſchied zwiſchen beiden, wie zwiſchen Naturgöttern und reckenhaften Helden. Den Ur-Rieſen lag die Vertilgung des alten ſeligen Göttergeſchlechtes ob, wie die Giganten und Titanen der antiken Mythe die Götter bekämpften, nur mit minderem Glück; ihren Söhnen blieb der Kampf gegen Ure, Bären, Drachen und Lintwürme*), dann die Rieſenarbeit erfordernde Ausrodung der Urwälder und das Wegbahnen der Kultur bis zu den höchſten bewohnbaren Höhen der Gebirge.

Immer aber kehrt die Rieſenſage mehr die ungeſchlachte, recken- und rüpelhafte Seite ihrer Helden heraus, als eine feine, geſittete. Stets trägt der Rieſe, wie den Mantel, den er niemals ablegt, auch beim heißeſten Wetter nicht, Widerſpenſtigkeit gegen höfliche und gute Sitte zur Schau.

*) Lint- nicht Lindwurm nach J. Grimm und mittelhochdeutſch. Der Wurm heißt nicht nach einer Linde, ſondern nach dem Glanze, den der Hort ausſtrahlt, welchen er hütet. D. M. 652.

Ein Kaunerberger fragte den Rieſen vom „hohen Tſchniersthal“ bei Grubich, warum er ſtets den Mantel trage? und der Rieſe antwortete: „Ich trage meinen Mantel bei ſchönem Wetter, damit ich beim ſchlechten thun kann, gerad' was ich will!“ — Dieſe lakoniſche Rieſenweisheit lebt heute noch unter den Oberländern und Vintſchgauern, und paßt auf gar manches Verhältniß. Sie erinnert an einen Volksſpruch in Mitteldeutſchland. Einer ſpricht: Ich mache es, wie Herr Asmus! — Wie machte es der? — Antwort: Er machte es, wie er wollte.

Von der ungeheuerlichen Leibesbeſchaffenheit der Ur-Rieſen noch einige Züge.

Wenn ein Ur-Rieſe Feuer anmachen wollte, ſo riß er zwei Harzbäume aus, rieb ſie nur zweimal an einander, und die Bäume flammten, dann ſteckte er ſie unter die andern Bäume ins „Heerdhölzl“ hinein.

Einem Ur-Rieſen war der Leib ſteif geworden, ſo daß er nicht vermochte, ſich zu bücken. Ein Bauer, der ihm als Bote diente, mußte jedesmal, wenn er ihm etwas ſagen wollte, auf eine hohe Tanne klettern, um dem Rieſenohre nahe zu kommen, und ſich verſtändlich zu machen.

Einſt fuhr ein Bauernknecht von Hall mit ſeinem Paar Ochslein in den Gnadenwald, um gehacktes Holz heim zu holen. Ueber dem aufladen wurde es Nacht, und unterwegs gelangte der Bauer mit ſeinem Geſchirr an einen Hügel, den er früher nicht bemerkt hatte, und trieb die Ochſen tüchtig an. Auf der Anhöhe zeigten ſich zwei Hohlwege; der Bauer ſchrie: „Hott! Hott!“ und lenkte in den rechten ein, bald wurde der Hohlweg zur langen Höhle, in welcher ſtachliches Geſtrippe den Weiterweg hemmte. Der Bauer war in das linke Naſenloch des Walder-Rieſen eingefahren, dem jetzt das Fuhrwerk kitzelte; er nießte daher mit Vehemenz — und Bauer, Ochslein, Holz und Wagen flogen weit in die Welt hinaus.

Im Zillerthale wohnte ein Ur-Rieſe, welcher die Eigenheit beſaß, im Schlafe ſtark zu ſchnarchen, das rollte wie ein ſtetes Gewitter; wenn er einathmete, bogen ſich die Bäume bis zum Boden; wenn er ausathmete, ſchnellten ſie mit Gewalt in die Höhe, das war ein Lärm, als tanze die Windsbraut in dieſem Walde ihren tollſten Reigen.

Der Glunkezer-Rieſe baute über ſeine Höhle, die über 1 Stunde breit, und ebenſo tief war, ein Gewölbe, das iſt der jetzige „Glunkezerberg“. Der Rieſe hatte zuviel gebrüllt, davon wurde Kalk und Mörtel und Geſtein morſch, und nun zerbröckelt allmählig der ganze Berg, und fällt, zum großen Verdruſſe der Gemſenjäger, nach und nach in Trümmer.

Die im Elſaß, auf dem Harz, im Thüringerwalde, und auch ſonſt noch begegnende Sage vom „Rieſenſpielzeug“ findet ſich auch in Tirol, und ſcheint ſogar dort ihre urſprüngliche Heimath zu haben.

Auf dem Berge über dem Schloſſe Tirol lebte ein Ur-Rieſe mit ſeiner Familie. Einmal kam das Rieſenmadl herab, und dem Kinde gefielen

einige an der Erde herumkrabbelnde Käfer ſo wohl, daß ſie ſechs Stück derſelben in ihr Schürzchen nahm, oder in ein Tüchlein band, und ſie freudig dem Vater zeigte. — „Dirndl! Dirndl! Was machſtd'? Wo gedenkſtd' hin?" ſprach der alte Rieſe unter Kopfſchütteln. „Das ſind ja Algunder Bauern! Das ſind gar nützliche Manndlen — pack'ſ' gleich wieder ein, und trag'ſ' ſauber wieder abi!"

Als das alte Rieſengeſchlecht dahin war, verkommen in ſeiner Unkultur, tauchte das jüngere Geſchlecht auf, das eine Stütze und ein Pfeiler der auch im Volke lebenden Romantik wurde. Dieſes führte herrliche Schlöſſer auf, trug goldene Kronen, machte ſich zu „Königen", übte Zauber, hielt wunderſchöne Prinzeſſinnen gefangen, zog mit Schwert und Harniſch auf Abenteuer aus, und ſo wurde ganz allmählich, wie man auch an Sagen im mittlern Deutſchland gewahrt, die Rieſenſage zur Ritterſage, ja ſie ging in Tirol noch weiter, ſie verkörperte ihre Rieſen zuletzt in reiche Bauern, die auf ihrem Grund und Boden recht „hoach" thaten, und endlich gar ließ die Sage manchen Rieſen zum zigeunerhaften „Törcher und Landſtörzer" herabſinken.

Neben dieſen Herabkömmlingen des alten Ur-Rieſengeſchlechtes erſcheinen auch noch zum Chriſtenthum bekehrte „Wilde" theils als Kleinhäusler in Höhlen hauſend, oder in ſüßer Gewohnheit des Nichtsthuens durch die Waldgebirge ſchwärmend, bis Ungemach der Witterung und Hunger ſie zwang, menſchliche Wohnungen aufzuſuchen, am häuslichen Heerde ſich zu wärmen und ihre breiten Hände auf die „Veſtlgrube" zu legen, auf welche jegliche Bäuerin noch immer ſo vielen Werth legt. Wollten ſie eſſen, ſo mußten ſie auch arbeiten, und thaten beides mit vielem Eifer, ſo wie aber der Frühlingsföhn durch die Thäler wehte, waren ſie flugs auf und davon, lenkten aber dann dankbar die wilden Waſſer von den Häuſern und Hütten ab, in denen ſie Unterkunft gefunden und Gaſtfreundſchaft genoſſen hatten, riefen auch den Bauern in die Thäler nieder, was für Wetter werden würde. Gegen Gute war dieſe Rieſenart gut, ſelbſt neckeluſtig; an Böſen und an denen, die ſie beleidigten, übten ſie grimmige Rache, und ließen Steinrutſchen und Bergwäſſer gegen deren Gehöfte los. Sie waren ſchon ſo weit kultivirt, daß ſie Waldſingvögel, Murmelthiere und Schaafe liebten, und ſie vor Gefahren zu ſchützen bemüht waren. Keinem Jäger war zu rathen, ein Murmentl zu tödten, einem Singvogel nachzuſtellen. Wenn ein Bauer die Schaafe zu lange eingeſperrt hielt, ſo öffneten die Rieſen Nachts den Stall und trieben die Thiere auf gute Weide. Behandelte ein Bauer das Schaafvieh unbarmherzig, ſo führten die Rieſen erſt das letztere von dannen, und dann fiel gewöhnlich eine Schlaglawine nieder und begrub und zertrümmerte Haus und Hof, Habe und Gut.

Man will behaupten, daß die Rieſen über das verunglücken von Schaafen bitterlich geweint hätten.

Schon nach der heiligen Schrift vermiſchten ſich die Rieſen mit den Töchtern der Menſchen; ein Gleiches thaten auch die Rieſen Tirols, freilich ſuchten ſie ſich dazu einen ſtarken Schlag aus. Einſt freiete die Dornauer-Rieſentochter einen ſtattlich großen Pfitſcher-Grundbauern, und gab ihm den Verlobungskuß. Als dieſer gegeben war, ſank der Bräutigam tod hin. Die ſtarke Rieſenmaid hatte ihm bei ihrer feurigen Umarmung alle Rippen und das Herz dazu, entzweigedrückt.

Die Rieſenſage Tirols in ihren verſchiedenartigen Umwandlungen iſt vorzüglich heimiſch im ganzen Unterinnthale, im Zillerthale, wie im Salzburgiſchen. Seltener iſt ſie im Oberinnthale, dort heißen die Rieſen ſchlechtweg „Wilde", im Südtirol aber „wilde Männer".

Die haarigen Enneberger-Rieſen werden vorzugsweiſe „Salwangs" genannt, deren Weiber heißen „Gannes"; letztere ſind beſonders im Faſſa- und Puſterthale bekannt. Dieſe Rieſen wohnten in Gemeinſchaft in den zahlreichen Höhlen des Kreuzkofls, redeten faſt niemals, und äußerten ihr Verlangen nur durch rohe Naturlaute. Die „Gannes" waren von ſtarkem männlichen Schlage, haarig und bartig, nichts weniger als ſchön, und verweilten faſt immer in den Berghöhlen.

Als Rieſenwohnungen und Rieſenaufenthalte, von welchen meiſt örtliche Sagen gehen, werden hauptſächlich folgende genannt: der Dornauerberg im Zillerthale, dort wohnte in einer ſchwarzen Höhle der Ur-Rieſe Gäuner. Seine Nachkommen bewohnten dann ſpäter ein bäuerliches Rieſenhaus, den „Dornauer-Hof", weiter draußen im Zillerthale.

Der Vorſprung des Mullgebirges oberhalb des Schloſſes Tirol wurde von jener Ur-Rieſenfamilie bewohnt, von der die Sage vom „Rieſenſpielzeug" herrührt.

Der oben ſchon genannte Ur-Rieſe, der „Walder" geheißen, hatte ſeine Höhle im Gebirge ob Gnadenwald, und es führte in dieſelbe ein ungeheures Thor neben einer ſteilen Felswand. Als der Rieſe geſtorben war, ſchoben ſich die Felſen zuſammen, und ſchloſſen die Höhle. Ein ſchwarzer Streifen zeigt noch, wo die Felſen an einander geſtoßen ſind, und heißt das „ſchwarze Mannd" — iſt auch zugleich ein Wetterzeichen.

Vom „Serlesſpitz", auch die „Waldraſterſpitz" genannt, iſt eine beſondere örtliche Sage volksmündlich, welche unten folgt.

Bei Grubich im Tſchierſthale wohnte ein Ur-Rieſe; ein anderer, der „Wattenthaler-Rieſe" hatte ſeinen Aufenthalt „am Klotzen" auf der luftigen Höhe des Gebirges, welche die linke Seite des Thalausganges bildet. Dieſer verſtand ſich gut auf das Wetterprophezeihen, war ein Bauernfreund, und würde die Bauern gelehrt haben, aus Juten (Molken, auch Buttermilch genannt) Butter zu machen, wenn ſie ſich etwas weniger bäueriſch, und etwas mehr manierlich gegen ihn benommen hätten.

Ein sehr alter Riese hat im Hauserwald auf dem Schwarzeck bei Asling gewohnt.

An der Poststraße zwischen Zirl und Telfs soll ein Riese, des Namens Thyrsus gewohnt haben, von ihm trage der Weiler Tirschenbach den Namen. Er wird unten nochmals erwähnt. Der Name Thyrsus ist latinisirt. Hier sei nur bemerkt, daß Tirsch ganz gut deutsch ist, es heißt eben Türse mittelhochdeutsch ein Riese. In einem Volksmärchen begegnet ein „Turschemann" als Riese; der „Türst", der wilde Jäger des Pilatusberges in der Schweiz hat lautverwandten Namensklang und könnte auch hieher bezogen werden. Die Schreibart „Dürst" ist unrichtig.

Oberhalb Haid im Vintschgau, auf dem Wege, wo der Blagethof steht, wohnte ein Riese, Namens Urhanns, mit seiner Fanggin. Er war ein Kinderfresser.

Auf der „hohen Salve" im Unterinnthale hauste der „Salvenriese", der als gewaltiger Steinwurfkünstler so berufen, wie verrufen war.

Vom Riesen über der Hinterdux bei der „gefrorenen Wand", der „Durer-Riese" geheißen, folgt eine besondere Sage.

Ueber der Schaafalme Tulfein ganz zu hinterst im „Volderthale" wohnte ein schrecklicher Riese, der um die schönen Töchter eines Hirtenkönigs fruchtlos freite. Im Albachthale wurde ein kräftiger Ur-Riese zum Bauer; er begründete den noch stehenden Roßmooser-Hof. Sein Geschlecht wurde allgemach kleiner.

Aber auch in seiner Verjüngung blieb das Riesengeschlecht noch gar stark und mannhaft, und füllte noch in später Zeit das Land mit Staunen.

Theils wurden diese Riesen-Abkömmlinge zu **Unholden**, und dann hafteten ihnen dämonische oder diabolische Züge an, oder sie wurden zu sogenannten **„Starken"**, und als solche Bauern, Holzleute, Wilderer, Robbler (Hagmeier), die ihre Gegenden mit den Kunden ihrer Kraftthaten erfüllten; die Kraft dieser Starken war aber entweder eine besondere Begnadigung von Gott, oder sie war ein Naturgeheimniß.

So hatte Kaiser Maximilian einen Jäger; dieser war unholdmäßig geartet, aber außerordentlich stark. Er setzte den Kaiser, der doch ein gewichtiger, stattlicher Herr war, auf die flache Hand und trug ihn so auf den Reaberg. Dieser Geselle hatte seine Wohnung oberhalb Greit aufgeschlagen, und man nennt das Haus auf ihrer Stätte noch heute den „Unholdhof", dessen einstiger Eigenthümer jetzt als Pütz wandern muß.

Ein Starker aus der Stubai trug auf seinen Schultern 9 Centner Eisenwaaren nach Schafhausen zu Markte, allwo man so darob erstaunte, daß man ihm gestattete, lebenslang seine Waare zollfrei einzuführen, und sein Bildniß auf eine Wand malen ließ.

Solche Sagen sterben nie aus, vielmehr bleiben sie in steter Verjüngung begriffen. Noch heute kann jeder Bergwanderer auf der Alpe Morenthal

unterm Sonnwendjoch einen 6 Zentner ſchweren Stein auf dem Dache der Almhütte liegen ſehen. Ein Starker neueſter Zeit, ein Zimmermann von Bruckerberg, der Auer Peter geheißen, trug ganz allein den Stein aufs Dach, nachdem er zuvor ſich eine ganz ſtarke und feſte Leiter zu dieſem Behufe gemacht hatte. Der Auer Peter iſt erſt im Jahre 1850 verſtorben. Er hat auch von Reit nach Hinterkogl ſieben Bodenladen von 1½ Zoll Dicke auf einmal getragen, und noch in ſeinem 78. Jahre trug er auf den großen Haag auf der Alpe Ladiz in der Riß ganz allein den gewaltigen Firſtbaum, und legte ihn auch allein auf, was ihrer ſechs Zimmerleute nicht „zoweg bringen" konnten.

Noch einige Sagen von ſolchen Stärke-Aeußerungen ſollen unten den Schluß der örtlichen Rieſenſagen bilden, welche nun im Vereine mit den Seligenſagen folgen.

III.

Oertliche Sagen von den Seligen und den Rieſen.

1.

Das Gemſenfräulein im Kalmthale.

Zwiſchen Saltaus und St. Martin mündet am rechten Ufer der Paſſer das Kalm- oder Kalbenthal aus, deſſen Bach gleich bei der Ausmündung einen ſchönen Waſſerfall bildet. Tief in der Thalenge, aus der dem Alpengrün himmelanſtrebende Felſen in die Wolkenhöhe entragen, ſchoß ein Wilderer eine Gemsmutter, die mit ihrem Böckchen, welches ſie kurz vorher erſt geworfen, harmlos auf einer kleinen Matte ſpielte. Das arme Thier ſtürzte tod zu des Jägers Füßen nieder, und das Böcklein erſchrack ſo ſehr durch den Schuß, daß es ebenfalls von der Felswand niederkollerte, ein Bein brach, und von dem Schützen ungeſehen, hülflos liegen blieb. Da trat aus umbuſchter Felskluft ein ſeliges Fräulein, und deſſen Erſcheinung übergoß die Matte wie ein Sonnenlicht. Schneeweiß war des Fräuleins Gewand, golden ihr Gürtel um den ſchlanken ätheriſchen Leib. Die Selige ſtieg nieder in das Dickicht, in welchem das leidende Gemsböckchen lag, hob es auf, trug es zu einer Quelle, wuſch es ſauber, pflückte Waldkreſſe und drückte deren Saft auf die Wunde des Thierchens, und ſchiente ihm das gebrochene Glied mit breiten Flechten und Wurzelgefäßer. Unbemerkt ſah dieſe That der Seligen ein Hirte, ſah, wie die Selige das Thierchen an ſich drückte und nach weiterer Hülfe umſchauend, die Blicke ihrer blauen Engelaugen rings umher ſtrahlen ließ. Da gewahrte das ſelige Fräulein den Hirten, eilte auf ihn zu, gab ihm ver-

trauenvoll ihren Schützling, und sagte zu ihm: Gieb meinem armen Liebling Ziegenmilch zu trinken drei volle Monate lang, dann komme ich zu Dir und hole ihn ab. Verforgst Du mir das Thierchen gut, so soll es traun Dein Schade nimmer sein. — Mit diesen Worten entschwebte die Selige, und der Hirte wußte nicht, wie ihm geschehen war; er blickte wie träumend nach der Stelle, wo sie stand und schwand. Das Gemsböcklein pflegte er gut und getreulich, bald sprang es munter mit den jungen Ziegen umher, und machte auch schon seine Sprünge; und es gedieh erfreulich, wuchs groß und stark, und der Hirte ersehnte nun täglich des Fräuleins Wiederkehr. Eines Abends erschien die Selige plötzlich bei des Hirten Heerde, griff gleich nach ihrem Gemsbock und schwang sich auf dessen Rücken, eine leichte, zierliche, holdselige Reiterin, und nahm sich noch hundertmal schöner aus, wie die Jungfrau Lorenz von Tangermünde auf ihrem Hirsch.*) Die Selige dankte dem Hirten mit freundlichen Worten, und gab ihm ein Kästchen, das über und über mit Krystallen und Granaten besetzt war, worauf sie alsbald auf ihrem Gemsbock von dannen ritt, hoch, hoch hinauf, über die steilsten Zacken und Zinken; bald war die lichte Gestalt ins Abendglühen eingetaucht, und zog am höchsten Grat dahin wie ein rosigflammendes Wölkchen. Dem Hirten war wunderlich und weh ums Herz, er hätte gar zu gern die liebsüße Erscheinung und Gestalt noch länger gesehen und angeblickt. Er wurde eine Zeitlang sehr traurig, und trug gar kein Verlangen, zu sehen, was in dem Kästchen sei. Endlich, nach einigen Wochen erst, schloß er es auf, da war es voll uralter goldener Münzen, und das war für ihn ein reicher Schatz. Endlich fand er auch einen noch köstlicheren Schatz in einer Maid von Gonda auf dem Riederberge, die just so schöne blaue Augen hatte, wie das selige Fräulein. Bald wurde die Sache richtig, der Hirte kaufte den schönsten Hof, wurde ein glücklicher Mann und Vater, und seine Frau brachte lauter schöne Kinder mit lichtblauen Augen und blonden Haaren zur Welt, und das erbte in der Familie fort bis in unsere Tage, und des ehemaligen Hirten Haus blieb ein gesegnetes. Jener Jäger aber ist nach seinem Schusse gar nicht wieder nach Hause gekommen. Das selige Fräulein jedoch sieht man noch bisweilen auf dem Gamsbock im Abendroth über die Felsenkämme reiten, strahlend im rosigen Glanze, und nennt es „das Gemsenfräulein".

2.

Die drei seligen Fräulein ob der Morin im Oetzthale.

Einst raubte einer armen Hirtenfrau aus Lengenfeld im Oetzthale ein Lämmergeier ihr Kind, einen Knaben, als sie zur Alme emporstieg,

*) S. L. Bechstein: Deutsches Sagenbuch, 339.

auf welcher ihr Mann hütete, während ſie an einer Wegkapelle knieend ihren Roſenkranz betete. Aber der Himmel fügte es, daß der Geier ſich droben auf einem Felsſtück mit ſeinem Raube niederließ, gar nicht weit von dem Hirten, der den Geier mit Steinwürfen verſcheuchte, und ſo der Retter ſeines eigenen Kindes wurde, das er ſeit dem Frühling nicht geſehen. Es waren aber die drei ſeligen Fräulein, welche in der Nähe des Oetzthaler-Ferners über und hinter einer, „die Morin“ geheißenen, Felswand wohnten, ſchon bei der Rettung jenes Hirtenknaben unſichtbar thätig und hülfreich geweſen.

Der Knabe erwuchs und trug ſtets in ſeiner Seele den Zug nach den Höhen des Gebirges; er wurde ein kühner Alpenſteiger und Bergſchütze; als ſolchen zog ihn von jeher ein geheimnißvoller Trieb nach der Platte über der Morin, denn dort — ſo ging die Sage — ſollte auch ein Thiereparadies ſein, da ſollte es Gemſen in Schaaren geben, ja ſogar noch Steinböcke, aber kein Jäger könne dahin gelangen. Der junge kecke Knabe aber wollte das Wageſtück beſtehen, und begann ſeine Wanderung, die damit endete, daß er unter Todesgefahren ſich verſtieg, endlich nicht mehr wußte, wo er war, und von der eisbedeckten Platte, die ſich über 10,000 Fuß hoch in die Wolken erhebt, herab auf eine grüne Alpe rutſchte, die er von droben kaum ſehen konnte, und daß ihm darüber hören und ſehen verging.

Als der Jäger wieder zum Bewußtſein kam, lag er auf Speik und Edelweiß gebettet in der Kryſtrallgrotte der drei ſeligen Fräulein, die ihn zum zweitenmale gerettet hatten. Sie umſtanden ihn, ſtrahlend von himmliſchem Liebreiz, und ihr Anblick weckte in ihm die ſüßeſte Empfindung. Er blieb nun ein gutgepflegter Gaſt der ſeligen Fräulein, durfte ihre herrliche Wohnung, ihre Gärten, ihre Thiere ſehen, aber es wurde ihm auch geſagt, daß ſeine lieblichen Wirthinnen die Schutzgöttinnen der Alpenthiere ſeien, und ihm das Verſprechen abgenommen, nie ein ſolches Thier zu tödten, nicht Gemſe, nicht Alpenhaſen, nicht Schneehuhn, nicht einmal ein Murmentl.

Drei Tage durfte der Bub bei den ſeligen Fräulein verbleiben, durfte ſie küſſen und anbeten, dann aber mußte er dreierlei heilig und bei ſeiner Seele Seligkeit angeloben, wenn er jemals wiederkehren, oder wenn er, auch für den Fall ſeiner Nichtwiederkehr, drunten glücklich ſein wolle. Zum Erſten Verſchwiegenheit ſo tief wie das Grab, daß er je die ſeligen Fräulein geſehen, und bei ihnen geweſen; zum Andern niemals ein Alpenthier weder zu tödten, noch zu verfolgen; zum Dritten, nie einem Menſchenauge den Weg gewahren zu laſſen, der ihm gezeigt werden würde, um bequemer zu ihnen zurückzukehren. Ein viertes Verſprechen, nämlich den Seligen die Liebe, die er gegen ſie an Tag gelegt, zu bewahren, und mit keiner Dirne vertraut zu thun, keinen Handſchlag oder Kuß zu geben,

verſtand ſich, wie die Seligen meinten, ſchon von ſelbſt ohne Schwur und Gelöbniß. Dann ward der Alpenſohn nach einem zärtlichen Abſchied in eine bergestiefe Kluft hinabgelaſſen, die ſich tief unten im Thale der brauſenden Achen unter bergenden Alpenroſenbüſchen öffnete, nachdem ihm noch mitgetheilt worden war, daß er an jedem Vollmondabende auf drei Tage wieder zum Beſuche kommen dürfe, und nur durch dieſe Kluft in den Berg eingehen und unten ein beſtimmtes Zeichen geben könne.

Der Bub kam wie umgewandelt nach Hauſe. Ihm war, als habe ihm geträumt, und bald genug hieß er der Träumer, denn er nahm nie mehr einen Stutzen zur Hand, ging auf keine Jagd mehr mit, beſuchte keinen Tanzplatz, aber in jeder Vollmondnacht ſchlich er zur Felskluft tief unter der Morin, und trat in das Bergesinnere und war drei Tage lang glücklich mit den ſeligen Fräulein, deren wunderlieblichem Geſange er oft beſeligt lauſchte. Daheim aber verfiel ſeine Geſtalt, er wurde bleich und matt, vergeblich indeß war es, daß Aeltern und Freunde in ihn drangen, doch zu ſagen, was ihm fehle? — Es fehle ihm ja nichts, ſprach er auf ſolche Fragen, er habe ja Freude die Fülle.

Da Vater und Mutter ſeine heimlichen Weggänge in den Vollmondnächten wahrnahmen, ſo ſchlichen ſie ihm einmal nach und hart am Eingange traf ſein Ohr der Mutter Stimme, die ihn beim Namen rief, und alsbald ſchoben ſich die Felswände vor des Jünglings Augen zuſammen, und im Berge ſtürzten mit Gekrach und Donnergepolter Steine auf Steine nieder. Des Jünglings Glück war ihm nun unwiederbringlich verloren. Trübſinnig und in ſich gekehrt, ging der Unglückliche in ſeinen Heimathort zurück — achtete weder der Mutter Thränen noch des Vaters Schelten über ſein Weſen, blieb theilnahmlos für jeden aufmunternden Zuſpruch und für jede Zerſtreuung, und ſiechte ſo kraftlos und thatlos hin, bis der Herbſt kam, die Heerden von den Almen in die Winterſtälle des Thalortes getrieben wurden, und das ſchöne Naturleben der Gebirgswelt erſtarb und unter Schnee begraben wurde.

Da kamen ein paar alte Freunde in das Haus des Hirtenſohnes, die ſprachen von einem Jagdgange, den ſie hinauf nach der Platte zu unternehmen wollten, und da funkelten zum Erſtenmale wieder die Augen des jungen bleichen Gebirgsſchützen, die Jagdluſt, die Wildererluſt, die unüberwindliche, regte ſich in ihm — vielleicht war es auch ein anderer Trieb. Er wollte noch einmal eindringen in das gefeite Gebiet der ſeligen Fräulein, und gehe es auf Tod und Leben. Am Leben lag ihm ohnehin nichts mehr — und Tod war ihm Befreiung.

Der Jüngling brachte ſein Jagdzeug in Ordnung, lieh ſich einen Stutzen, denn der ſeinige war zerſchellt und zerſpellt in einer Felsſchlucht ob der Morin liegen geblieben, und ſchloß ſich dem frühen Weidgange der Wilderer an. Erſt ging er mit ihnen, dann eilte er voraus, höher —

immer höher — wie von unwiderſtehlicher Macht gezogen — es war ihm ſo leicht ums Herz, allzulange hatte die dumpfe Luft der Thalenge ihm die Bruſt bedrückt — er ſtieg ſo raſch, als ob er Arſenik gegeſſen habe, das tödliche Gift, das manche Aelpler in kleinſten Gaben genießen, um ſich lüftiger zu machen, und endlich erblickte er eine Wächtergemſe. Dieſe pfiff und entſchwand hinter dem Grat, auf dem ſie geſtanden. Der Alpenjäger erklimmte den Grat, da ſah er unter ſich, aber außer der Schußweite, auf einer kleinen Matte, ein ſtarkes Rudel Gemſen; nur eine war ihm ziemlich nahe, und dieſe eine verfolgte er unabläſſig, bis das geängſtete Thier nicht weiter konnte, und an einem Abgrunde ſtill ſtand, den vor eitel Jagdeifer der Schütze gar nicht ſah. Er legte an — da klang es wie eine klagende Mädchenſtimme, aber der Jäger horchte nicht hin — er zielte ſcharf, er ſchoß. Siehe da umleuchtete ihn ein heller Glanz, die Gemſe ſtand ungetroffen in dem Glanze, und vor ihr ſchwebten in blendender Helle, aber ſtrengen und zürnenden Angeſichts die drei ſeligen Fräulein, und naheten ihm, und bei ihrem erſten Anblick ohne Liebe und ohne Lächeln überrieſelte den Jüngling ein tiefes Grauen — er wankte zurück — noch einen Schritt und hinterrücks taumelte er in den tauſend Fuß tiefen Schlund, und von ſeinen Fußtritten löſete ſich bröckelndes Geſtein, und eine Mure ſchoß ihm polternd nach und begrub ihn unter ihrem Schutt und Gerölle.

3.

Die drei Seligen auf dem Ungarberge.

Zwiſchen dem Markte Imſt und dem Stationsorte Naſſereit zieht ſich, vom Pigerbach durchrollt, das Gurgl-Thal, nicht zu verwechſeln mit dem Gurgl-Thal, das dicht unterm Fuße des Oetzthalferners beginnt. Am Wege liegt ein Weiler, bei Strad (Stra in der Landesſprache), und ob der Strad eine Stunde hoch zeigt ſich am Ungarberge oder Ungarskopf ein kellerartiges Gewölbe, einſt ein Eingang zur untergebirgiſchen Wohnung dreier ſeligen Fräulein, vom Volke die „Heiligen“ genannt. Dieſe erſchienen bisweilen außerhalb ihres gewölbten Grotteneinganges, und bleichten Linnen, oder hingen ſchneeweiße Gewänder zum trocknen an die Sonnenſtrahlen auf, die ſich durch dichtes Waldlaub oder Felsklauſen ſtahlen. Bisweilen ſollen die „Heiligen“ auch nach Strad herabgekommen und den Mädchen beim Flachsſpinnen behülflich geweſen ſein — aber die Menſchen ſcheuten ſich vor ihnen, und die, welche die weißen Gewänder ſchweben ſahen, enteilten von Furcht bethört.

Im Gewölbe, das gewöhnlich Eggerskeller genannt wird, einige ſagen Erga'skeller, und klaſſiſche Antikler würden alsbald die Nymphe Egeria

an ihren schönen Haaren ins Tirol herbeiziehen — befindet sich eine Oeffnung, ähnlich der am thüringischen Hörseelenberg, so groß, daß ein Knabe allenfalls einschlüpfen kann, nur mit dem Unterschiede von dem Hörseelenbergloche, daß man das am Ungarberge nicht immer offen erblickt, und wenn man es auch offen einmal sah, es dann nicht wieder oder doch mit Felsgestein verschlossen findet.

Einst ging der Hirte von Strad hinauf, um Birkenreiser abzuschneiden und Besen daraus zu binden. Der hübsche grüne Platz vor dem Gewölbe eignete sich gut zu seiner Arbeit; er streifte von den geschnittenen Reisern das Laub ab und band seine Besen. Des andern Tages, als er wieder hinauf auf jenen Platz kam, um dieselbe Beschäftigung vorzunehmen, fand er von dem Birkenlaube kein Blatt mehr, es war alles rein weggekehrt. Er setzte sich auf einen Steinblock und wartete seiner Arbeit. Da erklang tief im Bergesinnern ein wonnesüßer Gesang dreier holder Mädchenstimmen, die dem armen jungen Hirten das Herz bethörten. Er lauschte lange, lange mit verhaltenem Odem, bis der Gesang endete, und dann stieg er wie berauscht herab nach Strad.

Bald war der Besenbinder wieder am liebgewonnenen Platz, die Heerde weidete, vom treuen Hunde bewacht — das Laub war abermals sauber hinweg gefegt, und als der Hirte aufblickte, hingen drei weiße Mädchenkleider in der Luft und wehten im Winde; ein Seil, daran sie hingen, nahm der Hirte nicht wahr, und darob ergriff ihn ein Grauen — er enteilte; hätte er nur eines der Kleider genommen, so war eine Selige an seinen Schritt, an seinen Dienst gebannt.

Dennoch zog den Jüngling, obschon die aufgehängten Kleider ihn erschreckt hatten, eine unwiderstehliche Sehnsucht nach einigen Tagen wieder zur Höhe am Ungarskopf. Siehe da zeigte sich seinen Blicken unverhofft und überraschend ein seliges Fräulein im vollen Liebreiz seines Wesens, aber es nahte ihm nicht, vielmehr schien es, als wolle die Selige, daß er ihr folge, — sie blickte lächelnd nach ihm um und ging — in den Berg hinein und verschwand so sichtlich vor seinen Blicken. Er wagte nicht, ebenfalls in den Berg einzugehen — er lauschte nur dem wonnigen Gesange, der aus der Tiefe scholl, und verzehrte sich darauf im stillen Sehnen. —

In Strad wohnte ein Bauersmann; der hieß Anton Tangl; es ist noch nicht zehn Jahre her, daß er gestorben ist, der kam einst auch herauf in die Nähe des Gewölbes, um Stöcke auszugraben. Bei dieser Arbeit zeigte sich ihm plötzlich, als er einen recht tief gewurzelten Stock umgegraben und ausgehoben hatte, ein tiefhinabgehendes Loch; Tangl schaute hinein, und sah durch die Oeffnung schräg abwärts einen mild erhellten grünen Rasenplatz, über welchen ein milchweißer Bergbach mit schäumenden Wellen rauschend floß. Darüber kam den Mann große Verwunderung an, noch

mehr aber, als er auf der grünen Matte tief unter ſich und klein, wie Püppchen, die drei ſchneeweißen Fräulein ſitzen ſah; ſie ſaßen neben einander, hatten ſich mit den Armen ſchweſterlich umfaßt, und ſangen ein liebliches Lied, deſſen Weiſe er wohl vernahm, aber deſſen Worte er nicht verſtehen konnte. Tangl lauſchte, bis die Nacht einbrach und er drunten nichts mehr unterſcheiden konnte; dann ging er herunter nach Strad, und erzählte Andern verwundert, was ihm Seltſames widerfahren. Das wollte ihm aber Niemand glauben, und andern Tages begleiteten mehrere Freunde den Tangl wieder hinauf an den Ungarskopf. Tangl ſchritt wacker voran und ſuchte die Stelle, aber er ſuchte ſie vergebens, und all ſein Suchen war fruchtlos, und mußte ſich gefallen laſſen, daß die Andern ihn einen Talk, einen Trottel, einen Lügner und einen z'nichten Träumer ſchalten.

Hätte ich doch mein Maul gehalten! — hat der Tangl hernach noch oft geſprochen: — und wäre ſtatt Andern von dem, was ich geſehen, zu plautſchen, lieber hinein in den Berg gekrochen, ſo hätte ich ſehr glücklich ſein, und ſchöne Sachen mit herausbringen können; der Menſch iſt aber zu Zeiten gar ein dummes Viech. —

4.

Hitte Hatte.

Oeſtlich von dem Ungarkopf ober Strad und hoch über dem Grottengewölbe, das man „Eggerskeller" heißt, liegt in der Nähe einer großen ſchauerlichen Felskluft ein Platz, „die Kohlhütte" genannt, der von ſteilen grauen Bergwänden umgeben iſt. Dort hauste vor Zeiten ein „wilder Mann" einſam mit ſeiner Fangga.

Jordan, ſo hieß der Wilde, hatte ſich ein rohes Blochhaus gebaut, und machte ſich's, nächſtdem daß er Kinder und Vieh raubte und auffraß, zum angelegentlichſten Geſchäfte, hinter den Seligen her zu ſein, ſie zu fangen, zu tödten, oder in unterirdiſchen Höhlen eingeſperrt zu halten.

So brachte der Rieſe Jordan einſt ein ſeliges Fräulein, höchſt wahrſcheinlich eins aus der Grotte hinter Erga's- oder Eggers-Keller, heim, das ſchon mehr tod als lebendig war, und warf es ſeiner Fangga zu, und wollte ihm den Garaus machen, aber die Fangga ſprach: Laß leben das Ding, es kann mir Dienſte thun! So? ſchrie der Rieſe: Wo hatt'ſt d' ſie gern? — In der Hütte hatte ich ſe gern zum arbeiten! antwortete das Rieſenweib, und der Rieſe ſpottete: Meintwegen, nimm Dein Hitte Hatte! Zur ſchwarzen Katz' die weiße! — Das Rieſenpaar hielt nämlich auch zu ſeiner Geſellſchaft eine große ſchwarze Katze.

Das arme ſelige Fräulein trug nun das Joch der Dienſtbarkeit bei dem Rieſenpaare, wurde nicht anders gerufen als Hitte Hatte, mußte

Magdkleider anziehen und Magdarbeit verrichten, that letzteres aber mit gar vielem Geschick und großem Fleiße, so daß die Fangg ganz gut und mild gegen die Dienende war, so weit dieß in ihrer Natur lag. Auch mit der Katze meinte die Selige es gut, fütterte sie pünktlich, ließ sie in ihrem Bette schlafen, und gewöhnte sie ganz an sich. Die Selige, die nun völlig die Natur einer irdischen Maid angenommen hatte, sehnte sich aber doch bald hinweg aus der rohen Riesengesellschaft, und nahm eines Tages die Gelegenheit wahr, als der Riese Jordan aus war und die Fangg schlief, herunter in das Thal zu steigen, und ihr Glück bei Menschen zu suchen. Merkwürdigerweise, als ob sie das Vorhaben ihrer Freundin ahne, folgte ihr die Katze auf jedem Tritt, und so kam es, daß eines Abends beim Seehausbauer Krapf ohnweit der Strad im Gurglthale eine schmucke Dirne eintrat, hinter der eine große schwarze Katze schlich, und ihre Dienste anbot. Der Seehausbauer und die Seehausbäuerin waren gute und fromme Leute, nur etwas beschränkt, vermochten sich nicht recht zu regen, und waren etwas in ihrem Vermögensbestand zurückgekommen, konnten wenig Lohn geben, und behielten deshalb kein rechtes Gesinde. Daher dingten sie um geringen Lohn die hübsche neue Dirne und fragten nicht erst lange nach deren Heimath; auch gab es dazumal noch keine Dienstbüchlein und dergleichen Ausweise. Das selige Fräulein versah ihren Dienst mit Lust und Liebe; vermöge ihres geistigen Wesens war ihr jede Arbeit nur ein Spiel, und alles that sich von selbst. Mit ihrem Einstand zog der Segen ein beim Krapf im Seehaus; es war eine Lust, zu sehen, wie Hitte Hatte, diesen Namen hatte die Selige beibehalten, schaffte und wirthschaftete; die klügste Bäuerin hätte es nicht besser vermocht, und vollends was den Flachs und dessen Behandlung betraf, da war nun die Hitte Hatte eine wahre Meisterin. Sie schaffte ruhig, sprach wenig und unnützes erst recht nicht, war stets schüchtern, bescheiden und schämig, und die Bauersleute ließen sie in ihrem stillen Wesen und Wirken gern gewähren. Ihr Liebling war und blieb die Katze, die dem Hause ebenfalls sehr nützlich war, und Boden und Stall rein hielt von Ratten und Mäusen. Nur eine Furcht kannte Hitte Hatte, das war die vor dem Riesen, der über ihre Flucht schrecklich getobt und seine Fangga garstig geprügelt hatte, aber im Thale konnte der wilde Mann ihr nichts anhaben, weil alle Jahre die Flurgrenze umgangen und gesegnet wurde, und überall auch Kreuze und Betstöcke standen, die dem heidnischen Riesenvolke ein Gräuel waren.

Da kam eines Abends der Lenz, mit seinem ganzen Namen Lorenz Mayrhofer, vom Markte Imst, ein dem Seehausbauer befreundeter Mann; der hatte zu Imst seinen Ochsen verkauft und trug dessen Joch selbst, sprach im Seehaus ein, aß mit dem Bauern zu Nacht, und erzählte bei einem Glase Tiroler Landwein, den ihm die Dirne hatte einschänken müssen, dem Bauern und der Bäuerin: Man verlebt doch närrische Dinge. Wie

ich da vom Dollingerhof her aufs Seehaus zugehe, ſchreit oben eins mit lauter Stimme: „Ochſajochtraga! Ochſajochtraga! Sag' zu da Hitte Hatte, ſie ſöll hoam geän! Der Jordan is toab!“ — Der Seehausbauer und ſeine Bäuerin ſahen einander an, und dann ſahen ſie die Hitte Hatte an, die aber legte ihren Löffel hin, und ſagte: „Iſcht Jordan toab, ſo bin i froa! Haltet dan hoarigen Hauswurm wohl, habat's guat'n Dank und habat's Glück zum Viech! Hätt' ös mi meahr gefragt, hatt' i enk meahr geſagt!“ Damit ſtand die Selige auf, ging zur Thüre hinaus und ward nicht mehr geſehen. Bauer und Bäuerin und der gute Freund wunderten ſich über die Maaßen, was das alles heißen ſollte. Unter dem „hoarigen Hauswurm“ war die Katze verſtanden. — Wie ſchade, klagen noch immer die Bauern zu der Strab: daß der Seehausbauer die Salige nit mehr gefragt hat, denn hätte er mehr gefragt, ſo wüßten wir mehr.

5.

Wie der Rieſe Jordan umgekommen iſt.

Dem Tode des Rieſen Jordan auf dem Ungarberge hat die örtliche Sage völlig das Gewand des alten Kindermärchens „vom kleinen Däumling“ angezogen, und es lebt in jener Gegend in ſolcher Incarnation völlig ſelbſtſtändig und uralt, ohne Büchern entnommen zu ſein, zu Folge mündlicher Ueberlieferungen von den Aehneln zu den Urenkeln im Munde aller Kinder; nur fehlen in der Tiroler Sagenmäre die Meilenſtiefeln und manches andere, auswärts hinzugekommene Element, dafür hat ſie mehr unmittelbare Natur.

Zwei Knaben aus Strad waren beerenſuchend den Berg emporgeklommen und hatten ſich der Rieſenwohnung genähert, ohne dieſe zu ahnen. Es dämmerte und die Kinder bekamen Hunger und wollten heimgehen. Da ſahen ſie in der Nähe ob der Kluft bei der Kohlhütte einen blauen Rauch, der aus der Vorhalle der Rieſenhöhle aufſtieg, und der eine Knabe rief: Sieh dort, den Rauch! Dort werden gewiß Kücheln gebacken! Komm, laß uns ſchauen, ob wir auch was davon krieg'n!

Bald ſtanden die Knaben vor der verſchloſſenen Hütte, und der eine klettert auf das Dach, rückt ein Brett, und ſchaut hinunter; das merkt die in der Hütte beſchäftigte Fangga und ruft hinauf: Wer ſitzt da droben und krabbelt auf meinem Kücheldach? Da ruft der Knabe hinab: Ich bin's — ich und ein guter Kamerad, der Hunger hat, ſo gut als ich. Sei ſo gut und gieb uns was zu eſſen!

Darauf öffnete die Fangga die verſchloſſene Thüre und rief: Kommt nur herein, ihr Frazz'n! Ihr ſollt was bekommen, aber kriecht gleich in dies Loch (in den Ofen), und haltet euch ruhig, denn der wilde Mann

wird bald kommen, und wenn er euch findet, ſo frißt er euch mit Rumpf und Stumpf, mit Haut und Haar.

Da erſchracken die Knaben ſehr und krochen in das Loch, und da kam auch bald darauf der wilde Mann und ſchnoperte und ſchnaubte, und rief, indem er ſeine großen Augen nach allen Seiten hin kehrte: Ich ſchmecke, ich ſchmecke Menſchenfleiſch!

Die Fangga aber, die ihre Jugendbildung nicht zu 'Sbruck in einer Penſion erhalten hatte, erwiederte ihm ſehr derb: Du ſchmeckſt, du ſchmeckſt einen Katzendreck!

Da that der Rieſe einen furchtbaren Schnauber oder etwas Aehnliches, daß die ganze Hütte erbebte und wackelte, und die Kinder zum Tode erſchracken, vermeinend, es donnere, und der Ofen breche über ihnen zuſammen, daher ſie voller Angſt herankrochen. Wie der „wilde Mann" ſie gewahrte, wurde er noch wilder, fuhr die Fangga heftig an mit Scheltworten, ſperrte die Kinder aufs neue ein, und nahm den Schlüſſel mit, indem er fortrannte, um einen verirrten Ziegenbock zu fangen, deſſen Schelle er ſo eben droben klingeln hörte.

Jetzt begannen die beiden Knaben gottesjämmerlich zu winſeln und zu barmen, ſo daß die Fangga, wie roh ſie immer war, doch von Mitleid bewegt wurde, und den Entſchluß faßte, jene zu befreien. Zwar hatte ſie keinen Schlüſſel zu der Kerkerthüre, aber ein gelinder Fußtritt ihrerſeits war hinreichend, dieſe Thüre aufzuſprengen. Die Fangga ließ die Knaben heraus, gab ihnen guten Rath, wie ſie ſich davon machen ſollten, und jene enteilten.

Noch nicht lange waren die Knaben fort, ſo kam der wilde Mann wieder, und zwar ohne den Bock, der ihm ebenfalls entgangen war, und wollte nun die Knaben ſchlachten. Da waren ſie fort und neue Scheltworte umwetterten die Fangga, die aber ſtets unerſchrocken blieb. Jetzt warf der wilde Mann den Mantel um, und ſtapfte fort, den Kindern nach. Da kam er an einen Wildbach, jenſeit deſſelben er die Knaben erblickte, und ſchrie ihnen ſo mild zu, als ihm möglich war: Ei, ihr lieben Krabben! Wie ſeid ihr um das Wäſſerchen gekommen? — Ho! lieber „wilder Mann"! riefen die Buben: Gang auſi! Droben iſt der Steg, über den ſind wir goanga. Der wilde Mann lief eine ewige Strecke aufwärts, etwa ſo weit, wie von Naſſereit nach Siegmundsburg, da fand er einen ſchwachen Steg, betrat ihn, und plumps lag der wilde Mann im wilden Waſſer, und mußte darin lange genug hin und her ſchwaddern, bevor ihm gelang herauszukriechen. Mittlerweile hatten die Jungen wieder mächtigen Vorſprung, der Rieſe aber nahm ſeine Beine auf die Achſeln, und lief, was er laufen konnte, und endlich ſah er ſie wieder, aber jenſeits einer großen, dichten und langen Dornhecke, durch die Jordan nicht hindurchdringen konnte. Da rief er wieder ganz liebreich hinüber: Ei, ihr lieben Frazzen, wie ſeid ihr

denn durch die Hecke gekommen? — O, lieber Rief' Jordan! antworteten die Buben: Gang nur ein Stück abi! felt iſt ein Loch im Zaun, da kannſt d' bequemlich durchſchliefen! — Jetzt lief der wilde Mann eine gute Viertelſtunde abwärts an der langen Hecke hin, fand endlich ein Loch, aber nur ein kleines, mußte den Mantel ablegen, konnte kaum hindurch, ward übel geſtochen von den Dörnern, mußte viel Haare laſſen, und kam übel zerzauſt heraus. Nach abermaligem Haſtlaufe ſah er endlich die indeß immer weiter entflohenen Kinder, und zwar jenſeits eines See's, über den er nicht zu kommen wußte, denn ſchwimmen konnte er nicht, den See zu durchwaden wagte er nicht, weil er deſſen Tiefe nicht kannte, und einen Nachen, der groß genug geweſen wäre, den „wilden Mann" zu tragen, gab es nicht. Da rief er wieder den Kindern ganz ſchmeichelnd zu: Liebe Bueb'n, ſogt's, wie ſeid ihr über'n See gekommen?

Und die Buben erwiederten: Wir haben uns einen breiten Stein um den Hals gebunden, darauf ſind wir über den See geſchwommen.

Da erwiſchte der Rief' einen Mühlſtein, hing ſich denſelbigen an den Hals und plumpte in den See, darin er alſobald ertrank. Glücklich entkamen die Knaben, und die Fangga wird auch nicht im Herzeleid vergangen ſein, daß ihr „wilder Mann" nicht wieder kam.

Die Forſcher der Mythe mögen darüber ſinnen, ob der ſo überraſchend in dieſer Mär begegnende Rieſen-Eigenname Jordan nicht auf die altnordiſche Bezeichnung eines Rieſen überhaupt: Iotar (nicht Jotar) ſo viel wie Iotun, Jöte, Jette zu beziehen oder zurückzuführen ſei, wie wir unten beim Thyrſe ähnlicher etymologiſcher Vermuthung begegnen.

6.

Die Selige am Luamacherberge.

In dem Walde, der ſich zu Luamach unter Hippach im Zillerthale zum Luamacherberge hinaufzieht, wohnten hinter einer ſchönen Grotte ſelige Frauen, und entzückten zu Zeiten mit ihrem herzbethörenden Geſange die, welche demſelben lauſchten.

Auch einem Einödhofbeſitzer, der aber ſchon verheirathet war, ging dieſer Geſang, den er bisweilen vernahm, mächtig zu Herzen; er ſuchte oft und viel Gelegenheit zum Berge, ſaß dort ſtundenlang in dem blätterumrankten Höhlengange, hörte die wonnigen Weiſen in der Tiefe, und wenn er herabkam in ſeine Wirthſchaft, ſo ſchmeckte ihm keine Arbeit mehr. Darüber begann ſein Weib mit ihm zu hadern, denn ſie ſah, daß durch des Mannes häufige Verſäumniß es mit der Wirthſchaft den Krebsgang ging, und der häusliche Unfrieden war fertig. Nun ging der Mann um ſo mehr nach dem Berge, und wünſchte ſich an ſeines Weibes Statt ein ſeliges Fräulein, oder den Tod.

Da geſchah es eines Tages, als der bethörte Mann ganz in ſich verſunken in der Steingrotte am Luamacher Berge ſaß, und den melodiſchen Tönen des fernen Geſanges lauſchte, daß plötzlich ein ſeliges Fräulein vor ihm ſtand, keineswegs aber, um mit ihm zu buhlen, ſondern um ihm liebreich zuzureden, daß er brav ſein und fleißig arbeiten, und mit ſeinem Weibe im Frieden leben ſolle. Du mußt aufs Haus ſchauen, Dich mit Deinem Weibe verſöhnen, und gut mit Deiner Bäuerin ſein, ſonſt ſollſt Du unſern Geſang nimmer hören! ſprach die Selige.

Dich möcht' i halt immer ſchaun! entgegnete der Mann. Heim möcht' i goar nit wieder! bei Dir muß es prächti ſein!

Erſt thuſt Du, wie ich Dir geſagt! verſetzte die Selige. Nachher, wenn Du drei Monate lang drunten in Deiner Wirthſchaft recht fleißig und brav geweſen biſt, ſo ſollſt Du einmal mit mir eini gehn in unſer Bergſchloſſel da inwendig drin — da ſollſt Du Wunder ſchauen und loſen. Aber keiner Menſchenſeele ſagſt Du ein Wort, das verſprichſt Du mir heilig und theuer.

Der Bauer verſprach alles — und hielt ſein Wort bis auf eins. Er verſöhnte ſich mit ſeiner Frau, er blieb drunten, er ſchaffte fleißig, er brachte ſein Hausweſen wieder in gute Ordnung, zählte aber dabei im ſtillen die Tage, wann die drei Monate um ſein würden — da wollte er wieder hinauf, da wollte er glücklich ſein. Als der beſtimmte Tag kam, gab es juſt im Einödhofe eine höchſt dringende Arbeit, bei der des Mannes Anweſenheit unbedingt nöthig war, und die ſich nicht hatte vorausſehen laſſen. Aber ſiehe da, der Einödhöfer ſchickte ſich zum Berggange an — nichts hielt ihn.

Was fallt Dir dann ein, Mann? fragte die Bäuerin. Fangſt Dein altes Gelaufe wieder an? Was haſt Du auſſi z'ſchaffen, wenn es eini alle Händ' voll z'thun giebt?

O Du z'nichts, unſeliges Weib! zürnte der Mann. Mußt Du es wiſſen, wo ich hin will? Ich werd' apper ſtracks zur ſeligen Frau auf dem Berg ſteig'n!

Zur ſeligen Frau! Herr mein Jeſus! ſchrie die Bäuerin, ſchlug erſchrocken die Hände zuſammen, und brachte kein Wort mehr aus dem Munde. Der Mann war aber auch erſchrocken, daß jenes Wort ihm entfahren, er ging beſtürzt und bekümmert, und als er zur Stelle kam, fand er den Grotteneingang nicht mehr, alles war verändert — kein Liedeston ließ ſich ferner hören — er ſuchte ſich müde und kam ſpät nach Hauſe, wo er ſeine Frau in bittern Thränen fand. Da ſprach er zu ihr: Sei ſtat, liebes Weibel, i gang nu nimmer wieder auſi. Dös hat ein End'!

7.

Die Selige ob Heid und der Hirte.

Im Vintſchgau ohnweit dem Dorfe Haid am ſchönen Haider-See öffnen ſich viele ſchmale Thalrinnen in das Etſchthal und ſenden ihre rollenden Wildbäche in die dort noch nicht breite und doch oft ſo furchtbar wilde und verheerende Etſch.

Ueber einem dieſer Alpenthäler hüthete einſt ein Hirte und ſaß auf einem Felsblock vor ſeiner Thaie (Sennhütte), ziemlich gedankenlos in die Tiefe niederſtarrend, und auf den Wald, der ſeinem Sitze gegenüberlag. Der Hirte war von rohem Sinn und hatte keine Empfindung für die Schönheit der ihn rings umgebenden Natur des herrlichen Hochthales. Ein ängſtlicher Ruf ſchlug an ſein Ohr, der vom Walde herüber drang — er blickte hin, ſah etwas weißes ſchweben, und nahm gleich wahr, daß es ein ſeliges Fräulein war, die mit wehendem Kleide und wallendem Haare ängſtlich fliehend zu Thale eilte, hinter ihr her aber krachte und wetterte es im Walde, und bald zeigte ſich dem Blicke des Hirten ein wilder Mann, welcher die Selige verfolgte. Leider ſtand im ganzen Walde kein Stock mit drei eingehauenen Kreuzen, auf dem die Fliehende hätte Schutz finden können, die wie ein geſcheuchtes Reh dahin enteilte, und welcher ihr wüſter Verfolger immer näher kam.

Die rohe Gemüthsart des Hirten freute ſich ob dieſer Jagd; es wäre ihm ein Leichtes geweſen, dem ſeligen Fräulein zuzurufen, daß es zu ihm flüchte, und ſchnell drei Kreuze in einen Strunk oder Block zu hacken; aber ſtatt deſſen ſchrie er dem wilden Mann zu: Holla Alter! Jag' toll und moarga bring mer o a Viartl davon!

Bald verſchwanden die Selige und der wilde Mann aus des Hirten Geſichtskreiſe, der Wald deckte beide — aber dem Rieſen war ſein Fang gelungen und die arme Selige von ihm in Stücke geriſſen worden.

Als am andern Morgen der Hirte aus ſeiner Thaie trat, ſah er mit Entſetzen das erbetene blutige Viertel des ſeligen Fräuleins am Thürpfoſten hängen, aber zugleich war in den Lüften ein Wehgeheul hörbar, und brauſender Wind tobte arg und ärger, daß zu fürchten ſtand, er werde in kurzem die ganze Thaie in den Abgrund fegen, und Heerde und Hirten dazu. Dem Hirten wurde angſt und bange, ſeine Härte reute ihn nun äußerſt, er nahm eine Art, ſchlug raſch eine Fichte nieder, und hackte ebenſo raſch drei Kreuze auf den fallenden Stamm, und drei Kreuze auf den Stock — auf daß ein andersmal die verfolgten Seligen Schutz fänden. Alſobald legte ſich der gewaltige Sturm und das Fleiſchviertel verſchwand vom Thürpfoſten; der Hirte aber ging in ſich, und wurde ein anderer und beſſerer Menſch.

Aehnlich wie dieſem Hirten iſt es einem Bauer von Hippach ergangen, der dem eine Selige verfolgenden wilden Mann zuſchrie:

Halt und fach (fange)
Mir die Halbi und dir die Halbi!

Am andern Tage lag eine der Länge lang auseinandergeriſſene Selige auf ſeinem Hüttendache, ein grauenhafter Anblick, und war nicht wegzubringen.

Im Voigtlande wiederholen ſich dieſe Sagen unzähligemale, nur daß dort „der wilde Jäger" und „Moosweibchen" an die Stellen der wilden Männer und der Seligen treten.

8.

Der bethörte Fiſcher.

Oberhalb Haid im Etſchthale aufwärts folgt auf den Haider-See der Graun-See, und über dieſem der Ort Graun. Dort weiß noch jedes Kind von den Seligen zu erzählen, die oben an den Gebirgswänden als ſchwebende Lichtgeſtalten ſich zeigten, oder auch in ſtillen Mondnächten vor dem Eingange zu ihrer Felswohnung ſaßen und lieblich ſangen. Das war die Stelle, die noch heute „zur Salig" heißt.

Einſt fuhr ein Fiſcher Abends im Mondſchein auf dem Graun-See, legte Reußen und Netze zum nächtlichen Fang. Der Abend war mild und ſchön — die Luft ſo rein, daß man das bimmeln der Heerdenglocken von den nahen Bergweiden deutlich im Thale vernahm; dann läutete es zum Ave in den Thalorten Reſchen, Graun, Haid, drunten in Burgeis und im Kloſter Sankt Maria ob Burgeis — das klang gar feierlich und ſchön. Dann wurde es Nacht, und dann begann der Geſang der ſeligen Fräulein. Wer ihren Geſang vernahm, Hirten und Jäger, Dirnen und Kinder, ſtand wie „g'frorn" (gebannt, verzückt), und als die leiſen melodiſchen Tönewellen vom Berge herab auch über den Graun-See glitten, und an das Ohr des Fiſchers ſchlugen, vergaß er völlig auf ſeinen Fang, und lauſchte ganz andachtvoll, denn es klang ihm wie Engelſtimmen aus der Höhe und wurde ihm ſüßwehmüthig um das Herz und ſchwermuthvoll im Gemüthe.

Der Fiſcher ſaß und ſaß und hörte und hörte, der Nachen ſtand ſo ſtill auf der Fluth und ruhig lag das Ruder — und am andern Morgen ſchwamm der Fiſcher im Nachen noch immer auf dem See und hatte die Hände wie zum Gebete zuſammengelegt, und ſein Blick war hinauf „zur Salig" gerichtet, und war in dieſer Nacht ſelbſt ein Seliger geworden, denn als ſeine Kameraden ihn anriefen, ſchwieg er, und als ſie zu ihm hinruderten, fanden ſie ihn tod.

9.

Die Flachsjäterinnen.

Eines Tages war eine junge Mädchenſchaar aus Graun oder aus Reſchen, wo die Etſch entſpringt, eine kurze Strecke über Graun — zeitig

bei der Arbeit des Flachsjätens, lachte und ſchäckerte und ſang, und pries die gute Hulda, welche den Flachsbau im Lande eingeführt, der ſich ſo gewinn- und ſegenbringend erwies.

Mit einemmale ſehen die jungen Dirnen hoch oben längs der langgeſtreckten Bergwand ob dem Langtauferer Thal, das ſeinen tollen Wildbach Karlin in die Etſch entſendet, einige Selige haſtigen, fliehenden Laufes dahin ſchweben, welche eilig den Eingang zu der grottenartigen Felskluft zu gewinnen ſuchten, der noch immer „zur Salig“ heißt.

Vielleicht waren es dieſelben ſeligen Fräulein, die den Fiſcher auf dem Graun-See todt geſungen hatten. Die Seligen machten ängſtliche Geberden, deuteten rückwärts, zu zeigen, daß ſie verfolgt würden, und entſchwanden dann den Blicken der Dirnen. Nicht lange aber währte es, ſo erſchien droben auf der Reſchener Höhe ein gräulich großer Rieſe, der auf der Spur der Seligen war und ſie verfolgte, aber dieſelben ob ihres großen Vorſprunges noch nicht hatte einholen können. Der Rieſe kam näher und ſah ſchauderhaft aus mit ſeinem grünhaarigen Leib, Zottelbart und Bärenfellmantel mit klappernden Ammonshörnern daran.

Hobt's nit Saliga g'ſehn? ſchrie er die erſchrockenen Mädchen fragend an.

Na! Na! erwiederten alle, und die keckſte rief ihm weiter zu, er ſolle Selige Selige ſein laſſen und lieber kommen und ihnen helfen! bereute aber alsbald ihr Neckewort, denn der Rieſe kam leibhaftig, und wehe dem Flachs, wenn der geholfen und gejätet hätte!

Du mußt ſauber mit dem Flachs umgehen, verehrter Herr Rieſ'! rief die kecke Maid ihm zu. Das iſt nit nur ſo, daß man ihn vertritt! Er macht uns Mühe genug. Erſt muß das Land geackert, dann gedüngt, dann geeggt werden, dann ſäet man den Flachs, dann muß er mehr als einmal gejätet werden, dabei muß man ſich ſcharf bucken. Das kannſt Du nit Rieſ', Du kannſt Dich nit bucken!

Dös will i a nit! rief der Rieſe: und dös froag i enk nit, ich frag': wozu hin ſeind die Saligen?

Sie ſeind halt ausgeriſſen! lachte eine zweite Dirne. Siehſt du Rieſ'; wann der Flachs reiſſig geworden iſt, alsdann wird er auch ausgeriſſen oder ausgerauft.

Dös iſt ja beim Wute zum Haarausraufen! ſchrie der Rieſe. Dös alles froag i ja nit. I frag nur das oane: Wu ſeind d'Saligen?

Sie ſeind aufi gebrochen und haben ſich davon geſchwungen, lieber Rieſ'! ſcherzte jetzt die dritte Dirne. Der Flachs muß auch gebrecht und geſchwungen werden, verſteht ſich, wenn er zuvor im Waſſer gelegen hat und geröſtet iſt. Nachher wenn er trocken iſt, wird er gebrecht und dann gehechelt und dann geſchwungen und dann in Kauten gebunden und dann geſponnen, und dann gehaspelt und dann heißt er Garn.

Daß Du an einem Garnſeil hingeſt, Du z'nichte, z'widere Dirne Du! brüllte der Rieſe. Frag' ich nach Deiner Litanei, he? Frag' ich nach Deinem Flachs? Will ich was wiſſen von Deinem Garn? Daß Dich der Teufel in ſeinem Garnſack hätte! Wo ſind die Saligen hin? dös alloan frag' ich!

Sie werden ganz gewiß auf ihrer Bleiche ſein! ſpottete eine vierte der Flachsjäterinnen: denn weißt d', die Saligen ſind gar fleißige Spinnerinnen, und wenn der Flachs geſponnen iſt und Garn geworden, dann wird das Garn gewebt, und dann wird's gebleicht, und dann heißt's Linnen oder Leinwand, die iſt viel Geld werth, und würde ſehr im Preiſe ſteigen, wenn die Rieſen auch Hemden tragen thäten, und iſt a Schand', daß ſie ſelbes nit thun.

Jetzt ſchüttelte ſich der Rieſe und ſtampfte mit dem Fuße auf, daß gleich ein Achtel Acker eine Telle bekam, und man den Matzen noch ſehen kann, wenn ihn der Karlin nicht unterdeß mit Kies ausgefüllt hat. Dös frag' i nit — und will goar nix mehr wiſſen! Und wenn ich enk an den Kragen könnt', ſo wollt ich enk! Dabei machte er die Geberde des Mittenentzweireißens, daß alle Mädchen vor Angſt aufſchrieen und in Ohnmacht fielen; der Rieſe konnte aber keiner von ihnen etwas anhaben, weil ſie alle geweihte Roſenkränze trugen, und da rannte er fort und ſchrie, daß von allen Bergwänden Muren herunter ins Thal rutſchten, und ſchlug ſich durch das Langtauferer Thal hinauf in die Eisberge des Gebatſcher- und Vernagt-Ferner. Die Seligen waren ihm glücklich entgangen, und haben dann die Dirnen herrlich dafür belohnt, daß ſie durch ihr Geplauder den Rieſen von der ſchnellen Verfolgung abgehalten.

10.

Die Spinnerinnen.

Die Sage von den Seligen kehrt ſich, wie keine Sage dieß thut, nicht an politiſche, zumal neue, Landesgrenzen. Auch drüben im nachbarlichen Engadein, auf Schweizerboden, iſt ſie gleich heimiſch. Vom obern Etſchthale aus darf man nur ein Joch überwandern, ſo ſteigt man in das Unter-Engadein und in das Thal des jugendlichen blauen Inn herab, der dann beim engen und ſchaurigen Finſtermünz-Paß ins Land Tirol hereinbricht, doch nicht wie ein Feind, ſondern als ein nützlicher und wohlthätiger Freund.

Im Unter-Engadein liegt ein Oertchen, das heißt Tarasp, volksmündlich „Trasp", und nahe dabei ein Gehöft des Namens Vulpera. Dort hauste eine rechtſchaffene und fleißige Bäuerin, die ihren Mann liebte und ehrte und ihre Kinder gut erzog. Da ſind an manchem Winterabende aus dem Thälchen unterm hohen Piz Piſoc zwei ſchöne Mädchen mit Spinn-

rädern auf den Vulpera-Hof gekommen, in weißen Kleidern, mit flachsblonden Haaren, und haben gar fleißig gesponnen, und absonderlich gern nahmen sie den schönen glatten Flachswickel der Bäuerin auf ihre Ueberrücke (Rocken) und spannen ihn der feinsten Seide gleich. Dabei aber redeten sie nicht; nur wenn ein Faden zufällig brach, sagte die eine: „Faden ab!“ worauf die andere erwiederte: „Knüpf an!“ Wenn ein paar Spuhlen voll gesponnen waren, wurden sie gehaspelt oder geweift, und dann die schönen Garnstränge an die Wand gehängt, und mit Wohlgefallen betrachtet. Wenn ihre Stunde kam, erhoben sich diese nächtlichen Spinnerinnen, und traten mit ihren schön gedrechselten Rädern den Rückweg an, und allen Flachs, den sie gesponnen hatten, ließen sie der Bäuerin.

Diese gedachte nun, als das Ende der Spinnzeit heran nahete, sie müsse sich dankbar bezeigen, und rüstete daher eines Abends ein großes Essen zu, besetzte den Tisch mit Milch und Butter, Speck und Eiern, Honig und Kuhkäse und Weißbrod von Schuls oder Zernetz, auch rothen Wein aus dem Veltlin, und da sollte nun der ganze Vulperahof nebst den fremden Spinnerinnen Theil nehmen. Letztere aber machten traurige Mienen, gaben der Bäuerin noch ein Garnknäuel und sprachen: Für Deinen guten Willen! Lohn um Lohn! — gingen und kamen niemals wieder. Das Garnknäuel aber wurde niemals gar oder alle, wie viel immer die Bäuerin Stränge davon abhaspeln mochte.

11.

Die Thalgilgen und der Durer Riese.

Im stillen Hochalpenthale der Hinterdur wohnten schneeweiße fromme Fräulein, welche den schlichten und einfachen Bewohnern Gutes erweisend Segen brachten, absonderlich den Hirten, und obgleich die Wohnung dieser seligen Fräulein hoch oben im Innern des Durer Ferners nahe der gefrorenen Wand war, die einen ungeheuren Thurm aus purem Eise von schwindelnd steiler Höhe bildet, so nannten doch die Bergbewohner jene weißen, in ihren Hochalpenthälern von Zeit zu Zeit erscheinenden Fräuleins „Thalgilgen“ (Thal-Lilien) nach der schönen Maiblume, Lilium convallaria, mit deren Namen schon alte Dichter gefeierte Frauen schmückten.

Da kam ein gewaltiger Riese von fern her in das Durer Thal, der mit schrecklichem Hasse die Seligen verfolgte und vernichtete, mindestens zogen sie sich tief in ihr Krystallschloß im Innern des Ferners zurück, der Riese aber nahm Besitz von der ganzen Gegend, die er aber in eine öde Wildniß verwandelte. Er grub sich unter die Eisdecke der gefrorenen Wand eine Höhle, und wölbte sich dann durch das Gestein des Bergstocks einen Gang bis fast in das Thal herab, bis an den Ort, wo jetzt die warmen

Quellen beim Badeörtchen Hinterdux ſpringen. Dort trieb er nun ſein Weſen, erbaute ſich in der Nähe des Duxer Waſſerfalles ein Rieſenſchloß aus Steinquadern, jeder Stein ſo groß, wie ein Duxer Haus, und wollte noch mehr ſchaffen, aber da ſchickten ihm die ſeligen Fräulein aus dem Ferner, der dort Lues heißt, einen Wildbach um den andern, bald da, bald dort, und die Bäche unterwühlten alles, was der Rieſe baute, und waren ihm auf jede nur erdenkliche Weiſe hinderlich und im Wege. Da ergrimmte der Rieſe, riß ſein Schloß aus einander, daß es noch heute als mächtige Klamm den Wanderer anſtarrt, ſtampfte den Grund mit Fußtritten, daß die Erde ſchütterte und man die Matzen von den Füßen noch immer als „Rieſentritte" gewahrt, ſpaltete weit thalaufwärts die Felſen, peitſchte und ſtampfte das Fernereis ſo dicht zuſammen, daß es hart wie Stein ward und gar nimmer aufthaut, und brach die „gefrorene" Wand ſchroff und glatt ab, daß ſie noch immer ſteil ſteht und nicht gewölbt, wie andere Eisberge. All ſein Wüthen aber half dem Duxer Rieſen nichts; die Wildbäche kamen immer wieder, und über dem wunderſchönen Duxer Waſſerfalle ſchwebten des Nachts im Vollmondſchein im Staubwirbel der ſchäumend abſtürzenden Wellen die weißen Lichtgeſtalten der ſeligen Fräulein wie bleiche Mondregenbogen. Solches giftete den Duxer Rieſen ſo ſehr, daß er ſich mit einemmale erhob und auf und davon ging; wohin? weiß keiner zu künden.

12.

Rieſe Serles.

Hoch ragen drei Felszacken ſpitzig und ſteil über der Brennerſtraße, die von Innsbruck empor führt, und ſind ſchon vom Innthale aus ſichtbar. Einſt lebte ein „Wilder", oder ein Rieſe, als ein gewaltiger Bergkönig im Thale der Sin, der von außerordentlich roher Gemüthsart war, nicht minder war ſein Weib eben ſo geartet, und ſein Geheimerath taugte noch weniger. Der König war ein eifriger Jäger, ganz ſo wild, wie nord- und weſtdeutſche Sagen den „wilden Jäger" ſchildern; nichts freute ihn, als Roſſe, Hunde und Jagen. Wenn er einem fliehenden Hirſche auf der Spur war, ſo kümmerte es ihn nichts, durch weidende Heerden auf den Alpentriften zu ſprengen, zumal wenn das verfolgte Thier ſich unter dieſe miſchte, und von ſeinen blutgierigen Hunden alles zerreißen zu laſſen. Die Hirten durften gar nicht viel Redens machen, ſonſt wurden ſie ebenfalls von den angehetzten Fanghunden zerriſſen. Der Rieſe, deſſen Name Serles war, ſchrie dazu: „Luſtig Gejaid!" und weder Menſchen noch Thiere waren ihres Lebens ſicher. Des Königs Weib und des Königs Rath begleiteten ſtets den König Serles auf ſeinen wilden Jagdritten. Als einſtmals wiederum ein ſolcher Ritt ſtattfand, und die Hunde nicht nur den verfolgten Hirſch,

der ſich unter eine Kuhheerde geflüchtet hatte, niederriſſen, ſondern auch die Heerde mit wüthenden Biſſen anfielen, ſo ſuchten die Hirten die Hunde abzuwehren, ja einer derſelben ergriff eine Armbruſt, legte den ſcharfen Bolzen auf und ſchoß einen der Hunde des Königs Serles nieder. Darob ergrimmte der König über alle Maaßen, hetzte, angeſtachelt von ſeinem böſen Weibe und ſeinem argen Rathgeber, die ganze Meute auf die Hirten, und ließ ſie zerfleiſchen, während er laut lachte — darüber aber ergrimmte Gott — es entſtand in der Luft ein Brauſen und Sauſen und ein entſetzliches Ungewitter, und als das vorbei war, ſo war vom Könige Serles, ſeinem Weibe und ſeinem Rathe nichts mehr zu ſehen, ſondern drei Eisgipfel ſtarrten himmelhoch empor, und der mittelſte, das war König Serles, zur Rechten ſein Weib, zur Linken ſein Rath. In Wetternächten aber hörten oft Fuhrleute, welche mit ihrem Frachtfuhrwerke die Brennerſtraße zogen, das Kliffen und Klaffen vieler Hunde — und bei Gewittern ſieht man häufig Blitze auf jene drei Felsrieſen niederfahren.

In ganz ähnlicher Weiſe lebt dieſe Sage auch im bayriſchen Hochlande. Auch der Watzmann war ein ſolcher Gebirgsrieſe und König, und ſtreckt nun ſeine ſtarren Zacken, in die er, ſein Weib und ſeine ſieben Kinder ob gleicher unmenſchlicher Wuth und Grauſamkeit von der göttlichen Gerechtigkeit verwandelt wurde, eis- und ſchneebedeckt zum Himmel empor*).

13.

Der Glunkezer Rieſe.

Zu hinterſt im Volderthale, an der Höhe, wo der Glunkezer ſeinen Fuß niederſetzt, und jetzt die Schaafalpe „Tulfein" liegt, war gar eine liebliche Alpentrift, und mitten in derſelben hatte ein friedlicher Hirtenkönig ſeinen Palaſt, den er mit vier Töchtern bewohnte, von denen immer eine ſchöner war, wie die andere. Um den Palaſt herum breitete ſich ein herrlicher Garten aus voll Wunderblumen und Waſſerkünſte und weiten Wieſenſtrecken, darauf weideten friedliche Alpenthiere in ganzen Heerden, denen ſich die vier Königstöchter zugethan zeigten, die auch oft herabkamen in die Hütten armer Hirten, ihnen Wohlthaten erwieſen, und gleichſam wie Schutzgeiſter verehrt wurden.

Dieſes friedliche Glück wurde dadurch geſtört und endlich zerſtört, daß ein ungeſchlachter Rieſe in dieſes Alpenparadies kam, der ſich hoch oben am Glunkezer eine Höhle einrichtete, von wo aus er Nachts ein furchtbares Gebrüll hören ließ, daß die Felſen davon morſch wurden, und ſtarke Muren in die Thäler praſſelten.

*) S. Bechſtein: Deutſches Sagenbuch 1000.

Dieſen Rieſen kam, als er die vier Königstöchter geſehen, die Luſt zum Freien an. Er beſetzte ſeinen Bärenfellmantel mit neuen Klapperknöpfen, riß einen ſehr ſchönen Baum als Wanderſtab aus der Erde, ſtrich ſich mit ſeinen kralligen Händen ein paar Mal durch das borſtige Wirrhaar, und ſtieg herab auf die Tulfein zur Freite. Dem Könige erſchrack das Herz im Leibe, als er dieſen Bewerber um die Hand einer ſeiner Töchter erblickte, und er ſagte, ſeine Töchter hätten Freiheit, ihre Männer ſelbſt zu wählen; wenn eine von den vieren ihn, den Rieſen, möge, ſo ſolle es ihm, dem Vater, recht ſein.

Darauf machte ſich der Rieſe ſo niedlich, als ihm möglich war; viel war es aber nicht damit, und er erzielte auch nichts, als vier Körbe, einen nach dem andern. Darüber wurde der Rieſe grenzenlos aufgebracht, und beſchloß die furchtbarſte Rache, die er auch nicht ſäumte, alsbald auszuführen. In der Nacht, die dem Tage der Freiwerbung des Rieſen folgte, rollten haushohe Felsblöcke auf die Tulfeintrift herab, prallten gegen das Königsſchloß, und ſchoben daſſelbe ſammt allen Bewohnern vor bis zu einem Wildſee, in deſſen Tiefen es verſank, und den die nachrollenden Blöcke faſt ganz ausfüllten. Was von jenem dunkeln Gewäſſer noch übrig blieb, heißt jetzt der „Schwarzenbrunn“. Um ihn her iſt die Oede des Todes gelagert.

Als die Rache des Rieſen geſättigt war, kam die Reue über ihn, und er trauerte nun um die von ihm gemordeten ſchuldloſen Königstöchter und ihren Vater, ſaß Nächtelang am Wildſee, ſtarrte hinein, und heulte, daß es die Steine erbarmte, denn ſie wurden ganz mürbe, und ſelbſt die Höhle des Rieſen wurde wacklich und bröcklich. Und endlich hat ſich der Rieſe verwunſchen, und iſt ein Zwergmannbl geworden, die Königstöchter aber wurden in Selige verwandelt, oder in Seejungfrauen, und erſcheinen bisweilen in Mondſcheinnächten und ſchweben über dem Waſſer, und da ſitzt der kleine graue Zwerg, eine kümmerliche, mit Baumbart überwachſene Geſtalt am Ufer, und ſtreckt die Hände verlangend aus nach den lichten Geſtalten. Dieſe aber löſen ſich in eitel Nebel auf, und der Zwerg plumpſt wieder in den See, daß es brauſt und lautet, als ſtürze ein Felsblock hinein — und kühlt im kalten Bade ſeine Liebesgluth.

14.

Die Albacher Rieſen.

In ein unwirthbares Gebirgsthal, darin nur wildes Gethier und Gewürm hauſte, und weite Mooſſtrecken ſo trügeriſch das unter ihnen ſtehende Sumpfwaſſer deckten, daß ſelbſt Bären und Wölfe darin verſanken, kam einſt ein gewaltiger Rieſe, erſah ſich die wilde und wüſte Oertlichkeit und erkor ſich dieſelbe zum Aufenthalte. Er richtete ſich in einer Höhle ein,

führte durch Abzugsgräben den Waſſerüberfluß in tiefer gelegene Gründe, rodete ganze Strecken des Urwaldes aus, und als es nach ſeinem Geſchmacke ganz hübſch und wohnlich bei ihm geworden, ging er fort um ſich ein Weib zu küren, wollte aber keine Faine und kein Mondſcheinfräulein. Er ging, ſchaute ſich um im Hochgebirge und kehrte nach einiger Zeit mit einer Rieſin zurück, die ebenſo ſtark und wild war, wie er ſelbſt, und wacker mit ihm arbeitete.

Bald mußte das fleißige Rieſenpaar auf Erweiterung ſeiner Wohnung denken, denn nach drei Jahren waren auch drei junge Rieſen da, und als dieſe leidlich herangewachſen waren, halfen ſie ſchon dem Vater ein neues Haus bauen. Der Alte ſchlug die Bäume dazu auf dem Grunde, wo jetzt die Alpe Mareit liegt, anderthalb Stunden von ſeiner Wohnung entfernt, und die Buben ſchleppten ſie nach der Bauſtätte. Sie waren noch ſchwach und es konnte jeder nur einen Baum auf einmal ſchleppen, der freilich nicht unter vier Klaftern im Durchmeſſer hielt. Nur der jüngſte Rieſenſohn, welcher den Namen Bartl führte, ſchleppte ſich manchmal mit zwei Bäumen auf einmal, worüber der Vater zufrieden lächelte.

Damit der Neubau der Wohnung einer kultivirten Familie ähnlich werde, fing ſich der Rieſe einige „Floign" (Fliegen), welche Menſchen und gelernte Zimmerleute waren, die mußten nun die Bäume ein wenig behauen und zuſtutzen, wobei die Rieſenſöhne hülfreiche Hand anlegten, und die Bäume wendeten und drehten, was den Zimmerleuten unmöglich war.

Die Menſchen nannten den Sumpf, den der Rieſe entwäſſert, das Roßmoos; dem Rieſen legten ſie den Namen Roßmooſer-Rieſe bei, und das neue Haus erhielt den Namen Roßmooſerhof. Dieſer beſteht noch immer, und liegt auf der Albacher Höhe gegen Stolzenberg.

Als der Bau vollendet war, fühlte der Rieſenvater das Alter herannahen, und ſeine Kräfte abnehmen. Daher gedachte er, einem ſeiner Söhne ſein Anweſen zu übergeben, wußte aber nicht, welchem er es geben ſollte, denn es waren ihm alle drei gleich lieb, und das Erſtgeburtrecht war nicht eingeführt bei dem Rieſengeſchlechte, ſo wenig wie das anderorts gültige Recht, daß der jüngſte das Haus erhält, und den andern Brüdern ihren Theil herauszahlt.

Nun ſprach der Rieſe darüber mit ſeinem Weibe, die ſagte: Gieb's halt dem Stärkeſten, ſo biſt Du fertig. Das war dem Rieſen recht, und beim Mittagseſſen ſprach er zu ſeinen Söhnen: Bub'n, ich bin alt, einer von euch ſoll das Haus haben, ſeid mir aber einer grad ſo lieb, wie der andere. So vermein' ich, ihr macht etwa ein „Stoanowerfet".

Dieſer Vorſchlag war den Rieſenſöhnen ganz willkommen, und nach aufgehobener Tafel trug der Alte einen 6½ Zentner ſchweren Stein, an welchem oben ein ½ Zentner ſchwerer Eiſenring befeſtigt war, 15 Schritt weit vom Hofe hinweg nach der Ebene, dieſe 15 Schritte machten juſt die

kleine Wegſtrecke von ¼ Stunde aus, denn mit 1 Schritt legte der Rieſe ſo viel zurück, als ein Menſch in einer Minute ergehen kann. Hierauf wurde zum Wurfkampfe nach den alten Regeln der Steinwerfekunſt, welche die Rieſen zuerſt erfunden haben, geſchritten. Der Werfende ſtellt ſich mit dem linken Fuße feſt auf den Boden, mit dem rechten Fuße faßt er den Ring im Stein, hebt letzteren ſchwingend und ſchleudert ihn gegen das Ziel. Dieſesmal war das Ziel der eigene Hof, über welchen hinaus der Wurfſtein fliegen ſollte.

Der älteſte Sohn trat an, hob den Stein, und warf, aber letzterer erreichte nicht einmal den Hof, er fiel an einen Zaun, den er zerſchlug.

Der zweite Sohn warf nun, nachdem der Stein zurückgeholt war, und traf es beſſer — er ſchmetterte den Stein gegen das Haus, daß die ganze Vorderwand zuſammenkrachte.

Du Talk! ſchrie der alte Rieſe. Kannſt d' weiter nix?

Nun kam der jüngſte, der traf es noch beſſer, er warf den Stein ſo kräftig und ſo hoch, daß er mitten auf das Dach fiel, durchſchlug wie eine Bombe, und innen alles entzweiſchlug.

O mein Bartl! ſpottete der alte Rieſe. Du biſt aber ein Held! Du haſt das Häuſl gewonnen, kannſt Dir's nun auch wiederum beſſern, und dann ſchalt er: Ihr ſakriſchen Sauſchwänz', die ihr ſeid! Jetzt ſchaut auf mich alten und ſchwachen Kerl. Lauf hin liebes Weibel, hol' mir den Stein!"

Die Fangga lief, und trug den Stein an einem Finger ihrer linken Hand, der juſt in den Ring paßte, herbei, und der Alte ſtellte ſich zum kunſtgemäßen Wurfe an. Hui, da flog der Stein weit über den Roßmooſerhof hinaus, und die jungen Lotter ſchlichen beſchämt von dannen, der alte Rieſe aber ſeufzte: Es iſt halt keine Kraft mehr unter dem jungen Volk; ja zu meiner Zeit, da konnte ſich einer noch ſehen laſſen. Es gedenkt mir noch, wie ich den Stein, der hundert Centner wiegt, vom Kolbenthalmelchplatz bis zur Kolbenthalerſäge herausgetragen, der noch dort liegt. Könnt ihn noch alleweil anſchaun, ihr Fratz'n!

15.

Wie die Albacher Rieſen und die Dornauer Rieſen mit einander wettkämpften.

Auf dem Dornerberg im Zillerthale wohnten ein Paar Rieſen zu derſelben Zeit, wie die Albacher Rieſen den Roßmooſerhof inne hatten, die hatten es abgeſehen auf den jungen Bartl, und forderten ihn zum „Robbeln" heraus, denn ſie waren gewaltig raufluſtig, und wollten jenem gern ein Bein ſtellen, ja noch lieber ihn ganz aus dem Wege räumen. Bartl

wich ihnen aus, ſo viel er konnte, und zeigte keine Neigung, ſeine Kraft mit jenen zu meſſen, denn er war von Natur nicht raufluſtig. Da kamen aber einſtmals die Dornauer Rieſen herüber und trafen mit dem alten Roßmooshöfer zuſammen, bei dem juſt deſſen Bartl anweſend war, und ſpöttelten über den Sohn, und forderten ihn abermals auf, mit ihnen zu robbeln. Da nun der Bartl unentſchieden ſchwieg, ſo wurmte das den Alten, und er rief: Bartl, biſt d' denn goar koa Bua, daß d' alles leid'ſt?

Ja, Datt'n, darf i dann? fragte der Bartl, und wie der Vater bejahend nickte, ſo begann der Sohn wieder: Aft Datt'n, mit oan iſch aber ſchiar nit der Müah werth, i robble glei mit boadi!

Und da ging der Kampf los mit den beiden Dornauerbergern, der Bartl erwiſchte gleich jeden beim Kragen, zog ſie in die Höhe, ließ ſie zappeln und mit Händen und Füßen ſtrampeln, bis ihnen das Waſſer aus den Augen rann, dann ließ er ſie fallen, und da ſchlugen ſie hin und lagen wie tod, und waren nur mit Mühe wieder in das Leben zurückzurufen. Als ſie ſich erholt hatten, ſchlichen ſie ſich beſchämt vom Kampfplatz, und verredeten, je wieder mit dem Bartl anzubinden. Deſſen Ruf aber wuchs noch weit und breit hin durch dieſen Sieg, denn die Dornberger waren keineswegs Schwächlinge. Jeder allein trug oft 3 bis 4 Salzſäcke, eine Laſt von 5 bis 6 Centner, von Zell im Zillerthal auf den Dornerberg, auf dem ſie in einer Berghöhle wohnten. Dabei hüpften ſie luſtig am und im Bache von Stein zu Stein, bückten ſich ſammt ihren Laſten und fingen die Forellen im Bache, die unter den Steinen verſteckt waren, mit ihren Händen. Dieſer Rieſenbuben Schweſter war es, die ihren Bräutigam, den Pfitſcher-Grundbauernſohn vor lauter Kraft beim Verlobungskuß zu Tode drückte, obgleich der Pfitſcherbub ſchon ſelbſt ein halber Rieſe war. S. v. S. 15.

16.

Rieſe Gäuner.

Den Dornauer Rieſen forderte ein benachbarter Rieſe, der drüben über der Grenze im Salzburgiſchen wohnte, und „Gäuner" hieß, zum Wettkampf auf Leben und Tod heraus. Dem Dornauer dünkte das für ihn ein allzuleichtes Stücklein, und er fragte ſeine Söhne, ob einer von ihnen mit dem Gäuner raufen wolle, da könnten ſie die Scharte auswetzen, die ſie beim Albacher ſich geholt, und da waren ſie auch gleich beide bereit, den Kampf mit jenem aufzunehmen — aber der Alte ſprach: Nur oaner darf hin! und ließ einen ungeheuern Keſſel mit Butter füllen, und die Butter langſam am Feuer zergehen, und ſagte: Wer davon das moaſte trinkt, der darf hinüberzieh'n.

Da war's der Hanſl, der ſich als tüchtigſter Saufer zugleich als tüchtigſter Raufer dem Vater vorſtellte.

Der Hanſl zog zum Kampfplatz, der Salzburger wartete auf ihn, das Robbeln begann, und nach einigem Lupfen fiel auf einmal der Salzburger ſo lang er war und regte kein Glied mehr; er war tod.

Schau, dummer Bueb! ſchalt den ſiegreichen Hanſl nun ſein Vater. Was machſt d'n denn toad? Rauf'n ſollſt d' mit'n, aber nit gleich töd'n!

Ja, mei Voata! vertheidigte ſich der Hanſl. I hätt' nöt g'moant, daß er nix d'aleid konnt'; i hatt'n nöt weggepützt; i han ihn nur a Bißl um d' Mitt gehoalt'n, da hat er glei 's Maul aufg'riſſ'n, hat an Schnaufer un an Schnapper than, un is woltan daſtickt.

17.

Rieſe Heimo und Rieſe Thürſe.

Aus dem Neuſtädter Thore Innsbrucks zieht die Brennerſtraße hart an der ſchönen und reichen Prämonſtratenſer-Abtei Wilten, auch Wildau genannt, das Veldidena der Römer, vorüber. Zu den Seiten des Hauptportales der Kirche dieſes berühmten Kloſters werden die mächtigen Steingeſtalten zweier Rieſen erblickt, denen man die Namen Haimo oder Haimon und Thyrſus beigelegt hat, zwei Namen, die ſich ohne Schwierigkeit auf die altgermaniſchen Rieſennamen Heime, der in der deutſchen Heldenſage als Sohn Madelgers und einer Meerminne auftritt, und auf einen Thurs, Thurſe, angelſächſiſch Thyrs, Geſammtname des Rieſengeſchlechtes, zurückführen laſſen.

Die örtliche Sage des Kloſters Wilten nun, aus einem alten lateiniſchen Gedichte in das Volk gedrungen, hat den Geſammtnamen in einen Eigennamen umgewandelt. Beide Rieſen gehören der Zeit an, in welcher die rohe Rieſennatur ſich der Kultur anzubequemen begann, und das Chriſtenthum Eingang in die Felſenthäler Tirols fand.

Einer der gewaltigen Bergrieſen des Landes hieß Heime oder Heimon, der war ſo groß, daß er das Dach ſeines Hauſes höher bauen mußte, um aufrecht darin ſtehen zu können, und von grauſamer Wildheit. Die Anſiedler der Gegend fürchteten ihn überaus, und baten ihn, ihre Gehöfte in Ruhe zu laſſen, ſie wollten ihm gern ſo viel Gebiet abtreten, als er ſelbſt beſtimme, und ſich dann zurückziehen und entferntere Strecken urbar machen. Da ſchrie Heime, indem er auf einen mächtigen Felsblock zeigte: So weit ich mit dem Steine da auf der Schulter laufe, ſo weit iſt Grund und Boden mein! Hob alsbald den Block, ſpazierte die Sill entlang aufwärts, wandte ſich links zum Patſcherkofl, ging dann herunter über Igels und um Wilten herum, und warf dann, als er am Orte ſeines Ausganges wieder angelangt war, den Stein noch mit entſetzlicher Gewalt weſtwärts. Dann begann er ſich am Ausgange des Sillthales gegen den Inn ein feſtes

Schloß zu bauen, dazu er die Steine in den Gebirgsſchluchten des Sillthales brach.

Nun hauſte aber in derſelben Gegend noch ein Rieſe, der war noch etwas größer und ſtärker als der Heime, und hatte ſein Weſen hoch ober Zirl hinter dem zackigen, kahlen und ſchroffen Solſtein, auf den Hochmatten von Seefeld, das er zuerſt anbaute, wie das alte Gedicht ſingt und ſagt.*) Dort herum liegt auch der Weiler Tyrſchenbach.

Dieſer Thurſe haßte den Heime und zerſtörte ihm heimlich immer auf's neue den begonnenen Bau, und als Heime Kunde erhielt, wer es ſei, der ihn alſo ſchädigte, ſo erwachte die Rieſenwuth in ihm und er ſtürmte in heller Rüſtung und mit mächtigem Schwert gegen den Thurſen. Dieſer nahm ſeinen Wehrbaum, als er den Heime heranraſſeln hörte und nun begann ein Kampf, daß die Erde bebte und kirchthurmgroße Stücke vom Solſtein abbrachen und ins Thal fielen. Die Streiche fielen hageldicht, endlich ſiegte aber doch der beſſer bewehrte und bewaffnete Heime, und der wilde Mann, Thyrſe geheißen, erlag dem gewandten Gegner.

Zu dieſer Zeit predigte ein Mönch in den Thalſchluchten der Sill zuerſt das Chriſtenthum, das war um die Mitte des neunten Jahrhunderts, den hörte auch Heime, und fühlte nun Reue, daß er den Thyrs erſchlagen. Heime wurde Chriſt und vom Biſchof von Chur getauft, that ſich, nachdem er noch zuvor die feſte Brücke über den Inn gebaut, von welcher Innsbruck ſeinen Namen trägt, das Weltleben ab, baute, ſtatt ſein Schloß zu vollenden, ein Kloſter, und das iſt Wiltau oder Wildenau, kurzweg Wilten. Das verdroß den Teufel mächtiglich, und er ſandte einen gräulichen Lindwurm, von denen es damals in Tirol viele gab, den Bau zu hindern, aber Heime ging dem Drachen zu Leibe, erlegte ihn und ſchnitt ihm die Zunge aus. Mit dieſer großen Zunge iſt er abgebildet, und die anderthalb Ellen lange Zunge ſelbſt wird auch noch aufbewahrt. Heime wurde Kloſterbruder in Wilten, lebte gottſelig und wurde nach ſeinem Tode daſelbſt beigeſetzt. Sein Steinſarg war einſt noch allda zu ſehen, darinnen die Rieſengebeine ruhten; derſelbe maß vierzehn Werkſchuhe und drei Querfinger.

Der Tiroler Rieſe Heime iſt mit dem Recken Heime des „Heldenbuches" ſagengeſchichtlich ſehr nahe verwandt. Auch der letztere Heime erlegte einen Drachen, auch der letztere ging in ein Kloſter in Lamparten, auch er erlegte endlich einen Rieſen, nur daß dieſer nicht Thyrſe, ſondern Aspilian hieß.

Auf Heime's Sarge ruhte in Holz geſchnitzt ſein Bildniß, und eine Gedenktafel an einem Pfeiler neben dem Grabe erzählt der Nachwelt ſeine Geſchichte.

*) Thyrsis erat dictus; Seveldia rura colebat. Thyrſe war er genannt, er baute die Aecker um Seefeld.

18.

Von zwei Rieſen im Vintſchgau.

Der Rieſe Heime war es nicht allein unter ſeinem Geſchlechte, der Hand an den Bau eines frommen Werkes legte, um den zürnenden Himmel für frühere ſchwere Thaten zu verſöhnen. Zwei Rieſen, die im Vintſchgau hauſten, thaten daſſelbe, nur führten ſie es nicht ſo herrlich hinaus. Der eine führte ein Kirchlein ob Naturns auf, welcher Ort im Etſchthale ohnweit Meran liegt, und man nennt jetzt dieſes Kirchlein Sankt Procoles, das will ſagen: St. Proculus, welcher ein Chriſt gewordener römiſcher Soldat war, der einen vom Kaiſer Diocletian nach Bologna zur Verfolgung der Chriſten entſendeten Präfecten niederſchlug, und ob dieſer That das Martyrthum erleiden mußte. Der zweite Vintſchgauer Rieſe führte auf dem Joche zwiſchen dem Etſch- und dem Ulten-Thale auch ein Kapellchen auf, das nennen die Leute jetzt Sankt Vilgen und das Joch nennen ſie das Vilgen Joch, welche Benennung von dem heiligen Vigilius herrührt, der der erſte Biſchof zu Trient war und der erſte Verkünder des Chriſtenthumes im Etſchthale, dem aber die grimmen Heiden im Jahre Chriſti 420 die Martyrkrone bereiteten.

Jene beiden Rieſen, welche ihre Arbeit als Werke der Buße vollbrachten, kamen damit ſehr ſchwer zu Stande, denn ſie hatten gemeinſchaftlich nur einen einzigen Hammer, und warfen denſelben einander zu, über eine Entfernung von drei Stunden, und der Hammer war rieſenhaft groß und ſchwer, daher ſie ſich oft ohne Willen gegenſeitig hart beſchädigten. Als das Werk Beider nach der Mühe vieler Jahre beendet war, lebten Beide als büßende Einſiedler. Unterm Dache des Vigilii-Kirchleins liegen noch immer große Todtengebeine, die ſollen beim Roden des Bodens in des Kirchleins Nähe aufgefunden worden ſein, und dem Erbauer des letzteren gehört haben.

19.

Der Rieſe vom Salvenjoch und der Rieſe vom Marbachjoch.

Minder fromm und friedlich wie die büßenden Kirchleinerbauer der vorſtehenden Sage lebte ein anderes Rieſenpaar, einer auf der hohen Salve, der andere auf dem dieſer gegenüberliegenden Marbachjoche in Wildſchönau. Dieſe beiden haßten einander ſtetig, trafen nicht ſelten miteinander im heftigen Streite zuſammen, und jeder von beiden wollte der ſtärkere ſein. Endlich kamen ſie durch Zureden Dritter überein, ihre Kräfte miteinander nicht mehr durch ringen und ſchlagen, ſondern durch Steine werfen zu meſſen. Da ſchleuderte der Rieſe von dem Salvenberge einen großmächtigen

Steinblock hinüber auf das Marbachsjoch, gerade auf die höchste Spitze zu, doch erreichte der Felsen die Spitze nicht, sondern blieb einige Klafter unterhalb der Spitze liegen. Nun warf der Marbach-Rieſe einen gleichen oder noch größern Stein auf das Salvenjoch, und dieſer fiel gerade mitten auf den Gipfel. So blieb der Marbacher Rieſe der Sieger in dieſem Kraftwettſtreite; der Stein deſſelben aber iſt hernachmals mit zum Bau des Salvenkirchleins verwendet worden.

20.

Der Schwarzegger Rieſe.

In dem Hauſenwalde ob Schwarzegg waren Holzmacher mit dem Abtreiben von uralten Waldbäumen beſchäftigt, da kam ein alter eisgrauer Dürſt daher, und murrte in ſeinen Zottelbart:

Ich denk' dieſen Wald
Neunmal jung und neunmal alt!

und hing ſein breites Maul in den Schleiftrog, darin er Waſſer ſah, und in welchem ſich der Schleifſtein befand, deſſen ſich die Holzleute zum Schärfen ihrer Barten und Beile bedienten. Er trank, wie er ſchon öfter gethan, den ganzen Trog leer, ſo ſehr dürſtete den Dürſen, die Hirten und Holzleute aber ſahen ihn nicht eben gern, und die Aeßlinger inſonderheit fürchteten ihn ſehr. Da füllten eines Tages die Holzleute den Schleifradtrog mit Branntwein, ſtatt mit Waſſer. Das ſchmeckte dem Schwarzegger erſt recht, er trank den Schnapps wie Waſſer, hob das Rad aus, und leckte mit ſchnalzender Zunge den Trog ganz trocken — aber wie er den Kopf ſo überhing, wurde der Duſſe duſelig, und fiel ſammt dem Stein und Geſtell zu Boden, worauf er trotz dem Tſcheiersthalrieſen zu ſchnarchen anhub.

Da nahmen die Holzleute ihre Aexte zur Hand und hauten dem Rieſen den Kopf vom Rumpfe, und da war die Gegend befreit vom überläſtigen Turſewang.

21.

Der Rieſe vom Tſcheiersthal.

Wie der „wilde Mann" im Tſcheiersthale hauſte, derſelbe, der einen Bauer von Kaunersberg mit der oben Seite 13*) ſchon angeführten Antwort abfertigte, lebte im Dorfe Kaunersberg, darin überhaupt ein ſehr kräftiger Menſchenſchlag ſeßhaft, ein Bauer, der hieß der „ſtarke Michl", und war bekannt und gefürchtet als der kräftigſte Robbler, hatte ſich auch zu einem

*) Es iſt dort fälſchlich Tſchniersthal als Druckfehler ſtehen geblieben.

Stadelbau die nöthigen Stämme und Hölzer „alser ganzer“ zum Hofe getragen.

Da ſtach den ſtarken Michl der Haber, auch einmal mit dem Rieſen zu raufen, der in „Oberſachſen“ — wie dort ein Landſtrich heißt, im Tſcheiersthale, bei Grubich, hauſte; machte ſich daher kecklich auf und träumte ſich ſchon als Sieger des „Wilden“. Wie er nun in das Tſcheiersthal trat, vermeinte er einen fernen Waſſerfall brauſen zu hören, oder aber ein Gewitter mit fernem Donnergrollen zu vernehmen, dann ſpürte er ein heftiges Wehen, das immer ſtärker und zum Sturmwinde wurde, je weiter der Kaunersberger thalaufwärts vordrang. Er ſah von weitem, wie die Bäume ſich bogen, und wieder aufſchnellten, ganz wie von einem Orkan gedrückt, und endlich nahm er mit Schrecken wahr, daß dort der Tſcheiersthaler Rieſe lag und ſchlief und ſchnarchte, und ſolchen Wind aus ſeiner Naſe blies, davon die Bäume alſo ſehr bewegt wurden.

Da entſank dem kühnen Robbler der Muth, und ſein Heldenherz fiel ihm in die Hoſe. Man muß die Leute nicht im Schlafe ſtören — ſprach er, nahm die Trutzfeder vom Hute und ſchlich ſich leiſe fort; war froh, wie er Rieſen und Thal weit hinter ſich hatte, und gedachte nimmermehr daran, mit dem Wilden ſich im Robbeln zu verſuchen.

IV.

Holden und Unholden.

In der nord- und mitteldeutſchen Mythe treten mehrere weibliche Perſönlichkeiten auf, deren Weſen vorzugsweiſe hold oder unhold geartet iſt, und während unſerer Schrift- und Umgangſprache das Wort Holden beinahe ganz verloren ging, blieb Beiden das Wort Unholden nur in einer überaus einſeitigen Bedeutung, nämlich man verſtand darunter und bezeichnete damit ausſchließlich Hexen und Zauberinnen; zuletzt wurde auch die weibliche Benennung Unholde (Unholdin), mindeſtens in Mitteldeutſchland, immer ſeltener, und es blieb nur im Volksmunde die Benennung Unhold als allgemeines Scheltwort für einen böſen, ſchadenfrohen und auf allerlei Frevel ſinnenden Menſchen.

Die deutſchen Mythenforſcher ſagen uns — abgeſehen von allen ſehr zweifelhaften und oft ſehr gewagten Schlüſſen und Ableitungen aus der ſcandinaviſchen Mythenwelt — daß Holde auch männlich gebraucht wurde, z. B. guoter Holde (ſ. Grimm D. M. 455.), desgleichen gut und auch böſe gedacht (daſſ. II. 1027). Holda der mitteldeutſchen Sagen ſoll die nordiſche Göttin Freia (Freida) ſein; Berchta aber, die ihr vielfach

ähnelnde, ſoll den leuchtenden Gegenſatz zu der dunkeln Hulda, die man auch zur Hela macht, bilden (Simrock D. M. 414). Das Schweizeriſche Tannhäuſerlied nennt eine „Frau Frene". Ob anzunehmen Brene, für Veronika? (Grimm D. M. 1212.) ſcheint nicht rathſam, ebenſowenig gehört das allemanniſche Vereneli hieher. Die heil. Veronika kann keine Frau Venus ſein ſollen. Aber dieſe Frene erſchiene ſonach wiederum als die Frau Venus, die Hulda des Hörſeelberges.

In den Sagen des Tirolerlandes fließen Hulda und Berchta nicht ineinander, wie in denen des mittleren Deutſchlands. Da iſt Hulda blos Seligen-Königin, Einführerin und Beſchützerin des Flachsbaues (vergleiche oben); Berchta aber, ländlich **Perchtl** genannt und geſchrieben, hat mit der Hulda zwar das gemein, daß auch ſie Advent- und vorzugsweiſe h. Dreikönigsabendgöttin und Beſchirmerin der Spinnerinnen iſt, und daß auch ſie ein Heer führt, aber kein wildes; ſie führt vielmehr, wie die Berchta des Voigtlandes, ein Heer von Kinderſeelen, und keineswegs wieder als eine ſchöne leuchtende Geſtalt, ſondern ebenſo altergrau und runzlich, wie Hulda ſo häufig erſcheint, folglich nicht der letzteren Gegenbild, ſondern ihr Seitenſtück.

In Tirol erweitert ſich der Kreis dieſer dämoniſchen Weſenheiten ſehr bedeutend, ſowohl in weiblichen, als männlichen Geſtalten. Unter den erſteren ſtehen die **Fanggen** voran, die Wildfrauen, von der Sage nicht ſelten den Rieſen als deren Weiber zugetheilt, aber eigentlich doch eine Sippe für ſich bildend, auf eigene Hand lebend und erſcheinend; ihr ganzes Weſen iſt ſo recht eigentlich unhold, und ihr Erſcheinen grauenhaft.

Es iſt außer allem Zweifel, daß das hochdeutſche Wort Wildfang, das nur männlich gebraucht wird, dem tiroliſchen Wildfangg entſtammt, welches in ſeiner Heimath nur weiblich iſt, denn an ein „fangen von Wild" iſt bei dieſem Scheltwort nicht zu denken, es hätte dieſe Ableitung keinen Sinn.

Ein weiterer Unhold iſt der oder die **„Wildg'fahr"**, theilweiſe die wilde Jagd **in corpore**, theilweiſe ein einzelnes, umgehendes, grauenhaft ſpuckendes Ungethüm, nur in örtlichen Sagen vorhanden, und merkwürdigerweiſe dann nicht ſelten männlich gedacht und genannt.

Als ein dem Wildg'fahr verwandtes Ungethüm zeigt ſich der **Blutſchink**, ein Unhold erſter Größe, und vorzugsweiſe Kinderſchreck, außerdem an eine beſtimmte Oertlichkeit gebunden und in dieſer heimiſch. Weiter erſcheint eine im übrigen Deutſchland gänzlich unbekannte Sagengeſtalt: Der **Viehſchelm**.

Vor beiden aber zu nennen und von ungleich größerer mythiſcher Bedeutung, als die eben genannten Unholden iſt in den Tiroler Sagen der **Orco**. J. Grimm gedenkt ſeiner D. M. 291 und 454 als Orcus esuriens, als unerſättlichen menſchenverſchlingenden Höllenrieſen, der in romaniſchen Märchen als Waldgeiſt auftrete. Er iſt jener Rieſe der

deutſchen Kindermärchen, der zu ſeiner Frau ſpricht: „ich wittere, wittere Menſchenfleiſch,“ welches Paar die Franzoſen Ogre und Ogresse nennen. Neapolitaniſch heiße er Huorco. Jedenfalls brachten Wälſche dieſe Mythengeſtalt nach Tirol und nach der Schweiz, wo ſie ſich in einigen, vorzugsweiſe romaniſchen Engthälern ſeßhaft machte. Es gereicht zur wahren Freude, über dieſe mythiſche Erſcheinung mehr beizubringen, als den deutſchen Mythographen bislang von ihr bekannt war. Keineswegs iſt der **Orco** mit dem Teufel, als ein Fürſt der Unterwelt, wozu ſein Name verleiten könnte, zu verwechſeln, obſchon auch er durchaus als böſes Prinzip daſteht, haßvoll und ergrimmt gegen die Menſchenwelt, ſchadenfreudig, tückiſch, boshaft, und über alle Maaßen grauſam.

Noch eine ſehr unholde Einzelgeſtalt tritt in dieſen Kreis, es iſt der **Klaubauf**, ein kinderfeindlicher Spuk, nicht wie Orco oder Blutſchink nur einmal vorhanden, ſondern in der Mehrzahl, aber auch mit kinderfreßlichen Gelüſten begabt.

Mögen dieſe Holden und Unholden ihre beſondere Schilderung finden, und dann an dieſe ſich die örtlichen Sagen von ihnen anreihen.

1.

Die Perchtl.

Die Perchtl der Tiroler Sagen tritt in einer doppelten, ja dreifachen Beziehung in denſelben auf; einmal als die Seelenführerin der ungetauften Kinder, dann, gleich der Hulda als Spinnefrau, und endlich noch als eine faſt legendenhafte Geſtalt des chriſtlichen Mythus.

Zu „Gömachten“ oder „Gömnachten“, — ſo heißt in Tirol der Vorabend vor dem heiligen Dreikönigstage, welcher letzterer auch Perchttag, Perchtentag, Perchtnachten, Perichtnachten u. ſ. w. heißt — geht nach dem Gebetläuten die Perchtl über Gebirg und Thal; ein uraltes Mütterlein, runzelvoll und weißhaarig und gebeugten Rückens. Langſam, langſam „hatſcht“ ſie, Schritt für Schritt, und keucht wandermüde. Uralt iſt ihr Gewand und zerſchliſſen von langem Wandern, hie und da durch kleine Holzkläppchen (Kloben) zuſammengehalten. In langer endloſer Reihe zieht ein Heer zarter Kinder der Perchtl nach, nie paarweiſe oder gehäuft, ſondern ſtetig eins nach dem andern, und alle halten mit der Alten, der ſie folgen, gleichen Schritt.

Aber ob Einer vermeine, die Perchtl und ihr Heerzug ſchreite langſam, ſo iſt es doch nicht an dem, ſondern es iſt nur Täuſchung; ihr Schritt hat die Schnelle des Wolkenſchattens, der über die Wieſen fliegt. Wer iſt dieſe geſpenſtige alte Frau?

Die Perchtl iſt Claudia Procula, einſt des römiſchen Landpflegers

Pontius Pilatus Gemahlin; ſie bat ihren Mann, Chriſtum nicht kreuzigen zu laſſen, aber vergebens. Obſchon noch Heidin, war ſie doch gut und fromm, eine ehrbare Matrone, und unter den Juden in Jeruſalem lebend, neigte ſie ſich zu deren Lehre von einem einzigen Gott. Als der hohe Rath über Jeſum zu Gerichte ſaß, ängſtigte ein Traum die fromme Frau, und ſie lag ihrem Manne an, Chriſti Hinrichtung nicht zuzugeben und ließ ihm ſagen, wie die Schrift zeugt:*) Habe du nichts zu ſchaffen mit dieſem Gerechten; ich habe heute viel im Traum ſeinetwegen erlitten. Gerne hätte auch Pilatus Chriſtum frei gegeben, aber der Juden wildes Geſchrei ſchüchterte ihn ein, darum that er vor aller Augen ein Gleichniß, indem er ein Becken mit reinem Waſſer bringen ließ, ſeine Hände wuſch und ſprach: Ich waſche meine Hände in Unſchuld. Sehet ihr zu!

Später dann wurde Pilatus beim Kaiſer verklagt, nach Rom zur Verantwortung gefordert und mit dem Exil beſtraft. Er wurde nach Gallien verbannt, und endete dort auf dem nach ihm genannten Pilatusberge ſein elendes Leben durch Selbſtmord. Noch umſchweben jenen hohen und mächtigen Bergſtock der Schweiz ſchaurige Sagen.**) Claudia Procula aber, Pilatus Gemahlin, nahm zuerſt nach des Heilandes Tode das Chriſtenthum an durch die heilige Taufe. Darum ward ſie auserkoren, fortan der Schutzengel der Kinderſeelen zu werden, die im Leben ohne Taufe, auch ohne Nothtaufe, ſterben. Darum wandert nun die Perchtl bis zum jüngſten Tage, und ſammelt die Seelen dieſer Kindlein, die nach kirchlicher Annahme nicht verdammt, leidlos, aber ohne die Freude ſeliger Gottanſchauung bleiben. Dieſer Glaube iſt im ganzen Oberinnthale allgemein, und in andern Gauen Tirols theilweiſe verbreitet, daß die Seelen ungetaufter Kinder nicht in das Himmelreich gelangen. Wann aber einſt der jüngſte Tag genaht iſt und der Erdball zertrümmert und geborſten unter den Schauern des Gerichtes, da bleibt von der Erde noch ein großer ſchöner Garten übrig, ein Paradies jener Kinderſeelen, wo ſie in glücklicher Unſchuld und Zufriedenheit wohnen, mit Blumen ſpielen, dem Geſange der Paradiesvögel und einem ſanften Quellengemurmel lauſchen, dem ſie auch verlangend nachgehen, aber den Quell doch nimmer finden, weil es der Quell des urheiligen Taufflufſes, die Jordanquelle ſelbſt iſt, deren Rauſchen ihr Ohr vernimmt.

Und das iſt nun wieder der tiefe Sinn in der Perchtl-Sage Tirols, daß die Perchtl am Vorabende des Dreikönigstages erſcheint und zieht, weil die Kirche an dieſem hehren Tage ein dreifaches Feſt begeht, nämlich die Erſcheinung der drei Weiſen aus dem Morgenlande, dann die Taufe Jeſu im Jordan, und endlich das Wunder der Waſſerverwandlung in

*) Ev. Matthäi 27. 19.

**) Bechſtein: Deutſches Sagenbuch. 10.

Wein auf der Hochzeit zu Cana. Da führt die Perchtl die Kindlein nach dem Glauben manches alten Bäuerleins zum Jordan, dessen Fluth auch von ihren Seelen den alten Adamsfluch und die Erbsünde abwäscht, und überall, wo dieser Glaube noch lebendig ist, lassen nicht selten die alten Ahndeln oder Aehneln die Enkelchen am Gömnachtabend durchs Fenster schauen, ob sie nicht die Perchtl mit den Kindern ziehen sehen? —

Nicht minder war es eine häufige Sitte, am Gömnachtabend etwas Speise von der Nachtmahlzeit auf dem Tische stehen zu lassen, damit während des Schlafes der Hausgenossen sich die Perchtl mit ihrer Kinderschaar daran erletze und erlabe. Zu diesem Behufe setzte man früher die Speisenreste selbst auf die Hausdächer, hauptsächlich Nudle (nicht Fadennudeln), eine klos- oder krapfenähnliche Mehlspeise, ein beliebtes Sonntagsgericht.

Und eine andere Sitte ist noch vielfach im Brauch, nämlich die, daß am Gömnachtabend die Spinnerinnen, namentlich im Alpbachthale, sich beeilen, Flachs und Werg ganz rein vom Rocken abzuspinnen, weil sonst, nach altem Sprichwort: „die Perchtl hinein nistet", d. h. den Flachs verwirrt und den unfleißigen Spinnerinnen Unsegen bringt. Ein Gleiches geschieht wohl auch am Neujahrsabende da und dort.

Durch diesen Zug erscheint die Perchtl nun als Spinnefrau der Hulda verwandt, und wie man jene sich als Wintergöttin, als runzelvolle Alte dachte, so auch die Perchtl, deren ursprünglich schönes und reines mythisches Bild die spätere Zeit verzerrte und frazzenhaft umgestaltete, namentlich in dem mit Schaugepränge verbundenen Perchtllaufen oder Perchtlspringen. Mehr und mehr wurde sie falsch aufgefaßt, selbst von einheimischen Schriftstellern. So giebt der verdienstvolle und viel gefeierte Beda Weber in seinem Reisehandbuch: „Das Land Tirol" betitelt, S. 630 von der Perchtl, obschon mit Aufwand vieler Worte, ein sehr unklares Bild und verwirrt den Begriff von deren mythischer Persönlichkeit schon dadurch, daß er von ihr in der Mehrzahl redet, von guten und bösen Berchten. Seine eigenen Worte mögen hier eine Stelle finden:

„Berchte oder Berchtl bedeutet eine unheimliche, von übermenschlicher Kraft und Begeisterung gehobene, bald Grauen und Furcht, bald ungemeine Anziehungskraft zum Guten und Bösen verbreitende Gestalt. Solcher Wesen gibt es zweierlei Arten, gute und böse, beide in die Mitte zwischen die Menschen und die Geisterwelt gestellt, die erstern mit Wohlwollen, die letztern mit Ungunst und Feindschaft dem Menschen nahend, außerordentlich empfindlich gegen gutes und böses Benehmen der Leute gegen sie. Unbild verscheuchet die guten augenblicklich, und reizet die bösen zum Wiedervergelt. Ihre Schadenlust ist aber nur in gewissen Verhältnissen dem Menschen gefährlich, wo er sich nämlich durch eine moralische Blöße in den Zustand des Unrechtes versetzt hat. Sie wohnen nicht bei den Menschen, gehen aber zu gewissen Zeiten, namentlich vom Anfange des Adventes bis zum Feste der

heiligen drei Könige an den Menſchenwohnungen vorüber, mehr hör- als anſchaubar, aus unbekannten Wohnſtäten hervorbrechend mit Geheul und Lärm, durch trügeriſche Laute lockend, auf bekannte Geiſterſprüche an Vertraute Antwort ertheilend, auch unbekannte Verbrechen ſtrafend. Wer von ihnen eines Frevels wegen Unglimpf erlitten, kann nur von ihnen geheilt werden, und ſie thun es nur am nämlichen Orte, in ähnlichen Verhältniſſen, zur nämlichen Zeit, oft gar erſt dann, wenn die nämliche Ordnung im Kalender wieder einbricht. Im Menſchen wohnt ein natürliches Doppelgefühl gegen ſie, Furcht und Sehnſucht zugleich, Furcht vor ihrer Unheimlichkeit, Sehnſucht nach ihren außergewöhnlichen Kräften. Das Glück wie das Unglück liegt oft in ihrer Hand, ſie belohnen jeden auf das freigebigſte, wer ſich um ihre Huld verdient gemacht. Wie ſie weinenden und ſtörriſchen Kindern als Schreckbild zur Beruhigung und Folgſamkeit dienen, ſind ſie den ſchuldlos Unglücklichen oft unerwartete und werkthätige Tröſter. Man ſieht, die Berchten ſind Weſen der Volksmythologie, eine Art Mittelſchaft zwiſchen den Menſchen und dem Geſchicke, zwiſchen dem Guten und Böſen, zwiſchen der Vernunft und der Willkür, gewiſſermaſſen die Perſonifizirung der ſinnlichen und natürlichen Triebe und Neigungen in jeder Menſchenbruſt. Kein Wunder, daß die öſtlichen Völker bojoariſchen Stammes, die ſie wahrſcheinlich aus dem höheren deutſchen Norden herabgebracht, auf den Einfall kamen, ſie nachzuſpielen, ganz in der Art und Weiſe, wie der Begriff von ihnen ſich feſtgeſtellt. Dieſes Spiel heißt das Berchtenſpringen, und hat ſich im Großachenthal und bei Lienz oft und mit Recht von polizeilichen Rückſichten angefochten, in leiſen Zügen bis auf unſere Zeiten erhalten."

Eine ſolche Anſchauung von der Perchtl lebt nirgends im Volke, ſie iſt viel zu gelehrt, zu philoſophirend. Das Volk philoſophirt nie, und thut daran außerordentlich wohl. Vom Perchtlſpringen hernach.

Wohl aber ſetzte ſich durch das eben genannte Volksſpiel mehr und mehr der Begriff von einem hexenhaften Weſen feſt; die Perchtl fehlte als ein ſolches nicht beim Imſter Schemenlaufen, nicht in dörflichen Carnevalsaufzügen und Mummereien, um ſo weniger, als dieſe gleich nach dem Dreikönigstage ihren Anfang zu nehmen pflegen. Da erſchien und erſcheint ſie noch in zerlumpten Kleidern, als eine Hexe und Huttlerin, und ſo wurde ihr Name zum Scheltwort: Du biſt eine Perchtl! heißt ſo viel wie: Du biſt eine Schlampe! und da langen wir mit ihr wieder bei der Hulda als „Potznaſe" an, bei der „Bertha mit dem großen Fuße" mitteldeutſcher und franzöſiſcher Sagen. Die „Chlungere" heißt ſie am Züricher See, entweder von Klunker, Dreckzottel, oder vom alten Klungi, Knäuel, mit dem Begriffe des verwirrten, verpfitzten Knäuels, wie ſie im Voigtland Werre, Wirre, heißt, ein Begriff, von dem noch das deutſche Wort Wirrſal zeugt.

Wie die Lieblingsſpeiſe der Perchtl in Tirol „Nudl", ſo in Thüringen Klöſe und Häringe (Fiſche und Mehlſpeiſe, Faſteneſſen).

Gleichwohl hält das Tiroler Volk zwiſchen der ältern Perchtl, der mythiſchen Kinderſeelenführerin, und der herabgekommenen, in den Aberglauben getretenen, einen Unterſchied feſt. Es nennt die erſtere „Gömnacht-" auch „Göbnachtsperchtl", beſonders im Unterinnthal, in Wildſchönau und anderwärts, und die letztere, den bloßen Spuck, ſchlechtweg „Perchtl".

Im nachbarlichen Salzkammergut und im bayriſchen Hochlande ſchreckt man mit der Berchta die Kinder, uud droht ihnen, daß ſie den böſen den Bauch aufſchneiden, und mit eiſernen Ketten wieder zunähen werde.

Die reichhaltigſten Studien über die Berchta hat Jacob Grimm nach allen Richtungen hin gemacht, und ſie in der D. M. S. 250 bis 259 niedergelegt. Daſelbſt wird auch S. 256 und 257 des Perchtlſpringens und Perchtllaufens gedacht. In der nördlichen Schweiz, wo der Name Berchtli, auch Bechtli, Bechteli laute, heiße der 3. Januar Bechtelistag, der von jungen Leuten mit geſelliger Luſtbarkeit unter dem Namen „Bechteln, Berchteli," gefeiert werde. Im 16. Jahrhundert habe zu Zürich noch der Gebrauch geherrſcht, ſich zu dieſer Zeit einander aufzufangen und zum Weingehen zu nöthigen, das nannte man „zum Berchthold" führen — demnach ein männlicher Berchtl, u.ſ.w.*)

Das Perchtlſpringen, oder wie es auch genannt wird: Perchtlaufen, das im Vintſchgau, ſo wie auch in und um Kitzbühel noch ſtark üblich iſt, ging hervor aus der im Volkscharakter der Tiroler lebendigen Vorliebe für Maskenſpiel und Mummenſchanz, zum Theil wohl auch aus jenen großartigen Volksſchaudarſtellungen nach dem Vorbilde alter Myſterien, die freilich eine ſpätere, minder innig religiöſe Zeit arg verhunzte und in den Staub zog. Solche Vorſtellungen finden und fanden namentlich im Puſterthale ſeit Jahrhunderten Statt; das heilige Spiel ſchlug aber nicht ſelten in weltliches um, und nahm ſelbſt bisweilen einen das göttliche und geiſtliche verſpottenden und verhöhnenden Charakter an. Auch das lag mit in dem raſchen Ueberſprung von der ernſten und heiligen Zeit der Zwölften, die mit dem h. Dreikönigsabend endet, in die zwangloſe Zeit des Faſchings, der entfeſſelten Maskenluſt. — Wohl durfte am Feſttage der Erſcheinung Chriſti noch nicht getanzt werden, aber es regte und rührte ſich ſchon aller Orten und Enden, die Sternſinger zogen umher, einzelne Larven kamen ſchon zum Vorſchein, und ſobald es nur irgend ſchicklich war, brach wilder Wirrwarr der Schemenlaufer, Perchtlwanderer, Perchtlſpringer, Anklöpfleslaufer los, und Zillerthaler, Innthaler, Alpbacher, Brandenberger, Wildſchönauer u. ſ. w. begannen ihre Poſſenſpiele und Faſtnachtsfrazzen.

*) Vergl. „Der Berchtolds-Tag in der Schweiz." Eine mythologiſche Skizze von H. Runge. Zürich, Verlag von Meyer und Zeller. 1857. Der Tag iſt der 2. oder auch der 3. Januar. Das Kinder- und Volksfeſt findet in Zürich noch immer Statt.

Von Schaatz bis St. Johann, Kitzbühel, Jochberg, Pillerſee und in der Großachenregion wiſſen die Einwohner davon.

In Lienz und deſſen Umgend im Puſterthale bilden dieſe Spielaufzüge noch ein Durcheinander von Rieſen, Heren, Schatten-Huttlern, wilden Männern und dergleichen. Rüſtige Burſche verlarven ſich auf ſo manigfaltige Weiſe, oder malen ſich die Geſichter, umhängen ſich mit Kuhglocken und Ziegenſchellen, ziehen lärmend und toſend in bekannte Häuſer, tanzen hier, trinken dort, necken die Wanderer der Wege, und was allzu neugierig in den Weg tritt, oder gehaßt iſt, kann erleben, mitten im Winter ein kaltes Bad im Brunnentroge zu nehmen. Solch wildes rennen und laufen geht häufig von Dorf zu Dorf, oder zur Stadt, oder von der Stadt zu Dorfe, wächſt, mehrt ſich, durchfährt die winterlichen Gegenden mit Geklang und Peitſchengeknalle, und juhuhet, wie das wilde Heer, bis die Abend- und Aveglocke Stillſtand und Ruhe gebietet.

In Lienz ſoll noch ein aufgeſchriebenes „Perchtſpiel“ vorhanden ſein, doch fragt ſich's ſehr, ob es wirklich alten Urſprunges, und ob es ein reines Bild von der Perchtl in ihrer höheren Geſtaltung gewährt, wie ſie nur noch in Einzelthälern, und namentlich im einſam abgeſchloſſenen Alpbachthale, ohnweit des Zillerthales und dieſem rechts gelegen, lebt? — daher es auch kommt, daß eigentliche Perchtlſagen ſelten ſind.

2.

Die Fanggen.

Das mythiſche Zeitalter der Fanggen iſt das der Urrieſen; ſie heißen auch Wildfangg, wilde Weiber; in der Einzahl: Fangga, Fanggin, böſes Waldweib.

Ihre Geſtalt ſchildert die Sage ſchauerlich, rieſengroß, am ganzen Körper behaart, geborſtet, das Antlitz verzerrt, der Mund von einem Ohre zum andern gezogen, das ſchwarze Haupthaar hängt voll Baumbart, (Altersflechte — Lichen barbatus L.) und reicht rauh und ſtruppig über den Rücken herab; im Zorne ſträubt ſich's wild empor, wie Furiengelock. Die Augen ſind dunkel und nachtſchwarz wie Kohlen, glühen aber auch zu Zeiten und ſprühen Blitze — die Stimme iſt Mannesſtimme, rauh und ungefüge. Ihre Kleidung ſind Schurze von Wildkatzenpelzen, Joppen von Baumrinden, und Zottelſchurze von Füchſen und anderm Gethier. Die Fangg iſt ſtets hungrig, abſonderlich nach dem Fleiſche der Menſchenkinder, die holt ſie ſich, wie es nur gehen will, daher dürfen die Kinder am Abend nicht über die Thürſchwelle.

Das iſt ein Bild der Wildfangg Tirols, welche die deutſchen Mythographen nicht kennen. Jede Fangg trug außer dem allgemein bezeichnenden Namen noch einen beſondern eigenen, ihrer Gewandung, ihrem Wohnorte, oder einer Aehnlichkeit entnommen, z. B. „Stuzza-Muzza“ (Stutzkatze),

„Hochrinta“ (hohe Rinde), „Stutz-Forche“ (Stutzföhre), „Rohrinta“ (Rauhrinde) u. dgl.

Ungeheuerlich, wie der Fanggen ganzes Wesen, war auch ihre Körperkraft, die sich stets verderblich äußerte, ihr Wuchs, der mit dem der Urriesen wetteiferte. Im Walde, der von Nassereit nach Stra sich zieht, hauste eine Fangg, welche von der Größe eines mittelmäßigen Baumes war. Sie lauerte stets auf Menschen, und wenn sie kleine Buben zu fassen bekam, so schnupfte sie dieselben in ihre Nase, wie Doppelmops oder Saint Omer, oder sie rieb sie an alten dürren Bäumen, die von stechenden Aesten starrten, bis sie zu Staub geraspelt waren.

Ein eigenthümlicher Zug begegnet bei den Fanggen, die mehrentheils in Gemeinschaft lebend gedacht wurden, gleichsam in Gruppen vertheilt, obschon als solche sehr vereinzelt, der an den antiken Mythus von den griechischen Hamadryaden mahnt. Die in einem und demselben Walde beisammen hausenden Fanggen waren an diesen Wald gebunden; wurde der Wald geschlagen, so schwanden sie; starb ein Baum, oder wurde er gefällt, von dem eine Fangga den Namen trug, so war auch ihr Dasein dahin. Daher war den Menschen ein Mittel gegeben, sich der ihnen so feindseligen Fanggen zu entledigen, und sie wandten es an. Hauptsächlich bewohnten diese „wilden Weiber“ einen großen Urwald im Urgthal, zwischen Landeck und Ladis; einen andern Urwald, der „Bannwald“ genannt, am Pillerberg im Oberinnthal; von mancher Fangg leben noch Sagen, die sich innig mit jenen von den Riesenfrauen mischen.

Die spätere Zeit schwächte auch das hochgewaltige, übermächtige Wesen der Fanggen in etwas ab, wie sie mit fast allen Gestalten der älteren Mythe that, die sie allgemach nicht nur entgötterte, sondern sogar vermenschlichte, — wie bei den Riesengeschlechtern ebenfalls geschah. Schon der nicht unwichtige Sagenzug, daß Fanggen ihre Kinder, wohl nur um sie vor dem Gelüst und Hunger ihrer scheuslichen Gemahle zu bewahren, in Menschenwohnungen einthaten, bis jene Gräuel tod waren, ist wichtig. Dadurch, daß Fanggenkinder (meist nur Töchter) in Bauernhäusern erwuchsen, und in guter Sitte aufgezogen wurden, auch als Mägde treu und fleißig dienten, schlug sich zwar eine Kulturbrücke vom Menschengeschlechte zu diesem weiblichen Riesengeschlechte hinüber, aber keine feste, denn die Fanggentöchter bequemten sich nicht zum Christenthum, beteten nicht, gingen nicht in die Kirche und hatten die möglichste Scheu vor dem heiligen Kreuzeszeichen — mit einem Worte, sie bewahrten ihre altdämonische Natur. Das Volk der späteren Zeit, dessen umdunkelter Sinn von der Großartigkeit heidnischer Gottheitgestalten weder Begriff noch Anschau mehr hatte, nahm auch die Fanggen nur als gewöhnliche Scheusale und Hexen in seinen beschränkten Ideenkreis auf, und daher kam es, daß beim Schemenlaufen zu Imst, das Spindlers Roman: „Der Vogelhändler von Imst“ so trefflich episodisch

ſchildert, auch die Fangga mit Heren und Huttlern eines Ganges geht, dem Klaubauf (von welchem unten) als Weib zugeſellt wird, und ihm Kinder in ſeinen großen Hammelſack ſtecken hilft.

In ſpäteſter Zeit verwirrten ſich die Fangga-Sagen ſo mit andern, daß ſogar Trennung ſchwer fällt, und man bisweilen nicht recht weiß, ob man ein halb dämoniſches Weſen, das in bäuerlicher Sage begegnet, noch zum Geſchlechte der Fanggen, oder aber zu dem der Nörggel (Erdzwerge) zählen ſoll; beſonders iſt dies bei den Rutſchifenngen am Arlberg der Fall, wo Name und Begriff ſich ändern und an eine andere Dämonenſippe herantreten. Während nach einer Richtung hin die Fanggen als Wildfrauen ſich zum Geſchlechte der Rieſen hinneigen, ſelbſt als Rieſenweiber erſcheinen, ſteigen ſie nach der andern zum Geſchlechte der Wichte, der Lorggen, der Nörggel nieder, und bilden ein Band zwiſchen Rieſen und Zwergen, oder auch zwiſchen beiden letzteren und den Menſchen, wie aus den örtlichen Sagen erhellt.

3.

D's Wildg'fahr.

Während in Norddeutſchland unter mancherlei Führern und Führerinnen: Wuotan, Abel, Hackelbärend, Hackelberg, und Tutoſel, und in Mitteldeutſchland unter der Führung von Frau Holle und dem treuen Eckart das wilde Heer, wüthende Heer, die wilde Jagd, der wilde Jäger in der Advent- und heiligen Zeit durch die Lüfte tobt und ſauſt und brauſt, was in Südbaiern und den Donauufern entlang häufig das „wilde Gejaid" heißt, iſt dieſe dämoniſche Erſcheinung von der Tiroler Sage minder entſchieden ausgebildet, obſchon vorhanden und unter dem Namen „D's Wildg'fahr, 's wild G'fahr, 's wild Geſchroa" (Geſchrei) bekannt. Damit dieſe Bezeichnung nicht mißverſtanden werde, iſt voraus zu bemerken, daß hier nicht eine Gefahr (pericula) gemeint iſt, ſondern ein Gefahre. Der tiroler Bauer nennt alles ein G'fahr, was mit einigem Lärmen zieht und fährt; ſpringen die Buben lärmend umher, ſo ſagt der Bauer: Dö Fratz'n hob'n a G'foahr — er fährt auf die Alm — er fährt heim, er fährt auf den Markt, obgleich das Vieh ganz langſam getrieben und zum Markt zu Fuße gegangen wird. Daher iſt auch Teufels- und Hexenheerzug ihm ein „Wildg'fahr", und als Nachhall der verklungenen Sagen von Wuotansheere miſchte ſich die Teufelsgeſtalt ein. Der Teufel ſelbſt wurde als grüner oder ſchwarzer Jäger, reitend auf gewaltigem feuerſchnaubenden Rappen, wilder Heerführer, und das Heer böſer Geiſter folgt ihm in Geſtalt von Vögeln und Ungeheuern. So wollen viele das wilde G'fahr geſehen haben, den meiſten iſt aber dabei ſehen und hören ſo vergangen, daß ſie das, was ſie wahrgenommen zu haben vorgeben, nicht klar ſchildern können.

Die Zeit, in welcher das Wildgefahr ſich zeigt, iſt, wie überall,

die Adventszeit bis zum h. Dreikönigstage, in der auch Pütze wandern, und aller andere Geisterspuk sich doppelt rührt, wohl auch sich dem Wildgefahr gesellig anschließt und im Bunde mit dämonischen Habergaisen, (Eulen) Kuhduddlern, (Nachtschwalben) Hunden u. s. w. den nächtlichen Heerzuglärm vermehrt.

Soweit wäre das Wildgefahr Tirols ganz oder doch ziemlich übereinstimmend mit dem wilden Heere im übrigen Deutschland; allein es gewinnt in der Tiroler Sage gleichwohl noch eine ganz andere Gestalt und Bedeutung, indem es auch als einzelnes Ungethüm, als ein ganz absonderlicher Unhold auftritt. Als solches ist das Wildgefahr, das da und dort erscheint, nicht an eine bestimmte Zeit gebunden, sondern es spukt durch das ganze Jahr hindurch, und die Phantasie des Volkes hat dieses Schreckgespenst wunderlich genug ausgestattet.

So wohnt ein Wildg'fahr in der Felshöhle im Rofnerwaldgute bei Naturns (ohnweit Meran), das hat eine Gestalt als ob zwei Gäule zusammengewachsen wären mit nur einem Kopf und nur einem Schweif, aber an jeder Seite zwei Paar Beine. (Das achtfüßige Götterroß der scandinavischen Mythe.) Fährt es aus, so rauscht es, wie gedörrte Felle, weil seine Haut über dem Knochenscelette raschelt, denn Fleisch hat es auch nicht. Wer aber solch Rauschen hört, dem reissen die Nervenfäden entzwei, und er bekommt Freisen und Hinfallendes (böses Wesen, fallende Sucht) all' sein Lebetage.

Bei Münster in Unterinnthal spukt ein Wildg'fahr, das zeigt sich auf einer Wiese in Gestalt eines sausend dahin rollenden Wagens voll kohlschwarzer Vögel, so groß wie Geier; die schlagen alle mit den Flügeln und vollführen gräulichen Lärm, und die Räder rasseln, und von den Raben sprühen Funken, und der Sturm begleitet den rollenden Wagen mit mächtigem sausen, reißt Bäume zu Boden und deckt Dächer ab. (Der Fahrwagen der obersten Götter und Göttinnen des Nordens.)

Oberhalb Meran, im Lorchthale, erscheint das Wildgefahr als eine „foirigö Fack", ein riesengroßes, über und über von Feuer leuchtendes Schwein, das aus dem aufgeblasenen Rüssel Ströme von Funken ausbläßt, den Rachen ellenhoch aufsperrt, und einen Schweif hat so groß und dick wie eine alte um sich herumgewachsene Legföhre oder Krummholzkiefer. (Der goldene Eber, den die Einheriar der Nordlandsmythen jagen.)

Auch der Wirbelwind ist ein „Wildg'fahr", aber als solcher muß er heftiger und stärker sein, wie der gewöhnliche, den die Hexen machen, der lustige Tänzler auf den Heerstraßen, der neckische Heuwender auf den Wiesen, der höchstens einmal einen Heuschober auseinander reißt. Gegen diese Gaukler helfen wohl Weihwasser, Kreuze schlagen, Pinzgermesser, aber der Wildg'fahr-Wirbler läßt sich von derlei Wesen nicht abschrecken. Wenn der daher „gefahren" kommt, reißt er alles zusammen oder auch nach

Befinden auseinander, nimmt alles mit, was „ungeſegnet“ iſt, Kinder und Hausthiere. Wer ihn nahen ſieht, den ſchrecklichen Unhold, muß ſich gleich auf den Boden niederlegen und ducken, Hände und Füße kreuzweiſe legen und ein Stoßgebet beten, ſonſt nimmt ihn der Wildg'fahr mit und es geht ihm noch gut, wenn er in einem nachbarlichen Thale abgeſetzt wird, daß ihm alle Rippen brechen. Darum muß ſich jeder, der den Wildg'fahr annahen ſieht, in angegebener Weiſe zu ſchützen ſuchen, und Gott als den Stärkſten anrufen, dann kann ihm kein Unhold und kein Höllenſpuk etwas anhaben.

Jener Zug der Sage, der in Bayern auftritt, daß man beim „wilden Gejaig“ auch ſchöne Muſik vernimmt, begegnet in Tirol nicht. Auch der „Türſt“ der Schweizerſagen hat einen andern Charakter, er führt Kühe in die Lüfte, die nur allenfalls durch den Albſegen wieder herabgerufen werden können.*)

4.

Die Runſa.

Orient und Occident vergötterten im Alterthume Naturgewalten, deren Wirkung dem Menſchengeſchlechte übermächtig erſchien und — meiſt verderblich — fühlbar wurde. Die Elemente wurden zu Gottheiten erhoben, und was in ihnen herrſchend vorwaltete: Sturm und Donner, Strom und Fluthung, Feuerberge und Meeresſtrudel — alles erſchien als etwas göttliches, welches die Phantaſie dann durch die Kunſt verkörperte. Und nicht allein bei den Völkern des Orients und bei Aegyptiern, Griechen und Römern war dieß der Fall, auch die Nordlandsmythen und die altgermaniſchen ſind voll ſolcher vergöttlichter Naturgewalten; kein Wunder, wenn auch in anderweiten Mythenkreiſen dergleichen begegnet. Selbſt wenn das Vorkommen ſolcher vergöttlichten Weſen nur ein vereinzeltes iſt, ſo tritt es doch mit ein in die große Kette von Seinesgleichen, iſt um ſein ſelbſt Willen da, und zieht mit fort im alten Götterheere der Ueberlieferung.

Vergebens mag Einer mythologiſche Wörterbücher und dergleichen Machwerke nach dem Worte Runſa nachſchlagen, vergebens bei unſern Mythographen danach fragen gehen, was Runſa ſei? Im beſten Falle erläutert ein ſprachliches Wörterbuch das Wort durch Rinne, Rinnſal, folglich auch Quelle, und figürlich die Blutquelle einer geſchlagenen Wunde, daher blutrünſtig, und dann ſind wir an der Grenze unſeres Witzes.

Die Runſa iſt ein häßlicher Alpen-Unhold von ſchreckbarer Geſtalt, putzenhaft, aber doch kein rechter Putz. Zwar macht eine Sage im Pitzthale ſie als örtlichen Spuk namhaft, als eine durch Gottes Zorn beſtrafte

*) S. L. Bechſtein: Deutſches Sagenbuch. 13.

unredliche Kaſerin, allein außerdem wird ſie, wenn auch nicht allgemein gekannt und genannt, als jene Verderberin bezeichnet, die zu ſteter Bosheit gegen die Menſchenwelt geneigt, ſchreckhafte Erſcheinungen hervorruft, die ſchlimmer als Schlag- und Grundlawinen und Hochgewitter verheerend von den Bergen ſtürzen. Alles bebt und zittert, wenn der Schreckensruf erſchallt: „Die Runſa kommt!“ denn das iſt kein Geſchöpf der Einbildungskraft, es iſt die verheerende, verſchüttende Schlammlawine, die hoch von den Berggipfeln ſich nach ſtarken Regengüſſen im Hochgebirge zur Sommerzeit jählings mit Donnertoſen als Schlammwaſſerfall herabſtürzt, Felſen, Erdboden, Bäume, Hütten, alles was ihr nur in den Weg kommt, mit niederreiſt, da tiefe Betten ſich wühlt, dort ihren Wuſt häuſerhoch ablagert und zurückläßt, die herrlichſten Triften überſchüttet, ganze Aecker wegſpühlt. Dieſe entſetzenvolle Erſcheinung führt auch in der Schweiz denſelben Namen. Ob ſie dort im Volke aber auch als verkörperter Dämon gedacht wird, iſt nicht bekannt.

5.

Der Orco.

Der Orco iſt ein mächtiger Gebirgsgeiſt, den einheimiſche Sagenfreunde dem Rübezahl des ſchleſiſchen Rieſengebirges haben vergleichen wollen, allein dieſer Vergleich hinkt, denn dem Orco geht durchaus der Zug heiterer Neckerei, Begabung guter Menſchen nach mancher Prüfung und dergleichen dem Rübezahl Eigenes ab. Das Gebiet des Orco iſt auch kein ſehr umfangreiches Stück Land oder Gebirge. Seine Heimath iſt der von Klammen und Klüften durchzogene Dolomitfelſenſtrich von Enneberg Abtei und Buchenſtein mit deren Zubehörungen und Angrenzungen; dort lebt, mit der uralten Ladinerſprache innig verſchmolzen, das Sagenbild dieſes Dämons und drängt alle übrigen zur Seite.

Der Orco iſt ein ſtarker und mächtiger, jahrtauſende alter Dämon, der aber niemals altert; er vermag in jede Geſtalt ſich zu verwandeln, und übt ſeine Kraft und Macht nur im zerſtören. Alles was er vollbringt, gereicht den Menſchen zum Unglück und Verderben. Selten erſcheint der Orco in Menſchengeſtalt, geſchieht es aber, ſo iſt dieſelbe dann rieſenhaft, mit dem Ausdrucke äußerſter Bosheit, Wildheit und Grauſamkeit; er iſt nach der Rieſen Art bekleidet, oder auch nackt und dann über und über behaart, wie ein Bär. Schadenfreude, und zwar boshafte, iſt mit ein Element dieſes Gebirgsgeiſtes, und nur in dieſer Beziehung nähert er ſich in etwas dem Rübezahl der ſchleſiſchen Sage.

Einer der gediegenſten Forſcher im Gebiet der Alpennatur Tirols, Gubernialrath Dr. Staffler, welcher in ſeinem lehrreichen Werke: „Das deutſche Tirol und Vorarlberg, Innsbruck bei Felician 1847,“ auch die reiche Sagenwelt des Landes nicht außer Acht läßt, entwarf im 2. Bande

dieſes Werkes, S. 295 u. f. folgende Schilderung des Orco: „In Enneberg und vorzüglich in der Gemeinde Wengen kommt auch ein Berggeiſt zum Vorſchein, nicht unähnlich dem Rübezahl im Rieſengebirge, im Thalvolke unter dem Namen Orco bekannt. Er iſt bösartiger Natur und wegen ſeines neckenden Spuckes allgemein gefürchtet. So beſchweren ſich die Bauernweiber oft bitter über die verderbliche Tücke, die ſie bald im Hühner- und Gänſeſtall, bald beim Backofen, bald in der Milchkammer von ihm erfahren müſſen. Am allerſchlimmſten ſpielt er dem Wanderer mit, der ſich nicht beſonders vorſichtig gegen ihn benimmt. Regen und Thauwetter erſchwert nicht ſelten die Reiſe beim heiterſten Himmel, und im Winter überzieht er nur zu gern mit einer leichten Schneedecke den eiſigen Weg; wenn dann jemand auf das Maul fällt, erſchallt ein gellendes Hohngelächter aus dem nahen Walde. Oft wird der Reiſende beim Anbruche der Nacht, er weiß nicht wie, von der Straße abgeleitet, in unwegſame Gegenden verlockt, bis zur Erſchöpfung abgemüht, und am Morgen ſieht er ſich wieder auf den Platz verſetzt, von dem er Tags zuvor ausgegangen iſt. Manchmal geſchieht es, daß der Orco ſich als ein kleines, unſcheinliches Kügelchen auf den Weg legt. Kaum iſt der Wanderer über daſſelbe hinweggeſchritten, ſo ſchwillt es plötzlich zu einer ungeheuren Rieſenkugel an, die jenem, mag er laufen, wie er will, mit furchtbarem krachen und poltern und jeden Augenblick Zermalmung drohend, hart an den Ferſen nachrollt, bis der arme Geängſtigte athem- und beſinnungslos zu Boden fällt. Auch als ein weidendes Pferd erſcheint er in der Nähe der Straße, und nähert ſich ſchmeichelnd dem Vorübergehenden. Wehe dem, der es wagt, den ſchönen tückiſchen Gaul zu beſteigen; denn kaum fühlt dieſer die geſuchte Laſt auf ſeinem Rücken, ſo verlängern ſich ſeine Beine dergeſtalt immer höher und höher, daß der erſchreckte Reiter aus ſchwindelnder Höhe kaum mehr den Erdboden unter ſich ſieht, und dann geht es fort und fort in ſauſenden Gallopp über Stock und Block, durch Korn und Dorn in die grauſeſte Wildniß, bis endlich der unglückliche Phaeton aus ſeiner Luftregion niederſtürzt, und ſich glücklich ſchätzen muß, wenn er am Geſichte und an den Händen erbärmlich zerkratzt aus dem Dorngebüſche ſich herauszuwinden im Stande iſt. Das Verſchwinden dieſes häßlichen Geſpenſtes iſt immer von dem ekelſten Geſtanke begleitet. Daher auch das in Enneberg übliche Sprichwort: el toffa schoco l'orco (er ſtinkt wie der Orco).“

Dieſes Ladiniſche iſt fehlerhaft abgedruckt, es muß heißen: „al toffa schocho l'Orco;“ im Friauler Bezirk ſpricht man: egli toffa ciòché l'Orcul. Der Italiener ſagt: egli spuzza siccome l'Orco, übrigens ähneln ſich die ladiniſche und die friauliſche Ausſprache in der romaniſchen Sprache am meiſten.

Selten erſcheint der Orco als Wilder, ſondern zumeiſt als Pferd, Hund, große Eule (Buhin) und beſonders als Kugel, erſt klein, dann zu

erschreckender Größe an- und aufschwellend. Bisweilen wird auch nur seine Stimme vernommen, ähnlich jener des Hothoimannes einer altbayrischen Sage*). „Tschigé, tschigé!“ schreit der Orco, er johlt und juchezet in seiner Landessprache, ladinisch.

Ein Lieblingsaufenthalt dieses schadenfrohen Spukes ist der Plaiswald im Ennebergischen, der von einer unheimlichen Düsterniß ist, und durch den die Straße anderthalb Stunden lang hinzieht, ohne daß sich dem Auge ein Haus oder eine Hütte zeigt, dagegen erinnern in der Mitte des Waldes an schaurigen Stellen zahlreiche Kreuze, Bet- und Bildstöcke und Marteln, deren Menge die Stelle einem Kirchhofe ähnlich macht, lebhaft an Tod und Sterben, und mahnen die Wanderer, für die Seelen der Abgeschiedenen ein frommes Gebet zu sprechen. An diesem trübseligen Orte läßt auch die Sage zur Nachtzeit arme Seelen in Gestalt irrender Lichtlein erblicken, und man hat ihm den Namen gegeben: I saintg, sprich I saintsch (I santi, die Heiligen), auch I Crap dei saintg (die Felsen der Heiligen).

Auch im nahen Martenthale, zu St. Cassian, in Colbera und Colfuschk (Fortsetzungen des Abteithales), und um die Schlüfte des mächtigen Dolomitfelsenberges Kreuzkofl spukt der Orco. Außerdem aber läßt sich der Orco außerhalb seines Bezirkes nicht erblicken, wenn auch Sagen von ihm in den angrenzenden Gebieten häufig verbreitet sind. Blos in das Friaulsche streift er bisweilen sichtbarlich herein, und heißt dort l'Orcúl. Bei solchen Besuchen pflegte er gern Riesengestalt anzunehmen, stellte einen Fuß auf den „heiligen Berg“ (Berg mit Wallfahrtkirche bei Görz), den andern auf St. Valentin, ebenfalls eine nahe Wallfahrt, und bog sich dann nieder und trank aus den zwischen beiden Bergen fließenden Isonzo.

Ein Zug findet sich in den Orcosagen, der an einen ganz ähnlichen beim „wilden Jäger“ Mitteldeutschlands, im Saalthale und Voigtlande, erinnert. Man darf sein nächtliches Rufen nicht erwiedern, nicht nachahmen, sonst erfolgt auf der Stelle die Bestrafung.

6.

Der Blutschink.

Im Oberinnthale und auch noch in andern Landestheilen Tirols ist Schink soviel als Fuß, dieses muß vorausbemerkt werden bei der Schilderung eines sagenhaften Ungethümes, das nur Tirol eigen ist, und auch hier nur in einer einzigen dämonischen Persönlichkeit auftritt.

Der Blutschink wird geschildert als eines der furchtbarsten Ungeheuer, so gräßlich, wie nur immer eine im ungeheuerlichen irre gehende und sich in ihm gefallende Phantasie ihn schildern kann. Auch er erscheint

*) S. L. Bechstein: Deutsches Sagenbuch. S. 964.

in der Sage durchaus menschenfeindlich, auch er ist eine gigantische Urkraft, die sich gegen das Eindringen der Kultur, Sitte und Religion ankämpfend sträubt. Ohne Wassergeist zu sein, hatte der Blutschink dennoch seine Wohnung in der Tiefe eines finstern See's, welcher in einer schaurigen Gegend des Paznaunthales lag, das in das Stanzer Thal ausmündet, durch welches die Straße von Innsbruck durch Vorarlberg nach der Schweiz führt. Dieser kleine See lag unterhalb des malerischen Trümmerschlosses Wiesberg, nahe dem Wege, an den die Gemeinde See ihre zerstreuten Häuser und Höfe aufbaute. In Gestalt eines fürchterlichen Bären mit dräuendem Rachen entstieg allnächtlich das Ungethüm mit den blutigen Füßen der Tiefe des Sees, durchwanderte die Nachbarthäler, stumm wie der Tod, leise schwebend und unhörbar, wie ein Schatten, fiel auf sein Opfer, würgte es, und zog es mit sich fort, und in den See hinunter, wo er dessen Blut trank. Nicht selten wurden winselnde Klagetöne an dem Ufer des Sees vernommen, und man sah im Mondscheine, bisweilen aber auch bei hellem Tageslichte Blutwellen auf der Seefläche aufbrodeln. Nie stillte sich der Blutdurst des Blutschink's, der nach dem Vampyrismus slavischer Sagen hinzeigt, bis die Güte des allerbarmenden Gottes dem Gräuel ein Ende machte, und durch ein Erdbeben den See sammt seinem Dämon von der Erde verschwinden ließ. Die Sage von letzterem blieb aber im Volksmunde lebendig; einestheils sank in ihr der Blutschink zum bloßen Kinderschreck herab, und in dieser Beziehung hört man ihn im Lande Tirol nicht selten nennen; anderntheils glaubten und glauben noch alte Sagengläubige, daß der Blutschink keinesweges vernichtet sei, sondern sich nunmehr in andern Seen und Gewässern verborgen halte, und namentlich in den tiefen Kesseln des Inn. Der Blutschink durchstreift, so berichtet diese jüngere Sage, das Paznaunthal und die Höfe und Weiler von See, dann zeige er sich und habe sich gezeigt bei Landeck, wo der Inn in das Stanzer- oder Rosana-Thal fällt; von da wandere er bald Inn-abwärts bis gen Imst, bald in das Ober-Innthal, bis Finstermünz, halte sich besonders gern unterhalb der Pontlatzer Brücke beim alten Zoll auf, die so vieles Blut fließen sah, und bei der einst der Inn völlig durch Kriegerleichen gestau't war, gehe aber selbst noch weiter in das Seitenthal des Inn, den Stillebach aufwärts, bis Nauders. Unter der Pontlatzbrücke hat man den Orco, der Sage nach, ebenso vor mehreren Jahren auftauchen sehen, wie zu Schönwies, das halbwegs zwischen Landeck und Imst liegt.

Die mythische Idee des Blutschink scheint in einer uralten grauenhaft gedachten Naturgottheit zu wurzeln, und sie ist in der That der Gegenwart so fern gerückt, daß die Forschung mit derselben wenig anzufangen weiß. Die Oertlichkeit von „See" deutet durch ihren Grund und durch ihre Lage auf das frühere Vorhandensein eines ausgebreiteten Gewässers.

Die Kirche der zerſtreuten Gemeinde, welche die unterſte und letzte des 10 Stunden langen Patznaunthales iſt, ſteht nebſt noch zwei Häuſern offenbar auf Seeboden, und die bis auf Stundenferne von ihr abſeits zerſtreut liegenden Gehöfte und Weiler, die zu See zählen, haben faſt ſämmtlich Eigennamen, die mit der Eigenſchaft des Thalbodens im innigen Zuſammenklang ſtehen, z. B. Moos, Gries, Feuchten, Mitterſand, Mais u. dergl., nächſtdem iſt die ganze von dem alten Felſenſchloſſe Wiesberg, unter dem ein oft nicht über 4 Fuß breiter, höchſt gefährlicher Weg ſich hinwindet, beherrſchte Landſchaft durch häufige Verheerungen von Lawinen oder von Wildwäſſern heimgeſucht, zerklüftet und zerriſſen. Der Tod lauert dort auf jedem Pfade und in jeder ſchrecklichen Art, daher iſt dieſe unheimliche Wildniß mit zahlreichen Marteln wie mit eben ſo vielen Todtes-Erinnerungstafeln beſtanden, deren von Wiesberg bis Iſchyl (Paznaun gegenüber), auf der kleinen Wegſtrecke von nur 6 Stunden nicht weniger als 39 am Wege, und 11 Lawinenſtriche. Schaurig genug heißt eine Stelle, wo die das Paznaunthal ungeſtüm durchbrauſende Priſana in die Roſana fällt, welche wild durch tiefe Tobel und Klüfte bricht: „Todtenmann“. Und ſo darf es nicht verwundern, wenn die Schrecken dieſer erhabenen, wilden Bergnatur, rauſchen und toſen des Thalbaches, Windgeheul und Wiederhall, Donnergeroll der Lawinen und der Muren und Runſen polternd vom Berg zu Thale ſtürzende Geröllfälle und Schlammgüſſe in der Einbildungskraft der Thalbewohner eine ſo ſchreckhafte Unholdgeſtalt, wie der Bluntſchink iſt, als menſchenfeindlichen Beherrſcher dieſer Thalengen ſich erſchuf und fürchtete.

7.

Der Klaubauf.

Karl Simrock ſagt in ſeinem ſehr verdienſtvollen „Handbuch der deutſchen Mythologie mit Einſchluß der nordiſchen. Bonn, bei Rudolf Marcus, 1855.“ S. 550: „Welcher Gott oder Heiliger in dem öſterreichiſchen Krampus, dem ſchweizeriſchen Schmutzli, bayriſchen Klaubauf (J. Gr. D. M. 483) ſteckt, wiſſen wir nicht. J. Grimm erwähnt deſſelben eben auch nur an der angezogenen Stelle, und ſo wird nicht unwohl gethan ſein, etwas Näheres über den Klaubauf beizubringen. Es iſt derſelbe ebenfalls eine Einzelgeſtalt der tiroliſchen Volksſage, von Leibesform langbärtig, langnaſig, langfingrig, in Urſtierhaut gekleidet und die Kopfhaut ſammt dem Hörnerpaar altteutoniſch auf dem Haupte ſtatt Helmes tragend. Seine Augen ſtieren ſtarr auf den Weg hin, den der Klaubauf wandelt, ſeine Mundwinkel ſind niederwärts gezogen, ſeine Lippen zuſammengebiſſen; er ſieht ſehr verbiſſen aus, und wenn er nichts zu beißen hat, unterhält er ſich mit zähneknirſchen; bisweilen brüllt er, jedoch höchſt ſelten, am liebſten bleibt er ſtumm. In ruhiger Zufriedenheit mit ſich ſelbſt ſchreitet der

Klaubauf durch das Land und „klaubt auf“ was er am Wege findet und für ſich nutzbar hält. Er iſt der plebeje Chiffonier der tiroler Dämonenwelt. Das liebſte was er aufklaubt, ſind freilich unfolgſame Kinder, die ohne Erlaubniß ſich von ihrem Aelternhauſe entfernen und herumzigeunern; findet er aber am Wege ein verſoffenes Bäuerlein, oder zänkiſche bösmäulige Weibsbilder, ſo ſteckt er auch dieſe in ſeinen ungeheuer räumlichen Sack, und trägt ſie — niemand weiß, wohin. Dieſen unvermeidlichen Sack nebſt Stricken und Ketten, um die Widerſpenſtigen zu bändigen, trägt der Klaubauf beſtändig bei ſich. Keines ſeiner aufgeklaubten Opfer iſt je zurückgekommen, und ſo hat auch noch niemand erfahren, was er mit denſelben begonnen hat und beginnt. Die Sage ſchildert den Klaubauf nicht ſo überaus ſchrecklich wie den Orco und den Blutſchink, er iſt ein Mann, der einigermaßen mindeſtens zu leben weiß, und allenfalls ein vernünftiges Wort mit ſich reden, aber von Böſen nicht mit ſich ſpaßen läßt. Als Cölibatär liebt er die Einſamkeit, die Stille, und auch die geſetzliche Ruhe und Ordnung, wie einem redlichen Bürger ziemt, und wie Staat und Kirche von einem ſolchen zu verlangen das volle Recht haben.

Ein Gott iſt der Klaubauf niemals geweſen, gleichwohl gehört er in den chriſtlich-mythiſchen Sagenkreis. Er iſt der nach Jacob Grim, D. M. 482, vergröberte alte Kobold, in den beim Rückfall in das Heidenthum in vielen Landen der altgermaniſchen Welt das Heilige umgewandelt ward, der dem Gaben ſpendenden Chriſtkind zugeſellt geweſen war von der alten Ueberlieferung. Wie der Knecht Ruprecht norddeutſcher Sagen, iſt auch der Klaubauf nur ein Knecht, und zwar der Knecht des heiligen Nicolaus. Dieſem trug bei ſeinen Reiſen durch die Lande der Klaubauf in aller Demuth die Geſchenke und Gaben für die guten Kinder nach, und ſehr folgerichtig war es auch, daß nicht der Heilige, ſondern ſein Knecht die züchtigende Ruthe trug und das Stäubamt bei den böſen Kindern mit ſelbiger vollzog, auch die ſchlimmſten Unbande in den ungeheuern Sack ſteckte. Sack- und ſachgemäß wurde nun der Klaubauf ſelbſt ſtatt des Heiligen, an deſſen Namenstage, den 6. December, zum ſpukenden Putz, und die jüngere Ueberlieferung ſahe ab von ſeiner altdämoniſchen Natur, und wandelte ihn zum Kinderſchreck und Wauwau, Klas und Klawau in Bayern, um, wie mit dem Ruprecht und dem heil. Niklas auch geſchehen. Junges Volk und Alte verlarvten ſich in ſeine zotteliche, bärbeißige, ſchreckliche Geſtalt, ſchreckten auf allen Dörfern die Kinder, ſtraften und lohnten und trieben allerlei Poſſen. Daher in Franken noch immer der ſeltſame Name Herrſcheklas für Herr Nikolas, und der kindliche Angſtreim:

„Guter Gott, frommer Gott,
Schlag' die Herrſcheklaſen todt!“

Da es nun in Tirol früher förmliche St. Niklasſpiele gab, und theilweiſe deren da und dort noch immer giebt, ſo war nichts natürlicher,

als daß bei ſolchen Spielen ein Klaubauf nicht fehlen durfte. Aus einem wurden mehrere, und einmal als verjüngte Geſtalten uralter Volkstraditionen wieder ins Daſein gerufen, fehlten ſie nicht beim Perchtlſpringen und nicht beim Imſter Schemenlaufen, und waren in all' ihrer zerlumpten Herrlichkeit und grauslichen Ungeheuerlichkeit jenen übrigen Geſtalten geſellt, welchen bei dieſen Mummereien Hauptrollen zuertheilt waren und noch ſind. Sonach iſt der Klaubauf ein Kobold niederer Art, der „wildes und rieſenmäßiges Ausſehen angenommen hat", und deſſen Natur und Weſen an das der alten Rieſen, Dämonen und Götter in der Heidenwelt ſtreift, ſpäter aber bei der Umwandlung des Heidenthumes in das Chriſtenthum auf eine niedere Stufe geſtellt und zurückgedrängt wurde.

8.

Der Viehſchelm.

Auch ein Dämon der tiroler Sage, ein ſehr gefürchteter, und dem Lande ganz ausſchließlich eigenthümlicher. An den Viehſchelm wurde noch vor ſechzig bis ſiebenzig Jahren ſehr ſtark geglaubt, und zahlreiche Mittel wurden gegen dieſen verderblichen Feind des Landvolkes in Anwendung gebracht.

Der Viehſchelm erſchien, wenn er ſich ſichtbar zeigte, was jedoch ſehr ſelten geſchah und heutiges Tages gar nicht mehr geſchieht, entweder in Geſtalt eines unheimlichen ſchwarzen Mannes, oder in der eines ſchwarzen Stieres, eine Geſtalt wie die andere voll zottiger Haare. Die Stiergeſtalt war nur zur Hälfte voll und füllereich, Hinterleib und Hinterfüße waren ſchlotternde Aasknochen, von einer über dieſelben hängenden Haut überdeckt, welche beim Gehen rauſchte wie's Wildg'fahr, und ſo erſchien denn dieſes grauſe Gethier halb lebendig und halb ein krepirtes Aas und ſtank wie der Orco.

Die Gegenden, in denen der Viehſchelm vorzugsweiſe als heimiſch galt, waren der Sonnenberg ob Naturns im Vintſchgau, und dann die Ufer der Etſch, ebenſo die Alpen des Unterinnthales gegen Bayern hin, und in dem Bezirk um Thierſee.

Viele, die ihn nicht ſahen, hörten ihn ſchreien, und das Schreien des Viehſchelms bedeutete jedesmal, ſo oft es vernommen wurde, ein großes Unglück, und zwar kein anderes als ein Viehſterben.

Wenn dieſes unbeſchreibbar graufige Stiergebrülle des Nachts erſcholl, befiel banges Entſetzen die Landleute, denn nun war die ſchreckliche Rinderpeſt, der Milzbrand, in Tirol der „fliegende Brand" genannt, im Ausbruche, und nun wurden alle möglichen Mittel angewandt, das Unglück abzuwenden, Gebet und Räucherung, geweihtes Salz und geweihte Kräuter, Dreisgenkräuter und Weihbrunnen; aber Kreuze und Segnungen, Bann und Spruch fruchteten häufig wenig oder gar nicht.

Nachdem die Aufklärung durch Geiſtliche und Aerzte ſich ein Jahrhundert lang redlich bemüht hatte, dem Volke zu beweiſen, daß es keinen Viehſchelm gebe, ſchwand allgemach der Glaube an einen perſönlichen Dämon dieſes Namens im Volke, aber unaustilgbar lebt an ihn die Erinnerung, und man kann alle Tage einen Bauer ſagen hören, wenn ihm ein Stück Vieh bedenklich erkrankt: „i moan de Kua hat d'n Viehſchölm" — und aller Aufklärung ungeachtet ſchreiben noch viele im Volke die ſchreckliche Krankheit des Milzbrandes, wenn auch nicht mehr einem ſpukend umgehenden Dämon, ſo doch der Verzauberung, Vermeinung, Verneidung zu, und daß durch ſolche das Uebel dem Vieh, das Unglück ihnen „angethan", „angewunſchen", „angepfiffen" ſei, lauter Formen des Volksaberglaubens, die unten an ihrer Stelle erläutert werden, wo auch die zahlreich gegen den Viehſchelm angewendeten magiſchen Mittel und Segenſprüche zum Theil mitgetheilt werden, wie die alten und höchſt ſeltenen „Zweifelbücher" ſie getreulich aufbewahrt haben.

Wie ſich die Rieſen der älteſten Mythe allgemach in den Sagen des Volkes gefallen laſſen mußten, im verjüngten Maßſtabe zu erſcheinen, ſo ging es auch den urſprünglichen dämoniſchen Unholden, ihre Weſenheit wurde auf lebende Menſchen übertragen, und die Bezeichnung Unhold in dieſem Sinne bedarf keiner Erläuterung.

V.

Oertliche Sagen von Holden und Unholden.

1.

Die Gömnacht-Perchtl zu Kögelern.

Hoch im Alpbachthale liegt ein uralter und von Sagen umklungener Bauernhof, die „Hechenblaiken" (Höhenblaike) benannt, dort wurde folgendes erzählt: An einem Heiligdreikönigsabende kam einmal die Perchtl auf den Kögelern (auch ein Bauernhof). Der Knecht des Hechenblaikner Bauern, der juſt auf dem Kögelern ſich befand, nahm ihr Herannahen wahr, und verſteckte ſich hinter den Backgrand (Backtrog), neugierig zu ſehen, was die Perchtl denn eigentlich beginnen werde. Die Perchtl kam mit der zahlreichen Schaar ihrer Kinder gezogen, auf dem Tiſche ſtand Eſſen, das vor ſie hingeſetzt war, wie man faſt in allen Höfen zu thun pflegte, und gleich merkte die Perchtl die Anweſenheit des unberufenen Lauſchers, der aus einer Klaß (Klauſe, Spalt) lugte, und ſprach zu einem ihrer Kinder: Gehe hin und verſchoppe (verſchließe) jene Klaß. Da kam das Kind und blies in die Klauſe, und alsbald ward der Knecht ſtockblind, und blieb es und wußte

ſeiner Noth kein Ende und keine Hülfe, denn kein Augendoktor vermochte ihm das verlorene Augenlicht wieder zu geben. Da rieth ihm endlich ein alter erfahrener Mann, am nächſten Gömnachten ſich wieder auf den Kögelern führen zu laſſen, hinter dem Backgrand niederzuknieen und ſeine Neugier ernſtlich zu bereuen.

Dieſes that er, und die Perchtl kam abermals mit dem Kinderheer und nahm von der zurückgelaſſenen Speiſe und ſprach zu einem Kinde: Gehe hin und thue dem Mann ſeine Glaſle (Gläſer, Augen) wieder auf. Da kam das Kind und blies dem Knecht durch die Klaß ins Geſicht, und da wurde er wieder ſehend, von der Perchtl und ihren Kindlein aber ſah er nichts, das Eſſen jedoch war vom Tiſche verſchwunden.

Im Orte Albpach lebt ein altes Mütterlein, das pflegt noch ſtetig am Dreikönigsabende für die Perchtl und ihre Kinderſchaar Nudle auf dem Tiſche zurückzulaſſen. Oft ſchon ward die gute Alte deshalb von dem jungen aufgeklärten Volke verlacht, das ſich gewaltig breit machte mit ſeinem Witz und ſeiner „Intelligenz", wie ſie's nennen, die Alte hat aber immer zur Antwort gegeben: Lacht nur zu! Ich bin mit meinem alten Glauben weiter gekommen, als ihr. Sehet zu, ob ihr auch dahin kommt und es auch dahin bringt.

2.

Die Gömnacht-Perchtl zu Hechenblaiken.

Ein Sohn des Hechenblaikner Hofbauern kam einſt ſpät in der Gömnacht nach Hauſe und führte ſein Roß zur Tränke; da ſah er die Perchtl mit dem Kinderheere über den Hof und vorüberziehen; alle Kindlen trugen weiße Hemden, als ein Zeichen ihrer Unſchuld, und das Hemdchen des letzten Kindes war etwas zu lang, daher trat das Kindlein immer hinein und war in ſeinem Gange gehemmt. Da rief der Knecht: Huderwachl hint'nnach! Geh her, i will dir das Hemat (Hemde) hinaufbinden — und das Kind kam auch, und der junge Bauer nahm ein Strumpfband und band dem Maidlein das Hemdchen hinauf; das Kind aber ſprach: Jetzt dank' i Dir ſchön, jetzt hab' i einen Namen! und verſchwand. Und da drehte ſich die alte Perchtl auch um, die ſchon ein gutes Stück voraus war und rief: Hab Dank, Bueb, daß Du den armen Huderwachl durch Namengebung derlöſt haſt! Und dafür ſollt ihr auf dem Hofe hier geſegnet ſein bis ins neunte Glied und auf den neunten Stamm! und damit zog ſie von hinnen. Das Wort der Perchtl aber wurde zu eitel Segen; das Getraide trug ſchwerer, üppicher wurde der Wieswachs, das Vieh mehrte ſich in den Ställen, der Viehſchelm konnte niemals Macht über daſſelbe gewinnen, und das blieb lange Jahre ſo, und der Segen erbte fort von einem Erbſohn auf den andern. Beim neunten aber wendete ſich das Glück. Dieſer hieß Franz, und obſchon er eine reiche Dirne gefreit hatte, kam er in ſeinem Haus-

weſen doch merklich zurück. Da kam 1809 der Bayerkrieg gegen Oeſterreich und Franz Hechenblaikner zog als Schütz mit aus gegen den Feind ſeines Vaterlandes und ſeines Kaiſers. Es gedenkt noch dem Ahndl des Wirths in Bruck, wo das Zillerthal in das Innthal ausmündet, wie der Franz ſich noch ein Glaſl Branntwein geben ließ und zu einigen Kameraden ſagte: Itzt gang i und hol mir auch a Paar Feind'! — und wie er über Straß hinausging in das Zillerthal, das aber die Bayern ſchon beſetzt hielten und niemals lebend wiederkehrte. Wohl ſchoß der Franz auf die Bayern, aber dieſe ſchoſſen auch auf ihn, er wurde getroffen, verwundet, gefangen, niedergeſtoßen und in die Ziller geworfen. Lange blieb ſein Leichnam an der Zillerbrücke hangen. Die Wittwe des letzten Hechenblaikners hatte nur Töchter zu Kindern; ihr Hausweſen verfiel immer mehr, und zuletzt ging der früher ſo ſtattliche Hof ganz in fremde Hände über.

Da haben gar lange die Leute geſagt: Die Perchtl, ja die Perchtl, die hat's weit vorausgeſehen.

3.

Der raſche Zug der Perchtl.

In der Nähe der Higna (Hign=Aue) bei Rett oder Reut, da wo das Alpbachthal anfängt, hat man zum öftern in der Gömnacht vom Zulehen=Hof durchs Hechenblaiknerfeld hinauf die Perchtl mit den Kinderln ſchreiten ſehen.

Dort wird eine der vorigen ziemlich ähnliche Sage erzählt. Ein Bub vom Zulehen=Hof ſah den Zug, war aber gar keck und hob der Perchtl ſelbſt einen Fetzen ihres zerlappten und zerlumpten Rockes, der nachſchleifte, in die Höhe, indem er ausrief: Hudawachtl hint'nnach! — Indem der Bub dieſe wenigen Worte ſprach, war die Perchtl, die ſo langſam zu ſchreiten ſchien, ſchon weit hinter Alpbach hinaus und ſchritt übers Hödl, am Thierberg hinauf zum Uebergang nach Thierbach. Der Bub wiſchte ſich die Augen und konnte kaum glauben, was er ſah, es war aber doch ſo. Und von der Higna bis zum Hödl ſind nahe an drei Stunden Weges, die war die Perchtl während der zwei Worte gegangen. Das Wort „Hudawachtl oder Huderwachl" würde hochdeutſch „Haderwackel" lauten. „Huder" ſind alte Hemden oder ſonſtiges Gelumpe, und „wackeln" ſteht für „wehen im Winde".

Des Kindes Dank in der zweiten Sage hat die tiefe Bedeutung, daß es nun, weil es, wenn auch nur einen Scherznamen, doch einen Namen erhalten, ſo glücklich war, aus der Reihe der „ungetauften", folglich „namenloſen" Seelen zu ſcheiden, wodurch es Gott „vom Mund auf in den Himmel" aufnahm.

4.

Der Unſchuldigen-Gottesacker.

Zu Reit, dem Pfarrorte der äußeren Thalhöfe im Alpbachgrunde, durch den der Alpbach vom Plakner-Joch herunterrollt, befand ſich bis vor nicht allzulanger Zeit neben dem großen Friedhof noch ein kleiner, kaum von der Größe eines länglichen Saales, der wurde der „Unſchuldigen"-Gottesacker genannt, weil auf ihm ausſchließlich die ohne Taufe verſtorbenen Neugeborenen begraben wurden. Solcher Friedhöfe gab es auch in vielen andern Dörfern. Den Einwohnern war es aber gar ein großer Schmerz, wenn ſie ein Kindlein ſo ſchnell verloren, daß es nicht die heilige Taufe oder doch mindeſtens die Nothtaufe empfangen konnte. Daher wurde in der Regel alles aufgeboten, ſelbſt einem ſchon halbtodten Kinde noch die Segnung der heil. Taufe und einen Namen angedeihen zu laſſen, und Doctoren wie Hebammen wurden hoch belobt und belohnt, wenn es ihnen gelang, dem fliehenden Leben eines ſolchen Kindes noch die kurze Friſt zu geben, damit es nur auf dem großen Gottesacker begraben wurde.

Auf einem Bauerhofe wurde auch ein Kind geboren, das wenige Stunden nach der Geburt in Krämpfe fiel und dem Verſcheiden nahe kam; die Hebamme aber war bereits wieder nach Reit hinunter und ebenſo weit wohnte der geiſtliche Herr. Wenig weiter war es nach Alpbach, und dort hielt ſich juſt damals ein Wunderdoctor auf, in der Abſicht, den Haſelwurm zu fangen. Selbiger Mann war weit und breit berühmt, und ſo wurde ein Bote nach ihm entſendet; bevor er aber kam, verſchied jenes Kind. Die betrübten Aeltern lebten jedoch des feſten Glaubens, der Wunderdoctor vermöge durch ſeine Kunſt dem Kinde dennoch auf ſo lange Lebensfähigkeit zu verleihen, bis daß die Nothtaufe an letzterem vollzogen ſei, und dazu genügte es, wenn das verſtorbene Kind nur ein Glied bewegte oder nur einige ſchwache Athemzüge that.

Wie der Wunderdoctor kam, rühmte er ſich auch gleich ſeiner großen Künſte und zählte an den Fingern her, wie viele Kinder er ſchon dem „Unſchuldigen"-Gottesacker entriſſen und für den großen „gerettet" habe, darauf begann er ſeine Kunſt an dem todten Kinde mit anhauchen, ſtreichen, kneipen und murmeln von Zauberſprüchen, wobei er endlich die Aeltern aus der Stube gehen hieß und ganz allein beim Kinde gelaſſen zu werden verlangte.

Als nun alle hinausgegangen waren, ſo ſah der Doctor mit einem Male ein uraltes Mütterlein ſich ihm gegenüber ſtehen, das hatte ein Geſicht wie Spinneweben ſo grau und aſchenfarbig, und ſchneeweißes Haar. Erſt wurde der Doctor unwillig, daß ſeinem Befehle nicht vollſtändig Folge geleiſtet worden war, und gebot der Alten ſich aus der Stube hinaus zu den andern zu ſcheeren, denn er hielt ſie für eine Urahndl. Aber die Alte

wich nicht und wankte nicht und zuckte mit keiner Wimper, und nun überkam den Doctor ein Grauſen. Und da ſprach die Alte: Phraſchtl, bös Kind, der arme Wurm, iſt mein, bekümmere Du Dich um Deinen Wurm! Und ſtreckte die Hände aus und faßte das Kind und verſchwand mit ihm, und das iſt die Perchtl geweſen, die hatte ſchon bereits des Kindes Seele und trug nun ſelbſt den kleinen Leichnam zu Grabe hinunter nach Reit auf den Unſchuldigen-Gottesacker. Der Wunderdoctor aber wanderte, von Verwünſchungen begleitet, gen Alpbach hinauf, und rühmte ſich niemals wieder, geſtorbene Kinder lebendig machen zu können.

5.

Das Kind der Fangg.

Zu Flies war eine Dirn in Dienſt, die täglich mehr arbeitete als zehn andere zuſammen, und ſtark war ſie wie ein Rieſe. Aber ihren Namen ſagte ſie niemand; ſie betete nie, und wußte nichts vom Chriſtenthum, und trotzdem, daß man ſie belehren wollte, faßte ſie nichts auf. Das ſchmerzte den Bauer und die Bäuerin wohl, aber weil ſie ſonſt brav war, behielt man ſie von Jahr zu Jahr im Dienſt.

Zur Michaelizeit ging der Bauer mit der Dirn auf den Imſter Markt, zwei Ochſen und ein Kalb mußte ſie treiben helfen, aber bei der Schönwieſerbrücke ſchickte er ſie wieder heim.

Da lief ſie nun ohne zu raſten und etwas zu eſſen über den Kronburger Schloßberg, Zammerberg und Eichholz nach Haus, daß die Leute ſtaunten, weil dazu andere Kräfte erfordert werden, als bei gewöhnlichen Menſchen.

Der Bauer verkaufte Ochſen und Kalb ſehr gut und ging dann den Weg über den Pillerberg*). Wie er hinunterſtieg durch den Bannwald, das Ochſenjoch der verkauften Oechslein über der Schulter, und faſt in der Mitte war, rief eine ungeheuer laute Stimme aus dem Walde heraus: Jochtrager! Jochtrager! ſag der Stuza-Mutza, d'Hoachrinta ſei toad!

Drauf war wieder alles ſtill. Das machte ihn nachdenken, und als er heim kam, ſaßen Weib und Dirn gerade beim Mußeſſen, er warf ſein Joch ab, wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne, und erzählte das im Bannwalde erlebte Abenteuer. Wie ihm die Rede entfuhr: Sag der Stuza-Mutza, d'Hoachrinta ſei toad! ſo ſprang die Dirn mit dem hellen Geſchrei: D'Muota, d'Muota! empor, ließ alles ſtehen und liegen, und lief dem Bannwalde zu. Niemals wurde ſie mehr geſehen.

Bald verbreitete ſich die Nachricht, daß die Stuza-Mutza ſtatt ihrer Mutter nun im Bannwalde hauſe, und das Geſchäft der Alten, Kinder ſtehlen und freſſen und dergleichen, fleißig fortſetze.

*) Auch Bühlerberg. Der Name bedeutet ſo viel als Heuſchober.

6.

Stutz-Färche.

Zwiſchen Landeck und Ladis am rechten Ufer des Inn liegt der berüchtigte Fanggen-Urwald im Urgenthal. Ein Hirt von der Fißeralm, von Weiler Urgen geboren, ſuchte in dem wilden Thale ein verlorenes Stück Vieh und fand ein ganz behaartes Kind, und zwar ein Madl (Mädchen). Er nahm es mit ſich, erzog es und gebrauchte es dann ſpäter als Magd. Es lernte zwar ſprechen, von religiöſen Dingen wollte es aber nie etwas hören, und war am liebſten im Walde. Einſtmal gingen zwei Männer von Urgen durch den Gebirgsſteig an der Gränze des Urwaldes. Da tönte es aus dem Dickicht der Tannen rauh und gebieteriſch in ihre Ohren: Saget der Stutz-Färche (Föhre) die Rohrinde ſei gefället und todt! Die Männer ſtaunten, wußten die Worte nicht zu deuten, eilten aber ſchnell durch den finſtern Waldgrund nach Hauſe. Einer davon, ein Freund vom Bauer, bei welchem das gefundene Mädchen diente, erzählte dieſes ſo laut, daß es daſſelbe in der Nebenkammer hören konnte, wo es eben war. Da fängt die Dirn an zu ſchreien und zu heulen und zu jammern, und lauft eilig der Urgenwildniß zu, und iſt nie mehr geſehen worden.

Man hatte damals einige Urbäume zum Straßenbau gefällt und will den Tod der Rohrinde mit dem Baume in Verbindung bringen. Später wurde der Wald gänzlich niedergehauen, und alle Fangginnen waren verſchwunden.

7.

Rutſchifengga.

Im Vorarlberg, und zwar in dem ſchönen, grünen, kirſchenbäumereichen Montafonthale wohnten vordeſſen auch Wildfanggen, und ebendaſelbſt gab es auch Bergzwerge, die wohnten im Kloſterthale am Arlberg, und hatten ein Fanggenkind geſtohlen, und es nach Prutz (Ladis gegenüber, zwiſchen Flies und Ried) in das Wirthshaus gegeben; weshalb das geſchehen, erzählt die Sage nicht, auch läßt ſie zweifelhaft, ob jenes Kind wirklich ein Fanggen- oder ein Zwergenkind war. So aber wird erzählt: Bim Wirth z'Protz iſt a Rutſchifengga-Maiggi Magd gſy. Iſt amol an Fuhrma mit ſim Roß uſſem Tirol uf da Arlberg ko, und wia er uffem Berg ſtoht, hört er vo witem rüefa: Jochfahrer, Jochfahrer, ſäg wenn da ga Protz kümeſt, d'Rohrinda ſöll heemko, Urhanns ſei gſtarba! Der Fuerma hot g'lueget und g'loſet wia närſch, denn er hot i ſim ganza Leba nünt von ara Rohrinda ghört gho. Won er due ga Protz ko is, kehrt er im ſulla Würthshus i, und verzellt, was em üffem Arlberg bigegnet ſei. D's Würtha Magd loſet und loſet, und lauft uf und davo, und vo der Stund a hot ma nünt meh vom bruhooriga Rutſchifengga-Maiggi meh gſeha.

8.

D'Wildg'fahr bei Vöran.

Der Moar (Meier) in Vöran, ob Meran überm Etſchthal und an deſſen linkem Ufer auf ſonniger Halde gelegen, erzählte, daß er zum öftern in früherer Zeit eine Wildg'fahr geſehen habe, und zwar in Geſtalt eines feurigen Schweines mit ſehr langem Rüſſel und von ungeheurer Größe, und der Schwanz ſei ſo lang geweſen wie ein Wiesbaum. Sein Nachbar, der „Matthias Zöggeler", der alte Gemeindediener, der vordeſſen ſchon in den neunziger Jahren bei Martinsbrugg an den Schanzen arbeiten half, und bei den Schützen ſtand, habe ihm, dem Moar, derzählt: Vor etwa dreißig Jahren ging ich durch das Vöraner Larchthal; es war ſchon Abend und die Nacht brach herein. Ich trug mein Schießgewehr, eine Vogelflinte, über der Schulter, und ging furchtlos meines Weges, denn ich war damals ſchon wohlbeſtellter Diener löblicher Polizei, oder eigentlich die Polizei ſelbſt und in corpore, denn es war niemand im Orte, der mir befahl. Als ich zur Unterweger Götſch hineinkam in einen ſumpfigen ſchauerlichen Ort, da wurde auf einmal alles licht, und wie der Blitz fuhr gegen mich eine feurige Geſtalt wie ein Fack (Schwein), das den Rüſſel aufgeſperrt hatte; da ich ſah, daß es ohne weiteres nach mir ging, griff ich nach dem Schießgewehr, aber im Schrecken und von der ungemeinen Schnelligkeit verhindert, ſah ich nur noch einen Schweif nachziehen in Form von einem Fichtenbaum. Wie ich dann ſo da ſtand, die Flinte in den Händen und ſchlotternd, da hörte ich bald darauf einen Tuſch (Knall und Sauſen von Wind) und wie mir ſchien, in dem ſogenannten „Wendl Joch" ob Pauls. (St. Paul am rechten Etſchufer.) Und ſo iſt die Sage, wenn die wilde Fahrt gehe, ſo ſtoße ſie im Gebirge an, daß es ſchnallt. Oft hört man da noch ärgeren Lärm, gerade als ob Hunde dabei wären und heulende Geiſter, das nennen die Leute die rechte Wildejagd, die findet im Advent ſtatt.

9.

D's Wildg'fahr entführt ein Kind.

In Wildſchönau, welches auch Wiltſchenau geſchrieben wird, und in einem Seitenthale des Inn an deſſen rechter Seite liegt, geſchah es vor vielen Jahren, daß ein Paar Bauersleute zeitig am Tage an die Arbeit gehen mußten, ja ſogar noch ehe es tagte. Sie eilten ſich ſehr, und ließen ihr einziges Kindchen ſchlafend zurück, in der Meinung, daß die Mutter am Morgen, wenn es Zeit für das Kind ſei, aufzuſtehen, wieder zurückgekehrt ſein werde. Aber das Kind wachte ſehr bald von ſelbſt auf, und da es ſich allein fand, ſo begann es ſich zu fürchten, und heulte und ſchrie, und lief aus dem Hauſe, um den Aeltern nachzulaufen, ungewaſchen und

ungesegnet. Dadurch aber war das Kind in die Macht der menschenfeindlichen Dämonen gegeben, und unversehens fuhr die Wildg'fahr, die wilde Jagd, oder wie die Leute um Wildschönau sagen: „das wild' Gejaid" herzu, faßte das Kind, hob es in die Höhe, wie ein Wirbelwind das leichte drehende Heu, und setzte es, nachdem das Kind schwebend und in Todesängsten über das Thal der Kundler Ache hinüber geflogen war, jenseit dieses Thales auf einer Bergmatte über Thierbach, glücklicherweise ganz unversehrt, wieder auf den Boden nieder. Das geschahe in den siebenziger Jahren, ist also nun bald hundert Jahre her.

10.

Die Wildg'fahrhöhle am Sonnenberge.

Ueber Naturns, am linken Ufer der Etsch und ohnfern von Meran gipfelt sich der Sonnenberg hoch und kahl und öde in die Wolkenhöhe, doch sind, bevor die steilen und schier unzugänglichen Felsen beginnen, heitere und glücklich gelegene Gehöfte zu erblicken, die sich in der grünen Region des Sonnenberges angesiedelt haben, z. B. Schnaz, Gruas, Gintzl, Galmai u. A. Hoch über diesen Gehöften aber geht ein gähnender Höhlenspalt zu Tage, wie am thüringischen Hörselenberge, dem Schauersitz des wüthenden Heeres. Dieses Berg- und Zwergloch heißt zwar das Lorggenloch, aber es zieht auch das Wildg'fahr dort aus und ein mit gräulichem Getön und Getöse, und rauscht, wie mit gedörrten Häuten.

Viele wollen den nächtlichen Spuk gehört und gesehen haben. Wer auf bösen Wegen wandelt, wer mit schlimmem Vorsatz sein Haus zur Nachtzeit verläßt, oder als übervoller Trunkenbold heimtorkelt, der ist dem Spuk des Wildg'fahr verfallen, und wehe ihm, wenn das Spukheer ihn antrifft und mit sich fortreißt.

Das Lorggenloch ist eine fast 2 Klafter tiefe, inwendig wie glatt gemeiselte Höhle von Gneis; es ist überaus verrufen und Nachts wagt sich niemand in seine Nähe.

Am nächsten von den dort umher liegenden Gehöften ist dieses Loch dem Rofnerwaldgute gelegen, welches der Name eines bedeutenden Bauernanwesens ist. Nächst dem Wildg'fahr ist das Lorggenloch noch von einem unheimlichen Schreckniß bewohnt, und das ist die Todtenkopfspinne, eine Spinne, so groß wie der Schädel eines neugeborenen Kindes und einem weißbraunen Menschenschädel auch täuschend ähnlich, so daß, wer ihrer ansichtig wird, alsbald vor Entsetzen den Geist aufgiebt, oder aber den Verstand verliert. Die Todtenkopfspinne ist ein noch völlig ungelöstes Räthsel in der heimischen Mythe, und niemand weiß, in welcher geheimnißvollen Beziehung dieselbe zum Wildg'fahr oder zu den Lorggen steht. Grausenhafter Spinnensagen giebt es noch mehr im Lande.

11.

Schutz gegen d's Wildg'fahr.

Zu hinterſt in der Riß, einem Thale, deſſen unterſter Theil zu Bayern, deſſen ganzes oberes Thalgebiet zu Tirol gehört, geſchah es, daß ein alter geſetzter Mann einſt im nächtlichen Dunkel ſeines Weges dahin ſchritt und zwar auf einem Pflichtgange, welches gar ein trefflicher Schutz iſt gegen allerlei böſen Geiſterſpuk. Mit einem Male hörte er ein Gepfeife wie von Schlangen, dann Raubvogelgeſchrei, dann Hundegebell und Katzenmiauen, Gewieher von Roſſen und zahlloſer geſpenſtiger Jäger Hallo- und Hurrahruf und Peitſchengeknall, und über des Mannes Weg hin zog das Wildg'fahr mit allen ſeinen Schrecken im lange andauernden Zuge. Der Mann warf ſich bei Zeiten auf den Boden nieder, ſtreckte ſeine Gliedmaßen kreuzweis und betete mehr als ein Vaterunſer. Sauſend fuhr es über ihn dahin, wie Windsbrautwehen und Sturmſtoß auf Sturmſtoß, und ſo ſtark war der Luftdruck, daß dem Manne war, als drücke ihm eine Eiſenhand das Angeſicht ſo recht feſt auf den Boden, daß er zu erſticken befürchtete, und als er ſich, nachdem es endlich ſtille geworden, ſcheu und ſchüchtern erholte, thaten ihm alle Rippen weh und es war ihm, als habe er die Laſt einer Welt auf ſeinen Schultern getragen.

12.

Von der Heimath des Orco.

In der Landſchaft Enneberg liegen die Orte St. Martin und St. Leonhard, letzterer vorzugsweiſe Abtei geheißen, zwiſchen beiden iſt der Hauptort Wengen gelegen, der dem Wengenthale (ladiniſch Val Marubio) den Namen gab. Wengen ſelbſt beſteht indeß nur aus wenigen Häuſern und der Kuratie-Kirche zum heiligen Geneſius, welcher Heilige ein römiſcher Hiſtrione war, und zum Schutzpatrone der Schauſpieler erkoren wurde, nachdem er ein qualvolles Martyrerthum erlitten hatte. Sein Kirchlein ſteht hoch oben am Berge und nimmt ſich ſehr romantiſch aus. Eine halbe Stunde von da liegt in todöder Einſamkeit das Schwefelbad Rumunſchlungs, auch Rumaſchlungs geſchrieben. Deſſen Quelle iſt der Ausgangspunkt des Orco, dort ſtieg er zuerſt aus der ſchwefelflammenden Unterwelt herauf, in dieſen ſchauerlichen Gebirgswinkel, von wo aus er nun ſich zum Gebieter des Gaderthales, des Gröднerthales (Gardena ladiniſch), des Ampezzothales und der benachbarten Thalſchlüfte und hohen Jöcher machte. Der „Höllenſteiner Paß" und das gleichnamige Thal ſind ihm Lieblingswohnſitze, ſie erinnern den Orco an ſeine Abkunft. Und rings umher lagert und ſtarrt eine Welt von Dolomitſäulen und Kalkfelſentrümmern gleich Häuſern und Thürmen, wie eine verſteinerte, verzauberte und durch einen der Hölle entſtiegenen Dämon verödete uralte Stadt.

13.

Der Orco zeigt ſich in Enneberg.

Der Wirth Anton Trebo in Enneberg, welcher im Jahre 1853 geſtorben iſt, war ein feſter entſchloſſener Mann und als „Robbler" überall wohl bekannt. Er war tüchtig im Geſchäfte und unternehmend; daher belachte er in ſeinem Hauſe die Gäſte laut, wenn ſie von dem Orco etwas erzählten, von jenem gewaltigen Gebirgsgeiſte, der alle Leute dortiger Gegend zu fürchten machte. Er glaube an keinen Spuk, komme er von oben oder von unten, pflegte Anton Trebo zu ſagen.

Es war im Jahre 1825, als er vom St. Lorenzner Markt mit Pferd und Wagen mit ſeinem Sohne Franz nach Enneberg heimfuhr. Als er zu den Felſen „delles grazies" (Gnadenfelſen) kam, wo in den Felſeneinſchnitten und Höhlungen überall viele geſchnitzte Heiligenbilder und Chriſtus am Oelberg hingeſtellt ſind, — juſt wie er dort vorbeizog, war auf einmal ein ungeheuer großer ſchwarzer Hund da, der um Wagen und Roſſe lief und ſo wild und teufliſch dreinſchaute, daß es den ſonſt muthigſten Robbler faſt erſchreckte. Da ſagte er zum Sohne: Was macht der Hund da? jag' ihn weg! (Anton Trebo ſelbſt fuhr und hatte das Pferd im Zügel.) Der Sohn wollte den Hund forttreiben mit Schlag und Steinwurf; dieſer ließ ſich jedoch nicht verjagen. Nun machte Trebo das Kreuzzeichen und auf einmal verſchwand der Hund vor ihren Augen.

Seit dieſem Abenteuer glaubte der Ennebergerwirth feſt, daß es wirklich der Orco geweſen ſei und blieb der lebhafteſte Vertheidiger vom Vorhandenſein des Orco.

Der Franz iſt jetzt an der Stelle des Vaters Wirth und ein Bruder wohnt bei ihm; ein anderer Bruder iſt der würdige Pfarrer von Lüſen bei Brixen.

14.

Der Orco in Buchenſtein.

Im Jahre 1816 ging eine brave Bäuerin von Brenta in Buchenſtein, Maria Vinazzer mit Namen, mit ihrem Sohne, der 9 Jahre alt war, dem von der Alpe Crontrin heimkehrenden Vieh entgegen. Es war ein ſchöner Herbſttag, und deſto fröhlicher gingen ſie vorwärts, weil ſich der geachtete Pfarrſänger Lazar an die zwei Wandernden angeſchloſſen hatte. Als ſie zwiſchen den Zaunwegen vorwärts wollten, trappte auf einmal ein wilder Gaul vor ihnen her, der wie aus dem Boden gewachſen da war, und von deſſen Hufen beim Auftreten rundum Feuerfunken ſprühten.

Der Bub, ein friſcher muthiger Buchenſteiner, warf mit Steinen auf den Gaul; aber es war, wenn er traf, als ob er auf einen Stein würfe;

der Gaul ließ ſich nicht vertreiben und trappte, Funken ſchlagend, immer vor den Wanderern her.

Dieſes ſonderbare Erſcheinen und Gebehrden ließ die Mutter ſogleich ſagen: das iſt ſicherlich der Orco, der wird das Almvieh beim begegnen gewiß auseinanderſtöbern, wie er oft thut, daß es ſich verläuft und über die Felſen und Klippen fällt.

Sie bekreuzte ſich, wie auch der Pfarrſänger, dem Sohne machte ſie ebenfalls das Kreuzzeichen und ſprach ein ſtilles Gebet.

Jetzt kamen ſie zum Kreuzweg Livine, wo ein Kruzifix ſteht, und ſobald der Orco nahe daran war, verſchwand er, wie er früher vor ihren Augen aufgetaucht war, auf unbegreifliche Weiſe; denn er ſank nicht in die Erde und flog auch nicht fort; es war, wie wenn eine Seifenblaſe zerplatzt.

Alle drei ſtanden und beteten nun einige Zeit am Kreuze; bald kamen die heimkehrenden Alpenthiere luſtig einher und freudig ſprach die fromme Mutter: Siehſt Du mein Sohn, wer mit Gott iſt, der iſt überall geborgen, und kein Orco und kein anderer Höllengeiſt kann an ihn kommen.

15.

Der Orco in St. Kaſſian.

Von St. Kaſſian ging einmal ein junger Burſche Abends auf einen entfernten Hof, um ſeine Braut zu beſuchen. Es fing ſchon an zu dunkeln. Da hörte der Burſche von ferne den Orco einzelne Rufe thun; er aber ging ſeinen Weg ſtill fort.

Auf einmal ſah er einen kleinen Wagen vor ſich über den Weg fahren, woran vier Katzen geſpannt waren, darin aber ſaß der Herr Niemand, d. h. ein unſichtbarer ſtets ſchadenfroher Dämon. Da ſtutzte der Burſche, begriff nicht was es ſei und ging weiter.

Mit einem Male kommt ein großer ſchwarzer Hund daher mit glühenden Luchsaugen, der immer größer aufſchwillt, je näher er kommt. Das iſt Orco, denkt ſich der St. Kaſſianer, bekreuzt ſich, kehrt um und läuft heim. Der Hund hüpfte und ſprang beſtändig hinter ihm her, an drei Viertelſtunden weit und hatte eine, eine halbe Elle lange feurige Zunge aus dem Rachen heraushängen. Sein Geifer, der zur Erde fiel, flammte blau, wie brennender Schwefel und erfüllte die ganze Gegend mit entſetzlichem Geſtanke. Der Fliehende erreichte zwar ungeſchädigt ſein Haus, aber er hatte ſeine Lunge ſo ſehr angeſtrengt, daß er faſt immer krank und ſiech blieb, bis der Tod, der nicht lange auf ſich warten ließ, ihn hinwegraffte.

Die Katzen, welche den leeren Wagen quer über den Weg fuhren, ſollen nach der Meinung mehrerer Hexen geweſen ſein, an denen in daſiger Gegend kein Mangel.

16.

Orco als Kugel.

Einſt gingen zwei junge Buchenſteiner von Ornella aus, wo wohnten, in einer Nacht, welche licht und heiter war, hinüber in die N barſchaft, um ihren Geliebten einen Beſuch zu machen, was man „fenſte heißt. Kaum waren ſie aber im Freien, als ſie auf einmal hinter ſich rieſigen Orco verſpürten. Er ſchreitet ihnen erſt ruhig nach, wie ſie zu laufen anfangen, verwandelt er ſich in eine Rieſenkugel, lauft i nach, hoppert bei den größern Steinen am Wege hoch auf und rottelt kracht und iſt ſchon ſo nahe an ihrem Leibe, daß ſie in jedem Augen zermalmt zu werden fürchten. — Jetzt ſpringen die beiden Verfolgten a voll über den Feldweg abwärts zum Fluſſe und Dorfe Valazzo, dann ein Zaungitter (Gatter), zu deſſen öffnen keine Zeit iſt, fallen an ei großen dort aufgerichtet ſtehenden Kreuze faſt zu Tode gehetzt zu Boden halten den Kreuzesſtamm umklammert.

Der Orco aber ſteht am Gitter, jetzt in wilder Menſchengeſtalt, w die Entſetzten vor Schrecken nicht näher betrachten, folglich nicht beſchr konnten, und ſchlägt mit ſeinen Händen auf den Querbalken deſſelben, man die Hände und Finger viele Jahre hindurch ſah, faſt ſo, als o hineingebrannt geweſen wären, bis das Holz verfaulte und ein neues ter gemacht werden mußte. Dann verſchwand der Orco mit furchtbar Geſtanke.

Immer noch ſteht das rettende Kreuz an der gleichen Stelle.

17.

Ein Bauer vom Orco entführt.

Durch den langen Plaiswald ging einſt ein junger Bauer von E berg auf dem neu hergerichteten Wege luſtig dahin. Da hörte er innen im Walde ein Paar laute Juchezer und vermeinte, es ſeien fäller. Nach Landesſitte wollte er ihnen antworten und jauchzte auch paarmal und zwar accurat ſo, wie er es gehört hatte. Aber da fiel mit Schrecken bei, das könnte der Orco geweſen ſein — und in dem genblicke hörte er ihn ſchon ganz nahe, denn der Orco kommt, wenn ihm nachſpottet, blitzſchnell daher. Der Burſche wollte davonlaufen, er war wie gelähmt; es wurde ihm ſchwarz vor den Augen und e beſinnungslos nieder.

Am andern Tage wachte er in den Wäldern von Wellſchellen zu oben auf dem Berge auf, und es ward ihm klar, daß ihn der Orco h entführt habe, obgleich die Wellſchellen-Wälder drüben lagen über furchtbar breiten und tiefen Schlucht, in welche ihn vielleicht der hineingeworfen hätte, wenn der Bauer ein gottvergeſſener Geſelle ge

näre. Indeſſen brachte er mehrere Beulen und Kratzer im Geſichte mit heim, und der Orco hatte ihn darmaßen zerzauſet, daß er ihm all ſein Lebtag nicht wieder nachjuchhezte.

Der Weg, den ihn der Orco geſchleppt hatte, beträgt gute zwei Stunden.

18.

Klaubauf Rurbur.

Im Dorfe Hötting ſpukt der Klaubauf, wird aber dort vom Volke nicht anders als Rurbur genannt. Er wohnt in der „Höttinger Klamm", welche ein furchtbares Felsgeklüft iſt. An einer Stelle neigen ſich die Felſen über den zwiſchen ihnen hindurchziehenden Weg im Bogen gegeneinander, wie ein gothiſches Gewölbe, ſo daß der Weg ganz dunkel wird. Dieſer Engpaß führt den ſeltſamen Namen „die Hundskirche". Der Klaubauf iſt dort außerordentlich gefürchtet, beſonders von der Kinderwelt, die einen Reim auf ihn hat, der ſein Weſen und Wirken in ſchlagender Kürze bezeichnet. Dieſer Reim lautet:

„Rurbur aus der Klamm
Frißt d'Bub'n und d'Madel z'ſamm."

In dieſer Höttinger Klamm ſaß im Otternloch eine dämoniſche Spinne, die ſpann einſt ſiebzehn Geiſen auf einmal ein, und ſaugte deren Blut aus.

19.

Vom Viehſchelm im Achenthale.

Es war im Jahre 1796, als die Hirten auf der Alpe Falkenmoſen über dem Achenthal die heulende Stimme des Viehſchelms vernahmen, und aus dieſem mordlichen Stiergeſchrei des Dämons alles Unheil für das ihnen anvertraute Vieh befürchteten. Das erſtere ließ auch nicht lange auf ſich warten, der Lungenbrand, Milzbrand, oder fliegende Brand brach mit Heftigkeit unter dem Vieh des ganzen Achenthals aus. Da war nun im Dorfe Werberg der Metzger Anderl, der glaubte weder an den Viehſchelm, noch an ſeine Macht, den Thieren eine Krankheit anzuthun, hielt auch die Ausſage alter Leute, daß der fliegende Brand ein wirkliches inneres Feuer ſei, für eine abergläubiſche Märe und Fabel, und erbot ſich ſpöttlich, dieſen Brand als einen Unſinn zu beweiſen, und den Glauben an den Viehſchelm als einen blinden Aberglauben darzulegen. Sobald daher wieder eine Kuh an der verherrenden Seuche gefallen war, öffnete der Metzger ihr die Bruſthöhle, fuhr mit der Hand hinein und fühlte innen bis zur Lunge; kaum aber hatte Anderl dieſe berührt, ſo empfand er alsbald an ſeiner Hand ein brennen und beißen, als habe er ſie in einen Neſſelbuſch geſteckt, welches Gefühl bald noch heftiger wurde. Es brannte, als ſtecke die Hand in einem Becken glühender Kohlen und raſch zog Anderl dieſelbe nun aus dem Thiere und fuhr damit in einen Waſſereimer und reinigte

ſich, aber gleichwohl ſchwoll ihm die Hand furchtbar auf, und nachher ſchnell der ganze Arm und der Mann mußte wahrhafte Höllenſchmerzen erleiden, ehe ſich's linderte. Da iſt dem Anderl der Glaube gekommen, zwar nicht vom ſchauen, aber doch vom fühlen; er hat Gott gedankt, daß er mit dem Leben davon kam und Arm und Hand allmählich wieder brauchen konnte, vom Viehſchelm aber hat er all ſein Lebenlang mäuschenſtill geſchwiegen, und nie geſagt: er iſt, oder er iſt nicht.

20.

Der Viehſchelmdoctor.

Bereits im Jahre 1788 war geſchehen, was auf der Falkenmoſen-Alm 1796 geſchah, und zwar auf der Ladiger-Alm in der hintern Riß. Kaum hatten die Hirten den Viehſchelm mächtig ſchreien hören, ſo brach der fliegende Brand los, und kaum war der fliegende Brand losgebrochen, ſo waren auf beſagter Ladiger-Alm einhundert und acht Stück Kühe gefallen. Da ſaß ein Bauer in einem nahen Thaldorfe, der hatte auch acht Kühe mit auf die Alm aufgetrieben; die waren ſein ganzer Reichthum, und kaum verbreitete ſich die Kunde durch die Thäler, daß der Viehſchelm ausgebrochen, ſo eilte derſelbe Bauer ſich mit allerlei Nöthigkeiten zu verſehen und auf die Alpe hinauf zu kraxeln. Zuerſt gab er den Kühen geweihte Lecke (Salz) und miſchte pulveriſirten Sevenbaum (Seg'lbaum, Sadebaum, Iuniperus Sabina L.), der am Tage der Palmweihe mitgeweiht war, unter das Salz. Dann trieb er ſeine Kühe, die glücklicherweiſe ſämmtlich noch nicht vom Viehſchelm befallen waren, ½ Stunde abſeits von der Heerde in den Troberwald; leitete mit vieler Mühe eine Waſſerrinne dorthin, hütete die Kühe ſelbſt, und gab jeder Kuh ein Fleckl von Scharlachtuch, einen Pfennig groß, in einem Stückchen Brot zu freſſen, welches am Charfreitag an einem heiligen Schmerzenskreuz gerieben war, und nächſtdem betete er manchen kräftigen Segensſpruch, und ſo geſchah es, daß keinem der acht Stücke Vieh der Viehſchelm etwas anhatte. Davon erzählen die Hirten immer noch gern, und mancher wäre froh, wenn er die Sprüche wüßte, die dazumal der Kühebeſitzer gebetet hatte. Im übrigen halten und geben verſtändige Alpenhirten ſehr viel auf örtliche Lagen und Striche der Luftſtrömungen und auf die Beobachtungen am Vieh ſelbſt. Wenn die Kühe, indem ſie im Begriffe ſind zu graſen, mit den Naſen heftig auf die Gräſer ſtoßen, als wollten ſie ſie damit ausſchaufeln, und dann doch nicht davon freſſen wollen, ſo iſt's ſchon nicht richtig; es iſt als röche das Vieh einen ihm ſchädlichen Giftdunſt. Bekommen die Kühe nun nicht bald andere Weide, die nicht auf dem wunderſamen und verſchleierten Wege des Krankheitganges angeſteckt iſt, ſo zwingt der Hunger die Kühe, von den angeſteckten Gräſern zu freſſen, und ſo wie dieß geſchieht, ſind ſie unrettbar verloren.

21.

Des Alpenſegens Kraft.

Es geſchah im Jahre 1841, daß auf der Alpe „Schleins" ob den „hintern Baihen" auch im Rißbezirk, der Viehſchelm ausbrach. Nun liegt in der hintern Riß ein kleines Klöſterlein mit einem Wallfahrtkirchlein, nur von zwei bis drei Franziskanern bewohnt. Dort hatte ſich der Pater Superior, der erſt im Jahre 1841 verſtorben iſt, großen Ruf ob ſeiner Frömmigkeit und Herzensgüte erworben, zugleich war dieſer geiſtliche Herr ſehr glücklich in Heilung vieler Krankheiten und war nicht ſo ſtolz, daß er nicht auch einmal beim erkrankten Vieh guten Rath gegeben hätte. Beſonders galt bei allen Hirten der Alpenſegen dieſes Paters für äußerſt heilkräftig, und als der brave Mann mit Tod abgegangen war, war rings im ganzen hintern und vordern Rißthal, das in das Iſarthal ausmündet, großes Wehklagen und Leidweſen um ihn.

Wie nun im Jahre 1841 der Viehſchelm in dieſem Berggebiete ausgebrochen war, beriefen die Hirten der Alme Schleins durch einen Eilboten den Superior des Klöſterls hinauf auf die Alpe, und wie derſelbe mit dem Sanctiſſimum ankam, ſchloſſen ſie ſich ihm in einer Proceſſion an. Der Superior ſegnete die Alpe und deren Boden, Gräſer und Kräuter und bannte den feindſeligen Viehſchelm auf eine ſchmale Weidelinie, welche hinfort durchaus vermieden werden mußte. Vieh, das auf dieſe Linie getrieben wurde, verfiel der Seuche als ein Opfer. Solcher Viehſchelmbannlinien giebt es noch mehr, ſo z. B. eine auf der Koth-Alm, in der dem Rißthale nachbarlichen Jachenau. Dort iſt ein ſolcher Streifen von faſt Stundenlänge; zu beiden Seiten iſt die Weidetrifft des Viehes von den Kögelhöfen, auf der einen das Milch-Vieh, auf der andern das Jung- und Galt-Vieh. Kam, wenn die Hirten unachtſam waren, nur ein Stück auf dieſe Linie, ſo erkrankte es alſobald, außerdem blieb alles geſund. Dieß iſt eine Wahrheit mitten im Schooße der Sage, deren Räthſellöſung die Sagenforſchung der Naturforſchung anheimgeben und überlaſſen muß.

22.

Der Adasbub.

Ohngefähr vor vier Menſchenaltern lebte zu Längenfeld im Oetzthale ein hochſtämmig gewachſener Kerl, insgemein der Adasbub geheißen, das war ein wahrer Unhold, Wild- und Tagedieb, Lecker und Lump, Rauffer und Robbler; war beim Kriegsvolk und mit draußen geweſen und noch ſchlimmer wieder heimgekehrt, als er weggegangen war. Er ſchleppte viel Geld aus der Fremde mit heim, das er geraubt und erpreßt hatte, kaufte ſich ein Bauerngut, und begann nun zu wirthſchaften, aber nicht chriſtlich, ſondern recht wie ein Heide. In die Kirche ging er nie, aber in das

Wirthshaus deſto mehr und da prunkte er, der erſte in Längenfeld, in einer Sammtjacke mit ſilbernen Knöpfen, die er aus eitel feinen Silbergeldſtücken hatte fertigen laſſen, und verleitete die jungen Burſche, ſich ihrer lodenen Bekleidung zu ſchämen, und ſeine Hochfahrt nachzuäffen. Dabei war der Adasbub von grauſamer Körperkraft, hatte ſchon einmal obgeſiegt gegen fünfzig, die über ihn hergefallen waren, und ihn doch nicht zu überwältigen vermocht hatten, und wenn ihn einer beleidigte, ſo mußte er fürchten, daß der Adasbub ganz unverſehens ihm einen Wildbach als ſchönen Waſſerfall in das Haus leiten, oder einige Schneeklöſe von der Größe eines Hauſes ihm aufs Dach herunterrollen, vielleicht auch in dieſe weißen Klöſe als braune Griefen ein Paar Felſenſtücke einkneten werde.

Fluchen und lärmen, toben und ſchwärmen bis weit nach Mitternacht und ſchlimme Streiche ausführen war das Lebenselement des Adasbub; er umgab ſich mit einer Rotte gleichgeſinnter Geſellen, und übte mit denſelben jede nur erſinnliche Unholdthat. Sie hoben den Leuten die Hausthüren aus den Angeln, und trugen dieſe weit fort ins Feld oder in den Wald, hoben und ſtellten Leiterwägen auf die Dächer der Häuſer, ſtahlen in den Sakriſteien den Opferwein und tranken in ihm den Pfaffen ein Vereat; ſperrten Ziegenböcke in die Feldkapellen, gruben die Kirchhofkreuze aus dem Gräberboden, und die Crucifixe gruben ſie auch aus und ſteckten ſie wieder verkehrt ein, und jubelten in ihrer Verruchtheit, daß ſie Chriſtum auf den Kopf ſtellten.

Eine neuerſonnene Schandthat ſollte in einem Bauernhofe auf dem Burgſtein ob Längenfeld im Oetzthale ausgeführt werden; es galt der Tochter des Einödhofbauern; deren Vater aber bekam Kunde davon, ſchliff ſein Beil ſcharf, und ſo wie der Adasbub ſein Haus betrat, ſchmetterte ihn alsbald ein ſchädelſpaltender Artſchlag tod nieder. Bei ſolchem Gruß entflohen die Begleiter des Gefällten; es wurde Lärm, die Nachbarn eilten herbei und alle dankten dem Einödhofbeſitzer, daß er die Gegend von ſelbigem gräulichen Unhold befreit habe. Sie ſchnitten dem Adasbub den Kopf vom Rumpfe, ſchleppten den Leichnam an einen Felsrand und warfen ihn auf die Straße hinunter, die an dem dort ſpäter aufgekommenen und erbauten Schwefelbade vorbeizieht. Der Kopf wurde in das Beinhaus auf dem Gottesacker von Längenfeld geworfen, und dort liegt er noch immer, ein Schreck und Warnungszeichen für böſe Buben, mit dem klaffenden Spalt in der Hirnſchaale, und von Zeit zu Zeit in gewiſſen Mitternächten glüht dieſer Adasbubkopf über und über und iſt dann ganz ſchrecklich anzuſehen, ja manche ſagen aus, wenn er alſo glühe, ſo rolle er aus dem Beinhauſe hervor und in die Kapelle und drehe ſich darinnen wie ein wirbelnder Kreiſel um und um, dann rolle und hüpfe er wiederum an ſeine Stelle zurück und verglühe allmählich und ſehe am Tage aus wie jeder andere Schädel.

23.

Der Unholdenhof.

Zu Kaiſer Maximilian I. Zeiten diente ein Jäger am Kaiſerhofe, das war ein wahrer Unhold und Unband, von ſchier übermenſchlicher Leibeskraft, ſo daß er als ein Rieſe galt. Nach des Kaiſers Tode zog dieſer Jäger mit ſeinem einzigen Sohne, der ganz nach ſeinem Schlage geartet war, und ohne alle weitere Familie in die Kreither Gegend, die eine halbſtundelange Strecke umfaßt, auf welcher ſich vierzehn Bauernhöfe angeſiedelt haben, die mehrentheils am Mittelgebirge über der Sill und Rutz zwiſchen Wieſe, Feld und Wald vereinzelt gelegen ſind. In der Tiefe des Thales kreiſcht und knarrt eine „Säge", d. i. eine Waldſägemühle, nahe an einer Brücke über den Klausbach, über welche der Weg weiter und in das Stubeithal leitet. Ein friſcher Quellbrunn, den ein Bild des heil. Nepomuk ziert, beut ſeine Labe, und zehn Minuten von dieſer ſtillen Stelle zwieſelt ſich der Weg, und es führt ſein linker Zwieſel nach dem emporſteigen von einer Viertelſtunde auf lieblichem Bergpfad, an deſſen Rändern eine ſchwellende Moospolſterdecke und der Schatten eines Lärchentannenwaldes zur Ruhe laden, zu einem ländlichen Gehöfte, das reich und reinlich erbaut und gehalten iſt, ſogar eine Kapelle umfaßt, und dabei doch einen höchſt verrufenen Namen führt. Es iſt der „Unhold" oder „Unholdenhof". Hier auf dieſer Stelle war es, wo jene Jäger ſich anſiedelten, welche auf lange Zeit ein Schreck und Abſcheu der ganzen Gebirgsgegend wurden und theils öffentlich, theils noch mehr im Geheimen die mannichfaltigſten Frevel übten, ſo daß ihre Natur und ihr Weſen völlig dämoniſch ſich artete. Als Robbler furchtbar ſtark, als Gegner furchtbar rachſüchtig, offenbarten ſie gar häufig das teufliſche in ihrem Weſen durch Thaten der Tücke, mit welchen ſie nicht nur den von ihnen Gehaßten für die Gegenwart ſchadeten, ſondern auf ganze Generationen der Zukunft hinaus verderblich wirkten. Durch Stauungen hoch oben in tiefer Wildniß wurden Wildbäche zum Aus- und Uebertritt ihrer Rinnſale geleitet, und dadurch gefährliche Muren und Schlammſtürze, für die ſpätere Zukunft manchem blühenden Orte vorbereitet. An andern Stellen entzündeten die Unholde Gebirgsforſte, um den Lawinen freien Lauf zu ſchaffen, die dann kein Hemmniß mehr fanden, auf die Gehöfte herabzuſtürzen. Fahren dann Lawinen und Muren wiederholt an einer Stelle auf gewohnter Bahn nieder, ſo wird jedes Bäumchen und jedes Würzelchen vertilgt, und weite Strecken werden der Bodenkultur entzogen. Durch gewiſſe Mittel wurden ſelbſt Spalten und Tiefen in Felſen angebracht, in denen ſich im Sommer das Waſſer anſammelte und im Winter gefror. Dann ſprengte das Eis die Felſen und im Frühjahre ſchoſſen ſie dann allverheerend zu Thale nieder; es erfolgten ſolche Bergbrüche oft erſt nach 30 bis 50 Jahren. Durch derlei Thaten erwarben

sich jene Bösewichter den gefürchteten Namen Unholde, der auf ihr Gehöft alsbald ebenfalls überging. Endlich sah der Himmel strafend und rächend drein, ein Erdbeben warf das Jägerhaus in Trümmer, Wildbäche überflutheten es, der Blitz steckte es in Brand, und in Feuer und Fluth, womit sie gesündigt, gingen Vater und Sohn zugleich unter, wurden verurtheilt zur heißen Pein, und müssen bis heute als „Feuerfacken" (feurige Dreckschweine) geisten und rumoren. Ein besseres Geschlecht erbaute ein neues Gehöft auf die fruchtreiche Trift, auf der der Unholdhof gestanden, aber gegen dessen Willen blieb dem neuen Hause der alte Name, der auch bisweilen mit „Starkenhof" wechselte, weil man jene Jäger auch die „Starken" genannt. Vieles weiß der noch lebende Hohlenbauer zu Muttens noch vom Unholdenhofe zu erzählen, unter anderem, wie der Unholdenhofbauer alte pergamentene Lehnbriefe über sein Gehöft in seiner Dummheit an einen Kindertrommelmacher zu Insbruck verkauft, der mit Bimsstein die Schrift abgerieben, und mit dem Pergament die Trömmelchen überzogen habe.

VI.

Elementargeister.

Wenn die Tiroler Mythen- und Sagenforschung sich der Bezeichnung Elementargeister für eine Gruppe ihrer mythischen Wesen bedient, so ist diese Bezeichnung keineswegs in dem Sinne der philosophisch-kabbalistischen Lehre, die unter andern auch Theophrastus Paracelsus anbaute, zu verstehen, auch nicht in der phantasievollen und schmuckreichen Anschauungsweise südländischer Dichter. Der deutsche Mythus hat in jenem Sinne keine Silfen, Undinen, Salamander und Gnomen; mindestens, wenn er sie auch hat, benennt er sie nicht so und das deutsche Naturvolk kennte diese Benennungen nicht, sie müßten ihm denn erst aus Büchern gekommen sein, und auch daraus nimmt es sie nicht an und hält sie nicht fest, denn es ist etwas Gemachtes damit, es ist ihm nicht auf eigenem Acker erwachsen, „die Aehneln haben ihm nichts davon derzählt," und somit ist's auch nichts. Wenn auch im germanischen Heidenthume Spuren eines Elementarkults sich finden und nachweisen lassen, dennoch personificirte dasselbe nicht die Elemente.

Die deutschen und mithin auch tirolischen Elementargeister sind die Feinen, Fainen, Faien, überirdische Wesen von himmlischer Schönheit, der Grundtypus der französischen Feen; die Wasserdämonen als Seefräulein, Wasserfrauen, Wasserweibele u. s. w., halb und halb von faienhaftem Wesen, anderseits aber auch schlimm und verderblich. Feuergeister im oben angedeuteten Sinne fehlen gänzlich, denn die Feuer-

männer deutſcher Sagen ſind büßende Seelen und gehören in eine andere Gruppe. Um ſo reicher iſt die Welt der gnomenhaften Kobolde vertreten, der Erdzwerge, Bergmännchen, Wichtlein, Pitzl, Norggen, Nörggel, Lorggen u. dgl. Auch deren geiſtiges Element zerfällt in die Doppelnatur von gut und böſe. Die tiroler Sage iſt ſo reich an dieſen mythiſchen Geſtalten, daß ſie dieſe kleinen Bergdämonen in zwei Abtheilungen ſondert, in die Wichtl an ſich und in die Schachtgeiſter, letztere demnach vorzugsweiſe Bergwerkleute, in Bergwerken hülfreich arbeitend, guten Knappen förderlich mit Rath und That, böſen aber furchtbar und verderblich. In dieſen Wichtl- und Bergmanndlſagen Tirols findet ſich vielfacher Wiederhall ſolcher Sagen, die über ganz Deutſchland verbreitet ſind, und eine Menge häufig wiederkehrender Züge. Noch eine Abtheilung beſitzt aber die Tiroler- und Schweizerſage ausſchließlich, das ſind die Eismanndle, kleine Dämonen, die nur auf den höchſten Fernern um die Ciszackenſpitzen der Alpenkronen wohnen. Dieſe können im nördlichen Deutſchland nicht vorhanden und gekannt ſein, und der nordiſche (ſcandinaviſche) Mythus kennt nur Eisrieſen: Hrimthurſen.

Gar nicht ſelten ſtreift der Mythus der Geſtalten dieſer Dämonengruppen in andere hinüber, berührt ſich mit ihnen verwandtſchaftlich, und daher iſt häufig entſchiedene Sonderung ſchwer. Es ſind Geiſter, die ſich nicht ſo mir nichts dir nichts in die engen Grenzen unſerer Syſteme bannen laſſen, die über alle Grenzen hinausſtreifen und der verſuchten Gliederung ſpotten. Dieß fühlt ſich beim Vertrautwerden mit dieſen bisweilen ſpröden Stoffen ſehr klar heraus, und es bedarf keiner rezenſirenden Schulmeiſterweisheit, darauf beſonders hinzudeuten, daß auch das fleißigſte Bemühen auf dieſem Boden nicht ohne Mängel, Lücken und Wünſche bleibt. So ſtreifen die Sagen von Faien, die überhaupt nicht zahlreich ſind, an die Sagen von den Seligen, die von den Seefräulein an Faienſagen; Lorggenſagen gehen in Fanggenſagen über und umgekehrt, die Eismanndlſage berührt ſich mit der Rieſenſage, Bergmanndle können als Unholde auftreten und andererſeits können Schachtgeiſter zu Schatzhütern werden, welche letztere in die große Gruppe der Pütze gehören. Leider verwirren ſich im Volke ſelbſt die Sagen mehr und mehr, je mehr die Afteraufklärer ſich mühen, ihm die Sage ganz zu rauben und allen kindlichen poetiſchen Glauben ihm aus dem Gemüthe zu ſchwatzen; daher es hoch an der Zeit iſt, zu retten und zu ſichern, was noch zu rettrn und zu ſichern iſt.

1.

Die Faien.

Wenn die ſchwäbiſche und die norddeutſche Sage durch das gleichzeitige Erſcheinen dreier weiblicher Weſen, die bisweilen Nonnen heißen und aus

denen die Mythographen gern Nornen machen, nach der keltiſchen Sagendreiheit der tria Fata wirklich hindeuten, ſo mag das auf ſich beruhen. Die mitteldeutſche Sage kennt ein für allemal keine ſogenannten Fee'n, und leider ging dem Volke ſelbſt das ſchöne mittelalterliche deutſche Wort Feine, das ſo ſchlagend das ganze Weſen der geiſterhaften Erſcheinung bezeichnet, verloren. Nur noch in alten Liedern und alten Volksbüchern lebt es als Meerfeine, Waſſerfeine (eine ſolche war Meluſine), Wald- und Bergfeine. In deutſchen Sagen nehmen nicht ſelten die zahlreichen erſcheinenden „weißen Jungfrauen" den Feinencharakter an durch ihr ätheriſches Weſen, ihre Reinheit, ihre gütevolle Gabenſpendung; aber meiſt ſtehen ſie doch auf einer tieferen Stufe, ſie harren ihrer Erlöſung, ſind häufig nur Schatzhüterinnen, ſchrecken durch grauenvolle Verwandlungen in mancherlei Mißgeſtalten, in Kröten, Schlangen und Drachen, ihr Leib endet in einen Schlangenſchwanz u. ſ. w.

Manche unſerer geachteten Mythenforſcher vermengen die Feien mit den Wildfrauen, und es mag wohl eine oder die andere Feienſage nach dieſen letzteren hindeuten; allein dieſe Richtung hat in der Tiroler Sage nur allenfalls die Fangga; die Fai aber iſt ein ganz anderes, höheres Weſen. Folgendes iſt das reine und unvermiſchte Sagenbild der Faien Tirols.

Die Faien ſind Weſen von menſchlicher Natur und Körperbeſchaffenheit, aber höher geartet, mit ewiger Schönheit und Jugend, mit Liebe und Milde, mit großer Wiſſenſchaft begabt, und nur Vertreterinnen des guten Prinzips. Eine Fai kann wohl erzürnt werden, aber nie böſe handeln; der Begriff von guten und böſen Feeen, wie die modernen Fee'nmärchen ihn ſo häufig enthalten, fällt demnach hier ganz hinweg. Die Fai kann Zauber üben, aber nie ſolchen, wie Hexen und Truden, durch die Macht des Böſen, die Fai kann nie zur Hexe werden. Sie zaubert nie durch die ſchwarze, ſondern nur durch die weiße Kunſt, das iſt wohlthuender Zauber durch Gottes Macht und Gewalt und Zulaſſung; es iſt die den Faien angeborene und innewohnende Macht, die mit dazu beiträgt, ſie zu Weſen höherer Art zu ſtempeln. Dieſer von der Fai geübten weißen Kunſt muß ſtets die ſchwarze weichen und unterliegen. Die Fai iſt der edelgeiſtige Gegenſatz des diaboliſchen Hexenthums, ſie iſt, um ein Bild des nordiſch-germaniſchen Mythus bei Weſen des ſüdlich-deutſchen Mythus zu gebrauchen: der Lichtalf in ſeinem Gegenſatze zum Schwarzalf. Haben die Hexen ein prunkendes Schloß gezaubert, und halten darin ihren Sabbath, ſo ſtürzt es krachend in Trümmer, wenn eine Fai ihm naht. Haben jene ein Wetter gebraut, daß die Fluren verhageln ſoll, und es naht eine Fai, ſo verwandelt ſich jenes Wetter in einen fruchtbaren Regen. Sind Kühe durch Hexenwerk „verneint" — (was dieß iſt, folgt unten) ſo geben dieſe Kühe, kommt eine Fai in ihre Nähe, dennoch gute Milch, daher das landübliche Sprüchwort:

Fai'n ſchlägt vernein'n.

Die Fai fait, ſchützt (ſchirmt, macht feſt gegen allen Hexenzauber), ganz im Sinne des mittelalterlichen Volksglaubens und ritterlich romantiſcher Sagen von gefeiten Schwertern, Ringen, Talismanen u. dgl., Menſchen, Thiere, Bäume, Waſſer, ja alles „was fliegt und kriecht, was ſchwimmt und brennt" — wie ſinnig verſinnbildet dieſer volksthümliche Ausſpruch das Belebtſein der Elemente in Nähe und Ferne! — mit Blume und Ruthe, Stock und Stein. Ein gefeites Steinchen, ein goldenes Ring-Schlängelchen, ein einfaches Bergblümlein kann durch die Faien mit der größten Wunderkraft begabt werden, daß jedes dieſer Dinge gegen Schreck und Gefahr, gegen Schuß und Stich und Hieb, gegen Gift und Brand und Waſſersnoth, und gegen jede Teufelstücke ſchützt und ſchirmt.

Die Faien bleiben ſtets jung und ſchön, ſtets mild und gut; wohl empfinden ſie Schmerz, wenn ihre Güte Undank ärntet, wenn ihre hingebende Liebe getäuſcht und betrogen wird; dann vermögen ſie auch zu zürnen und zu ſtrafen, aber ihre höhere, geiſtigere und edlere Natur verſchafft ihnen leicht den Sieg über die menſchliche Leidenſchaft, und ſie verzeihen gern ihren reuigen Beleidigern. Eine ſchlafende Fai ſoll freilich der, der ſie antrifft, ruhig ſchlafen laſſen, ſie nicht haſtig aufwecken, noch weniger ihr in Unehren begehrlich nahen, ſonſt kann es leicht um ſein Augenlicht geſchehen ſein. Indeſſen zeigen ſich die Faien nur ſelten ſichtbar und überhaupt nicht allen Menſchen. Wenn aber eine Fai ein Kind küßt, ſo wird dieſes die Faien ſehen; ebenſo der, der einen von Faienhand berührten Talisman um den Hals trägt, nicht minder die Sonntagskinder. Solchen fällt es dann nicht ſchwer, ihr Glück zu machen.

Die Faien ſtehen nicht im mindeſten Bezug zur Hulda, daher können ſie gar nicht mit den „Saligen" verwechſelt werden; nur an edler und ſchöner Geſtaltung und am Schmuck bildeten die Sagen ſie den letzteren ähnlich. Auch weiſt die Sage den Faien ungleich weniger beſtimmte Wohnungen an, wie den Saligen, und kennt ſie überhaupt weniger, als andere dämoniſche Weſen ihres Gebietes.

Manche Faienſagen ſind auch bereits entſtellt worden durch Zuthaten neuerer Dichter, die Wunders denken, wie ſchön ſie malen, wenn ſie ausmalen, und gar nicht ahnen, wie ungeſchickt ſie malen, wenn ſie übermalen, und auf das altehrwürdige halbverblichene Frescobild von ſtrengen Zügen und ſteifer Gewandung neumodiſche Phantaſiefarben mit breitem Pinſel dick auftragen, ſo daß die alte Herrlichkeit dem Auge ganz verſchwindet und der neue amaranthfarbige Ungeſchmack in einem monſtroſen Zerrbilde vor Augen tritt.

2.

Die Seefräulein und Waſſerfrauen.

Daß die Waſſer- und Seefrauenſage im Lande Tirol heimiſch iſt, begreift ſich leicht durch das Vorhandenſein der zahlreichen, geheimnißvollen

tiefblauen Alpenſee'n, von denen viele ohne ſichtbaren Zufluß oder Abfluß in träumeriſcher Ruhe und in tiefſtiller Bergeinſamkeit daliegen. Insgemein werden dieſe Waſſerbecken im Gebirge Wildſee'n genannt, und dieſe ſind weſentlich von den Thalſee'n unterſchieden. Die Wildſee'n ſind meiſt in und zwiſchen Felſen eingebettet und eingebuchtet. Von ihrem Rande erheben ſich häufig unmittelbar ſteile Felswände, die ſpitz und zackig und Ruinengemäuer ähnlich ſchroff emporſtarren. Der Rand verbirgt mit der Fülle ſeiner überhangenden Geſträucher und mit moosübergrünten Felsplatten das todtenſtille Gewäſſer, das ſich bisweilen tief in die düſtern klammartigen Höhlen und in nachtdunkles Geklüfte verliert. Selten wird ein Fiſch ſichtbar in dieſen eiskalten Waſſerbecken, kein Vogel ſingt an ihnen ſein munteres Lied. Der Wildſee liegt wie im Bann, in einem unheimlichen Frieden, in troſtloſer öder Wildniß, ein Todtesſpiegel für Lebensſatte und Menſchenfeinde. Wenn Unwetter im Anzuge ſind, brauſt es in der Tiefe, Luftblaſen ſteigen herauf und zerplatzen an der Oberfläche, ja man hört unheimliches Getön weit umher, wie dieß namentlich beim Thurnthaler Hochſee auf dem Scheitel der Weinbacher-Alpe im Puſterthale der Fall iſt. Dieſer See iſt 200 Schritte lang und 150 Schritte breit.

Solche See'n und ähnliche bevölkert die tiroler Sage nur in ſeltenen Ausnahmen mit Seefräulein oder Waſſerfrauen, ſondern vielmehr mit billenden Waſſerhunden, Klammmännern und ſonſtigen dämoniſchen Weſenheiten, Pützen u. dgl., welche Menſchen in das Waſſer ziehen, wie dieß beim Landeckerſee bei Ladis, dem Mölsſee im Wattenſerthal, oder Mölsthal, und andern der Fall iſt. Die Hauptwohnorte der Seefräulein und ihrer Genoſſenſchaft ſind jene Arten von Gebirgsſee'n, die gleich liebefeuchten Mutteraugen in idylliſchen blumigen Hirtenthälern hingebreitet ruhen, oder in grünem Waldesſchatten und in wonniger Einſamkeit rein und ſtill zum Himmel aufblicken, Andacht und überirdiſches Sehnen wecken. In ſolchen Tiefen wohnen insgemein Seefräulein, haben drunten ſchimmernde Kryſtallpaläſte, aus denen es bisweilen wunderſam melodiſch heraufklingt und das Menſchenohr, das dieſem Seeklingen lauſcht, verlockend berührt. Aber gleichwohl weiß die Tiroler Sage nichts von Niren und der nackten Sinnenluſt verlockender Sirenen. Was davon etwa im Volksmunde nachklingt, iſt nur aus Büchern entnommen, der Anſchauungsweiſe des Volkes nicht unmittelbar entſprungen.

Mit Unrecht hat ein Romantiker im „Sagenbuch von Tirol“ den Schloßteich bei Landeck in Nirenteich umgetauft, und aus dem dort verunglückten Landecker Schloßherrn einen von einer koſenden und herzdrückenden Nire ins Waſſer gezogenen Ritter erdichtet, denn es iſt nur neugemachtes Phantaſieſtück. Tirol hat keine Niren in dieſem romantiſchen Sinne, und wenn jemand glauben oder ſich einreden wollte, die Nirhöhle am Sonnwendjoch ſei ein Gegenbeweis dieſer Behauptung, ſo müßte dieſe poetiſche

Annahme sehr prosaisch damit widerlegt werden, daß in jener Höhle das sogenannte „weiße Nichts" (Nix), das **Nihilum album** der Apotheker, bricht, eine Art Bergmilch, kohlensaure Kalkerde, die mit Zinkoxyd vermischt, als Augenheilmittel früher officinell war und jetzt nur noch von Viehärzten bisweilen angewendet wird.

Die Seefrauen sind verkörperte Bilder der Reinheit und Güte, von schönen und edeln Körperformen, mit alabasterweißen Stirnen, und Wangen von der Farbe der weißen Seerosenblüthe. Ihr Haar ist goldfarbig, wie der Blüthenstaubkolben dieser Blume, und die Wasserfrau strählt und trocknet dieses wunderschöne Haar gern am Strande. Mild ist der Glanz ihres blauen Auges und weit in die Ferne wirkend. Das Gewand der Seefräulein ist weiß mit zartem farbenschillernden Permutterglanz, ihre Gestalt ist ätherisch und so leicht, daß die Blätter der Nelumbien sie tragen.

Die Seefräulein haben ihre Lust an den Wassergeschöpfen und Wasserpflanzen, und freuen sich an der Pflege ihrer unterseeischen Gärten, mit deren zahllosen Blüthensternen; sie verleihen mancher Pflanzenwurzel ihres Teiches Heilkraft, wie dem nützlichen Kalmus, dem heilsamen Fieberklee und der rosenrothen Wasserviole, die man auch Rosenbinse nennt. (**Butomus umbellatus L. Iuncus floridus** der alte officinelle Name.) Auch auf die Wiesen ihrer Umgebung pflanzen diese gütigen Wasserfrauen Heilkräuter.

Guten Aeltern und Kindern wird von den Seefräulein manche nützliche und Segen bringende Gabe als Glücksfund an das Ufer gelegt, besonders wenn letztere unbeunruhigt bleiben. Findet das Gegentheil Statt, so verlassen sie ihren Aufenthalt und suchen einen ruhigeren. Selten lassen sie sich blicken; der Versuch, sie etwa zu fangen, kann leicht den Tod des Versuchers nach sich ziehen.

Wird ein See abgelassen oder trocken gelegt, so verläßt ihn die Wasserfrau, welche ihn bewohnt, auf immer; aber sie segnet dann seine Stätte nicht, und häufig lohnt der spätere saure Graswuchs nicht die Mühe und die Kosten der Verwandlung des Seelandes in Fruchtland; noch häufiger überschütten Wildbäche das neue Land mit furchtbaren Massen von Sand und Kiesgerölle.

Bisweilen, aber sehr selten, wird auch in Tirol der Ausdruck Meerfräulein, statt Seefräulein, vernommen. In diesem Falle liegt die sagenhafte Annahme der Verbindung eines Alpensee's mit dem Meere zum Grunde, und daß ein Meerfräulein folglich durch unterirdische Kanäle in einen oder den andern jener einheimischen See'n geschwommen und gekommen sei.

Geschichtlich erwiesen ist, man mag über den Zusammenhang mancher See'n mit dem Meere denken wie man wolle, daß sich bei dem zwei Stunden langen und eine halbe Stunde breiten Achensee oder Achenthaler See zur

Zeit des großen Erdbebens, das am 1. November des Jahres 1755 Liſſabon zerſtörte, faſt ganz dieſelben Erſcheinungen zeigten, wie ſie an dem kleinen Salzunger See in Mitteldeutſchland wahrgenommen und von glaubwürdigen Augenzeugen zur Kunde der Nachwelt niedergeſchrieben wurden. Der Achenſee ſchäumte in wilden Wogen auf, ſank ſchnell über vier Fuß tief, und erſt nach 24 Stunden füllte ſich wieder ſein Bette. Die vermuthete unterirdiſche Verbindung glaubt man auch dadurch beſtätigt, daß der Achenthaler See ſichtbar wenig Zufluß empfängt, aber einen ſehr ſtarken Abfluß hat, welcher alsbald das Bergflüßchen die Ache bildet. Bei dem Salzunger See iſt allbekannt, daß er in ſeinem Schooße ſtarke Quellen hat, denn auch ſein ſichtbarer Zufluß iſt unbedeutend, ſein Abfluß aber iſt ein Bach, der Mühlen treibt, und das Geſtänge mächtiger Gradierwerke in Bewegung ſetzt.

Beſtimmte örtliche Sagen von eigentlichen Meerfräulein, namentlich fiſchſchwänziger, kennt man indeſſen in Tirol nicht.

3.

Die Eismanndle.

Das erhabene Walten der Natur im Leben der Ferner (Gletſcher) Tirols lenkte frühzeitig die Phantaſie des Volkes dahin, die Unbegreiflichkeiten, welche die Gletſcherwelt ſeinen Sinnen darbot, übermächtigen Weſen zuzuſchreiben, denen die Namen Eismanndl (Eismänner), Eismännlein, Ferner-Norggen, Fernerzwergl, Kösmanndln (Kös, Käs iſt auch Gletſcher), endlich auch Wettermacher, und „die Alten“ beigelegt wurden.

Meiſt nehmen alle Sagen, die auf dieſen Kreis geiſterhafter Weſen ſich beziehen, den hehren und ernſten Charakter an, den die Schnee- und Eisregion auch im Naturleben darlegt; aber ſelbſt dieſe Sagen ſind mehr allgemeiner, als örtlicher Art, während bei den gewöhnlichen Erdzwergen das Gegentheil Statt findet.

Die Geſtalt des Eismanndls iſt zwerghaft, aber ſeine Stärke iſt eine furchtbare, übernatürliche und übergewaltige; es iſt befähigt, auch Rieſengeſtalt anzunehmen, auch überhaupt ſich zu verwandeln in was es will. Die Eismanndln ſind es, welche die Gletſcher vor- und rückwärts ſchieben, welche zu ihrem Vergnügen mitten im entſetzlichſten Schneegeſtöber über lange Schneeſtrecken hin auf breiten Abhängen ſchindeldachähnliche Figuren und rieſige Arabesken auf den Schnee zeichnen; ſie verurſachen das ſogenannte „Schneegrugeln“, bei dem unter Donnern ohne vorhergehenden Blitz in den heißeſten Sommertagen plötzlich Schnee und Hagel grüne Alpenthäler weithin bedeckt. Sie, die Eismanndln, rufen das ſchreckhafte „Fernerbillen“ (bellen) hervor, und erregen das rollende Gekrach in dem Innern des Ferner.

Das Eismännlein ist in seiner Erscheinung zwerghaft, greisenhaft, schneeweißen Haares und Bartes, die beide lang abwallen, ja der Bart streift noch am Boden hin. Das verwitterte Angesicht ist tiefernst und runzelvoll, die blauen Augen blicken über der Adlernase ruhig, sicher und fest. Das Gewand ist graugrün, wie alte Baumflechten, von weitem auch in das gelbgrüne spielend; ein Wetterhut mit verbogener Krempe schattet über dem Gesicht.

Die Aufenthaltorte der Eismännlein, denn Wohnungen sind ihnen ihrer Natur nach nicht so zuzuschreiben, wie andern dämonischen Sippen — sind Eisklüfte, die unter dem Fernereise auf weite Strecken miteinander in Verbindung stehen. Gern sitzen die Eismännlein auf Fernerspitzen oder auf Felsenvorsprüngen der Hochalpenregion, und schauen sinnigen Ernstes auf die sie umgebende unendliche Welt emporstarrender Eisnadeln und Eispyramiden, lassen von Nebelgestalten sich umtanzen, formen Wolken zu festen Ballen, bauen und häufen Wolke auf Wolke, verdichten sie, zerreissen sie, zerblasen sie zu Flocken, weben sie zu Schleiern und Nebeldecken, schicken sie als Höhenrauch über alle Fernen hin, brauen Wetter, schleudern Hagel, senden Lawinen in die Gründe nieder. Sie bauen gleissende Schneebrücken über Abgründe, führen Gute sicher über diese hinüber, bereiten Bösen jähen Absturz. Jenes ethische Element, das den Saligen innewohnt, allen Guten hülfreich zu sein und allen Bösen furchtbar und schreckhaft, durchdringt auch die Eismanndln. Sie schirmen die Unschuld und strafen und rächen die Bosheit und das Verbrechen. Sie gewähren dem flüchtigen Bösewicht keine Freistatt, sie jagen ihn durch Wetter und Wind, und stürzen ihn in die kalte Eisnacht grauenhafter Fernerspalten in Tod und Verdammniß nieder. Verirrte aber, die nicht Bösewichter sind, weisen sie auf richtigen Pfad, tragen Verunglückte zur nächsten Menschenwohnung hinab, und Erfrorene, die unrettbar verloren sind, tragen sie bis zum ersten Gottesacker der Thaltiefe und bestatten sie in geweihter Erde in aller Stille.

Vornehmlich ist es die große Centralalpenkette der Tauern, die sich voll mächtiger Eisgebirgsstöcke als nördliche Grenze des 14 Stunden langen Tauferser oder Taufersthales*) gen Osten zieht, und letzteres vom Zillerthal und Vintschgau scheidet — auf deren Fernerkronen die Eismanndln heimisch sind. Der Neveser-Kös, eines der großartigsten Tauernwunder, umklammert den „Furtschlägel" und „Hohen Mösele"; von ihm ab senkt sich sein krystallisirtes Kösmeer nordwärts unter dem Namen „Zemmerferner" ins jenseitige Zillerthaler Zemmerthal, westlich in das Pfunderertal, südlich in das Lappacherthal, und bildet ein mehr als drei Stunden langes, wild zerrissenes und zerklüftetes Eisfeld oder Eismeer, von so schrecklich erhabener

*) Nicht mit dem Langtauferserthal im Vintschgau zu verwechseln.

Schönheit, daß keine Feder ſie zu ſchildern vermag. Dort am meiſten ſind neben den hocherhabenen Punkten des Ortles, des Oetzthalerferner und des Stubaierferner die Eismännlein vorzugsweiſe heimiſch und thätig, doch ſchließen dieſe hohen Gebirgsregionen nicht aus, daß jene nicht auch in die Hochalpenthäler herabkommen und ihre hülfreiche oder ſtrafende Thätigkeit kund geben. Dabei kann nicht fehlen, daß die Sagen von dieſen Gebirgsgeiſtern je nach dem Charakter der verſchiedenen Thalbewohner verſchiedentlich aufgefaßt und geſtaltet werden, und es kommt auch hier zur Erſcheinung, daß die Geſtalten der alten frühzeitlichen Sage aus ihrer hehren Form und Art verkleinert und abgeblaßt erſcheinen, den Menſchen näher gerückt, mit menſchlichen Neigungen ausgeſtattet werden, und von der dämoniſchen Natur nur ein Schatten haften bleibt.

4.

Die Wichtl, Pitzl, Norggen und Lorggen.

Ueber die deutſche Zwergen- und Wichtln-Sage wäre es kinderleicht, ganze Bücher zu ſchreiben, ſo allverbreitet, ſo überall zu Hauſe, ſo mannichfaltig iſt ſie. Sie bietet mehr als jeder andere mythiſche Sagenſtoff eine wahrhafte Unerſchöpflichkeit; eine Stofffülle, wie ſie in keinem anderweiten Sagengebiete zu Tage tritt. Wer aber dieſes Sagengebiet überblicken will, muß ſich nothwendig in daſſelbe einleben, muß ſich ganz vertraut mit ihm machen, muß ſelbſt durch Zwergenhöhlen kriechen, ſelbſt Zwergengänge überwandern. Wenn er ſeine Kunde und Kenntniß nur aus Büchern ſchöpft, und ſie in Büchern wieder von ſich giebt, ſo iſt's meiſt ein unerquicklich Machwerk, das wenn nicht von vornherein ein Album graecum wird, ſo doch ein Nihilum album der alten Pharmacopöen, wovon zahlreiche Sagen- und Mährchenbücher, die am Kachelofen fabricirt ſind, laut redendes Zeugniß geben.

Mit Abſicht wird daher hier vermieden, Abſchrift von Abſchrift bis ins tauſendſte Glied anzuſchwellen, und von den Zwergen der ſcandinaviſchen Mythe nichts erwähnt, auch der überzahlreichen nord- und mitteldeutſchen Zwergenſagen nicht gedacht, denn ſonſt würde des Vergleiches kein Ende werden; nur wo große, ganz allgemeine Züge in einander überklingen, dürfen ſolche nicht unerwähnt bleiben.

Die deutſche Namengebung der Zwerge, Querge, Querckſe, Wichtlein, Wichtelmännchen, Heimchen, Heinchen, Heinzchen, Hinſelmännchen und Zinſelmännchen, Heulemännchen, Hütchen und Gütchen, u. ſ. w. u. ſ. w. erhält aus Tirol noch einige Zuſätze, nämlich Pitzl, Norggen, Nörggl, Nörgglein und Lorggen, letztere ohne abgewandelte Diminutivform. Die Charakterverſchiedenheit, die ſich überhaupt und überall beim Zwergenvolke kund giebt, die ſich bald durch Güte und hülfreiche Dienſtleiſtung äußert,

bald durch Neckeluſt, ſchadenfrohe Tücke, ja ſelbſt Bosheit, Wildheit und Rachſucht, tritt auch in den Zwergſagen Tirols zu Tage. Die Wichtel und Wichtelen des Oberinnthales ſind heiter geartet, gutmüthig ſchelmiſch, neckiſch wohlwollend, ebenſo im Vintſchgau; im Paſſeierthal und in Südtirol, auch im Schnalſerthal und am Schneeberg die Nörggl, Nörggeln. Das Unterinnthal hat die Namen Wichtl und Nörggl gemeinſam, bei Naturns und Tſchars kommt der Name Lorgg ausſchließlich vor, und der Lorgg wird meiſt böſe gedacht, auch größer und ſehr ſtark. Wenn ein Lorgg erzürnt wurde, ſo brauchte er nur einer geſunden Kuh über den Rücken mit der Hand zu ſtreichen, ſo wurde ſie gleich krank und hin. Da und dort heißen ſie Bergmanndl, Bergzwergl, wilde Manndl, im Vorarlberg iſt die Benennung Fangg und Rutſchifengg üblich. Im Unterinnthal heißen die Hauswichtln auch Hoamzwergel, Heimzwerge, was an die Voigtländiſchen Heimchen erinnert. Pitzl heißen die Wichtln um den Volderer Berg; im Vorarlberg heißen ſie das Nachtvolk.

Die Geſtalt der Wichteln iſt klein und mißrathen; der Kopf iſt dick, der Mund bis zu den Ohren breit gezogen und wulſtig; die Aeuglein ſind tiefliegend und voll Argliſt. Der Bauch iſt aufgetrieben und ruht auf ſpindeldürren und krummen Beinchen. Die Stimme iſt kratzend und grölzend wie die eines Kropfigen, darum heißt der kropfige Todtengräber zu Tſchars im Vintſchgau „der Lorgg“. Am Leibe ſind ſie ſchwarzhaarig; der graue oder ſilberfarbene Bart hängt lang herab; die Tracht iſt graue Loden nach der Bauern- und Schützenart ihrer Thäler, oder die uralte Bauerntracht, die auch in Tirol noch die „altfränkiſche“ heißt: ſpitzer Hut, weißer Goller um den Hals, rothe Weſte, ſchwarzes Wams und Pluderhoſen. Gern und häufig aber tragen die Wichteln ein rothes Jankerl, rothe Höslein und grüne Strümpfe. Wollte ſonſt Jemand ihnen Gutes erzeigen, ſo durfte er nur ein neues rothes Jankerl machen laſſen, und irgend wohin legen, daß ſie es fanden, dann freuten ſie ſich wie närriſch über den Fund und legten ihn an; gab ihnen aber Jemand ein neues Gewandl in die Hand, ſo weinten ſie und entwichen ſammt ihrer nützlichen Hülfe auf immerdar, und dabei läßt ſie die Sage ihre Abſchiedsworte jedesmal in Verſen ſprechen, was ein ſehr eigenthümlicher Zug, auch im übrigen Deutſchland und in der Schweiz iſt.

Häufig tragen die Wichtl'n einen Bergſtock, der aber nie von einem andern Holz als dem der „Birke“ iſt, wodurch auch dieſer Baum in den deutſchen Mythus eintritt.

Die Wichtlen erreichen ein ungeheures Alter. Im „Ultenthale“, dem letzten Seitenthale der Etſch rechts, an der Weſtgrenze von Deutſchland, ohnweit Meran, berufen ſich die Bauern noch auf den Ausſpruch eines Norggleins, welches einſt auf dem Herde im Kuppelwieſerhofe ſaß und ſprach:

„I denk' die Kuppelwies'
Schon dreimal als Wald,
Und dreimal als Wies'."

Der nächste Weg vom Vintschgau aus ins Ultenthal führt über den Flosch- oder Flatschberg über die Kuppelwies'-Alpe und zum schön gelegenen Kuppelwies'hofe, der zugleich Gasthaus ist, hinab. Solcher Aussprüche, die zum Theil auch Riesen zugeschrieben werden, leben viele im Munde des Volkes.

Die Aufenthalte des Zwergenvolkes, das theils gesellig beisamen haust, theils vereinzelt wohnt, sind meist die einsamen Berghöfe auf den Alpen, doch auch Schluchten, Höhlen und Einöden. Auch die, welche nicht stets in Häusern und in der Nähe der Herde wohnen (daher in der Schweiz der Name Herdmannli,) kommen doch gern in die Häuser, und bringen braven Hausleuten Segen mit. Wo Wichtlein heimisch waren, halfen sie in Haus und Hof, Küche und Keller, Stall und Feld, warteten und pflegten die Kinder, arbeiteten mit der ihnen innewohnenden ungewöhnlichen Kraft und Ausdauer, warnten vor Unglück oder hielten solches ganz fern, und hielten zum einmal ihnen liebgewordenen Wohnsitz, wenn man sie nicht kränkte und vertrieb, mit rührender Treue und Anhänglichkeit. Dabei neckten sie indeß immer gern, bestraften den Vorwitz, machten die täppische Dummheit lächerlich, und rächten oft sehr hart und empfindlich böswillige Beleidigung. Wer nach ihnen vollends schlug, war seines Lebens keine Stunde mehr sicher, ja sie rächten oft noch an Kindern und Enkeln Uebelthaten der Väter. Am verhaßtesten war ihnen das schwarze Laster des Undankes: gegen ihn übten sie das Rächeramt mit einer grausamen Freude.

Die Zeit vom ersten Mondviertel bis zu dessen Uebergang in den Vollmond ist die der größten Rührigkeit und Beweglichkeit der Wichteln und Nörgglein. Da sieht man wohl auch eins oder das andere auf einem Felsenvorsprung stehen, und hört sie Trutzlieder ins Thal hinabsingen, und das hallt und klingt so schaurig und so wundersam, weil eine Bergwand den aufgefangenen Schall der andern zurückwirft, und es entsteht jenes wunderbare Thalklingen, das man fernhin durch die stillen Nächte melodisch schauern hört, und nicht weiß, von wannen es kommt.

Man könnte, wenn eine Sonderung frommte, die Wichtlein je nach ihren Aufenthaltsorten eintheilen: in Alm- und Kaser-Wichtl, Schloß-Wichtl, Haus-, Herd- und Stall-Wichtl u. s. w., doch wäre der Sagenforschung mit solcher Eintheilung nichts gewonnen, denn dieser kleinen elbischen Dämonen Art und Wesen bleibt sich gleich, ob sie in Senn- und Kaserhütten, im Gehöft des Bauern, im Schlosse eines Burgherrn oder im Erdenschooße beim Bergwerk hausen und handthieren. Ueberall lieben sie das Alte und hangen ihm an, daher vertreibt sie die Darreichung neuer

Gewande als Lohn, ebenso der Umbau oder die völlige Niederreißung alter Wohngebäude.

Unermüdlich und ausdauernd sind die Wichtln in der Arbeit, nicht minder aber auch unermüdlich und erfinderisch in ihren Neckereien. Einem oder dem andern der Hausleute jählings aus einem Winkel hervor auf den Rücken zu springen, und auf diese Weise arg zu erschrecken, das Vieh schier unlösbar zusammen zu ketten, Schlafenden Schnauzen anzumalen, Wanderern lange Kuhschweife hinten anzuhängen, ist ihr Vergnügen; in Speise und Getränke Unrath zu werfen, Knechte und Mägde zu drücken und zu zwicken, Saat und Frucht zu verderben, sind Aeußerungen ihres Unwillens oder Zorns, daher war und ist ein Wichtl, Norgg oder Lorgg nicht allewege ein lieber Hausgenosse, und es sind keine Mittel unversucht geblieben, sie zu vertreiben und los zu werden, was auch vielfach gelungen ist — und daher giebt es deren jetzt kaum noch irgendwo.

Eine bösartige Wichtlsorte haust im ofterwähnten Alpachthale, sie verstecken sich auf den Söller und tücken von da die Leute, brechen heimlich Breter des Söllerganges auf, daß man durchbricht, oder den Fuß schädigt, sie werfen auch mißrathene Kinder vom Söller herab, sie zu schrecken, und heißen Sollakraunzail: Söllerkraunzl — Söllerteufelchen.

Im Pfeldersthal heißen die Zwerglein bei den Almleuten nicht anders als Kasernörggl. Am „Jägerstadl" dort, einer, weiblicher Aufsicht anvertrauten Stallung, hausten sie und zogen die Dirnen an den Zöpfen, wenn sie molken, daß sie sammt dem Melchgeschirr rücklings niederfielen.

Wenn die Wichtlen einen todten Menschen fanden, so trugen sie den Leichnam bis zum nächsten Cruzifix am Wege, weiter konnten sie nicht gelangen. Mithin lebt in der Tiroler Zwergsage nicht der den Zwergsagen nördlicherer deutscher Länder eigene und bedeutende Zug eines Widerwillens gegen das christliche Element, während derselbe in Tirol doch bei Riesen- und Fanggenkindern offen zu Tage tritt.

Im Winter halten sich die Wichtlein gar gern auf der „Vest'lgrube" auf, die just paßt sich darauf zu kauern, und die halberfrorenen Füße ans Feuer zu halten. Vergönnte eine Bäuerin so dem Norgg im Winter einen Wärmplatz am Herde, und schenkte ihm von Zeit zu Zeit etwas Essen, so fingen die Hennen um Neujahr schon wieder an zu legen, die Rüben im Keller faulten nicht, die Kuh trat den Milcheimer nicht um, und das Kind fiel nicht aus der Wiege. — Vest'lgrube ist das Aschenloch auf dem Herde. Dieß deutet offenbar nach der römischen Vesta hin.

2.

Die Schachtgeister.

Der früher so reiche Bergsegen des Tiroler Alpenlandes wird noch vielfach in den Spuren seines Ab- und Ausbaues bekundet durch alte

verlaſſene Stollen und Schachte, Gruben und Gänge, Zechen und Halden, und lebt auch noch in den Sagen der Bewohner fort, obſchon nach der Zeit des Regenten von Tirol, Sigismund des Münzreichen, faſt aller Bergbau des Landes zum Erliegen kam.

Wie überall in bergbaureichen Gegenden, in Böhmen, im Erzgebirge, auf dem Harze, im Thüringerwalde — die Sage von Berggeiſtern unaustilgbar fortlebt, und zwar von ſolchen, die in den Bergwerken ſelbſt ſich zeigten und thätig waren, ſo auch in Tirol. — Aber auch hier offenbart ſich die Zweiheit der Begriffe von guten und von böſen Schachtgeiſtern. Ihre Namen lauten auch Knappei-Manndl, Gruben-Manndl, Stollen-Manndl, Schachtzwergl und Bergzwergl. Sie erſchienen in graulodener Tracht, trugen auch Bergknappenkleidung und Wettermäntel, kleine runde Hütlein, oder auch eine Art ſpitze Kaputzen über den Kopf gezogen; hatten lange Bärte und waren meiſt bucklich, dabei aber trotz ihres unbegreiflich hohen Alters äußerſt ſtark, friſch und lebendig.

Die den Schachtgeiſtern beigelegten Namen deuten ſchon auf die Lieblingsaufenthaltsorte dieſer kleinen Unterirdiſchen hin; dort im Schooße der Teufen halfen ſie den braven Bergknappen bei ihrer Arbeit, voll rührigen Schaffens, beſonders während der Zeit der Mittagsraſt, der Nacht- und jeder andern Schicht. Die Schachtgeiſter ſpitzen die Schärfeiſen, härten die Fäuſtel und Bohrer. Daher oft zur Nachtzeit in menſchenleeren Schachten dennoch anhaltendes klopfen und pochen und raſtloſe Rührigkeit in Eimern und Geſtängen. Verunglückten frommen Knappen ſtehen die Schachtgeiſterlein hülfreich bei, entzünden ihnen etwa erloſchene Grubenlichter, zeigen reiche Erzlager, Adern und Gänge, erſchließen neue ergiebige Schachte, verhindern das Einfallen wilder Waſſer, den Einbruch der Stollen, die Entzündung giftiger Schwaden. Aber wehe den Böſen und Schlechten, den Fluchern und Säufern, den Unredlichen, welche Erze unterſchlagen oder in fremden Gruben auf Raub bauen; ihnen erliſcht unverſehens das Grubenlicht, ſchlagende Wetter verſetzen ihnen den Odem, vor und hinter ihnen brechen die Gänge ein, und erſäufen ſie ſammt ihren Schachten. Die Schachtgeiſter kommen auch ſelbſt in ſchrecklicher Geſtalt raſch durch die Gänge gefahren, warnen und drohen, lohnen und ſtrafen, verſetzen die Bergſchätze, verſenken die Erzneſter in die Tiefen.

Dieſe Erdgeiſterſippe iſt dem Chriſtenthume abhold und abgewendet, der Erlöſung nicht theilhaft, eine Annahme der Sage, die ſich außerhalb des Tirolerlandes wieder findet. Sie ſcheuen und fliehen das Geläute aller, nicht nur der Kirchenglocken, und ſenken ſich ſammt den Bergſchätzen ſo tief hinab, bis dahin, wo kein Ohr es mehr vernehmen kann. In früheren Zeiten gab es keine Glocken in den Bergwerken, die nöthigen Zeichen der Seigerhütten wurden durch Klopfen gegeben, und wie man begann, neben die Zechenhäuſer chriſtliche Betkapellen mit Bimmelglöckchen zu bauen und

fleißig zu läuten, so nahm der Reichthum im Schooße der Berge auffallend ab. Ganz dasselbe erzählt man in Böhmen von den Bergwerken um Przibram.

Ein alter Bergknappe sagte: „Das helle Gold ist ein Werk des hellen Teufels, darum weicht es dem Klange der geweihten Glocken, und sinkt hinunter zu dem, dem es angehört, und es wäre besser auf der Welt, wenn niemals Gold auf sie herauf gekommen wäre."

Die bösartigen Stollengeister haben trotz dieser ihrer Eigenschaft doch nur Macht über böse Knappen, nicht über gute; dagegen sind es nicht schlimme Bergknappen allein, welchen sie Schaden zufügen können, sondern auch Bauern, die häufig von ihnen belauscht werden, wenn diese fluchen, liderlich leben, oder den Schachtgeistern selbst böses nachsagen. Dieser Glaube wurzelte so tief im Volke, daß es ein auch im übrigen Deutschland gäng und gäbes Sprüchwort:

„Unglück kommt über Nacht!"

unmittelbar auf diese Geister anwandte, und namentlich waren es Knappen und Bauern im Unterinnthale, die, wenn sie sagten: „'s Unglück", darunter einen bösen Schachtgeist verstanden, und es kamen daher die noch immer üblichen Redensarten auf, wenn jemand Ungebührliches redete:

„Still! 's Unglück steht vor'm Haus!"

oder auch:

„Z' Nacht
's Unglück wacht."

oder:

„Kinder, Kinder, bleibt's fein zu Haus,
'S Unglück paßt beim Thür'l draus."

Das wurzelte zuletzt so tief, daß ein kleines Mädchen, als es in der Schule gefragt wurde, was ein Unglück sei? antwortete: der Schachtgeist in der Iln. (Siehe über diesen unten bei den örtlichen Sagen.)

Zu den vielfach im Lande Tirol verbreiteten Haus-, Berg- und Schachtgeistersagen tritt auch noch ein romantisches Element in den Nachklängen alter Heldengedichte, und zwar in den „Rosengärten", insonderheit im Rosengarten des Zwergenkönigs Laurin. Die Bezeichnung „Rosengarten" für hochgelegene, oft einsame und öde Gebirgsgegenden begegnet nicht in Tirol allein; auch der Thüringerwald z. B. hat zwischen dem Seligenthaler, Georgenthaler und Oberhofer Forst einen hohen und ausgebreiteten Walddistrikt gleichen Namens. Wie aber Sage und Name vom König Laurin sich in der Nähe der Burg Tirol seßhaft gemacht, ob sie aus dem Gedichte erst entstanden, oder ob der Dichter dieses sogenannten „kleinen Rosengartens" dort seinen Stoff bereits vorbereitet fand, das zu erforschen, wäre gar nicht unverdienstlich.

VII.

Oertliche Sagen von Elementargeiſtern.

1.

Die Fai vom Sonnenwendjoch.

Nahe am Fuße des ſtolzaufragenden Bergſtockes, welcher das Sonnenwendjoch trägt, eine über 8000 Fuß hohe Kalkalpe — liegen die Oertchen Brixlegg, Mehrn und Zimmermoos, auf der Vorgebirgsebene, von der die Alpbacher Achen zu Thale rollt, und die dort befindlichen Werke der Silber-, Zinn- und Bleiſchmelze, der wichtigſten Tirols, treibt. Dort wohnte eine Fai. Ganz in der Nähe liegt das Städtlein Rattenberg, an Ort und Stelle Rotenberg genannt, und über demſelben lag einſt eine ſtattliche Ritterburg, von der jetzt nur noch eine maleriſche Trümmer die Gegend ſchmückt. Einſt ritt ein junger Ritter aus dem Schlößchen Mehrnſtein über Mehrn zur Jagd ob jenem lieblich grünenden Gelände, und erblickte, nachdem er auf der Verfolgung eines Stück Wildes dem Fuße des Sonnenwendjoches ganz nahe gekommen war, die Fai des Berges. Dieſe ſehen und ſich ſterblich in ſie verlieben, war von ſeiner Seite eins, und auch die Fai trug ein fühlendes Herz im Buſen, auch ihr gefiel der ſchmucke junge Rittersmann. Die Fai, die an äußerem Liebreiz völlig einer „Saligen" glich, ſchien auch, gleich den ſeligen Fräulein, eine Schirmhüterin des Wildes zu ſein, denn ſie gebot dem Ritter, von der Verfolgung deſſelben für immer abzuſtehen, wenn er wünſche, daß ſie ihm Gunſt ſchenken ſolle. Die Fai führte darauf den Ritter in ihr Reich ein, darin es des Herrlichen viel zu ſchauen gab, wunderklar rieſelnde Quellen, friedlich weidende Thiere, nie verblühende Blumen, Grotten und Säle von Kryſtallſäulen getragen, mit Decken und Wänden von ſpiegelndem Marmor. Es ſchloß ſich ein Bund der Herzen, und der Ritter empfing von der Fai ein Ringlein zum Pfande ihrer holden Gunſt. Oft ritt er nun ſcheinbar zur Jagd aus, aber nie brachte er Beute heim; das wunderte ſeine Umgebung, denn er war doch ſonſt ein guter Schütze und gewandter Jäger, und hatte ſchon manchen Bär und manchen Eber mit kräftig gehandhabtem Jagdſpeer gefällt. Auch fiel es auf, daß der Mehrnſteiner die nachbarlichen Edelhöfe gänzlich mied, und unvermählt bleiben zu wollen ſchien. Da geſchah es, daß der Burgherr auf Schloß Rattenberg ein Vermählungsfeſt feierte, zu dem er auch ſeinen Freund, den Mehrnſteiner einlud, welcher Einladung dieſer nicht wohl abſagen konnte. Daher erſchien er denn, und leider geſchahe dann noch mehr. Ein auch als Gaſt anweſendes ſchönes Fräulein aus Innsbruck beſtrickte den Ritter, und ſchmeichelte ihm das Ringlein der Fai ab, das ſie an ſeinem Finger funkeln und glänzen ſah. Von Minne bethört, gab der Ritter das Ringlein hin, ohne daß ihm der gehoffte Lohn dafür ward.

Von Schaam und Reue über ſeine Treuloſigkeit ergriffen, eilte am frühen Morgen der Ritter zum Fuße des Sonnenwendjoches, da ſah er, wie vor ihm her ein weißes Reh ſprang, und die alte Jagdluſt erwachte in ihm, er verfolgte das Reh, aber es floh bis zu der ihm wohlbekannten Stelle, an der durch ein Anklopfen mit dem Ringlein an eine Felswand ſich das Thor öffnete, das den Eingang in das Reich der Fai verſchloß. Erſchrocken ſtand der Ritter am ſtarren Fels, denn er hatte ja das Ringlein nicht mehr. Plötzlich ſtand die Fai vor ihm, würdevoll, ernſt, nicht zürnend, aber trauernd. Sie hielt das Ringlein in ihrer zarten Hand.

Du biſt nicht treu, ſprach ſie: Du ſchwureſt, ſtets nur an mich zu denken, mein Ringlein nie in eine andere Hand zu geben, nie eines meiner Thiere zu verfolgen, und dreifach brachſt Du mir Dein Wort. Fahr' wohl! Die Fai ſchwand weg, und der Ritter fuhr nicht wohl. Kaum hatte er die Stelle beſtürzt verlaſſen, ſo ſchoß eine Mure von der ſteilen Bergwand nieder und überſchüttete donnerpraſſelnd mit zahlloſem Geſtein eine weite Strecke. Darauf iſt der Ritter ſehr traurig geworden, aus ſeiner Heimath hinweggezogen — ſie ſagen nach dem heiligen Lande, und iſt niemals wieder heimgekehrt.

2.

Die Fai von Glaiten.

Ein alter Einwohner von St. Leonhard im Paſſeierthale, mit welchem Orte die Gemeinden Glaiten und Schlattach, erſteres auch mit einem alten, dem heiligen Hyppolytus geweihten Kirchlein in Verbindung ſtehen — Hyppolitus war unter Kaiſer Decius Kerkermeiſter, derſelbe, der den heiligen Laurentius gefangen hielt, von dieſem bekehrt, und dann von Pferden zu Tode geſchleift wurde — hat erzählt:

Auf den Abhängen von Glaiten hat man früher eine ſchöne Fai geſehen. Sie war keine ſelige Fräule, ſchon nach Anzug und Lebensart nicht, ſondern eine ſolche mächtige Perſon, wie man's von Fee'n in alten fremden Büchern lieſt.

Dieſe Fai hatte eine goldene Krone auf dem Kopfe, und eine Wünſchelruthe in der Hand, mit der die Fai alles, was ſie damit berührte, in Gold verwandeln konnte. Niemand konnte ſie ſehen, und kann überhaupt die Faien ſehen, als ein Sonntagskind, wenn ſelbiges rein und fromm aufwächſt. Sobald es eine ſchwere Sünde begeht, iſt's vorbei mit dem faienſchauen.

Bei der Fai befand ſich ſtets eine weiße Natter, die züngelte beſtändig dahin, wo Erzgänge unterm Boden hinſtreichen. Wer zur guten Stunde die Fai und die Natter ſieht, und ein Sonntagskind iſt, kann gar wohl zu großem Glück gelangen, man hat aber noch nicht viel von reinen Sonntagskindern gehört.

So erzählte der alte, geſcheidte und beleſene St. Leonharder in treuherziger Weiſe. Der „weißen Natter" begegnet man in vielen Sagen als mythiſche Erz- und Schätze-Hüterin. Bei Schweinfurt in Franken weinte eine ſolche Schlange Perlen, und hütete einen großen Schatz*).

3.

Die Jaufenfai.

Unterm Joche des Jaufen, eines über ſiebenthalbtauſend Fuß hohen Berges in Paſſeier wohnte auch eine Fai. Dieſe verliebte ſich in einen jungen Ritter von der Jaufenburg, die am Fuße des genannten Berges liegt, und einſt der Sitz der Herren von Paſſeier war. Sei es aber, daß des jungen Ritters Herz nicht mehr frei war, oder daß die Minne eines Elementargeiſtes ihm Grauen erregte, genug, er wollte nichts von dieſer Liebe wiſſen. Die arme Fai wurde darüber zum Tode betrübt, verwandelte ihre Geſtalt in die einer Bettlerin, ſchlich trüb und kummervoll umher und um die Wege, die der Ritter gewöhnlich zog, und verbarg ſich einſt auch in der Hütte eines Kalkbrenners, bei welcher der Ritter bisweilen gern ſein Roß anhielt, da derſelbe Mann vordem ſein Knappe geweſen war. Als dieß nun eines Tages wieder geſchah, und der Ritter nach einem Trunke Waſſer verlangte, brachte das die verwandelte Fai und ließ eine Perle in das kühle Naß im Becher gleiten. Während der Ritter trank, verwandelte ſich die Fai in ihre wahre Geſtalt, und jetzt erſchien ſie ihm wunderſchön; die Perle hatte die Fluth gefeit, daß ſie ihm durch Herz und Adern wie ſiedendes Feuer brannte, und ihn mit voller Liebesgluth entflammte. Die ſchöne Schänkin, welche vor ihm ſtand, ſchien ihm höchſt begehrungswerth, er umfaßte ſie, hob ſie auf ſein Roß und ſprengte mit ihr von dannen, der Jaufenburg zu.

Allein es ereignete ſich gar wunderbares — ſeine holdſelige Beute ſchwand ihm aus dem Arme, er wußte nicht wie und wohin ſie kam — er ritt und ritt, und erreichte nimmer ſein Schloß; das Roß brach todmüde gehetzt unter ihm zuſammen, und ſtarb. Der Ritter ſuchte nun zu Fuße ſeine Heimath und fand ſie nimmer. Er war in einem gänzlich fremden Lande, kannte niemand und niemand kannte ihn. Er mußte ſeine reiche Tracht verkaufen und mit geringer vorlieb nehmen, um zu leben, zuletzt zog er als ein Bettler durch's Land. Arm, elend, ſchwach und krank erreichte endlich eines Abends der Ritter die Wohnung des Schmieds im Kalmthale, wo er halbtod vor Mattigkeit und Hunger auf einen Haufen Strohes niederſank. Jetzt endete die Jaufenfai die harte Buße des von ihr Geliebten für ihre erſte Verſchmähung; ſie erſchien ihm wieder in ihrer Huld und

*) S. Bechſtein: Deutſches Sagenbuch 817.

Lieblichkeit; da waren wieder ſchöne Kleider für ihn, und das Roß war nicht tod, ſondern lebend da, und alles, was ihm Hartes wiederfahren war, und ihm ſo lang gedünkt hatte, war nur ein böſer Traum geweſen. Er führte nun freudig ſeine Fai nach der Jaufenburg, verband ſich mit ihr für immer, und lebte glücklich und geſegnet, doch ohne männliche Leibeserben, denn nach ſeinem Ableben verſchwand die Fai, die Jaufenburg ging an das Geſchlecht der Herren von Fuchs, denen auch der Sandhof zugehörte, durch Heirath über, noch ſpäter kam das ſtattliche Haus in bäuerlichen Beſitz und verfiel zuſehends.

4.

Die ſtrafende Fai.

Auf der Oſtſeite des Paſſeierthales liegt das Prantachvorgebirge, nicht weit davon iſt in der Höhe die Alpe des vormaligen tapfern Sandwirth Hofer gelegen. Dort ſaß am Rande einer Felſenwand ein Kind und ſpielte. Dem Kinde geſellte ſich eine Fai, die aus dem Fels im ſchönen Schmuck heraustrat, auf dem Kopfe einen Kranz von Bergenzianblumen und Edelweiß. Die Fai ſetzte ſich zu dem Kinde nieder und ſpielte mit ihm. Sie zog aus einer Taſche von Kitzfell kleine, glatte Steinchen, ſogenannte Fernerkörner; ſie ſind anzuſehen wie zarte Kieſel, faſt mit Opalglanz, und das Eis der Gletſcher hat ſie glatt geſchliffen und gerundet. Mit ſolchen Steinchen warfen nun die Fai und das Hirtenkind gemeinſam nach einem Ziele, bis die Steinchen alle waren, und die Fai wieder verſchwand. Das Kind, ein Knabe, las die Steinchen ſorgſam auf und brachte ſie mit nach Hauſe; es waren deren viele, und da ſie ſich über Nacht in Gold verwandelten, ſo beſaß dieſer Knabe einen bedeutenden Schatz, welcher ihm ſorgfältig aufbewahrt wurde. Als aus dem Knaben ein Jüngling geworden war, nahm er ſein Faiengold und verließ ſeine Heimath, die Welt zu ſehen, und die Welt hauchte ihn an mit ihrer Verderbniß und ihrem Laſter. In die Heimath zurückgekehrt, geizte der Jüngling nach mehr ſolchen Fernerkörnern, die ſich in Gold verwandeln ſollten, denn ſein Schatz war verſtreut auf den ſchlechten Wegen, die er gewandelt war; nur das Gold, nicht die Fai, deſſen gütige Geberin, trug er in Gedanken. Er fand auch keine Fai an jener Stelle, ſondern eine Dirne aus dem Thale, welche Kräuter ſammelte, der er ſich alsbald mit Liebkoſungen zugeſellte, die nicht ehrbar waren, die jenes Mädchen aber ſich willig gefallen ließ. Bevor aber Weiteres erfolgte, ſtand die Fai hocherzürnt vor dem Pärchen, verabreichte der Dirn' eine derbe Watſchn ins Angeſicht, und kugelte den Burſchen die Felswand hinab, allwo er das Genick brach und tod hinweggetragen wurde. Der Dirne blieb im Geſicht ein feuerrothes Mahlzeichen, das ſich, als ſie ſich ſpäter verheirathete, auf alle ihre Nachkommen bis in das vierte Glied vererbte. Von

der Familie des Burſchen ſtarb ein Mitglied nach dem andern, und als den letzten männlichen Sproß dieſer Familie an einem heißen Sonntage juſt in der Nähe jenes Faienfelſens der Schlag rührte, gebar jene Frau wiederum ein Mädchen, und zwar dieſes — ohne Mahl. Jenem Sterbenden aber erſchien die Fai, und erleichterte ihm ſeinen Tod, und weinte. Nachher iſt nie mehr etwas von ihr gehört noch geſehen worden.

Brantach im Paſſeierthale iſt nicht, wie ſchon andern Erzählern dieſer Sage wiederfahren, mit Brantach im Kaunſerthale zu verwechſeln.

5.

Das Fräulein vom Ziereiner-See.

Hoch auf dem Sonnenwendjoch, zwiſchen dem Innthale gegen den Achenthaler-See zu liegt der reich von Sagen umklungene Ziereiner-See, auch Irdein-See, rings von grünenden Alpenmatten umgeben, die von Alm- und Kaſerhütten überſäet ſind. Der See iſt keſſelrund und nach der Sage des Volkes unergründlich, von grotesken Felsformationen, die mit Zuntern (Legföhren) überwachſen ſind, umgeben, und dieſe Umgebung iſt voller Rieſenſpalten, Rieſenwände, Felshöhlen und Knappenlöcher. In einer Viertelſtunde iſt der See zu umgehen, der in ſeinem Grunde dunkelſchwarze Forellen birgt, ähnlich oder gleich den ſogenannten leckern „Schwarzreitern" des Königsſee's hinter Berchtesgaden unterm Watzmann. Neben dem See geht eine Hohle tief in das Felsgeſtein, die Hohle-Seehöhle geheißen; wer ſich hineinwagt, gelangt zu einem unterirdiſchen See, der manchen Schatz birgt, und ſeit langen Jahren der Aufenthalt eines Seefräuleins iſt, von welchem viel erzählt wird. Etwas weiter davon liegt die „Grauſenhöhle", die ein weites, unheimliches und äußerſt verrufenes Felſengewölbe bildet, und von der die Sage geht, daß jeder Sterbliche, der ſich hineinwagt, mit einem Hagel von Steinwürfen, von unſichtbaren Händen geſchleudert, empfangen wird. Dort in der Nähe iſt auch die ſchon oben S. 84 erwähnte Nixhöhle befindlich, in welcher „der weiße Nix" oder das „weiße Nichts" bricht, das ſeinen Namen davon hat, weil ſelbſt ein großes, ausgebrochenes Stück dieſer Bergmilch getrocknet, ſo leicht wird, wie Magneſia.

Das Fräulein des Ziereiner-See's hatte ſich das ganze Ufer des See's zu einem lieblichen Garten umgeſchaffen, fremde Zierblumen gepflanzt, zierliche Grotten angelegt und ausgeſchmückt mit Muſcheln und Kryſtallen, und begabte nicht ſelten die Hirten, die auf jenen Almen ihre Heerden weiden ließen, mit Gegenſtänden, die ihnen nützlich waren. Die Forellen des See's fütterte das Waſſerfräulein mit Goldkörnern, und ein Metzger zu Münſter ſchwur hoch und theuer, daß ſelbſt die Kühe, die aus dem Zireiner-See tränken, Goldkörner bei ſich führten.

Einſt ſchritt ein Gamsſchütz aus Münſter oberhalb des See's auf dem

Gemspaß, der ſah die Waſſerfrau in all ihrer Schönheit, wie ſie die Blumen ihres Gartens goß und pflegte, und bewunderte den irisfarbigen Perlenſchimmer ihres weißen Kleides. Mit einem Male ſah der Schütz aus einem Felsloche hart am See einen großen, grünen, gräulichen Drachen, der ſeinen klafterlangen Hals hervorſtreckte, endlich ganz herauskroch, die Flügel entfaltete, den Rachen weit aufriß, und auf das Fräulein losſtürzen wollte. Im Nu ließ der Alpenſchütz eine bekreuzte Kugel in ſeinen Stutzen rollen, ſtieß ſie feſt mit drei Ladenſtockſtößen im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, legte an, zielte gut, und ſchoß den Drachen mitten durch den Kopf, der ſich jetzt tod vom Fels herab dicht zu des Seefräuleins Füßen wälzte. Freudig eilt auch der Schütze hinab, da grüßt ihn das Seefräulein voll Dank und Rührung, doch ohne Worte, führt ihn in das Innere ihres Aufenthaltes, die Seehöhle, und zeigt ihm reiche Schätze, die ſie ihm beſtimmte. Dann tauchte ſie in die Tiefe nieder. Jener Alpenjäger hat dann nach und nach großen Reichthum aus der Seehöhle getragen. Ob er auch glücklich geworden, davon wußte der Hirte auf der nahen Pangart-Alpe, der dieſe Sage erzählte, nichts zu berichten.

6.

Waſſerweibele im Wilder-Mieminger Alpenſee.

Hinter Telfs an der Poſtſtraße von Imſt nach Innsbruck führt ein Fahrweg über den Miemingerberg in einer halben Stunde nach Wilder-Miemingen, ein Dorf von 70 Häuſern, das von ſeiner ſonnigen Höhe eine herrliche Ausſicht auf Innsbruck und deſſen Umgebung hat. Die Gemeinde beſitzt zwiſchen Biberwier und Ehrwald im Gebirge eine prächtige Alpe, die nach ihr genannt iſt, und auf der ſich ein kleiner Alpenſee befindet.

Daß in dieſem Wilder-Mieminger-Alpenſee ein Waſſerweibele wohne, iſt ſeit Jahrhunderten eine dortige Hirtenſage. Bisweilen läßt ſich's blicken und ſchwebt wie perlmutterfarbiger Silbernebel über den kleinen See, wächſt hoch, macht ſich klein, ſchwebt hierhin, ſchwebt dorthin, und wenn das geſchieht, wird es herrliches Wetter. Bisweilen aber gewahrt man nichts vom Waſſerweibele, wohl aber brodelt der See und wirft Blaſen auf, obgleich er ganz kalt bleibt, dann wird das Wetter grundſchlecht.

Einſt kam zwei Gamsjägern das unſelige Gelüſt, das Waſſerweibele dieſes See's zu fangen. Sie legten eine Latz (Schlinge) von Draht an die Stelle, an welcher das Weibele, wie ſie wußten, bisweilen gern an das Ufer ging, und ſteckten ſich ſelbſt hinter einen Stein, um ſchnell zuſpringen zu können, wenn das Weibele herauskäme. Es kam ſelbiges aber nicht heraus, und in der Früh fragte der eine Kamerad den andern, der ganz ſtill blieb: Schlafſt d' Sepperl? — Jener antwortete nicht, dieweil er mauſetod war. Darauf iſt dem Andern und allen Andern vergangen, je-

mals das Waſſerweibele fangen zu wollen, und es prophezeit daſſelbe das Wetter den Hirten auf der Wilder-Mieminger Alpe noch bis heute.

7.

Das Fräulein vom Montigl-See.

Ueber dem Orte Girlan, in der Nachbarſchaft von Botzen, und zwar ½ Stunde öſtlich davon dehnt ſich der Mittelberg mit etwas kahl anſteigendem Rücken ziemlich lang nach Kaltern hinüber, droben aber iſt prächtiger, vogelgeſangdurchklungener Wald, und Wild fehlt auch nicht. Vierzehn herrliche Winzerhöfe, darunter beſonders der ſtattliche „Schreckenbüchl" mit hübſcher Kapelle, reizendſter Ausſicht und ergiebiger Weinleite ſchmücken das Berggelände.

An der breiteſten Stelle des Mittelberges, eine Stunde von Girlan liegt ein Dörflein: Montigl (monticulus), in deſſen Nähe zwei kryſtallklare Bergſeen, der große und der kleine Montigler-See genannt, ruhen, in deren Schooße eine Fiſchart, der „Birſchling" lebt und äußerſt beliebt iſt.

Kam ein Girlaner Weinbauer nach Botzen und kehrte beim Schlüßwirth ein; da grüßte ihn gleich ſpöttlich und lachend ein Gaſt: Na grüeß di Gott Groteler! Was machen die Fröſch und die Groten in eurer Pfütz? Geben ſie noch fleißig Gratisconcert? — ſpielte damit auf etwas den Girlanern Mißliebiges an, darob es ſchon zum öftern harte Schlägereien und blutige Köpfe zwiſchen Girlanern und ihren Nachbarn geſetzt; dieſer ſelbige Girlaner aber war geſcheidt und lachte, und antwortete: Habt's gerad an Neid, ös Rauber! Drum macht's engk Luſt! Was macht denn eure Lumpazi-Organiſation mit ihrem Hauptmann? Von wegen unſerm Moos habe ma dafür einen Mittelberg und den Schreckenbühl, und die Montiglerſee'n mit den beſten Fiſchen drin und dem ſchönſten Seefräulein im Land, das uns Segen bringt, und die ihr und all euer Geld nicht kaufen könnt, ihr Botzner Pfefferkrämer!

Faſt wäre es auf dieſe Worte zu etwas hitzigem gekommen, aber der Girlaner trank aus und ging weiter. Ein Alpenwanderer, der das Scherzgeſpräch mit angehört, folgte ihm und brachte die Rede auf die Montiglerſee'n und deren Fräulein. Darauf erzählte der Girlaner, wie ſein Großvater einſt habe in der Nacht Birſchlinge heimlich aus dem See fiſchen wollen (fiſchen und ſtehlen als gleichbedeutend brauchend); mit einem Male aber ſei der Alte grauſam derſchrock'n, denn das Seefräule ſei leibhaftig auf dem Waſſer geſtanden, und habe ihn weggewunken. Da habe der Alte abgelaſſen vom fiſchen, und Kindern und Enkeln bei Leib und Leben verboten, Nachts an den See zu gehen. Ein Anderer, der doch hingegangen ſei, ſei nicht zurückgekehrt, nach neun Tagen aber habe ſein Leichnam oben auf dem Waſſer geſchwommen. Das Seefräulein ſei ſonſt gar gut und fein, die Fiſchdiebe aber möge es nicht leiden.

Jetzt wiſſen das auch alle, und niemand wagt ſich zur Nachtzeit an die ſtillen und abgelegenen unheimlichen See'n, die von Wald umſaumt, und ſo dicht von Seeroſen überbreitet ſind, daß man im Sommer vor Blättern und Blüthen kein Waſſer ſieht.

Auf dieſen Blättern vermag das Seefräulein zu ſchreiten und zu wandeln, ſo leicht und ätheriſch iſt es, aber nur wenige ſind ſeines Anblickes theilhaft geworden.

8.

Das Fräulein von der Maienburg.

Ohnweit Meran birgt am Mittelgebirge unter Rebenlauben das Dörflein Völlan ſeine zerſtreuten Häuſer; darüber hebt ſich das uralte Schloß, die Maienburg, mit reizender Fernſicht durch das Etſchthal bis Siegmundskron über Botzen hinab. Die Burg ſoll ein Römerbau ſein, ein alter Thurm aus Sandſteinquadern zeuge dieß; im Mittelalter haben die Eppaner, Graf Albrecht von Tirol, die Brand's und andere Geſchlechter ſie beſeſſen.

Ein umfangreicher See, der „Schloßſee" genannt, half den Schloßgarten ſchmücken, umgeben von rieſigen Kaſtanienbäumen; der See war glasrein, jetzt iſt er verſumpft und unſcheinbar geworden. Noch ſteht aus alter Zeit ein bewundernswürdig-großer Feigenbaum am Ufer.

Auch in dieſem einſt ſo reizenden ſtillen Gewäſſer wohnte ein Seefräulein von wunderbarer himmliſcher Schönheit, und der liebereizendſten Geſtalt, nur bleich vom Antlitz. Gern und nicht ſelten luſtwandelte dieſes Fräulein am Uferrande ſeines See's, oder ſaß an demſelben, ließ ſich ſehen ohne Scheu, und dankte ſelbſt mit ſtillem Neigen des Hauptes den Grüßenden; nahten aber freche Perſonen, ſo tauchte das Fräulein ſchnell in die Tiefe hinab. In Mondnächten konnte man das Seefräulein gewahren, wie es ſich mit den Blumen im Schloßgarten beſchäftigte, oder ſtill und wie andächtig lange empor nach den Sternen blickte.

Eine der Herrinnen des Schloſſes ließ an die ſchönſten Punkte des See's Ruhebänke aufſchlagen, dafür fand ſie auf dieſen oft prächtige Sträußer ganz unbekannter Blumen, auch Meermuſcheln und Korallen für ſie hingelegt. Dadurch knüpfte ſich eine ſtille Freundſchaft zwiſchen dieſer Schloßfrau und dem Seefräulein, und das letztere gab manche Zeichen ſeiner Theilnahme am Geſchicke der Bewohner des Schloſſes. Wenn ein Unglück, oder eine Fehde drohte, wallte der See auf, und im reinen Antlitz des Fräuleins, das ſonſt ſo klar war, wie der unbewölkte Himmel, zeigte ſich ein Zug von Schmerz, bis das Uebel vorüber war.

Da geſchah es, daß die gute Schloßfrau ſtarb, darauf hat niemand wieder das Seefräulein heitern Antlitzes geſehen.

9.

Das gefangene Seefräulein.

Auf der Maienburg lebte ein Ritter von zügelloſen Sitten, der ſich mit einem Schwarme roher Kumpane umgab, und mit dieſen verabredete er bei einem Trinkgelage, das Seefräulein zu fangen, das in dem See im Burggarten wohnte, und bisweilen dieſem entſtieg und an das Ufer kam.

Da man die Zeit und Stunde kannte, zu welcher das Fräulein ſich ſehen ließ, ſo wurde derſelben wahrgenommen, und der Fang gelang in der That. Das Seefräulein wurde umſtrickt und dem rohen Ritter überliefert. Dieſer, ganz geblendet und hingeriſſen von ihrer überirdiſchen Schönheit, faßte alsbald nach ihr und wollte ſie küſſen; ſie wehrte ſich mit aller Kraft, blieb aber machtlos; da — wie der Ritter ſich ihr ganz näherte, da traf ihn ein ſo ſeltſamer Blick aus Augen wie von meergrünem Glas und aus einem todbleichen, todſtarren, todkalten Antlitz — daß ihm das Blut im Herzen gefror. Er taumelte zurück, ſtürzte zur Erde und war tod. Als die Kumpane ſich um ihn vergebens bemüht hatten, und ſich nach ihrer ſchönen Gefangenen umſchauten, war dieſe verſchwunden. Da enteilten ſie dem Schloſſe, einer nach dem andern, und kamen niemals wieder. Das Seefräulein aber blieb, nach wie vor, pflegte ſeinen Garten, und pflanzte ganz auserleſene Blumen an, die wie Edelſteine und Schmetterlingsflügel in den bunteſten Farben glänzten. Als aber endlich im Laufe der Zeit der ſchöne See gänzlich vernachläſſigt und zu einem Froſch- und Krötenpfuhl wurde, hat ihn das Seefräulein verlaſſen, und niemand weiß, wohin es ſich gewendet. Doch geht die Sage, daß es einen Schatz zurückgelaſſen habe, den einſt eine verlaſſene Waiſe von makelloſer Sittenreinheit und völlig tadelfreiem Lebenswandel heben ſoll. Der Schatz iſt noch nicht gehoben.

10.

Die Niederjöchler.

Von Fend im Oetzthale führte in Pfad über den Niederjochferner nach „Unſer lieben Frau" im Schnalſerthale. Auf jenem Ferner wohnen Eismandln, die man alldort auch „Eisnörgglein" oder insgemein „Niederjöchler" nennt. Hoch oben auf dem Niederjoch ſteht ein Marterl. Dort geſchah es, daß ein Hirte im Unwetter und bei ſtrenger Kälte verirrt und keines Weges mehr kundig, todmüde ſich auf einer Steinplatte niederſetzte, und dem Tode des Erfrierens ſchon ganz nahe, einſchlief. Mit einem Male rüttelt es und ſchüttelt es ihn, und wie er auffährt aus dem erſtarrenden Schlummer, ſtehen zwei Niederjöchler vor ihm, faſſen ihn an und ſchleppen ihn bis zum Abſtieg ins Schnalſerthal; durch die Bewegung wurde der Hirte wieder friſch und kam gerettet zu Thale. Das hat derſelbige Hirte,

der hernach noch lange lebte, nie vergessen und hat's oft erzählt, und hat auch Gott zum Preise für seine Rettung jenes Marterl setzen lassen, das noch heute steht.

11.

Die Eismanndln am Niederjoch rächen Untreue.

Ein Bauersohn vom Rosenthal spann Liebschaft an mit einer armen, aber braven Dirn' vom Schnalserthal. Bei der „Schwärz" (schwarzen Wand am Niederjochferner) schwur er ihr ewige Treue und die baldige Heirath zu. Es währte aber gar nicht lange, so vergaß der Bursche seinen Schwur, und freite, von der Sucht nach Mammon verblendet, eine reiche Dirne aus Schnals, die aber von schlechten Sitten war. Gar sehr grämte sich darüber die Verlassene, und als der von ihr noch immer geliebte treulose Freier drüben in Schnals seine Hochzeit gefeiert hatte, und der Brautzug mit Sang und Klang über das Joch herüber ins Rosen-Thal ging, da saß jene trauernd und bitterlich weinend, an der Schwärz. Und da rächten sie die Niederjöchler, denn ein Sturm erbrauste plötzlich in den Schlünden des Finail, und fuhr über's Niederjoch, und der Ferner krachte, und ein Eisspalt öffnete sich quer über den Weg jener Neuvermählten, und sie sanken rettungslos in die Tiefe. Als das alles vorüber war, lag am gebrochenen Herzen gestorben, die so bitter getäuschte Maid tod an der Schwärz. Da faßten die Eismanndln sie an und huben sie auf, und trugen sie hernieder, und begruben sie bei Unser lieben Frau in Schnals*).

12.

Die Wettermacher am Zauerberge.

Am Zauerberge im Pusterthale verstieg sich auch einst ein Hirte gleich jenem auf dem Niederjoch. Er suchte ein Paar Schaafe, die sich verlaufen hatten, und fand das eine in ein Geklüft des Zauerferners hinabgefallen. Im Bemühen, das Thier zu retten, strengte er sich auf das heftigste an, und wurde darüber so matt und kraftlos, zumal sein Lebensmittelvorrath zu Ende war, daß er nicht mehr aus der Kluft herauskonnte, und im Bewußtsein, seinen Geist aufgeben zu müssen, aus Hunger und Schwäche in Ohnmacht sank. Gleichwohl kam der Hirte nach einiger Zeit wieder zu sich, und fand sich in einer Schäferhütte im Trippacherthale. Dort erzählten ihm die Hirten, sie hätten deutlich gesehen, wie ihn drei Wettermacher, schneeweiße, uralte, tiefernste Männlein, vom Ferner herab und hieher getragen

*) Vergl. Jos. Nep. Ritter v. Alpenburg Alpenzither. Innsbruck 1808. 2. Aufl. S. 141 u. s. w. Die Eismännchen.

haben. Die Bergesalten hätten aber kein Wort gesprochen, stumm hätten sie ihn gebracht, und stumm wären sie wieder hinweggegangen.

Alte Hirten wollen nicht selten einen Wettermacher gesehen haben, der sich um die „hohe Spitz" aufgehalten, die in Mitten weiter Eisfelder steht, und von da sei der Alte bald ins Pusterthal, bald ins Zillerthal hinabgestiegen. Was er drunten gethan, wisse Niemand. Aber ein Zwerglein sei das nicht gewesen, sondern ein halber Ries', den sie nur den Eismann geheißen.

13.

Die Alten am Greiner und an der Löff'lspitz.

Auf diesen hohen Alpenbergen, die Löffelspitz zählt 9400 Fuß Höhe, und der Greiner 8800, hausen auch sogenannte „Alte". Zwischen beiden Hochbergen senken sich die Thaltiefen der Floiten und des Zemmgrundes zum Durthale und Zamserthale hinab, die dann weiter abwärts in das Zillerthal ausmünden. Vieles wissen die Hirten von Stillup und Floiten von jenen Alten zu erzählen, aber theilweise ist ihren Erzählungen jene naturwüchsige Heiterkeit aufgeprägt, welche die Bewohner des Zillerthales und vorzugsweise die der Dur charakterisirt, daher gestalten sich diese Sagenbilder mehr humoristisch, als ernst.

Die Alten dieser Höhen werden geschildert als uralt, weißhaarig, weißbartig, starkknochig, in Bauerntracht und mit grünen Strümpfen versehen. Sie tragen Wetterhüte, machen Wetter und vermögen sich beliebig in jede Gestalt zu verwandeln. Der Alte der Löffelspitz hat insonderheit eine Angewohnheit, die ihn, wo nicht schlimmer, doch außerordentlich menschlich erscheinen läßt. Er raucht mit ganz besonderer Vorliebe recht stinkenden Bauerntabak, und da selbes edles Kräutlein, von den gelahrten Botanikern Nicotiana rustica genannt, sich durchaus nicht zum Edelweiß der reinen Alpenhöhen paßt, und da droben nicht wächst, so sieht es der „Alte" gar gern, wenn bisweilen ein Hirte ihm sein Pfeiflein stopft, belohnt auch solche Wohlthat mit vieler Güte, und hält Hagel und böse Schneestürme ab von der Almhütte, wie von der Wohnung im Thale. Häufig sieht man einen oder den andern „Alten" Wetter beobachtend oder Wetter machend, auf dem Schaafkar oder auf aussichtreichen Felsvorsprüngen sitzen, den Hut tief ins Gesicht, und Wölkchen aus seinem Pfeiflein in die Luft entsendend. Man sagt ihm auch nach, er habe guten Appetit und fräße wie ein Lorgg.

Sonst war es Brauch und Sitte, bei der Abfahrt von den Alpen im Herbst etwas Butter, Käse und Brot in der Almhütte zurückzulassen, die Thüren blieben ohnehin unverschlossen, und so fanden die alten Wettermacher im Winter Unterstand und Nahrung, deren sie sehr wenig bedurften, und blieben der Alpe, auf der man sie gut bedachte, fein gewogen.

14.

Das Wichtele auf Compatſch.

Wer die Poſtſtraße von Nauders nach Reſchen oder umgekehrt von Reſchen nach Nauders fährt, am Ende des Vintſchgaues und dem Ober-Innthale ſchon nahe, der kommt an einem hübſchen Gaſthaus am Wege vorüber, welches den minder hübſchen Namen „Fuhrmannsloch" führt. Steigt man von da eine halbe Stunde aufwärts durch einen Wald zum Mittelgebirge empor, ſo wird der Hof Compatſch erreicht, der jetzt „Lutzhof Compatſch" genannt wird. Nebenbei liegt ein anderer Hof, der heißt „Wipfl". Dahinter ſtreckt ſich am Fuße rieſiger ſchwarzer Berghöhen voll abenteuerlicher Formen und Spitzen eine große Alpe, die Kasalpe aus, zu welcher man vom „Fuhrmannsloch" aus über das ſogenannte „Bödele" bequem gelangen kann. Die Alm gehörte früher zum Hofe, daher ſie auch noch Compatſch-Alm genannt wird, und letzterer wurde von der Herrſchaft nebſt aller Grundſtückezubehör an die Gemeinde Nauders käuflich abgetreten, mit dem Vorbehalt, daß die Compatſchhofbeſitzer ſammt dem daneben liegenden Hofe ihr Vieh frei zur Alm auftreiben dürfen, auch ſo viel Dünger von der Alm beziehen mögen, als ihre Wirthſchaft drunten im Thale erfordert.

Nun iſt ſeit Menſchengedenken Hof und Alpe berühmt in jenem Thale, und zwar wegen eines dort hauſenden Wichteles, das im Sommer mit dem Vieh auf die Alm zieht und im Herbſt wieder heim und auf den Hof kommt. Dieſes Wichtele iſt ſehr hülfreich, ſehr thätig und arbeitſam, aber auch eben ſo neckeluſtig. Manchen Jäger oder Hirten iſt es ſchon, nach Art des Bier-eſels deutſcher Sagen, auf den Rücken geſprungen und hat ſich gute Strecken weit tragen laſſen; nicht ſelten hat man Kinder vermißt und ſie all Enden geſucht, und als dieß lange genug geſchehen war, hatte ſie das Wichtele in den Hühnerſtall eingeſperrt. Oefters auch hat beſagtes Wichtele, wenn es die Knechte tücken wollte, die Kühe an einander gekettet, und die Ketten ſo kunſtreich verſchlungen, daß ſie nur mit großer Gefahr für das Vieh und mit nicht minder großer Geduld gelöſt werden konnten. Nächſtdem hat das Compatſch-Wichtele noch eine ganz beſondere Neigung und Liebhaberei. Es nimmt alle Stotzen, Brenten und ſonſtige Holzgeräthe, die es vorfindet, und ſtellt ſie kunſtreich auf einander, und dieſe Säulen fallen nicht um, und wenn ſie zweimal ſo hoch wachſen, wie das Haus des Gehöftes iſt. Ebenſo iſt ſchon erlebt worden, daß dieſes geſchickte „Hoamzwergl" auf einen gewöhnlichen Dreifuß alle auf dem Hofe zu erlangenden Pfannen geſetzt, und gleichzeitig in jeder eine andere Speiſe gekocht hat.

15.

Nörggl-Rache.

Auf dem Berge über Burgeis, auch im Vintſchgau, hauſte ein Wichtlein oder Nörgglein von etwas verliebter Complexion; ſolche gab es ehedeſſen

und giebt auch deren immer noch. Nun hatte ſich das Wichtl juſt in die ſchönſte Bauerndirn' in Burgeis vernarrt, die nur den kleinen Fehler hatte, daß ſie ein wenig lahm ging. Der Zufall wollte, daß ein Burſche ihr geneigt wurde, und ſie hinwiederum ihm, der mit demſelben Naturfehler behaftet war. Der Norggl warb förmlich um die Dirne, erhielt aber ob ſeines gar häßlichen Ausſehens von ihr ſowohl, als von ihrem Vater einen Korb, und bald darauf feierte das junge, ſo gut zuſammenpaſſende Paar ſeine Hochzeit. Als aber der Brautzug durchs Dorf ging, ſaß der Norgg auf dem Mäuerlein um die Linde, ſchlenkerte mit den krummen, grünſtrümpfeten Beinchen und ſang grölzend:

„'S Dirndl hoat oan tſchirgaten tſchergaten Gang,
Da kamat'n zwoa Tſchirgatö Tſchergatö z'ſamm."

Darob weinte die Braut gar lange, daß der neidiſche Norgg ſie und ihren Bräutigam ſo vor dem ganzen Dorfe verſchimpfirte, doch dachte ſie, damit ſei nun des Nörggls Rache geſättigt; dem war aber leider nicht ſo, denn als ſie Mutter ihres erſten Kindes geworden, verzog*) der grauſame Norgg ihr daſſelbe, und legte dafür eine häßliche Kröte in das Kindbett, darüber ſich die junge Wöchnerin ſo ſehr entſetzte, daß ſie bald darauf ſtarb. Nie ſah man den Norggl wieder und nie das Kind.

16.

Das Wichtl vom Imſter-Berg.

Am Imſter Berg, überm Dorfe Imſterberg oberhalb Imſt, rechts des Inn, hauſte ein Wichtl, das hatte ſich in die Schönheit einer jungen Bauerndirne aus Pill verliebt, theilte aber mit jenem Burgeiſerberg-Wichtl das gleiche Loos, keine Gegenliebe erwecken zu können, was dem Mädel nicht zu verdenken war, denn er war ein ſchwarzhareter Zottel, und ſie war ſchön wie das Tageslicht. Wann ſie ihm nun einmal wieder beim Heimgart die Thüre gewieſen, ſo ſeufzte der Wichtl in ſeiner Felshöhle zum Steinerbarmen. Vergebens brachte er Liebesgaben vom Berge ins Thal, Blumen und Schneehühner, und glitzernde Erzſtufen; es hieß ſo recht auch bei ihm, wie bei ſo manchem andern guten Jungen und Alten, der heiß und zärtlich minnet: „Der Liebe Mühe iſt umſonſt." Zuletzt fügte die Dirne unkluger Weiſe zu ihrer beharrlichen Weigerung auch noch den Hohn, und dieß war Grund genug, des Wichtls heiße Liebe in brennenden Haß umzuwandeln. Der Wichtl wartete ſeine Zeit ab, und an einem Lichtmeßabende, als die Dirne zufällig ganz allein zu Hauſe geblieben war, machte er ob ſeiner Höhle eine große Schneelawine los, ſetzte ſich darauf mit hochgehobenen Füßen, mit dem Rücken halb aufliegend, wie die Wildſchützen und Jäger

*) Ein Kind verziehen heißt im Tirol nicht es übel erziehen, ſondern es ſtehlen.

thun, wenn eine Lawine ſie erwiſcht, und fuhr ſo mit ergrimmtem Geſicht, doch unter lautem Lachen auf das Haus der Dirne nieder. Die Lawine zerdrückte alles kurz und klein, ſchob das ganze Haus mit ſich fort, und ſchleuderte es über eine Felswand bis in die Thalſohle des Inn nieder, daß alles jämmerlich zu Grunde ging. Nach ſo vollbrachter Rachethat kam dem Wichtl die Reue; er grub die Geliebte aus dem Schnee und ſah die Entſeelte lange mit Blicken voll tiefer Wehmuth an, dann trug er ſie an ein Krucifix, weinte laut, und ſchwand für immer hinweg.

17.

Das Starkenberger Schloß-Wichtele.

Auf dem Schloſſe Starkenberg ohnweit Imſt war, als es noch in ſeiner alten ritterlichen Herrlichkeit beſtand, ein Bauer Pächter der dortigen Bauſchaft, den man nur den „Gſchloß Dasl" hieß. Dieſer Mann, von dem noch weibliche Nachkommen leben, z. B. Bötti's Weib zu Tarrenz und die Bäuerin am „Bauſtadl" gleich unterm Schloß, ſtarb vor achtzig Jahren, und ſchon iſt ſein Grabſtein verwittert, aber dennoch ſpricht man noch vom „Dasl" und dem Wichtl, das bei ihm gewohnt, Freundſchaft mit ihm geſchloſſen und von dem er bis ins hohe Alter am liebſten und ſtetig erzählt hatte. Das Starkenberger Wichtl war gar ein gutes; es wiegte dem „Gſchloß Dasl" ſeine kleinen Kinder, es trug ſie, es molk der Dirn' die Kühe und ſtellte die Milch vor die Kellerthüre; es arbeitete überall rührig mit, und hielt böſe Geſellen vom Hauſe fern. Nun hatte aber ſelbiges Wichtl auch ſeine aparte Liebhaberei; wann nämlich recht ſtarker Wind wehte, ſo war es flugs droben auf dem Schloßthurm, ſaß rittlings auf der Wetterfahne, ließ ſich um und um drehen und trillen vom Sturme, und je ärger die Fahne knarrte und ſchnarrte, ſich drehte und wendete, um ſo luſtiger war das Wichtele, und kicherte und lachte hellauf, wie ein kindiſcher Fratz thut, wenn ihm was freut, und dabei klammerte er ſich mit beiden Händen feſt an das Fahnenblech, als ob ihm rechte Angſt ſei, herab zu fallen, es war aber alles von dieſem Reiterlein nur Neckeluſt, den Zuſchauern Angſt zu erregen. So gern aber der Wichtl mit Andern Spaß zu treiben liebte, ſo wenig verſtand er ſonderlich den Spaß, den Andere ſich mit ihm zu machen unterfingen. Einer Dirne, die ihm einen Poſſen geſpielt, lauerte der Wichtl hinter der Thüre auf, wie ſie gerade Mittags eine Schüſſel voll Nudl auftragen wollte. Plötzlich hüpft er ihr auf den Rücken, daß ſie vor Schreck die Schüſſel ſammt den Nudlen fallen läßt, und ſich noch dazu arg verbrennt.

Das Kunſtſtück, welches die Wichtlen ſehr lieben, nämlich zwei Kühe mit den Köpfen in eine Kette zu hängen, daß man ohne die größte Mühe keine von der andern losbringen kann, verſtand und übte auch das Star-

kenberger Wichtle meisterlich. Bei übler Laune eine ganze Heerde auf der Almtrift plötzlich auseinander zu sprengen, als ob sie der böse Feind reite, war auch ein nicht selten geübter Wichtlstreich. Einmal nahm dieser Wichtl, weil ihn jemand verzürnt hatte, die Winterkäse, und rollte einen nach dem andern übern Roan (Rain), und dabei hat er, wie die Hirten erzählen, „schier g'schöllat g'lacht." (Gelacht zum zerschellen, hochdeutsch: zum zerplatzen.)

Selbiges Starkenberger-Schloß-Wichtele hat bis zum Jahre 1808 ausgehalten, als aber das alte Schloß eingerissen wurde, ein neues Haus daraus errichtet, und dieses Haus eine Bierbrauerei wurde, welche dermalen der Frau von Strele zusteht, da wich das poetische Wichtele dem Haarzopfe des Philisterthums, und wird jetzt nimmer gesehen.

18.

Das Stra-Wichtele.

Um das Dorf Stra (Stradt, von Strada) zwischen Imst und Nassereit waltet die Sage mannichfaltig, auch die Wichteln leben dort neben Riesen und Fanggenkindern im Volksmunde.

Beim alten Toni zu Stra (sein Haus hat die Nummer 123), waren zwei Stallungen, davon gehörte die eine dem Anton Dangl. Selbiger Dangl hatte eine starre Kuh (Kuh, welche an einer Lähmung litt und die war so sehr starr, daß ihrer vier starke Männer nöthig waren, sie aufzulupfen (aufzuheben).

Ob nun das Wichtl, das im Hause mitwohnte, aus irgend einem Grunde die Kuh starr gemacht, das weiß man nicht, aber das weiß man, daß eines Abends Anton Dangls Tochter in die Stube trat und sprach: Voater, d' starrete Kuh ist gestohl'n.

Woas? G'stohl'n? Die Starre? Hahaha! lachte der Dangl. Wer die g'stohl'n hat, wird sie schon zeitig g'nueg wieder bring'n. — Die Tochter aber lachte nicht, denn die Kuh war wirklich fort; das Wichtl hatte ihre Starrheit in Unsichtbarkeit verwandelt. Nun befand sich aber in dem geräumigen Kuhstall auch noch ein Schweinestall, und zwar ohne Thüren; wollte man Schweine einthun, so mußten ein Paar Bretladen abgerissen werden. Der Stall war unversehrt, und dennoch muhte auf einmal die Kuh so jämmerlich, als wenn sie kalben wollte, denn der Schweinestall war für ihre Leibesgröße doch zu eng zugemessen. Ach du arme Heiterin! rief der Dangl-Toni: da hat das Wichtele wieder einen schönen Spaß mit Dir gemacht, Du armes Vichl! — Man mußte Schreiner und Zimmrer holen, und den Stall halb einlegen, ehe man die Kuh ganzbeinig wieder herausbrachte.

Bei selbiger Hülfsmannschaft war nun einer, der hieß Johann Vest-

reicher, der lachte und spöttelte darüber, daß der Bauernglaube: 's Wichtele habe selbigen Schwank vollführt, noch immer lebendig sei. Es gäbe gar keine Wichtele, und der Dangl Toni sei ein talketer Tropf.

Am Tage drauf, war just ein Sonntag, geht der Vestreicher nach Tarenz in die Kirche; derweil hängt das Wichtele in dessen Stalle das Jahrkalb und das Saugkalb an eine einzige Kuhkette, die nur für einen Hals weit genug war, und es schien dieß Zusammenketten nicht nur unbegreiflich, sondern es war auch Lebensgefahr für die Thiere damit verbunden; nur mit Mühe lösten 3 Männer die Kette. Selbiges hat sich erst 1849 zugetragen.

19.

Tschärganter Bergmanndl.

Am Fuße des über 7000 Fuß hohen Tschärgant, einem mächtigen Bergkoloß des Ober-Innthales, liegt die Ochsenalpe Simmring, auf welche alljährlich 140 Stück Ochsen und Stierkälber getrieben werden. Dort begegnete es eines Abends dem achtzehnjährigen Hirten Franzl, unter dem Namen „Dasch" bekannt, und von Haimingen gebürtig, das dicht an der Imster Poststraße liegt, daß er gewahrte, wie das gesammte Alm-Vieh sich vor der Hütte zusammendrängte, als ob es sich vor etwas fürchte. Gleichwohl sah der Franzl nichts, als daß oben über's Joch ein Manndl daher gekraxelt kam, das ein weißgestreiftes Jöppele anhatte, und sonst ganz so aussah wie ein gewöhnliches Bäuerle. Der Dasch-Franzl geht in die Hütte und denkt, da der Weg das Manndl dicht an selbiger vorbeiführt, es werde schon einkehren. Da es aber doch nicht kommt, so geht der Franzl wieder hinaus, und sieht da das Manndl unterm Vieh herumgehen, dieses und jenes Stück sich betrachten, und endlich geht es seines Weges weiter, und spricht weder „Grüeß Gott!" noch „Bhüeth' di Gott!" — Das ist ja ein kurioser Kraunzl! denkt der Franzl — doch kümmert er sich weiter nicht um das Manndl, denn es giebt noch viel zu rüsten, weil es just den Abend vor der Heimfahrt war. Des Morgens in der Früh will der Franzl mit dem „ganzen Stab" (sämmtlichem Weidevieh) nach Hause fahren, siehe, da fehlen nicht weniger als 12 Stück, und Franz'ls Schrecken ist groß. Er ruft Kameradschaft zusammen, und die Hirten suchen 2 Tage lang jedes Felsloch und jede Kluft aus, vergebens. Am dritten Morgen betete der Franzl, dem es unter den Nägeln brannte, inbrünstig, daß Gott ihm die vermißten 12 Stück Ochsen und Stierkälbchen möge finden lassen, und da fand er sie, aber in einem Gefäll (einer Klamm), so tief, daß es ganz menschenunmöglich schien, die Thiere zu retten, ja Gefahr, selbst hinein zu steigen ohne furchtbare Beschädigung. Es mußte Mannschaft mit Pickeln, Reuthauen und Schaufeln aufgeboten werden, um nach und nach Weg zu bahnen, und nach einander die Thiere herauszuziehen. Das alles war nichts,

als ein ſchadenfroher Streich des Tſchärganter Bergmanndls, dem es auch nicht darauf ankam, eine Kuh durch Streichen krank zu machen; ja daſſelbe ſoll einmal ſogar eine Milchmoarin über einen Felſen in den Abgrund geſtürzt haben. Wenn die Norggl und Lorgge einem Vieh mit der Hand oder einem Wiſch über den Rücken fahren, ſo bekommt jenes eine Art Drehkrankheit, welche man in Tirol den „Rauſch" nennt. Solches hatte abſonderlich der Norgg auf der Riffianer-Alpe zu hinterſt im Kalmthale in ſeiner Gewohnheit.

20.

Zerzer-Alm-Nörggele.

Wie ſchon angeführt, ſind die Gegenden des Vintſchgaues und die der Innthäler reichlich mit Wichtlen- und Nörggeln-Sagen geſegnet. Ein Hauptſtock ihrer Aufenthalte iſt ober Burgeis gegen Schlinig und Scharlthal gelegen. Man nannte ſie dort herum wilde Bergzwergl oder wilde Bergmanndl. Sie ſtahlen Kinder und Erwachſene, und wenn jemand ſpurlos verſchwand, ſo hieß es: die Bergmannd'ln haben ihn verzogen. In dieſer Gegend liegt die Zerzer-Alm; auf die kam einſt eine junge unerfahrene Dirne hinauf, welche thöricht genug war, ſich von den Wichtlen in ihren Berg locken zu laſſen. Da ſie nun zumal verſäumte, den Rückweg anzutreten, und ſich bis über die Zeit des Abendgebetläutens im Zwergenberge verhielt, ſo verfiel ſie dieſen Unterirdiſchen und kam nie wieder heraus. Wie dieſe Magd, ſo verzogen die Wichtlein auch viele Kinder (vergl. S. 106); daher fanden ſich die Kloſterherren des nahen Stiftes Marienberg, das wie ein ſtattlicher Fürſtenbau auf einer Höhe des rechten Etſchufers ganz nahe über Burgeis thront, bewogen, die Wichteln zu bannen, mindeſtens aus dieſer Gegend, weit weg ſind ſie aber dennoch nicht gewichen; ſie zogen ſich in das Langtauferthal und nach dem Schnalſerthale in das höhere Gebirge zurück.

21.

Das Höll-Zwergl.

Außerhalb Götzens, da wo der Weg nach Innsbruck führt, leitet ein Weg durch eine Schlucht, die ½ Stunde lang iſt, hinab in das Innthal. Dieſe Schlucht wird die Höll genannt, ſoviel wie Hehl, Hohle. Nahe dem Pfade ſteht am untern Ende ein Wegkreuz mit einer Raſenbank zum ausruhen für Laſttragende. Etwas weiter niederwärts ſteht ein Marterl, und man nennt es dort herum „zur Kümmerniß", jedenfalls von einem dort geſtanden habenden Bilde der heiligen Kümmerniß, deren es in Deutſchland viele giebt, und von der eine anziehende legendenhafte Sage erzählt wird*).

*) Bechſtein: Deutſches Sagenbuch. 532. 963.

In dieſer Hohle oder Hell und bei ihrem Ausgange iſt öfter ein Zwergl wahrgenommen worden. Es iſt angezogen wie ein Bäuerlein, oder ſo wie der Anzug der Wichteln beſchrieben wird, und wird nur das „Höll-Zwergl“ geheißen, einen andern Namen hat es nicht.

Im Jahre 1846 ging die Tochter des Pächters vom Angelinihof bei Götzens, Maria Pittl, mit ihren beiden Schweſtern Anna und Sara am Vorabende von Peter und Pauls Tag nach Innsbruck, in der Stadt etwas einzukaufen. Als die Mädchen heimkehrten, fing es an ſtark zu regnen, und da ſich ihnen ein Bekannter, der Bauer Karl Singer von Götzens zugeſellt hatte, ſo traten ſie beim Huberwirth ein, Wein zu trinken und den Regen vorüber zu laſſen, ſo wurde es 9 Uhr Abends, bevor derſelbe nachließ, und nun gingen ſie nach Hauſe. Ueber die Höll hinauf gingen Maria und Singer voraus, und die Schweſtern folgten nach. Halbwegs der Höll ſprach der Singer: Jetzt iſt ſchon wieder 's kloa Manndl um d' Wög. Darauf fragte die Maria: Was für a Manndl? — Da ſchau nur hin! antwortet der Singer und zeigt nach einer Stelle, und ſiehe ſeitwärts am ſteilen ſtändigen Abhang der Höll kraxelt richtig ein graues buckliches Manndl. Der Singer, furchtlos und nicht faul, ſpringt hinauf und will es fangen, aber wohin er auch tappt, und wenn er denkt, er habe es, ſo entſchlüpft es ihm doch wie ein Zaunſchlüpferl, und der Singer zerkratzt ſich nur die Finger und Hände an Diſteln, Hauhecheln und Berberisdornen. Als jener endlich abläßt, das Höll-Zwergl zu verfolgen, und mit den Mädchen weiter geht, ſo kommt das Manndl ihnen erſt recht nah und kichert und lacht, und ſpottet aller. Das iſt ſo ſeine Art.

22.

Das Bergwichtl in der Wildſchönau.

Im Thale Wildſchönau, auch Wiltſchenau geſchrieben, hauſte ein Bergwichtl, das von ganz beſonderer Stärke war. Als man den Hof zu Unterhausberg aufbaute, war der Schwellſtein ſo groß und ſchwer, daß ihn die Arbeiter nicht zur Stelle, wo derſelbe in den Grund eingemauert werden ſollte, zu wälzen vermochten. Es wurde über ihrem fruchtloſen Bemühen Mittag, und die Maurer entfernten ſich, um ihr Mittagsmahl zu halten, welches alle Wege beſſer ſchmeckt, als ſchweres Steinwälzen. Mittlerweile daß die Leute aßen, und darüber ein langes und breites deliberirten, welche Mittel ſie anwenden ſollten, den Stein zur Stelle zu bringen, machte ſich das kleine Wichtl aus der Wildſchönau herbei und drückte, rückte, hob und ſchob die Schwelle zur Stelle, ſetzte ſich drauf, und lachte hell auf, als die großen Lötter kamen und die ſchwere Arbeit gethan fanden. Der dankbare Hofbauer verſprach dem Wichtl an jedem Jahrestag einen Kuchen, und gab ihm gleich den erſten, das nahm der Wichtl auch willig an, und

erwies von Stund an dem Hause und Hofe die größten Liebesdienste, wiegte die Kinder, scheuerte die Pfannen, schreckte die Strolche und Störcher. Endlich aber geschah es, daß der Unterhausberghof durch Gottes Schickung abbrannte, da verzog sich der Wichtl und wurde im neuerbauten Gehöft nicht wieder erblickt.

Ein anderes Wichtl auf dem Holzamhof in demselben Thale warf der Hofbäuerin in deren Vorrathskammern Mehl und Käse, Erbsen und Butter, Fisolen und geselchtes Fleisch, Flachs und Bohnen, Dreisgenkräuter und Gerste unter- und durcheinander, daß nichts oder nur wenig mehr davon zu brauchen war.

23.

Das Bergmanndl von der Gerlosplatte.

An der Gerlosplatte oder Gerloswand, zwischen dem über 4000 Fuß hohen Gerlosberg und dem über 6000 Fuß hohen Plattenberg hauste ein Bergmanndl, das außerordentlich gesellig war, gern ins Gerlosthal und aus diesem selbst in das Zillerthal herabstieg, den Hirten und Bauern neue Robblerstücklein lehrte und die schönsten Schnoadahüpfrl erfand und sang, nur daß sein Gesang nicht auch zugleich der schönste, sondern vielmehr der häßlichste war, den man hören konnte. Seine Kleidung war die gewöhnliche Sommertracht, er trug ein kleines rundes Hütchen und einen Birkenstecken. Dieses Bergmanndl war nicht nur gesellig, sondern auch gefällig, freilich war es auch leicht zu erzürnen. Einmal hatten sich einem Almhirten ein Paar Kühe an der „Madersbacherwand" dermaßen verstiegen, daß es ganz unmöglich erschien, sie wieder herunter zu bringen, der Falltod war ihnen gewiß, aber dem hülfreichen Bergmanndl war das ein Leichtes; es rettete die Kühe. Es war just die Zeit vor der „Heimfahrt", der Tag sehr stürmisch, und der Melker hatte mit dem Kühbuben das verlaufene Vieh schon mit großer Herzensangst gesucht, aber zwei Stück davon nicht gefunden, daher war großer Mißmuth und bedenkliches Stillschweigen zwischen Melker und Kühbub, denn dem letzteren schob der Melker die Schuld in die Schuhe. Plötzlich sieht der Kühbub durch die Abenddämmerung ein Paar dunkle Gestalten über die Matte nach dem Almhause zu eilen, und jauchzt auf, denn es sind die verstiegenen 2 Stück Kühe, die ohne guten Abend zu bieten, gleich nach ihrem Stalle laufen. Hinter ihnen her kommt ein kleines Manndl mit langen Haaren und grauen Augen, tritt in die Hütte und schüttelt das Regenwasser von seinem Hütlein. Jene beiden sehen den späten Gast verwundert an, und dieser spricht: Ja, schaut's mi nur an, wie die Kuh das neue Stadelthor! Kannst mir's glauben, Hannes, das war koan Spaß, die Viecher von der Madersbacherwand herunter und hieher zu treiben; aber weil Du mir in voriger Woche ein tüchtiges Gries-

muhs gekocht haſt, ſo iſt halt oane Lieb der andern werth! Sprachs und ſchwand aus der Almhütte.

24.

Das Lehmküglein.

Eines Tages kam eine Almerin vom Berg, die Butter und Käſe trug, der begegnete das Gerlos-Manndl und ſprach ſie an, ihm etwas weniges zu eſſen zu verabreichen, es habe gar zu grauſamen Hunger. Die Dirn wußte nicht, daß der bittende kleine Geſell ein Wichtl war, und mitleidig, wie ſie war, nahm ſie ihr Tragegeſtell vom Rücken und gab ihm ſo viel, daß er ſatt wurde. Beim Scheiden gab er ihr zum Danke ſcherzend ein Lehmbatzl in die Hand, und ſagte dabei: dös is all' mein Geld! Die Dirn aber lachte, und ſteckte das Lehmküglein ein, weil es ſo hübſch glatt und rund war, und ging ihres Weges weiter ins Thal hinab. Zu Hauſe dachte ſie gar nicht gleich an die Gabe, und erſt zufällig, als ſie andern Anlaß hatte, in die Taſche zu langen, zog ſie unter einigen Kirchenhellern, einem Fingerhut, Brodkrumen, Salz- und Kümmelkörnern, etwas Wizl*) und einen alten grünen Benedictenpfennig auch das Lehmbatzl mit heraus. Schau, da war's in ein Goldſtück verwandelt, von der Art der Regenbogenſchüßelchen, und als die Dirn es am nächſten Sonntag nach Sbruck zu einem ehrlichen Goldſchmied trug, bekam ſie dafür zwanzig blanke Kaiſergulden, oder ſechszig Zwanziger und noch extra einen angehenkelten dünnen goldenen Gnadenpfennig mit dem Bilde ihrer heiligen Schutzpatronin an ihr Halsnüſter. Da merkte die Dirn und ihre Leute, daß das kein Bettelmanndl geweſen ſei, was ſie ſo reich belohnt hatte.

25.

Das Gerloſer Bergmanndl robblet.

Auf der „Hochkaſer-Alm" war ein Aelpler, das war ein gewaltiger Robbler, baumſtark und prahlhanſig; er ſteckte immer ſeinen ganzen Hut voll Trutzfedern, und einmal brüſtete er ſich gegen andere Senner, die bei ihm waren: I fürcht' mi vorm Teuf'l nit, und au nit vor dem Norggl auf der Gerlosplatt'n.

In der folgenden Nacht war es dieſem Senn, als traume ihm, er ſtehe auf der Alm, und höre von weither einen Trutzjodler erklingen. Er wachte auf, und richtig, in der Ferne erſcholl ein ſolcher Jodler hell und herausfordernd. Gleich ſprang der Senn von ſeiner Lagerſtatt, ſperrte die Thüre auf und loſete in die Nacht hinaus. Da ſcholl der Trutzgeſang wieder, aber viel näher, und er hörte nun deutlich die herausfordernden Worte:

*) Fadengerölle.

„Du biſt ſo koan Kerl!
Du haſt jo koa Schneid!
Kimm Du mir nur auf,
So wirf i Di weit!“

Darauf durfte, konnte und wollte der Senn die Antwort nicht ſchuldig bleiben, und alsbald ſcholl der Gegengeſang hellklingend durch die Nachtſtille:

„Den möcht' i ſehen,
Der mer's derthuet,
Dem mueß glei rinnen
Vom Schädl das Bluet!“

Und drei Augenblicke ſpäter rangen die Robbler im heftigen Ringkampf ſchweigend und im tiefen Dunkel miteinander. Lange ſchwankte der Sieg, keiner warf den Andern, bis die Ringer an den Waldſaum gelangten und dort richtete der mächtige Robbler, der kein anderer war, als das Gerlos-Manndl, den Aelpler gar überaus kläglich zu, ſo daß er liegen blieb und kein Glied mehr regen konnte, und ſein Kuhbub ihn blutend fand, und ihn mühſam in die Hütte ſchleppen mußte. Nur langſam erholte ſich dieſer Aelpler, wollte nie mehr vom Gerloſer Bergmanndl etwas hören noch ſehen, und hing die Robbelei für immer an den Nagel. Er hätte kein Robblerlied mehr geſungen, wenn ihm auch einer die ganze Hochkaſer-Alm hätte ſchenken wollen, und die Spielhahnfedern auf ſeinem Hut verzehrten die Motten.

26.

Margarethen-Wichtl.

Beim Dorfe Wens im Pitzthal, das nahe Imſt und dem traurig berühmten Gaſthauſe Brennbüchel ausmündet, ſteht eine der heiligen Margaretha geweihte Kapelle, und nahe dieſer ein Hof. Auf dieſem hielt ſich lange Zeit ein Wichtl auf, das äußerſt hülfreich und dienſtbar war, die Kinder wartete, das Vieh hütete und beſorgte, und Nachts Holz ſpaltete, Waſſer holte, und das bei den Beſitzern dieſes Hofes bereits durch drei Jahrhunderte immer vom Vater auf den Sohn vererbt war, die auch alle ohne Ausnahme ſo viel Verſtand hatten, die Wohlthaten des Wichtls, das man nur das „Margarethen-Wichtele“ hieß, dankbar zu würdigen, und daſſelbe gut zu halten und zu behandeln. Da geſchah es, daß der Stamm dieſer Hofbauern gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ausſtarb, und wie der letzte Träger des Stammnamens auf dem Rechbrett lag, ſaß das Wichtl traurig und ſtumm bei ſeiner Leiche, begleitete ihn dann mit zu Grabe, weinte, und kehrte mit dem übrigen leidtragenden Geſinde und den Nachbarn nicht wieder auf den Hof zurück, ſondern wanderte das Pitzthal aufwärts, wendete dann rechts ab nach dem Pillerjoch zu, und ward nicht mehr auf dem Margarethenhofe geſehen.

27.

Die Nörggl von Rabenſtein.

Sehr viel machten die Nörggl von Rabenſtein von ſich reden. Im Dörfl dieſer letzten Gemeinde im Paſſeyerthale lebte ein armes, frommes Bäuerlein, das hatte ſein geringes Häusl an einer Sandwand ſtehen, und droben ob dieſer ſelben Wand ſtand ein ſtarker Baum, der wackelte und wankte, wenn der Wind heftig blies, und da wurde das Erdreich rogel (locker), und es rollten Steine auf das Dachl herab. Den Baum umzuhacken war ſehr gefährlich, denn er wäre nur abwärts gefallen, und da hätten die Wurzeln das Erdreich mitgehoben, und wäre eine Steinmure auf das Dach gefallen. Wie nun der Norgg, der ſich bisweilen auf jenes Bäuerleins Heerd wärmte, die Verlegenheit des Häuslers hörte und die drohende Gefahr ſah, ſo kletterte er einmal in der Nacht auf den Baum leicht und flink wie ein Eichkätzchen und ſägte vorſichtig die Aeſte ab, fing dieſe im Fallen auf und warf ſie vom Hauſe abwärts. Wie nun der Wind wieder kam, fand er den Widerſtand des Laubes und der Aeſte nicht mehr, und konnte den Baum nicht mehr ſchütteln.

Ein anderer Norgg zu Rabenſtein, der in der Mühle gleich ober der Kirche ſaß, liebte es, in dieſer Mühle den Mahlmüller zu ſpielen; er regelte den Waſſerlauf aus einer nahen Bergſchlucht, ſchlug das Werk auf, ſperrte ab, und mahlte alles Getreide des Nachts, ſo büßten die Bauern, die das Mahlrecht auf jener Mühle hatten, keine Arbeitszeit mit dem mahlen ein. Darüber waren nun letztere ſehr dankbar, doch war ihre Dankbarkeit nicht recht klug. Sie ließen, weil das Norggle ſtets ein ſehr ſchäbiges Gewandl trug, ein neues machen, gar buntig und mit Glitzerknöpfl'n, und ſchenkten es dem fleißigen Hoamzwergl an einem ſchönen Sonntag. Da begann der Norgg zu weinen, nahm das neue Gewandl und ſprach:

„Itzt muß i gehn mit mein G'ſieder und Gezieder*)
Ins Oetzthal übei und nieder!"

und wanderte alsbald ſeines Weges, und ging an Schönau ſchnurſtracks übers Timml-Joch nach Pillberg zu.

28.

Norggenſegen.

Seinen „Morgenſegen" hat wohl ſchon mancher gebetet, vom „Norggenſegen" aber werden nicht Viele etwas wiſſen. Im Rabenſteiner-Thale liegt ein bedeutendes Gehöft, der „große Saltunſerhof" benannt; auch in dieſem hauſte ein Wichtl oder Norgg, der zeigte ſich ſehr wohlwollend.

Wenn das Frühjahr kam und mit ihm die Zeit, das Land zu pflügen, ſo ſtellte dieſer Norgg über Nacht einen Pflug auf das Feld. So lange

*) Kleiderputz und ſtattlicher Auftritt im Schmuck.

der Pflug nicht ſtand, brauchte der Hofbauer keine Hand zu rühren, denn dann kam noch der Saat ſchädliches Winterwetter nach; ſtand aber der Pflug da, ſo war es die rechte Zeit für Beſtellung und Ausſaat. Dafür hatte nicht nur der Saltunſerhofbauer weitaus das ſchönſte Getraide, ſondern es blieb auch in ſpäteren Jahren noch der Norggenſegen auf dem Lande, daß das Saltunſergetraide ſo landberühmt iſt, wie der Oetzthaler-Flachs, indem der Flachsſegen von den „ſeligen Fräulein" herrührt. Nicht alſo aber blieb es auf dieſem beſtimmten Hofe; denn es geſchah einſt, daß der Frühling kam und immer mehr vorſchritt, und der Bauer lugte Tag um Tag aufs Feld hinaus, ob der Pflug nicht draußen ſtehe, und da es nun ſchon begann auf den Sommer zuzugehen, und alle Welt die Aecker längſt beſtellt hatte, da zürnte der Bauer dem Norgg, glaubte ſich von ihm geäfft, und gebot den Knechten, ſchleunig zu pflügen und zu ſäen. Da kam aber gleich darauf ein ganz ſchrecklich ſchlechtes Wetter, und das verdarb alles in Grund und Boden hinein, und der Norgg kam auch und ſprach zum Bauer:

„Wer nicht warten kann,
Iſt kein kluger Mann!"

lachte laut über des Bauers Verluſt und Aerger und zog ſich auf eine Alm auf dem nahen Schneeberg zurück, von dem aus er Jahr um Jahr dem großen Saltunſerhofe tüchtige Fröſte ſchickt, während auf den Höfen ringsum der Getraideſegen ſelbſt in ſchlechten Jahren ſtetig ein großer iſt.

29.

Der Schneeberger Norgg.

Am Schneeberg über dem Paſſeyer-Thale treibt ein Norgg ſein Weſen; vielleicht iſt's derſelbige, der vom Saltunſerhof ſich zurückzog, der war einer Kuhdirn auf einer Alpe gar ſehr behülflich mit hüten helfen und mit Verrichtung von allerlei vorkommenden Stall-Arbeiten, dafür ſetzte ſie ihm täglich ein Näpfchen friſche und gute Milch hin. Allein mochte nun der Norgg dieſer Dirne einen Poſſen geſpielt haben, oder ſie ſonſt unwirrſch auf ihn geworden ſein; kurz ſie meinte, es thue es auch geringere Milch, und weil die vom Norgg ſo überaus wohl gepflegten Kühe keine geringe Milch gaben, ſo pantſchte jene diejenige Milch, die ſie des Nachts vor die Thürſchwelle ihrer Lagerſtatt hinſtellte, mit ſchnödem Waſſer. Kaum war das zum erſtenmale geſchehen, ſo war es auch zum letztenmale geſchehen, denn der Norgg, aufgebracht über dieſen Zug von Undankbarkeit, kam mit ſeinem Milchnäpfchen in die Stube, ſchüttete der Dirne die Milch ins Geſicht, und wo ein Tropfen Milch hinfiel, entſtand gleich ein ſchwarzer Tupfen, der nie wieder von der Haut ging; darauf hieß die Dirne von dem geſtreckten Panterthier nur der „Norggenpardel" und bekam nimmermehr einen Mann.

30.

Nörggelhöhle und Gasse.

Im Passeyerthal, darin vorzugsweise die Heimath der Nörgglen ist, und darin auf und ab die Nörgglsagen in Fülle schweben, befindet sich auch hoch oben am Gebirge, wo die letzten Höfe liegen, Vernuer genannt, die Nörgglhöhle. Freilich ist sie vorhanden, aber in dieselbe hinein kann Niemand. Eine große Felsspalte deckt und verschließt sie, und ist mit Kreuzen bezeichnet. Innen steht ein großer Schatz; doch wollen manche behaupten, derselbe sei in einer gewissen Nacht bereits versunken. (S. die folgende Sage.) Von dieser wilden Gegend abwärts wird dann das Passeyerthal immer milder und immer schöner, je weiter dasselbe sich nach Süden zu ausbreitet und öffnet. Vielfach geben örtliche Benennungen in diesem Thale Kunde von den Norggen, deren Name nach Meran zu und weiter hinab in Lorgg übergeht. So liegt bei Ober-Schönau ein Stein, fast so groß wie ein kleines Haus, und zwar auf dem Schönnaberge, fast eine Stunde Weges oberhalb der Kirche des genannten Dorfes, der heißt nicht anders als der „Norggenkofl". Seine Umgebung ist schauerlich, wild geklüftet, und ein Aufenthalt zahlreicher Füchse, die in den „Norggenlöchern" hausen. Auf dem Wege von Obermais nach Untermais ohnweit Meran zieht ¼ Stunde lang ein Weg durch Weingärten, der beim Tollingerhof zu Untermais endet. Dieser Weg heißt die Norggengasse, und wurde gewöhnlich von den neckischen Bergmanndln eingehalten, wenn sie vom Gebirg und von Obermais herab gezogen kamen, den Leuten Schabernacke spielten und den rauschigen Weinbauern Zöpfe und Schellen anhingen, oder ihnen Schweinerüssel an ihre rothen Nasen steckten, die nicht hinwegzubringen waren. Wer davon hören will, frage nur den tapfern Joseph Unterthurner, „Fernauer" genannt, ein tüchtiger Schütz und weiland 1848er Schützenhauptmann gegen das Aufruhrgesindel, der weiß davon zu erzählen.

Zu Obermais liegt eine Burg, Rundeck, auf der hauste ein Nörggl, das putzte das Pferd des Burgherrn jeden Tag, den Gott werden ließ, auf das fleißigste und schönste, ließ ihm aber jedesmal am Schweif einen schmutzigen Knoten hangen. Das verdroß zuletzt den Herrn und er nahm eines Tages eine Scheere, und schnitt diesen ihm widerwärtigen Knoten weg. Da erscholl ein Norggen-Gelächter durch das ganze Schloß, und am andern Morgen lag das Pferd krepirt im Stalle.

31.

Der Schatz im Norggl-Loch.

Die Norggen dieser Gegend zeigten sich insgemein dem weiblichen Geschlechte nicht gewogen; sie hielten sich mehr zu dem männlichen, ver-

muthlich deshalb, weil ihr eigenes Geschlecht des weiblichen Gegensatzes entbehrte. Gleichwohl mochten sie doch noch eher die Hausmütter leiden, als die ledigen Dirnen, die sie oft bis zum davonlaufen neckten, und die Wilden-Schönauer-Hirten erzählen, daß auch im Unterinnthal die Norggen Ursache seien, daß man auf den Alpen Sennen habe einführen müssen, weil die Norggen die Almerinnen gar zu übel geplagt hatten mit Milch umschütten, Latze legen, Vieh versprengen u. dgl., während sie den Sennen alle und jede Gefälligkeit erwiesen. Nun war aber doch an der Voralpe Abisell im Meraner Bezirk ein Norgg, der noch dazu die dort befindliche, in Sage 30 erwähnte Nörgglhöhle bewohnte, was weniges verliebt, gleich einigen andern seines Völkleins, und zwar in eine Hirtin vom „Brunnenhofe", die täglich ihre Schaafe auf die Abisell-Alpe trieb. Zu dieser that sich das Nörgglein, wärmte sich an ihrem Hütfeuer, winselte ihr von seiner Neigung vor, und schwur hoch und theuer, sie reich und glücklich zu machen, bis sie endlich dann wirklich einige Neigung gegen den Norgg blicken ließ. Um auch sie einen Blick in das Paradies ihrer Zukunft an seinem zärtlichen Nörgglherzen thun zu lassen, führte er die Dirne an die „Schatzplatte" am Norggenloch oder an der Nörgglhöhle, und hob dieselbige Platte hinweg. Da standen drei Häfen voll Gold und Silber, und dieser Schatz soll Dein sein, sagte der Norgg, wenn Du keiner Seele etwas von seinem Vorhandensein sagst, und mir gut bleibst, wie jetzt. — Die Liebschaft hatte nun, obschon in allen Ehren, eine Zeitlang guten Bestand, das Madl trug fleißig Geld aus dem Nörgglloch heim, und ließ Wohlstand blicken; da meinte der junge Brunnerhofbauer, sie passe recht gut für ihn zur Frau, und verdiene mehr zu sein als Hirtin, gebot ihr daher, im Hause zu bleiben und nicht mehr auf die Alm zu gehen.

Selbiges Fernbleiben seiner Geliebten von der Alm verdroß den Norgg; er kam herunter, blickte in den Hof hinein, und „nach dem Fenster seiner Lieben, bis das Fenster klang," und ging zu ihr fensterln. Wie das nun der Bauer wahrnahm, ärgerte es ihn über alle Maaßen und so sehr, daß er die Dirn aus dem Hause jagte.

Nun hätte ja die Verstoßene nur wieder zu ihrem kleinen Schatz gehen können, aber sie liebte diesen weit weniger, als den großen in der Nörgglhöhle, und gedachte, sich noch einmal droben tüchtig die Taschen zu füllen, und dann von dannen zu wandern, weit weg, wenigstens in eine Stadt, denn es stak ihr Hoffarth im Sinne. Leider aber errieth der Norgg ihre Gedanken, und wie sie in den ersten Geldhafen greifen wollte, versanken die Häfen alle drei; tiefer und tiefer klingelten im Abgrunde die Münzen, und kaum war die Bethörte aus der Höhle hinausgeeilt, so schob sich die Felsplatte vor, die noch bis heute niemand von ihrer Stelle gerückt hat, und niemals sah sie ihr gutes Nörggelein wieder.

32.

Das Lorggenthal.

Eng und finſter liegt der Ort der Gemeinde Staaben im Vintſchgau, von Tſchars ¼ Stunde abwärts, von der Poſtſtraße durchſchnitten, und am ſüdlichen Theile von der Etſch beſpühlt, am nördlichen von drohenden Felſen überhangen, die morſch und locker oft in Maſſen abrollen und niederſchießen. Gerade gegenüber dem Domberg unter dem Hofe „Platz" liegt ein Thal, das „Lorggenthal" genannt. Es iſt daſſelbe klein, voller Löcher und Höhlungen, und ſollen hier früherhin ſich die Lorggen in Menge aufgehalten haben. In dieſer Gegend oberhalb Naturns befindet ſich am Sonnenberge auch das Lorggenloch, das zwei Klafter tief in den Stein geht, uud eben ſo verrufen iſt, wie die Nörgglhöhle, daſſelbe, in welchem die Todtenkopfſpinne hauſt, und d's Wildg'fahr einzieht. (Vergl. V. Sage 10.)

In dieſem Bereiche des Vintſchgaues iſt die Lorggenſage noch ungemein im Munde des Volkes lebendig und umgehend. So auch im Dorfe Allgund, ½ Stunde über Meran am linken Berggelände des Thalſtromes. Dem Matſchthale entragt noch eine Berghöhe, welche die Norggl-ſpitze heißt. Ab und auf an der lebendigen Etſch wohnt dieß Wichtlngeſchlecht, und zwar findet es ſich ſchon bei ihrem Urſprung und folgt ihr bis zur wälſchen Grenze.

33.

Der Grünſtrümpfler.

In der Gegend von Graun und Heid, gar nicht weit von Reſchen, wo die Etſch entſpringt, hauſte ein übel verrufener Norgg oder Lorgg, der von den grünen Strümpfen, die er ſtets trug, nur der Grünſtrümpfler hieß, und äußerſt gefürchtet war. Er verzog Kinder, hockte ſich Wanderern auf, und machte ſich ſo furchtbar ſchwer, daß mancher der Laſt erlag, oder ſchwere Krankheit davontrug. Auch dem Vieh machte er es ſauer, indem er ſich an Laſtwagen hing, ſo daß die Pferde ſie kaum bergempor ſchleppen konnten. Wenn er in böſer Abſicht ein Stück Vieh berührte, ſo erkrankte daſſelbe auf der Stelle.

Nur ein Geishirt auf dem Mattleſerkopf hatte Macht über dieſen ſchlimmen Lorgg, und wenn der Hirte auf ſeinem Alphorn blies, mußte jener zittern und konnte keinen Schaden thun. Wie das kam, weiß Niemand zu ſagen.

34.

Vöraner Lorggen.

Bei Vöran, am linken Berggelände zwiſchen Meran und Botzen liegt der „Stegerhof", dort hauſte ein Lorgg, der einſt einen Geishirten

auf die Probe ſtellte. Der Hirte war mit ſeinen Geiſen auf der Bergweide, als er mit einemmale ein klägliches ächzen und ſtöhnen, jammern und weinen vernahm, worauf er der Stimme nachging und in einer Klamm einen Lorgg fand, der in die Felſen eingeklemmt war, ohne ſich, wie der Augenſchein lehrte, heraushelfen und emporarbeiten zu können. Auch die Mühe des Geishirten, zu helfen, war eine fruchtloſe, und ſo holte er mindeſtens ein Gefäß mit Milch, und ſtellte es dem Lorgg hin, daß dieſer nicht verſchmachte. Als der Hirte andern Tages die Schüſſel holen wollte, war der Lorgg weg, aber die Schüſſel war voll Silbergeld. Solcher Tauſch freute den Hirten gar ſehr, und er meinte nichts beſſeres thun zu können, als ſelbigen Handel fortzuſetzen, denn es war alsbald in ihm die Habgier wach geworden. Alſo nicht mehr in der edlen Abſicht, wie Tages vorher, wo er ohne Ausſicht auf Lohn dem Leidenden Labe bot, ſondern in der Ausſicht auf abermaligen Gewinn ſetzte er wieder eine Schüſſel voll Milch an dieſelbe Stelle. Aber wie der Geishirt am andern Morgen, als kaum der Tag graute, nachſah, ſo war die Schüſſel voll Blut, und nie nahm er wieder etwas von dem Lorgg wahr.

35.

Kellerrang und Solakraunzl.

Eine Gattung Wichtl, die ſich gern in Kellern verſteckt und dort die Leute ſchreckt, wird auf den Bauernhöfen um Innsbruck „Kellerrang" genannt. Solches Wichtl iſt klein, grau, ſtark behaart und poſſirlich. Am Maul trägt es einen „aufgeſtellten Ratzen" (Ratzenbart) oder ſolche grauweiße Schnurren, wie ſie die Katzen tragen, was ſehr ſchreckhaft ausſieht. Man pflegt mit dem „Kellerrang" den Kindern zu drohen: Wart nur, wenn D' nit folgſt! Gleich wird der Kellerrang kommen mit ſein'm aufgeſtellten Ratz'n, nacha — woaſt ſchon, was g'ſchiecht, — wann er'n h'naufſtöllt!

Im Mohrenhäusl bei dem Schloße Büchſenhauſen ob Innsbruck hat man zum öftern einen Kellerrang verſpürt.

Seltſamen Namen führen denn auch im Alpbachthale und einigen dieſem nahen Thälern die Wichtl, nämlich Solakraunzl. Kraunzl iſt ſo viel wie Teufelchen, demnach Söllerteufelchen, weil ſie auf den Söllern der Bauernhäuſer ihren Spuk und ihre Teufeleien treiben. Deshalb werden beſonders auch vor ihnen die Kinder gewarnt und mit ihnen bedroht.

Zu Schönhof im Reiterberg kannte man bis in die jüngſte Zeit ein Solakraunzl als Kinderſchreckgeſpenſt, und wollen viele Leute den kleinen Schelm geſehen haben.

36.

Der Partſchinſer Norgg.

An dem Sage 32 erwähnten Sonnenberg liegt das anſehnliche Kirchdorf Partſchins, am Ende des Vintſchgaues, wo das Etſchland beginnt.

Auch dort hauſte ein gutmüthiger Norgg, der das Vieh hütete und jegliche Arbeit verrichtete. Aber auch ihn vertrieb man durch das unbedachte einhändigen für ihn neugefertigter Kleider. Er klagte und weinte ſehr, als er ſich dem unabänderlichen Geſchicke der Hausgeiſter fügen mußte, und ſagte:

I bin ſo alt;
Weiß d' Mainſpitz
Kloan wie a Kitz,
Und d'Maierwies
Neunmal Wald,
Neunmal Wies!
Weil mi hot
D'Bauer zahlt,
Muß i fort." —

Und ſchwand dahin im Leidweſen, und den Bauern war es gar leid, daß ſie den guten Norgg niemals wiederſahen.

37.

Alpenzwerge im Bregenzerwalde.

Auch in dem herrlichen innern und äußern Bregenzerwalde, der neun und eine halbe Quadratmeile Landes bedeckt, giebt es Nörgglein, Kaſermanndl, Almwichtl, die in einem Orte ſo, im andern anders heißen. Ein Senner erzählte, daß er einſt auf die Alme gekommen, nachdem das Vieh ſchon lange abgetrieben geweſen ſei, um die übrigen Käſelaibe zu holen, da man nicht alle auf einmal habe herunter führen können. Die Nacht überraſchte ihn und er mußte droben in der Käſerhütte bleiben, in der er ſich bald von Heu und Stroh das gewohnte Lager aufſchüttete, ſein Nachtgebet ſprach und einſchlief. Aber gar nicht lange dauerte es, ſo hörte er Feuer praſſeln und platzen, der Keſſelbalken über dem Feuer drehte knarrend hin und her, und es trippelte jemand ganz geſchäftig in der Hütte herum. Jetzt ſchlug der Senner die Augen auf, und ſah ein kleines altes Männlein, das hurtig und behend alle Geräthſchaften zum Käſen beiſchleppte, ohne doch etwas zu ſchaffen. Da der Senner nicht mehr ſchlafen konnte, ſo verließ er ſein Lager ſobald der Morgen graute, und belud ſein Saumpferd. Auch dabei erzeigte ſich das Männlein dienſtwillig und hülfreich, ohne aber ein Wort zu ſprechen, und wie der Senner ihm danken wollte, war es verſchwunden.

38.

Der Schachtgeiſt.

Eine Stunde von Reit, links beim Eingang, in das Alpbachthal liegt ein Bauerngehöft, Lärcha genannt, und nahe bei dieſem war ein Stollen

im Gange, welcher der Silberſtollen von Illn hieß. Neun Knappen arbeiteten in demſelben, und ein Schachtgeiſt wohnte darin, der den armen und frommen Knappen die ergiebigſten Erzgänge zeigte.

Der Bergſegen war außerordentlich, die Stufen brachen häufig gediegen und Pfunde ſchwer; aber dadurch, daß die Knappſchaft, die für eigene Rechnung baute, ſchnell reich wurde, wurde ſie auch übermüthig. Die Knappen verwandelten ihre einfache Sonntagstracht in eine reiche; ſie mochten keine grauweißen Loden mehr tragen, von Sammet oder theuerm Tuch mußten die Röcke ſein, und die Weiber ſtolzirten zſchopfig einher. Die ſprichwörtlich gewordene einfache „Alpböckertracht" ward verworfen und neuer Geſchmuck angelegt. Außerdem wurden aber auch noch Frevel aller Art von der Knappſchaft verübt, die ſich gar nicht beſchreiben laſſen. Das verdrnß das ſegenſpendende Bergmanndl. Es wurde mürriſch und übellauniſch, und wenn es ſich außerhalb des Stollens einmal zeigte, prophezeite ſein Antlitz nichts gutes, und es ſchaute gar wild und unwirſch drein, ſo daß man ihm nicht gern mehr begegnete.

Die Knappſchaft aber trieb es immer ſchlimmer, ſie rieb den Schmutz von Tiſchen und Bänken mit Brotkrumen ab, und wenn die kleinen Kinder ſich verunreinigt hatten, nahmen die Weiber ſtatt der Waſchſchwämme friſche Semmelkrumen zum abputzen.

Einſt ſtand der Larchabauer vor der Thüre ſeines Hauſes, um Luft zu ſchöpfen; es war ſehr düſter und gewitterſchwül, und der Bauer hatte mit ſeinen Leuten im Keller gearbeitet, in welchem man das Hämmern und Pochen der Knappſchaft im Illn-Stollen hören konnte, und auch ihr luſtiges Jauchzen. Auf einmal fuhr der Schachtgeiſt an der Larcha vorbei, und ſchrie den Bauer mit einer ſchrecklichen Stimme an:

Thuats zua die Thür!
'S geht 's Unglück für,
Muaß auf zu da Illn,
Die Knappſchaft ſtill'n!

Der Larchabauer kreuzte und ſegnete ſich vor Schrecken, während der Wilde wie der Sturmwind in den Illnſtollen hinein brauſte, ſchloß ſeine Thür, und ging wieder an ſeine Arbeit.

Es währte gar nicht lange, ſo hörten die Arbeiter und der Larchabauer ein entſetzliches Gewinſel, und dann ein donnerähnliches Gekrach und Gepolter, daß der Keller ſchütterte und die Erde bebte, daher alle in möglichſter Eile den Keller verließen, hinauf in die Stube gingen und den Roſenkranz beteten, worauf ſie zur Ruhe gingen.

Am andern Morgen durchlief eine Schreckenskunde Höhen und Thäler. Der Illnſtollen war durch einen Erdbruch verſchüttet. Entſetzlich war das Zetergeſchrei der Weiber jener Bappen, ergnkund wie ſie ſich an einem Ackerkrucifix am Kreuzweg im Staube wandten, und dem gekreuzigten

Heiland faſt die Füße abriſſen im heißen flehen und in ihrer Verzweiflung; noch entſetzlicher aber war es, daß die neun Knappen zwar verſchüttet, aber nicht tod waren, ſondern im dunkeln Erdenſchooße entſetzlich jammerten und in Verzweiflung brüllten. Das währte drei Tage lang, und ſo lange brauchten die Leute Zeit, nachdem ſie Tag und Nacht gearbeitet, bis ſie in die Tiefe des Stollens gelangten, darin die Knappen lagen. Das war aber ein grauſenvolles Bild, denn im Stollen ſaß über den neun Knappenleichen der Schachtgeiſt, voller Blut, grimmvoll ausſehend, wie der leibhafte Teufel, und ſtarrte auf die Opfer ſeines gerechten Zornes und Gerichtes hin. Die Knappen waren elendiglichen Hungertod geſtorben, hatten Lederriemen von ihrem Schuhwerk zwiſchen den Zähnen und ſich die Finger blutig abgenagt. Das kann jeder Gebirgswanderer noch im Larchahof erzählen hören, und wenn Abends etwa nach dem Gebetläuten von ohngefähr noch eine Thür offen ſteht, ſo ruft gleich die Hausmutter:

Thuat's zua die Thür;
'S geht d's Unglück für!

39.

Das Schachtmanndl zu Steinsberg.

Zu Achenkirch im Huberwirthshaus diente ein Knecht, der einen Bruder hatte, welcher auch bisweilen hülfreich ab und zuging. Derſelbe wurde eines Tages nach Steinsberg entſendet, um dort Schaafe abzuholen. Schon war er dieſem Orte nahe, mit deſſen lieblichem Kirchlein und einer für „Menſchen und Vieh" wunderheilkräftigen Linde, als er am Wege eine glänzende Schaafſchelle fand, deren Klang ſo ſilberrein war, daß er nicht unterlaſſen konnte, fleißig damit zu klingeln. Mit einemmale trat ein graues Bergmanndl hinter einem Felsſtück hervor, und fragte ſehr unwirſch und verdrießlich: Was iſt's? Was willſt? Was ſchellſt D' mir, Du dummer Lapp?

Geh heim! erwiederte der Achenkircher: und laß mich ung'hait (ungehudelt). I hab' Di nit g'rufen, und i begehr' Dein nit! — Gleichwohl folgte das Bergmanndl dem Buben fort und fort nach, und ſprach: Weißt D' was? Schenk' mi d'Schell'n? Dazu hatte aber der Aelpler keine Luſt, und ſo ſagte das Schachtmanndl: I zeig' Dir einen Schatz, wenn Du die Schell'n hergiebſt. — Nur zeig'n? Na, auch geben. — Guat! ſagte das Schachtmanndl und führte den Burſchen an einen Ort, wo zwei Schachte neben einander offen ſtanden. Einer iſt für mich, der andere iſt für Dich. Aus Deinem darfſt hoamtrag'n, ſo viel Dir beliebt, doch nit mehr, als Du juſt für Dich gebrauchſt, und darfſt auch keinem Menſchen ein Wort davon derzähl'n.

Dös ſind ja lauter ordinari Stein! ſagte der Burſche, wurde aber von

dem Manndl bedeutet, er solle sie nur untersuchen lassen. Nun steckte er sich die Taschen voll von dem grauen Gestein, daß im Schachte lag, und ging damit nach Brixlegg ins Schmelzhaus, wo die Stufen für Fahlerz erklärt und ihm zwanzig Gulden dafür ausgezahlt wurden. Darauf stellte er sich zur verabredeten Zeit wieder am Schacht bei dem Bergmanndl ein, und übergab diesem die gefundene Schelle, der sie alsbald tief in seinen Schacht warf. Lange hörte der Bursche das liebliche Geklingel, und fragte verwundert den Schachtgeist: Warum wirfst Du die schöne Schelle da hinunter? — Rasch war das Manndl mit der Antwort bereit: Damit nicht wieder ein Talk wie Du, sie findet. Wer solche Schelle hat, dem muß ich immerfort dienstbar sein, und das ist kein Vergnügen. Sei Du froh Deines Lohnes; mein Gestein macht Dich reich. Aber merk' Dir das Sprücherl:

„Sei reich — und schweig!"

Damit schwand das Manndl in seinen Schacht hinab.

Der Bursche trug nun nach und nach immer mehr Steine heimlich aus seinem Schacht, und wurde dadurch einer der reichsten Bauern. Nie sagte er, von welchem Ort er die Steine habe. Leider aber machte die leichte Art Geld zu gewinnen, den jungen Mann selbst leicht und locker; er begann flott zu leben, blieb im ledigen Stande, verscherzte seinen Ruf, und als er endlich heirathen wollte, bekam er trotz seines Geldes einen Korb um den andern, selbst von armen Bauerndirnen. Darüber erbost, ergab er sich dem Trunke. Eines Tages hatte er sich so beim Huberwirth bezecht, daß sein Bruder ihn heimführen mußte, und da wurde er im Rausche redselig, und plauderte aus, und erzählte seinem Bruder von der gefundenen Schelle und dem Schachtgeist. Plötzlich hörten beide eine Schelle silberhell klingeln, sahen jedoch nichts, der Rauschige aber erschrack, und wurde auf einmal völlig nüchtern. Er eilte zum Schacht, da lag aber auch nicht ein Körnchen mehr von jenem silberhaltigen Erz, und der Schacht des Berggeistes daneben war gar nicht mehr vorhanden. Da nun der Bursche das Arbeiten verlernt hatte, und kein Geld mehr fand, der Durst ihm aber blieb, so sank er bald in Armuth und starb im Elend. Selten bringen die Gaben der Geister rechten Segen.

40.

Das Grubenmanndl im Röhrenbühl.

Zu den reichsten und berühmtesten Silbererzgruben Tirols gehörten die am Röhrenbühl (Unter-Innthalbezirk) zwischen Elmau und Kitzbüchel im Steinthale. Man grub dort tiefer als irgendwo in Oesterreich und in ganz Deutschland. Aber auch dort wurde die Knappschaft, wie von so vielen deutschen Bergbauorten Sagen gehen, z. B. am Rhein, in Thüringen bei

Saalfeld und Reichmannsdorf, in Böhmen ꝛc. — immer üppiger und verſchwenderiſcher durch den gewonnenen Reichthum. Auch in dieſem Bergwerk gab es viele Grubenmanndl, aber das Glockengeläute einestheils, das zuchtloſe Leben und Gebahren anderntheils vertrieb ſie, und mit ihnen ſchwand der Bergſegen und ſank in immer größere Tiefen, oder wurde durch einfallende wilde Waſſer erſäuft. Mancherlei gutes und böſes wiſſen die Umwohner noch von den Bergmanndl'n zu erzählen, jetzt iſt aber nur noch ein einziges übrig, das iſt uralt, hat einen bis zur Erde reichenden weißen Bart, und wird bisweilen an der „Geiſterhalde" mit traurigen Mienen erblickt, bisweilen hat es arme Hirten beſchenkt, die bei ſchlimmem Wetter am Eingange ſeines Stollens Unterſtand ſuchten, hat aber auch Böſe erſchreckt und Undankbare hart beſtraft. Der blühende Bergbau ging ein; nichts als ſogenannte „Haldenkutterei" wird noch an der Kundſchafthalde, Riedelwaldhalde und Geiſterhalde betrieben, und auch dieſe Arbeit erträgt kaum den ſpärlichen Tagelohn.

41.

Der Thalſtollengeiſt.

Wenn Einer rüſtig anſteigt, ſo kommt er von dem Schmelzwerk Brixlegg in zwei Stunden zum Bergwerk Thalſtollen am Thierberge, in welchem noch jetzt von Amtsknappen auf Kupfer, Silber und Fahlerz gearbeitet wird. In dieſem Stollen wohnt ein Schachtmanndl, das ſich bisweilen in erſchreckender Weiſe blicken läßt. Entweder iſt er ganz grün und hat feurige Augen, oder und meiſtens iſt er ganz feurig, und macht Plärrer, wenn er erſcheint, die ſchrecklich ins Ohr gellen, daß ſchon mancher vor Schreck halb tod hingefallen iſt, wenn er den Geiſt geſehen hat und hat ihn plärren hören.

Vor ohngefähr ſiebzig Jahren fuhr der Broſel Lenz (Ambroſius Lenz), ein wahrheitliebender Bergmann, im ſogenannten „Knappenſtollen" aus und ein. Juſt wo der Stollen am engſten war, mußten je zwei Knappen mit ihrem Wägerl „für einand rößlen", das heißt, an einander vorüberfahren. Da kam der grünfeurige Stollengeiſt hinzu, und plärrte die einander begegneten dermaßen an, daß ſie übereinander purzelten und für tod weggetragen wurden.

Am tollſten trieb es der Thalſtollengeiſt zur Nachtzeit, und endlich wollte kein Knappe mehr auf der letzten Schicht (Samſtags oder bisweilen auch ſchon Freitags) bleiben. Mancher warf Pocher und Eiſen, Schlägel und Fäuſtel weg, und eilte nur, aus dem Schacht zu kommen.

Dem armen Broſl Lenz erging es gar ſchlimm. Als er jenen Schrecken verwunden hatte, wurde er ein andersmal wieder vom Thalſtollengeiſt erſchreckt, und bekam im ganzen Geſichte „Fletzen", wurde krank und ſerbte

endlich ab.*) Es war eine förmliche Folge des Anblickens jenes gefährlichen Geistes, daß der Kopf auffchwoll, und ein böser Aussatz, den sie dort die Fletzen nennen, entstand. Der alte Peter Winkler, der vor sechszig Jahren mit für die Grafschaft auf Kupfer, Silber und Kobald am nahen Geyer als Knappe arbeitete, aber schon lange tod ist, hat viel von solchen Geschichten gewußt und erzählt, zumal er selbst längere Zeit auch am Knappenstollen mit angefahren ist.

42.

Schachtgeist in der Maukerötz.

Der Hofbauer vom Gute Oberbrunn am Reiterberg war einst Knappe und arbeitete vierzig Jahre hindurch in der Grube „Maukerötz" bei Rattenberg, die sehr silber- und kupferhaltiges Erz führte. Der Mann lebt noch, heißt Matthias Winkler, ist fromm und redlich und übernimmt bisweilen auch Kellerspreng-Arbeiten im Lande.

Dieser Matthias Winkler erzählt für gewiß und wahrhaftig, daß auch in der Maukerötz ein Schachtgeist hause und häufig rumore. Man höre ihn im Innern des Bergwerkes bisweilen merkwürdig hämmern und rollen, und beim auf- und absteigen über die Leitern in den finstern Schachten steige er bisweilen ganz eng den Knappen hinten nach, womit er sie ängstige und könne ein Furchtsamer dadurch leicht zum Sturz gebracht werden. Auch in diesem Schachte zeige sich die Krankheitserscheinung der Kopfgeschwulst und der Fletzen durch das „Anblasen" des Schachtgeistes.

43.

Die Rosengärten.

Das schöne Land Tirol umfaßt einige theils erhabene, theils liebliche Alphöhen, Gefilde und Berggelände, denen der bedeutsame Name „Rosengarten" beigelegt ist, und welche die Poesie des Volkes mit allem ihr zu Gebote stehenden Zauber verklärte. Da ragt aus dem Seißer Alpenstock der „Schlern" als Haupt des „Rosengartens" 8000 Fuß hoch empor. Um ihn und unter ihm starren und ragen die Felsenzacken des „Rosengartens" weißgrau, zum Theil von Schnee bedeckt, in die Luft, und streuen weithin im Abendstrahle glühend ihren Rosenschimmer, dem Monte Rosa gleich. Senkrecht stehen als die Bäume dieses Zaubergartens mächtige Dolomitsäulen ernst und schweigend in ihrer Erhabenheit und Majestät.

Tief gegen den Beginn eines Alpenthales hinauf, wo einst die Venetianer aus Quellen und Bächen ihr Gold schöpften, wie sie nach allverbreiteter

*) Starb an der Abzehrung.

Sage auf allen deutschen Gebirgen gethan, davon Harz- und Thüringerwald, Erz- und Riesengebirge Zeugniß geben, breitet sich weitgedehnt die Alpe aus, welche der Rosengarten heißt, und über die sich der hohe Rosenberg als Thalwächter und Schlußstein emporgipfelt.

Hier prangte nach der Sage einst ein wunderschöner Rosengarten, der verborgen vor der Welt ein Paradies bildete, dessen Pracht zu schauen nur wenigen Sterblichen verstattet war. Nur von den nachbarlichen Höhen des Mühlthales zur rechten, des Ravisthales zur linken, und des Veldenthales im Hindergrunde gewährte sich ein Einblick in jene Rosenflur, die von Gold und Silberbrunnen bewässert, im Sommer und Winter in ewiger Frühlingspracht grünte, und von einem gutartigen Zwergenvölklein bewohnt wurde, über das ein wohlwollender König herrschte. Aber der Riese vom Glunkezerberge*) war ihm aufsässig und warf einen Berg über den Rosengarten, der alles zertrümmerte und die schöne Welt zerstörte. Jetzt ist die Gegend oft rauh und kalt, von einer Eiswelt junger, nie schmelzender Ferner umstarrt; keine Rose der Gärten, auch keine Alpenrose wächst mehr dort, und dennoch grünt und blüht im Lenz und Sommer dort noch eine rosigschimmernde Blumenwelt: es ist dieß die stengellose Silene (Marienröslein) und die Eis-Androsace (Mannsharnisch), die in Fülle der Alpentrift die Rosenfarbe leihen, und die Sage lebendig erhalten. Auch das Goldbachl fließt noch, und der Senn auf der Pengeralpe (Pengerboden) zeigt es gern dem Gebirgswanderer.

Der schönste aller Rosengärten aber liegt bei Algund, ohnweit der Burg Tirol. Der ist noch immer ein großartiger Naturgarten, der traulichste Winkel des ganzen Landes, südlich üppig, mit Wein und Feigen reich gesegnet, von Pinien und Cypressen übergrünt und von der Sage hoch gefeiert.

44.

Der Rosengarten des Königs Laurin.

So heißt noch heute im Volksmunde des südlichen Tirols die gesegnete, herzerfreuende Umgebung von Algund und der Burg Tirol. Die Sage von dem Zwergenkönige Laurin scheint aus einer alten deutschen Dichtung, die den Anhang des bekannten Heldenbuches bildet, wieder in den Volksmund gedrungen, aus dessen Mund und Herzen der Dichter dieselbe jedenfalls erst empfing. Freilich ist das alte Gedicht romantisch ausgesponnen, die Sage aber, wie eine ächte Volkssage sein muß, nur schlicht und einfach.**)

*) Vergl. III. Sage 13.

**) Vergl. Ignaz V. Zingerle: König Laurin oder der Rosengarten in Tirol. Innsbruck. 1850, wo leider nur der Schluß des Märchens in der Vorrede neu erfunden ist.

Laurin war der Name eines Zwergenkönigs. Er war greiſe u
weiſe, mild und gütig, und hatte eine Tochter, die war lieb und ſchön
eine Faine oder eine Salige. Das Maidlein wünſchte ſich einen Gart
und bat ihren Vater um Land im Lichte der Sonne, denn der König woh
in einer Kryſtallburg, die ſich tief im Innern des Berges befand, der j
das alte Schloß Tirol krönt. Der gütige Vater gewährte der Maid i
Bitte, und ſie reutete nun auf dem ihr geſchenkten Felde Dornen u
Diſteln aus, und pflanzte aller Arten Roſen an. Daraus wurde
„Roſengarten" alſo ſchön und alſo mit Zauber gefeit, daß ſein Anb
noch heute den Wanderer beſeligt, und all' ſein Weh, ſo er deſſen mit
trägt, vergeſſen macht. Auf daß ein Jeglicher ſich freue am Anblick it
Gartens, umgab ihn die holde Zwergenmaid nicht mit Mauern oder Pfe
werk, ſondern ſie umzog ihn mit goldſeidenen Schnüren, wie nach altheidni
deutſchem Brauch die Prieſter ihr Götterheiligthum, ihr Fanum, und
Chrimhilde um ihren Roſengarten auf dem Ried im Rheine bei Worms
So konnte und durfte auch alles Volk ſich freuen an der Pracht
Blüthenfülle des Roſengartens der lieblichen Zwergenkönigstochter.

Wann und wie dieſes ſchöne Reich ſein Ende gefunden, weiß die S
nicht genau zu berichten. Die Gegend iſt immer noch ein Gottesgar
aber der König Laurin und ſeine Tochter zeigen ſich nicht mehr. Nur
Zwerg- oder Nörggleinſage lebt noch friſch und grünt ewig. Nahe
Dorfe Tirol ſoll noch ein Nörgglein mit dem komiſchen Namen Burzinig
oder Burzinigele wohnen, das zu der Schloßfrau ein gar minnigli
Verlangen trug. So auch hauſt eins auf dem Mutkopfe hinter demſel
Dorfe, das ſingt in hellen Mondnächten über die Matte:

I bin ſo grau,
I bin ſo alt,
Denk di dreimal als Wieſ'
Und dreimal als Wald!

Das alte Gedicht: König-Laurin bewegt ſich nur in einem Helt
kampfe gegen Rieſen und Zwerge, und ſeine Schauplätze gehen vom Ro
garten Tirols bis hinab zum reizenden Gardaſer und gen Verona,
Herrſcherſitze des Berners Dietherich, allwo Laurin die Taufe empfing.

II.

Menſchengeiſter und Thiereſpuk.

Die Volksſage Tirols iſt reich an Berichten von ſolchen Menſchengeiſtern, denen nach dem Abſterben der irdiſchen, körperlichen Hülle nicht alsbald der Uebergang in das Reich der ewigen Freude oder in jenes der ewigen Qual zu Theil wurde, ſondern die vielmehr büßend und gepeinigt umgehen, geiſten, ſpuken müſſen, und welche die hochdeutſche Sprache Geſpenſter, die tiroliſche Bezeichnung aber meiſt Pütze nennt. Dieſes Wort, das in niederdeutſchen Sagen keinen Menſchengeiſt, ſondern einen hervorbrechenden Quell bezeichnet, Waſſerpütz, Feuerpütz u. dgl., hat Verwandtſchaft mit dem mitteldeutſchen Potz, Pötz, Pöpel (Hullenpöpel in Franken), Popanz, Butzemann, mit welcher Bezeichnung der ſprachliche Begriff ſtets die ſchreckhafte Seite der geſpenſtigen Erſcheinung eines ſolchen Individuums andeutet. Neben dem für Tirol allgemeinen Wort und Begriff Putz und Pütze kommen aber noch eine Menge Benennungen vor, die nicht ohne ſprachliches Intereſſe, und die in der lehrreichen Abhandlung über die Geſpenſter in J. Grimm: D. M. Cap. XXXI nicht aufgeführt ſind.

Die volksmündlichen Berichte über die Pütze, auch Bütze und Putzi geſprochen, geſtalten ſich zu einer förmlichen Geſpenſterlehre, und geſtatten eine Sonderung der büßenden Erſcheinungen, obſchon dieſe letztere an und für ſich ihr ſchwieriges hat.

Der Putz kennt von den vier letzten Dingen nur den Tod. Iſt dieſer erlitten, ſo wird alsbald die ſündige, von Gott zur Buße auf Erden und zur Warnung noch lebender Sünder verurtheilte Menſchenſeele dem Orte ihrer Strafe und der Art ihrer Strafe zugeführt, deren Dauer von den Vergehungen abhängt, welche der unſelige Menſchengeiſt ſich im irdiſchen Leben zu Schulden kommen ließ. In dieſen Strafen zeigt ſich die Phantaſie des Volkes, die ſie erdichtet und ausſinnt, höchſt erfinderiſch, unerſchöpflich und meiſt ſehr grauſam, dennoch aber nicht ohne ethiſche Anſchauung. Manche Pütze können noch vor dem jüngſten Gericht, ja ſelbſt nach verhältnißmäßig kurzer Zeit ihrer Pein erledigt und folglich „erlöſt“ werden, andere leiden ſehr lange und viele bis zum jüngſten Gericht, ſtets in der fort und fort dauernden qualvollen Ungewißheit, welches Endurthel über ſie gefällt werde. Eine ſchreckliche Schärfung ihrer Leiden tritt noch bei falſchen Eidesleiſtern, Kirchenfrevlern, Betrügern an Wittwen und Waiſen,

Grenzſteinverſetzern und Raub- und Meuchelmördern hinzu; dieſe leiden nämlich auch noch die heiße oder die kalte Pein, von welcher unten beſonders die Rede ſein wird, oder auch beide Peinen zugleich.

Die Geſtalt, in welcher die Pütze wandern müſſen, iſt höchſt verſchieden, bald erſcheinen ſie leibhaftig, wie ſie im Leben waren und wandelten, bald als Schattengeſtalten, meiſt ſchwarz, nicht ſelten kopflos, oder aber feurig (Feuermänner, Irrlichter), und häufig auch in Thiergeſtalt, meiſt in unreiner, wenn das Leben eines ſolchen büßenden Sünders ein unreines und viehiſches war. Endlich geben ſich viele, ohne ſichtbar zu werden, blos durch äußere Wahrnehmungen kund, wie anblaſen, klopfen, ſchreiten, rollen u. dergl.

Der Name Putz kann nicht, wie L. Simrock zu meinen ſcheint, wenn er das Wort Popanz eine mögliche Zuſammenſetzung von Puppe und Hans nennt, von Puppe abgeleitet werden. Bütze, Butzen hießen ſchon im frühen Mittelalter kleine Hausgeiſter, Klopfgeiſter, und im mittelhochdeutſchen Worte buozen, büßen, wäre mit jenen ein einfacher Zuſammenhang gefunden. Will man noch weiter gehen, ſo läßt ſich das gäng und gäbe Zeitwort putzen für reinigen ebenſo hieher beziehen, und das Wort Putz wäre als ein in der Reinigung oder Läuterung durch ſeine Buße begriffener Geiſt ganz gut erklärt.

In Tirol iſt die Benennung Putz im ganzen Innthale, und vom Oberinnthale aus nach dem Vintſchgau verbreitet, doch tritt in manchen Seitenthälern des Unterinnthales auch die Bezeichnung „Geiſcht“ oder „G'ſpenſcht“ an jenes Stelle. Im Wippthale, beſonders in deſſen Seitenthälern Vals und Schmirn, heißen die Putze „Unſchicht'n“. Im Eiſackthale heißt der Putz ganz einfach „verbannter Geiſt“. Im Unterinnthale begegnet auch noch der Ausdruck: d's Grauſig.

Weibliche Pütze führen in manchen Seitenthälern Oberinnthals u. ſ. w. den Namen „Subl“, mit welcher Benennung noch allerlei unſaubere Nebenbegriffe verbunden ſind; hier wird der Geiſtername ſogar zum Schimpfwort, und auch Putz wird es, indem man ſogenannte „gawiche“ Leute, die ſich nämlich durch allerlei auffallendes im Anzug, im Benehmen, in der Rede, oder durch verdrehte und verkehrte Lalenſtreiche, auch wohl durch Wildheit und Halbverrücktheit kundbar machen, ſo benennt.

Und ſo wird auch auf dieſem Gebiete, wie in jenem der mythiſchen Weſen ein Herabſteigen des geiſterhaften Elementes in das triviale bemerkbar. Die traurig ernſte Geſtalt des Putz wird zum Potzmann, zum Kinderſchreck und Spott, welcher letztere nicht unterläßt, ſich an gewiſſe Perſönlichkeiten zu heften, und ſie mit dem Fluche der Lächerlichkeit zu brandmarken.

Wer kannte nicht in Innsbruck das „Putzimanndl“ unterm goldenen Dachl, das nun ſeit 15 Jahren verſtorben iſt? Dieſe tragikomiſche Erſcheinung, die Zielſcheibe des Schulbubenwitzes, hieß zwar Joſeph Polt,

doch dieſen Namen kannte kaum jemand, das Putzimanndl aber kannte Stadt- und Landvolk.

Wer kennt nicht ebendaſelbſt den „Puh!“ oder „Geiſt Puh!“ „Puhgeiſcht!“ in ſeiner grotesken Tracht, mit ſeinem lauten denken und ſeinem wilden Zorn gegen den angehängten Namen?

Ebenſo wandelt auch noch der „Putzi“ von St. Nicolaus in Fleiſch und Bein herum, läßt aber nicht mit ſich ſpaßen.

Und endlich wird faſt jedes niedliche kleine Kind im freundlichſten Sinne von der Welt „ein lieb's Putzerl“ genannt, womit der Sprachbrauch ſich unbewußt wieder der mittelhochdeutſchen Bedeutung des Bütze als etwas kleinen, „pußlichen“ nähert.

Die verſuchte Eintheilung, in welcher nun die reiche Geſpenſterwelt Tirols vorgeführt wird, könnte auch in anderer Reihenfolge ſtehen, indeß beſtimmten Gründe, die Gliederung ſo und nicht anders vorzunehmen.

Die vorzugsweiſe ſo genannten „armen Seelen“ eröffnen den großen Geiſterreigen, weil ſie den Vorzug vor andern haben, ihrer Pein am eheſten zu entgehen, hauptſächlich durch Gebet und Fürbitte der Lebenden, durch „Beſprechung“, durch Opfer, durch Buße, die für ſie fromme Menſchen ſich auferlegen. In dieſem Sinne ſind die „armen Seelen“ auch keine Pütze, immer aber doch Büßende.

Die Feuermänner haben ſtets einen Beigeruch vom Brande des Fegefeuers oder der Vorhölle, ragen in das diaboliſche Element, und ſtehen den Marcheggern (Grenzſteinverrückern) verwandtſchaftlich nahe, welche die Volksſage aller deutſchen Gauen meiſtentheils feurig ſpuken läßt, und über welche der geſunde Sinn des Volkes von alten Zeiten her ſtreng und unerbittlich ſeine verdammenden Richterſprüche fällte. Dagegen bevölkert die Sage Tirols ſchaurige Felseinöden mit ihren Klamm-Männern, zu denen es alle die werden läßt, die im Leben zum Schaden ihrer Nebenmenſchen Lug und Trug übten, falſch wogen und maßen, ungerechte Urtheile ſprachen, ſich beſtechen ließen u. dgl., für welche Strafen das übrige Deutſchland, da ihm Klammen und Kluppen nicht zu Gebote ſtehen, nur Einöden, Waldeswildniſſe, verfallene Schlöſſer und Kreuzwege darbietet.

Wer Treuloſigkeiten auf den Almen beging, und in der ſo wichtigen Alpenwirthſchaft ſich als ungetreuen Haushalter erwies, wird zum Kaſermanndl, von deren Sagen das ganze Gebirge voll iſt. Mit ihrer Bekanntſchaft erweitert ſich der Kreis der deutſchen Geſpenſterſage ungemein, denn bis jetzt führt von den deutſchen Mythographen nur Fr. Panzer das Kaſermanndl einmal und in einer einzigen Sage auf, ohne aber mitzutheilen, was ein Kaſermanndl iſt. Seine Sage lautet (Beitr. z. d. Mythologie II. 40):

„Am martinsabend fährt das Käsermännlein (Kasəmänl) von der alpe (alm), da darfst du nicht aus dem haus. Ein bursch

in Reut in Tirol wollte das nicht glauben und versteckte sich am martinsabend unter die bank vor dem haus. Das Käsermännlein schlug ihm ein häcklein (häckl) in den buckel und sprach: das musst du behalten bis auf's jahr um die zeit."

Dieß iſt nun noch dazu falſch, denn am Martinsabend fährt das Kaſermanndl nicht von der Alpe, ſondern auf dieſelbe.

E. L. Rochholz führt in ſeinen „Schweizerſagen aus dem Aargau" S. 322, 384 und 385 käſende Geiſter an, nennt aber den Namen Käſermanndli nicht.

Den Kaſermanndln reihen ſich auch andere Almputze an, Uebelthäter auf den Almen, welche gerade nichts mit der Sennwirthſchaft und Käſerei zu thun haben, aber mit jenen in Gemeinſchaft ſpuken.

Eine Geiſtergruppe, mehr von den übrigen abgeſondert, als ihnen nahe ſtehend, bilden ferner die Schatzhüter und Schatzhüterinnen, das ſind die verdammten und gequälten Geiſter von Bergwerksbeſitzern oder Knappen, von Geizigen und Wucherern, welche die im Leben zuſammengeſcharrten und andern entzogenen Schätze hüten müſſen.

Außer dieſen genannten, giebt es nun noch geſpenſterhafte Putze in Burgen und Schlöſſern, Kirchen und Klöſtern, Häuſern und Höfen, Wäldern und Weiden, die man beſſer nach ihrer Heimath, als nach den Orten, an die ſie gebannt ſind, ſondert. Viele davon erſcheinen auch in Thiergeſtalt, und ſchrecken furchtbar. Ihre völlige Abſonderung von den übrigen iſt aber unmöglich, weil von der Sage der Unterſchied, ob in der Thier-Geſpenſt-Erſcheinung ein Menſchengeiſt ſich birgt oder nicht, nicht immer feſtgehalten wird, daher auch nur einige wenige Thierſpukſagen als Anhang gleichſam hier mitgetheilt werden. Die mythiſchen und Fabelthiere in den Sagen Tirols finden an einem andern Orte ihre Stelle.

I.

Arme Seelen.

„Arme Seelen" nennt der Volksglaube Tirols diejenigen Verſtorbenen, welche ohne ſchwere Sünden verſchieden ſind, nicht in das Fegefeuer kommen, ſondern durch Gottes gnadenvolle Barmherzigkeit nur noch eine Zeitlang auf Erden wandeln müſſen, bis ſie alles wieder gut gemacht haben, was ſie durch Leichtſinn, Fahrläſſigkeit und Unterlaſſungsſünden übel machten, auch die Nichterfüllung frommer Gelübde geſühnt und die guten Werke vollbracht, an deren Vollbringung jäher Tod ſie verhinderte. Ebenſo ſind die „armen Seelen" berufen, wichtige Familiengeheimniſſe zu offenbaren, wenn deren Offenbarung den Hinterbliebenen von wahrem Nutzen iſt; ver-

borgene und vergrabene Werthgegenſtände, durch deren Verbergung vielleicht rechtmäßige Erben verkürzt wurden, und ſonſtiges geheime an das Tageslicht zu bringen. Dafür iſt die Möglichkeit gegeben, durch gute Werke ſolche Seelen zu erlöſen.

Die Erſcheinung der armen Seelen iſt die dunkler Geſtalten, häufig ganz in ſchwarze Mäntel gehüllt. Je näher ſie der Erlöſung kommen, je lichter, heller und weißer wird ihr äußeres Ausſehen, und iſt der Moment der völligen Erlöſung gekommen, ſo umſtrahlt die arme Seele ein wunderbarer Lichtglanz, mit ſeligem Dankesblick verſchwindet ſie und ſchwebt in das ewige Friedensreich, und nicht ſelten wird dem Erlöſenden unermeßliches Glück zu Theil.

Der liebſte Aufenthalt „armer Seelen" ſind geweihte Orte, Wegkreuze, Waldkapellen und Gottesäcker, auf denen ſie als zarte Lichtlein umherirren. Das Licht, in welchem die arme Seele erglüht, iſt grünlich, hoffnungsfarbig, während die zu härterer Qual verurtheilten Feuerpütze blutroth brennen.

Im Landvolke Tirols lebt noch immer der Glaube an die armen Seelen, und iſt ihm von ſeinen frommen Glauben unabtrennbar. Beim beten jeden Abendroſenkranzes fordert der Vorbeter auf: „Ein Vaterunſer für die armen Seelen!" und dann: „Ein Vaterunſer um eine glückliche Sterbeſtunde!" Schon dem Kindesgemüthe wird frühzeitig eingeprägt, wenn ein Kind bei einem „Marterl" vorbeigehe, die im Lande zu Tauſenden errichtet ſind, und ſie die armen Seelen daran gemalt erblicken, ſogleich ſtehen zu bleiben und für ſie zu beten.

II.

Feuerpütze.

Der Feuerpütz iſt dem tiroler Berg- und Thalbewohner ſtets eine ſchreckbare Erſcheinung, ſo ſchreckbar, daß er dieſelbe manchesmal nicht von der Erſcheinung des Teufels trennt, der als Ur-Feuergeiſt freilich pützenhaft genug durch die Welt der Volksſage ſchreitet. Da kommt noch manche Benennung zu Tage, die im Lande Tirol ſtets volksmündlich iſt, und im übrigen Deutſchland noch nie gehört oder gedruckt geleſen wurde, weil die gelehrten Forſcher viel lieber ihre Blicke nach Scandinavien und Island richten, als in ein deutſches Land; weil ſie „immer weiter ſchweifen", und das „Schöne nicht ſehen, das ſo nahe liegt."

Der Volksglaube lehrt, daß die Feuerpütze nur ſolche Geiſter ſind, die ſich mit ſchweren Sünden während ihres Erdenwandels beluden, daß ſie die Macht haben, begegnenden, die nicht ſelbſt ſündenfrei oder nicht reinen Herzens und Gewiſſens ſind, Leides zu thun, und ihre Verſpottung oder ihre Verhöhnung durch anſchreien oder „nachantern" (nachahmen) ihres

Geſchreies höchſt empfindlich zu rächen. Daher müſſe man ſie möglichſt ganz zu meiden ſuchen. Bei nächtlichen Wanderungen iſt Acht zu haben, ſich nicht Strecken zu nähern, auf denen Kratzdiſteln (Bachſchern im Oberinnthale) häufig wachſen, oder das Wollgras mit ſeinen weißen Saamenflocken, da in der Nähe dieſer Pflanzen nicht ſelten Feuermänner verweilen. Dann iſt wohl zu unterſcheiden der büßende Feuermann und der „Alber". Letzterer, nicht mit Alberer, Alperer (Aelpler) zu verwechſeln, iſt die feurige Teufelserſcheinung, welche im übrigen Deutſchland „der fliegende Drache" genannt wird, und wird unten bei dem dem Teufel und ſeinen Sippen gewidmeten Abſchnitte näher erläutert.

Die Strafe, feurig umgehen und büßend Pein leiden zu müſſen, erkennt der Volksglaube allen Todſündern zu, allen, denen ein Fluch in das Grab nachfolgt, allen, die durch Bankbruch andere an Hab' und Gut ſchädigen und arm machen, allen ungerechten Richtern, tyranniſchen Amtleuten, hartherzigen Forſtleuten (dieſer Glaube iſt auch in Thüringen zu Hauſe), allen Kirchenräubern, allen Ehrenabſchneidern, allen Aufwieglern und Hochverräthern, allen Brandſtiftern und Feuerlegern u. ſ. w. Auf die Frage, die ein Ungläubiger oder Zweifler aufwerfen könnte, warum ſolche Sünder nicht gleich in die helle Hölle kommen? erfolgt leicht die Antwort, daß jene ſichtbarlich büßen müſſen, andern zum warnenden Beiſpiel. Wie die Strafe der Feuerpütze beſchaffen iſt, wie der Bauer ſie ſich denkt, mag mit den eigenen Worten eines alten tiroler Bauers hier ſtehen.

„Die Foi'rmanndarr — dös ſan dö Örgſcht'n von die Pütz. Kummt dir oamä (einer) in d' Näh, ſo bekreuze di nur gſchleini, denn dös ſeind wohl meiſcht Toifl od'r Vadammti und's Kreuz dabeißen ſie nöt; ſchad't a nöt wenn m'r ſe im Namen der heiligen Dreifaltigkeit d'rvon jagt und das Evangelium Johannes oder den Benedictusſegen ſpricht, aft (alsbald) rennt da Teufl glei zum Teufl."

„D' Foi'rmanndarr ſan lauta „Kopfſchölm", drum müaſſens brenna und gluihna, und d' „hoaß Pein" leid'n, ober a weng örger als d' andern wia öppar d' Herſchtſchölm (Herzſchelm), denn dö wern nöt ſo arg g'ſchtrafft. D' „kalte Pein" is a a ſchräckliche Sträff, aber halt do no a kreiſerl (ein wenig) ertraglicher. Aber a ſo Vadammt'r iſcht mein Oad (bei meinem Eid) nöt z' neida. An ſöllan Foirmann brennts von Kopf bis z'r groaßen Zeachn (Zehe) und Leib und Seal ſo — ſo — ſo ſtark, daß er z' g'frearn und zähnklappern anfangt, und g'friert und klappert und zittert, ſo weh thuats, als ob er brennen thäte, und brennt, daß'n frierſcht, und hat ſo kalt, daß's'n brennt."

Nach dieſer volksthümlichen Annahme ſteht demnach der „Kopfſchelm", d. i. der Sünder, der mit den Gaben ſeines Geiſtes raffinirt und überlegt ſündigte, härter in Strafe und Buße, als der „Herzſchelm", der aus unbedachtem Gemüthe, aus Leichtſinn oder Leidenſchaft Unrechtes that. Der

sdruck Kopfſchelm begegnet öfter beim Volke, der Ausdruck Herz-
elm hingegen wird ſeltener vernommen. Und wie klar und anſchaulich
wickelt die ſchaurige Volkslogik mit wenigen Worten, unbewußt auf einer
yſikaliſchen Erſcheinung fußend, die Qual der heißen und der kalten Pein!
ſtere iſt es, die Göthe meinte, wenn er in ſeinem Fauſt die Hexe rufen läßt:

Die Feuerpein
Euch ins Gebein!

III.

Marchegger.

Seit undenklichen Zeiten galt Grenzſteinverrücken und abpflügen frem-
r Furchen für ein entehrendes Verbrechen durch ganz Deutſchland, und
lt noch immer für ein ſolches. So auch in Tirol, wo ohnehin der Sinn
s Volkes über ſolcherlei Vergehungen verdammend den Stab bricht. Dieſe
ıb: Undank und gemißbrauchtes Vertrauen; Abfall von Gott und vom
aiſer; Härte gegen die Armuth und das arme Vieh; Verlaſſung alter
ederer Sitte und Volkstracht; Wortbrüchigkeit und Nichthaltung gegebenen
andſchlags, und Grenzmarkverrückung.

March iſt das hochdeutſche Marke, Grenze; Egge iſt Ecke, marcheggen
ıher: einem ein Stück Landes von ſeiner Gemarkung abecken. Wer das thut,
ird, wenn es zu öffentlicher Kunde gelangt, ſchon beim Leben von der
mzen Gemeinde mißachtet, und jedermann glaubt, daß er nach ſeinem Tode
s Feuerputz umherſpuken muß. Glühend und brennend ſchreitet er an den
ıgepflügten Furchen zur Nachtzeit hin und her, auf und ab, raſt- und
ıhelos, oder ſtarrt mit verzweiflungsvoller Geberde den verſetzten Grenz-
ıin an. Geſetzt aber, der Marchegger wäre kein Feuermann geworden,
muß er wenigſtens in jener Geſtalt, wie er im Leben war, mit dem
eichen Gefühle begabt, brennende, heißglühende Gegenſtände in der Hand
agen, Lichter, Fackeln, glühenden Pflug, brennendes Zaunholz, oder
ennende Grenzbäume, die er umgehauen hat, ja ſo weit geht die Strafe,
ıß man im Alpbacherbezirk den Marchegger jene Ackerfurche glühend über
ḥ tragen läßt, welche er einſt in ſeines Nachbarn Feld mit dem Pflug
neingezogen und dadurch ſeinen Acker vergrößert hatte. Dazu erſchallt
ın ſein ſchmerzliches Geſchrei: „Heiß! heiß!“ oder: „Ach wie brennts!“
arkerſchütternd und ſchrecklich anzuhören.

Jedermann weicht gerne ſolchen Feldgütern aus, wo ſich Marchegger
hen laſſen — mehr aus Abſcheu, denn ſie können den Braven nichts
eides anthun, außer „man pfeifft ſie an“. Sobald jemand einen March-
gger anpfeifft, ſo kommt das blutigroth glühende Geſpenſt alſogleich daher,

und pfeifft einem die Ohren toll und voll zum wahnſinnig werden, verfolgt einem ſogar ins Haus und quält ſo lange, bis man krank wird und ſtirbt. Und darüber gilt die alte Bauernregel, die Moral im Lodenrocke: „Söllt g'ſchlechti Geiſchter, wännd' ſ' mal Gott in da Gſchtraff (Strafe) hat, ſollſcht nüt vaſchpott'n, nur varacht'n; grad wia mäs im Löb'n mit dö Feind thian muaß, do muoſcht varacht'n und ausweich'n, äba nia vaſchpott'n oda durch Schäden rächen."

IV.

Die Klamm-Männer.

Jene furchtbaren, langen Felſenſpalten in den Bergſchründen, voll Geklüfte, Höhlen und Steintrümmer, Zeugen der gewaltſamen Umwälzungen, durch die meiſtens ein wildtoſender Alpenbach voll Giſcht und Geifer donnert, daß man ſein eigenes Wort nicht hören kann, ein oft viertelſtundenlanger Felſenpaß, durch den der Hirte, um auf die Alpe zu kommen, ſein Vieh durchtreiben muß, das ſind die Klammen.

Man muß ſie ſehen, denn ſolche eigenthümliche Naturbilder laſſen ſich kaum mit Worten ſchildern. Eine ſolche Klamm wird bald weiter, bald enger, die viel kirchthurmhohen, dunkeln Felſenmauern neigen ſich manchmal ſo nahe zuſammen, daß dunkelnde Schauernacht das Auge des Wanderers verfinſtert, und den Furchtſamen äffende Bilder und geſpenſtige Schatten vor die Seele führt, beſonders dort, wo überhängende, bewegliche Legföhren vom oberſten Rande herabnicken.

Im Oberinnthale, wo die ausgedehnteſten Klammen zu Hauſe ſind, nennt man ſie „Kluppa". In dieſen Klammen weilt gerne das unheimliche Nachtkunter, Eulen und Fledermäuſe, beſonders die gefürchtete „Habergoas", der Teufelsvogel, welche nicht ſelten dem Wanderer nachfliegen und ſich mit glotzenden Augen neben ihn niederlaſſen und mit dem erbärmlich häßlichen Geſchrei einen ungewünſchten Willkommen bieten.

Eigenthümliche, nie gehörte wilde Töne klingen durch die vielfach verſchlungenen, ſchlangenartigen Pfade, oder dringen empor zu dem Neugierigen, der ober der Klamm ſtehend hinunter blickt in die ſchwarze Tiefe, und vermeint, oftmals ein winſeln oder heulen zu hören.

Auch der Unbefangenſte und Muthigſte wird beim Beſuche einer Klamm düſter geſtimmt und befangen, wenn er allein iſt; es wird ihm ſo einſam und öde, er fühlt ſich ſo verlaſſen, und er athmet erſt dann wieder froh auf, wenn er aus dem kalten Rieſengrabe an das ſchöne Gotteslicht hinaus tritt, und die belebende Alpenluft trinkt.

Die merkwürdigen Töne in den Klammen, oft unheimlich winſelnd,

oft rauhes Donnerbrüllen, oft ein Geheul wie von vielen Männerſtimmen, ſind für den einfachen Bergbewohner unauflösliche Räthſel, welche ihm die Volksſagen löſen, die hier äußerſt fruchtbar groß wachſen. Der Phyſiker findet bald die Löſung: die Klamm iſt ein Rieſeninſtrument, in welches Morgens, Mittags, Abends und Nachts der Temperaturwechſel, Kälte und Sonnenhitze, von Außen den Zugwind durchtreibt. Je nach den Verbindungen der Klamm ſtoßen ſich die Schallwellen ab und rufen das Echo wach, und der Bach, die Nachtvögel und manches andere helfen zuſammen, ein Höllenkonzert aufzuführen, vor dem ſich manches Bäuerlein bekreuzt. Daher hat dieſe Orte die uralte Volksjuſtiz bis auf den heutigen Tag mit abgeſtorbenen Menſchen bevölkern laſſen, welche für begangene Frevel zeitweilig oder bis zum jüngſten Tage büßen, und meiſtentheils als Verſchärfung ihrer Strafe die kalte Pein leiden müſſen. Man nennt ſie überall die Klammmänner, im Oberinnthal an vielen Orten die „Kluppamander", auch „Kluppa-Johler", im Unterinnthal werden ſie auch „Klammheuler" und kurzweg „Heuler" genannt.

Hauptſächlich verurtheilt die Sage jene Sünder zu Klamm-Männern, welche Religionſpötter waren, Kirchen ſchändeten, Beamte, welche nie die Kirche beſuchten, oder Mißbrauch der Amtsgewalt trieben. Ferner Wucherer und Kaufleute, Wirthe und Metzger, welche durch Miſchmaſch und den Verkauf ſchlechter Waare und falſches Gewicht die Leute betrogen, endlich leichtſinnige Gewerbsleute, welche mit betrüglichem Vorſatz ſtahlen, kleine Diebe, und ſelbſt — ſo ſehr das Volk mit großer Verehrung an ihnen hangt — auch geiſtliche Herren, welche durch unordentliches aufſchreiben oder aus Vergeßlichkeit Meſſen zu leſen verſäumten, die Kinder bei der Taufe nicht genau nach Vorſchrift tauften oder keinen Chryſam dazu nahmen, oder auch in ſittlicher Beziehung kein gutes Beiſpiel gaben.

Der zur Klammfahrt beſtimmte Abgeſtorbene erhebt ſich gleich vom Rechbrett um Mitternacht und geht ſo wie er im Leben angezogen war, jedermann kenntlich — in die Klamm. Doch kamen Fälle vor, daß der büßende Geiſt in der Nähe ſeiner Wohnung ſpukte, dann wurde er, nach den Sagen Oberinnthals, früher von den Jeſuiten, jetzt von den Kapuzinern in die Klamm abgeführt.

In der Klamm wartet ſeiner ein ſchauriges, dunkles, naßkaltes Daſein, da muß er frieren, heulen und jammern und zähnklappern, daß die fernen Bergarbeiter faſt weinen möchten vor Mitleid; ſolche Beſtrafte müſſen „wolter vial" (wohl viel) Gutes gethan haben für die andere Wagſchale, daß ſie nicht gar bis zum jüngſten Tag dort verweilen müſſen. Die Klammmänner wurden auch manchesmal gerade unter den Waſſerfall hinein geſtellt, wenn einer vorhanden war, wie z. B. in der Zirler Klamm; andere mußten in einem Waſſerdumpen (tiefe Waſſerlacke in der Klamm) Tag und Nacht ſtehen; andere Klammänner kamen auch in kleinere Schluchten oder Höhlen,

wo es recht kalt war, oder in die felsige Einbiegung des Gebirges, über welches ein großer Wasserfall herabfällt, wie beim herrlichen „Gföllbachfall“ im Kaunserthal, der in neun Abtheilungen herniederfällt, und wo unterm Wasser der neunten Abtheilung ein Klammgeist wohnen soll, welcher vor Jahrhunderten ein Bauer war, der die Predigten besser verstehen wollte und wohl lax im Glauben war, und nun noch jetzt die kalte Pein leiden muß. Der heult sehr stark.

Gleichwohl betrachtet diese Sträflinge das Volk nicht als Verdammte, wie die feurigen Pütze, denen man wenig Hoffnung giebt, und sie meist für künftige Höllenbürger ansieht.

Von allen Klammen spielt die „Dollinger-Klamm“ bei Imst im Gurglthale die Hauptrolle. Man hat ein eigenes Verzeichniß jener Klamm-Männer, welche dort „johlen“ (heulen); wem daran liegt, es kennen zu lernen, mag den ersten besten Bauer zu Tarenz, oder Stra, oder Imst fragen, und er wird sie ihm an den Fingern herzählen.

Von der Dollingerklamm fällt ein Wasserfall herab dicht an der Poststraße, da heraus treten an manchen Abenden oder zur Nachtzeit die bekannten Gestalten und rufen hinüber übers Thal gegen Stra: „Halft ins!“ (Helft uns!) oder auch lang und schmerzlich gedehnt: „Hoh! Ho — iii!“

Besonders unruhig zeigen sich die Klamm-Männer zu den heiligen Zeiten, um Ostern, Pfingsten, im Advent und gegen Weihnachten. Letztere Zeit, überall die vermehrten Geistertreibens, ist auch die, in welcher die Klamm-Männer am stärksten johlen und lärmen. Ueberhaupt hört man sie mehr, als man sie sieht; lassen sie sich aber dennoch blicken, so ist ihre Erscheinung meist die eines Mannes im schwarzen Rock und hohem, tief in das Gesicht hereingerücktem Hut, die Arme im Bogen so auf dem Leib haltend, daß sich die Hände mit den ausgestreckten Fingern am Handgelenke über einander kreuzen.

Auch sie darf man nicht verspotten, oder ihnen „nachantern“, denn sie haben Zeiten, an denen sie die Klamm verlassen dürfen, und dann sind sie flugs da, fallen dem Spötter und Verhöhner auf den Rücken, und lassen sich von ihm so lange „buckelkraxentragen“, bis der Träger der stets wachsenden Schwere seiner Last erliegt und tod zu Boden sinkt; oder aber sein Reiter treibt ihn auf jähe Felsen und stürzt ihn in die Tiefe, oder in die tosenden Wildbäche hinein.

V.

Die Käser-Mannln.

Die Alpenwirthschaft entwickelt ein eigenes, oft großartiges Lebensbild, von dem die Bewohner alpenloser Länder kaum eine Ahnung, geschweige

eine richtige Vorſtellung haben. Im Leben des Tiroler Bauers dreht ſich faſt alles um den Viehſtand und namentlich um die Kuh; ohne die Alpe aber iſt ihm kein Viehſtand denkbar, daher achtet und liebt er beide auf das höchſte. Nur auf der Alpe gedeiht das Vieh zur Ertragfähigkeit, die den Hausſtand erhalten und zum Wohlſtand emporheben muß. Haus und Hof aber ſtehen nicht auf der Alpe, und ſie erheiſchen des Hausvaters Gegenwart und ſeine Sorge für Ackerfeld und Garten, für Obſt- oder Weinbau. Das wichtigſte Kapital, das beſte Gut, das Kuhvieh, muß fremder Pflege für die Sommerzeit anvertraut werden. Der es anvertraut erhält, iſt der Senn, der kundige Mann, der das hüten des Viehes durch die Hirten und Kühjungen, der die Geſchäfte des Melchens, wie die der Butter- und der Käſebereitung überwacht, und dabei ſtets rührig ſelbſt mit Hand anlegt. Daher heißt er der „Kaſer", durch welchen Titel der Senn ſich hochgeehrt fühlt; er iſt ein König auf ſeiner Alm, die braune Kaſerhütte iſt ſein Palaſt, der Melchſtuhl iſt ſein Thron, ein ſchlichter Bergſtock ſein Scepterſtab. Das weitere Leben des Kaſers, ſeine Luſt, ſeine Wonne, ſeine Bevorzugung bei und nach der Heimfahrt und nach der Abrechnung gehört in ausführliche Schilderungen des Kaſeralmlebens*); nur eines einzigen Zuges deſſelben ſei hier erwähnt, weil er in innigſter Beziehung zu dem Sagenbilde von den Kaſer-Manndl'n ſteht.

Wenn der Almbeſitzer einen neuen Kaſer anſtellt, ſo tritt er breit vor denſelben hin, ſtreckt die rechte Hand aus, biegt Daumen und Mittelfinger zuſammen, wobei er den Daumennagel unter den Nagel des Mittelfingers ſchiebt, reckt jenem die Finger gegen das Geſicht und ſagt: Merks wohl, nicht amoal ſo vill, als da ſchwarz unterm Nagl is, darfſt D' vernachläſſigen oder veruntreuen — jötzt woaſcht D' 's! (weißt Du es) Was herunt laßli is, is obe ſchwar. (Was unten läßlich iſt, iſt droben ſchwer, nämlich ſchweres Verbrechen.) Dieſe Worte vergißt nie der redliche Senn oder Kaſer; er fährt zur Alm, er betet und arbeitet, er ſegnet Abends Stall und Vieh, er ſprengt Weihwaſſer, und gedenkt der Strafen, die dem ungetreuen Alpenhausvater drohen, nicht der irdiſchen, ſondern der ungleich ſchrecklichern überirdiſchen. Er denkt daran, daß der unredliche Senn verdammt wird, nach ſeinem Ableben ein Kaſer-Manndl zu werden und auf der Alpe herumgeiſten zu müſſen.

Senn und Sennin, wer es ſei, wenn ſie leichtſinnig und unachtſam wirthſchaften, Milch, Käſe, Butter, Mehl, Salz, Brot und jegliche Gottesgabe nicht recht in Ehren halten, ſie verſchütten, verkrümeln, verſchmutzen laſſen, ungeeignetes damit vornehmen, oder heimlich vom Almnutzen ver-

*) Eine ſolche gab Jeremias Gotthelf in ſeinem Buche: Die Kaſerei auf der Behfreude. Der Herausgeber bereitet eine ausführliche Schilderung dieſes Alpenwirthſchaftlebens im Tirol für den Druck vor.

ſchleppen, verkaufen, oder ihn durch Naſchhaftigkeit und Gefräßigkeit mindern — müſſen Kaſermanndln oder ſpukende Alm-Sudlerinnen werden. Als ſolche haben ſie allen im Leben durch ſie angerichteten Schaden zu vergüten, ſie müſſen leichtſinnig verſchüttetes Mehl ſtäubchenweiſe wieder zuſammen leſen, alte Flecken von Butter und Milch müſſen ſie wegputzen, vergoſſene Milch wieder in Gefäße ſammeln und Butter daraus ſchlägeln oder Käſe daraus bereiten.

Dieſe geſpenſtige Genoſſenſchaft, die faſt über alle Almen Tirols verbreitet angenommen wird, iſt der Mehrzahl nach und ſo lange ſie nicht geneckt und verhöhnt wird, gutartigen Weſens; ſie können, wenn gute Menſchen ſie „beſprechen", leichtlich erlöſet werden. Dieſes „beſprechen", das auch in gleicher Weiſe bei den armen Seelen geübt wird, bietet für den Freund der Sage und volksthümlicher Bräuche einen ganz eigenen, gemüthnißvollen Reiz.

Der, welcher den Muth hat, einen Geiſt zu beſprechen, der ihm erſcheint, muß zunächſt einige Tropfen Weihwaſſers gegen ihn ſprengen, dann richtet er Fragen an ihn, nachdem er mit dem bewährten Spruche begonnen hat: „Alle guten Geiſter loben Gott ihren Herrn" — und nachdem er geſprochen: „Im Namen Gottes des Vaters († auf die Stirn), Gottes des Sohnes († über den Mund), und Gottes des heiligen Geiſtes († auf die Bruſt), und zwar: „Was iſt mein Begehr? Wie kann ich mich erlöſen?" u. ſ. w. In dieſer Form muß jede Frage geſtellt werden, nie iſt der Geiſt fragend anzureden, nie in ſeiner Perſon zu befragen, ſondern der Beſprecher muß thun, als ob er ſich frage, und dann dem Geiſte die Antwort überlaſſen. Wird hierin etwas verabſäumt oder verfehlt, ſo iſt alles vergebens, der Geiſt bleibt ſtumm und unerlöſt. Wäre der Geiſt ein böſer Geiſt, ſo bringt ihn das Weihwaſſer und das heil. Kreuz zum ſchnellen weichen. Und in der That giebt es auch böſe Kaſermanndl, die ſehr zu fürchten, und ſehr böswilliger Natur ſind. Das ſind die Geiſter ſolcher Sennen, welche den Alpenſegen verlachten und mißachteten, den Alpen-Roſenkranz nicht beteten, der in jedem frommen Bauernhauſe nach dem Abendeſſen von allen Hausgenoſſen laut und knieend gebetet wird — dann auch Thierquäler und ſonſtige Frevler.

Das böſe Kaſermanndl hauſt in den Almhütten wie der böſe Feind, wirft die Gefäße unter- und durcheinander, ſchleudert den Senn aus der „Schlemm" oder „Tſchutter", ſo heißt ſein Bette; zwingt zwei Kuhköpfe in eine Halskette, wie die böſen Almwichtln thun, hängt die „Mairin" (die beſte Milchkuh) mit den Hinterfüßen an den Stall-Ueberboden auf, treibt Nachts einen Haufen Röſſer, Kühe uud Hunde unter Peitſchenknall und kreiſchendem Geſchrei, wie's Wildg'fahr, um die Hütte — hält ſich aber doch zur Zeit der Alpenweide und Kaſerei den Almhütten meiſt fern, und zwar wieder aus dem Grunde, weil der mit jedem Frühling wiederholte

Alpenſegen (in Tirol eine Weihe und Segnung der Almen durch Geiſtliche mit dem hochwürdigen Sakrament an Ort und Stelle vollzogen), die Alpe ſchützt und ſchirmt.

In der Schweiz wird unter dem Alpenſegen ein Ruf durch den Milchtrichter verſtanden, den die Hirten und Sennen vor Einbruch der Nacht von Alm zu Alm erklingen laſſen; inſonderheit auf der Brändler Alp über Eigenthal kann man ihn noch vernehmen. *)

Auf vielen Alpen hat man den Alpenſegen abgeſchafft oder abkommen laſſen, aber da hat ſich auch vielfaches Unheil droben ereignet, und es iſt nicht ſelten vorgekommen, daß der Alpenmeiſter noch unterm Jahre und im Hochſommer das verſäumte nachholen und die Alpe ſegnen ließ.

Insgemein wird angenommen, daß, ſo wie die Heimfahrt des Alpenviehes erfolgt iſt, das Kaſermanndl mit dem ächten täuſchend ähnlichen Heerdengeläute und Hirtenrufen anzieht, und von ſeiner Almhütte Beſitz nimmt, wo es nun den Winter über wohl oder übel hauſt. Daher iſt es nicht ſo ganz rathſam, nach der Hand in den offen bleibenden Almhütten zu übernachten, und iſt ſelbiges gar häufig Schwärzern, Gemſenjägern und diebiſchen Wildſchützen ſehr übel bekommen.

Die Kaſer-Manndl heißen auch häufig blos Kaſerer, auch Alperer (nicht mit dem Alber zu verwechſeln), dieß im Unterinnthal. Im Oberinnthale kommt auch Almputz und Almgeiſt vor. Iſt das Kaſer-Manndl klein, ſo heißt es auch Almpützl, oder Almzwergl und Bergmanndl, und kann dann leicht als Wichtle gelten. Manche ſcheiden Kaſer-Manndl und Almputz nicht, beide Erſcheinungen ſind aber von einander zu halten. Jedes Kaſer-Manndl iſt nämlich allerdings zugleich ein Almputz, aber nicht jeder Almputz iſt ein Kaſer-Manndl.

VI.

Alm-Pütze.

Außer den Kaſern, als den wichtigſten und vornehmſten Sommerbewohnern der Alpe, führen die Beziehungen des täglichen Lebens, des Amtes und Geſchäftes u. dgl. doch noch viele andere Bewohner des Landes zu den Höhen hinauf. Unter dieſen iſt wohl mancher ein arger Frevler und Böſewicht, der droben Uebles thut, oder droben durch Gottes Verhängniß ums Leben kommt, und dann nach ſeinem Tode zum ſpukenden Putz wird, und auf die Alpe, die Zeugin ſeiner Schandthaten, gebannt bleibt, bis er ge-

*) S. L. Bechſtein: Deutſches Sagenbuch 13 und E. L. Rochholz: Schweizerſagen aus dem Aargau. Seite 327 und 387.

nugſam gebüßt hat. Dieſe Spukgeiſter nehmen oft ſonderbare Geſtalt an: da hat einer einen Kopf von Lehm, ein anderer gar keinen Kopf, ein dritter hat an der Stelle der Füße zwei Kehrichtſchiffeln, oder Auskehrichtboodln, oder ſpukt in Thiergeſtalt. Nicht ſelten klingen Kaſermanndlſagen und Almpützſagen untrennbar zuſammen, und namentlich iſt dieß im alpenreichen Vorarlberg der Fall, wo die Benennung Kaſermanndl gar nicht im Brauch iſt, ſondern ſtets dafür Alpapütz geſagt wird.

Gleichzeitig ſtreifen aber die Alpapützſagen im Vorarlberg auch in das diaboliſche Gebiet über, berühren die Teufels- und Hexenſage, und die Vorarlberger Aelpler ſind der Meinung, daß die Alpapütze nichts ſeien, als die hoffärthigen Engel, die unſer lieber Herrgott zum Himmel hinausgeworfen habe. Sie ſeien bei dieſem Sturze nicht alle zugleich in die Hölle gefallen, ſondern eine gute Anzahl ſei an den Zacken und Spitzen der hohen Alpengebirge hangen geblieben, und aus ihnen die Alpapütze geworden.

Von den meiſten Pützen kennt die örtliche Ueberlieferung den Mann, den er im Leben vorſtellte, ſie nennt ihn auch ſehr häufig, doch gebietet nicht ſelten Rückſicht auf lebende Verwandte und Nachkommen Vorſicht und Schonung bei ſolcher Namennennung. Bei vielen Almpützen aber kennt ſie den Urſprung des Geiſtes nicht, nicht ſeine Sünde, weiß nicht weshalb und wie lange er büßt, beſonders iſt dieß mit ſolchen Almpützen der Fall, die in Thiergeſtalt umgehen.

VII.

Schatzhüter.

Bergwerksbeſitzer, welche im Sündenwuſte leben, ſchlechte Knappen, welche Aergerniß geben, Geizhälſe und Wucherſeelen beiderlei Geſchlechtes, welche ihre Reichthümer an Schätzen, Geld und Juwelen vergraben, müſſen nach ihrem Tode „Schatzhüter“ werden. Aber noch ſtrenger ſtraft das Volksurtheil, wenn den Schatzhütern bedrückte und beraubte Wittwen und Waiſen ins Grab nachfluchen, dann müſſen ſie noch nebenbei die „kalte Pein“ leiden: ein Zuſtand, bei dem dem Verfluchten die Pforten des Himmels, des Fegefeuers und ſelbſt der Hölle verſchloſſen bleiben — er muß in trauriger Finſterniß neben ſeinen ſchön-funkelnden, reizenden Schätzen, ohne ſie benützen zu können, froſtſchauernd verweilen, es durchdringt eiſige Kälte Mark und Bein, gerade ſo, als ob er in einen Ferner eingemauert wäre.

Kein Hoffnungsſtrahl wärmt und leuchtet in ſeine ewige ſtumme Nacht — eine Nacht der Kälte, Finſterniß und Einſamkeit, die erſt am jüngſten Tage vom Herrn des Gerichts eine Aenderung zu erwarten hat. Dieſe

Schatzhüter sind eine Art Verdammte, welche trotz ihres Unglückes einen teuflischen Trieb in sich verspüren, harmlose oder geldgierige Menschen, die in ihre Nähe kommen, durch Geschenke und Ueberredung so zu ködern, daß sie versprechen, nach dem Tode Schatz hüten zu helfen, und das genügt dann, daß auch diese Schatzhüter werden müssen.

Sowohl männliche wie weibliche Schatzhüter, deren Schuld geringer ist, auf denen kein Fluch lastet, können erlöset werden; das Erlösungswerk ist jedoch an so viele verwickelte Umstände und Bedingungen gebunden, es muß ein solches Zusammentreffen derselben stattfinden, daß es fast unmöglich wird. Dieser Zug erinnert lebhaft an die zahllosen deutschen Sagen von wandelnden Jungfrauen, die auf Erlösung hoffen.

Die Schatzhüter erscheinen mit ihrem eigenen Leibe in gewöhnlicher Kleidung, die sie im Leben trugen, öfter aber in wilden Thiergestalten, nämlich als schwarze Hunde, Drachen, Schlangen und als kalte Schatten. Auch findet sich eine wunderschöne Jungfrau manchmal bei diesem Wächteramte angestellt, und nicht selten ein Zwerg. In manchen, indeß seltenen Fällen, scheinen sie feurig zu sein, jedoch sie bleiben dennoch kalt, es ist nur ein sogenanntes faules Feuer (wie das vom faulen Holz) oder wie das der Johanniskäferlein.

Die Schatzhüter benennt man nach der Oertlichkeit, die sie bewohnen. Die allgemeinsten sind jene auf dem allen Gesteinkundigen genugsam bekannten Greiner im Zillerthale. Man nennt sie die „die Greinerhüter", und es giebt von ihnen eine Fülle von Sagen. Sie bilden dort eine förmliche Innung und sind Meister im Menschenködern; manches Bäuerlein ward von ihrer Arglist in sein Unglück gelockt.

Es giebt gewisse Tage im Jahre, an denen sich einige derselben auf einer Alpe versammeln, welche ehemals blühend und reich, jetzt fast im Schnee vergraben ist. Da sitzen sie dann munter und singend bei Branntwein und Kartenspiel, als Aelpler gekleidet, beisammen, der harmlose Gemsjäger, Holzer (Waldhauer), Aelpler oder Steinsucher wird freundlich aufgenommen, bewirthet und benebelt, und ist sein Jawort gesprochen, so wird er sogleich, oder nach seinem Absterben in Empfang genommen. Doch trifft sich's, daß ihnen bei manchen derselben der Fang nicht gelingt, nur darf ein solcher nicht wagen, beim Fortgehen noch rückwärts zu den Kumpanen hin zu blicken; er würde sonst tod oder wahnsinnig werden, denn er sähe den untern Theil der Greinerhüter in einem Ferner stecken, der bis an die Tischplatte herauf reicht, und Eisfrost und Fieberschreck würde den frevelnden Waghals eisern umklammern.

Schatzhüter sind in großer Anzahl im Lande vertheilt, und die Sagen von ihnen vermehren sich in dem Maße, wie jene der Schachtgeister abnehmen.

Die bekanntesten Oertlichkeiten der Schatzhüter außer dem „Greiner" sind:

Die Schatzhüter zu Bergfall, 12 ehemalige Bergknappen, welche sich bei Lebenszeit der himmelschreiendsten Verbrechen schuldig machten.

Der Schatzhüter im Schlutterthal bei Hötting.

Die Schatzhüterin im alten Schlosse Falkenstein in der Sperten, ein zartes Fräulein und Heidenprinzessin.

Die Schatzhüterin im Jägerhäusl im Kaunserthal — bald Fräulein mit Flachshaar, bald schauderhafte Schlange mit dem lockenden Schatzschlüssel im Munde. Sodann ein Schatzhüter im Sagerthal, zwei Schatzhüterinnen im Lofer, recht geizige Ungeheuer; ein Schatzhüter zu Namlos im Lechthal als altes Männlein, einst ein stattlicher Kaufmann; ein Schatzhüter zu Engelsberg im Brixenthal — als schwarzer Hund, und ein Schatzhüter zu Sigmundsburg, ein Hund, der bald schwarz, bald brennend, mit einem Schlüssel im Munde spukt. Man weiß nicht wie ihn erlösen und den Schatz retten. Wenn er brennt, so ist sein Feuer kalt — wie faulendes Holz, es scheint er muß aus Fäulniß glühen.

VIII.

Gespenster.

Die Gespensterſage ist in allen deutschen Ländern unerschöpflich; die Sagenforschung kann getrost alles in derselben begegnende alltägliche, und in jedem Dorfe, in jeder Stadt sich wiederholende zur Seite liegen lassen, wenn sie nicht just auf ganz genaue Erforschung örtlicher Stoffe ausgeht und auf solche ihr Augenmerk richtet. Unbeachtet darf die Gespensterſage aber doch nicht ganz bleiben, weil nicht selten mythische Züge durch sie hindurchblicken, weil sie bisweilen sehr eigenthümlich auftritt, weil häufig ein romantischer Reiz und Zauber sie umfließt, ja weil sie im Bunde mit dem Aberglauben eine Hauptträgerin unserer Romantik mit ist. Der tiroler Bauer kann naturgemäß nicht für die ritterliche Romantik schwärmen, obschon sie seinem Lande nicht fehlt; für ihn ist sie wenig oder gar nicht vorhanden. Der Thalbauer wie der Aelpler nennt jede Geist-Erscheinung, die er sich nicht erklären kann, und die nicht in die Reihen der mythischen Persönlichkeiten, so wenig wie in die der Pütze, und auch nicht in die des Hexenvolkes und der Teufelsbündner paßt, ein Gespenst. Dabei wird jedoch als selbstverständlich vorausgesetzt, daß die Erscheinung eine schreckhafte sei, ein Warnungsbild, und wie ein Mensch gestaltet. Ein Warnungsbild, aber dennoch kein büßender Pütz und keine „arme Seele". Niemandem würde es einfallen, ein Gespenst „besprechen" oder „erlösen" zu wollen; ebenso wenig anerkennt die tiroler Sage spukende Thiere als Gespenster. Der

Begriff des Wortes Geſpenſt iſt dem Tiroler das jählings erſchreckend hervorbrechende, das herumſpringende, und in dieſem Sinne wird das Wort ſelbſt als Schimpf- und Scheltwort angewendet, und der Bauer ſpricht bei unſtäten, fahrigen Weibsperſonen z. B.: „Dö iſcht wi a G'ſchpenſcht!“ oder: „Dös iſcht mein Oad a G'ſchpenſcht!“

Zu Geſpenſtern werden, wie überall, auch in Tirol ſchlimme Schloßbeſitzer, zärtlich und fruchtlos ſchmachtende Burgfräulein, unzüchtige Nonnen, und alle Selbſtmörder. In der Regel gelten alle Geſpenſter für böſe Geiſter, und bei den erwieſen bösartigen ſchärft die Sprache den Ausdruck, indem ſie „Teufelsg'ſchpenſcht“ ſagt. Wie das Geſpenſt einmal erſcheint, ſo erſcheint es ſtets, zumal wenn es kein verteufeltes iſt, welches die Geſtalt zu ändern vermag. Ein Dolch, eine blutende Wunde, ein blaues Licht, ein Todtenſchädel und dergleichen einmal erfaßte Requiſiten bleiben auch für jede ſpätere Erſcheinung deſſelben Geiſtes dieſelben.

IX.

Oertliche Sagen von Menſchengeiſtern.

1.

Das Buchala-Mannbl.

Es mag wohl dreißig und noch mehr Jahre her ſein, daß man beim Dorfe Reith am Ausgange des Alpbachthales gegen den Inn in der „Achleit“ eine „arme Seele“ wandeln ſah. Man nannte ſie nur das „Buchalamannbl“, weil die dunkle ruheloſe Geſtalt ein „Buchal“ trug, das iſt ein Kienſpahn, wie ihn häufig in dieſer Gegend die Bauern als Licht brennen. Was die arme Seele beim irdiſchen Leben verbrochen hatte, wußte man nicht. Sie wandelte bei der Achleitkapelle neben dem Walde und der Wieſe, zwiſchen den Aſchberghöfen und Schaffachhöfen hin und her und immer hin und her. Bisweilen theilte ſich das Licht, das man von weitem brennen ſah, ſo daß es zwei Lichtlein ſchienen; dann war es ein andersmal nur eins, und man wußte nicht recht, ob man annehmen ſollte, daß es zwei arme Seelen ſeien, oder nur eine. Wer weiß, ob das Buchala-Mannbl nicht ſolch ein Mann geweſen, von dem der Dichter ſagt:

„Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Bruſt;
Die eine will ſich von der andern trennen.“

Seit dreißig Jahren erſcheint das Buchala-Mannbl nicht mehr, und es iſt anzunehmen, daß die arme Seele ihre Erlöſung gefunden hat.

2.

Der fromme Fütterer.

Ueber Uberns im Zillerthale, 3/4 Stunden davon entfernt, liegt eine Aſten, d. i. eine Voralpe, Stuben genannt, auf welcher ſtetig eine arme Seele büßend umging, und lange Zeit ihre Erlöſung nicht finden konnte.

Der Eigenthümer der Aſten fand in der Umgegend faſt keinen Fütterer mehr, weil man ſich vor der armen Seele denn doch etwas fürchtete, wie es vielen Leuten zu gehen pflegt, welche vor unheimlichen oder Geiſter-Erſcheinungen weit ausweichen. Endlich meldete ſich ein couragirter Burſch, ein tüchtiger Alpenhirt. Als derſelbe im Frühjahr mit den Kühen auf die Aſten zog, ſah er in der Nacht eine dunkle Geſtalt umherwandeln und vor ſeine Liegerſtätte (Schlemm) hintreten. Der Fütterer „g'ſchprach" alſogleich den Geiſt, und fragte ihn, ob er ihn erlöſen könne? Derſelbe antwortete Ja, wenn er durch's ganze Jahr hindurch, ohne einen einzigen Tag auszulaſſen, täglich einen Roſenkranz andächtig beten werde zum Wohle dieſer armen Seele, und während dieſer Zeit nicht fluche und nichts Böſes thue. Der Roſenkranz müßte Abends zu einer gewiſſen Stunde gebetet werden.

Der Aelpler that alles lange Zeit genau, endlich kam aber im Sommer ein ſchönes Dirndl von Udern hinauf auf die Aſten und bat, der Fütterer möchte ihrer Schweſter ein Kind aus der Taufe heben, weil dieſe arm ſei, und niemand außer ihn kenne. Der Fütterer ſagte voll Mitleid zu. Als der Tauftag ankam, fütterte er zuerſt das Vieh tüchtig und ging dann hinab nach Uberns. Er hob das Kind zur Taufe, und wollte eilend wieder hinauf auf die Aſten, denn es iſt gebräuchlich, daß auf den Aſten das Vieh täglich viermal gefüttert wird. Aber die Wöchnerin drunten und noch mancherlei verhinderten ſein Fortgehen, und ſo geſchah es denn, daß ſich der Fütterer bis in die Nacht verſaß, denn man bewirthete ihn mit guten Getränken, welche er ſich ſchmecken ließ, da dergleichen ſelten an die Fütterer gelangen.

In der Nacht endlich ging der Fütterer aufwärts, und wie er ſich nach und nach ausnüchterte, fiel ihm ſchwer aufs Herz, daß er die beſtimmte Betſtunde für die arme Seele vergeſſen habe. Da erfaßte ihn eine furchtbare Reue, ſo daß er laut weinte, und troſtlos vorwärts ging. Endlich fing er den Roſenkranz zu beten an, und betete ihn hinauf unermüdet und laut; dann dachte er dabei, daß er das fromme Taufwerk ebenfalls der armen Seele aufopfern wolle.

Als er auf der Aſten ankam, trat er zagend in den Stall, und dachte, wie wird das arme Vieh hungern! Aber wie erſtaunte er, als er ſah, daß dem Vieh das beſte Futter vorgelegt war. Noch größer aber war die Ueberraſchung, als ihm, nachdem er ſich ſchlafen gelegt, jene Seele ſchneeweiß erſchien, und ſagte, daß ſie nun erlöſet ſei; vorzüglich habe beigetragen,

daß er den Einfall gehabt habe, die heilige Taufe als Pathe der armen Seele zu opfern.

Hierauf verſchwand der nun vollendete Geiſt, und nachdem die Art ſeiner Erlöſung bekannt geworden, opfern viele Pathen und Pathinnen die Taufe den armen Seelen auf, wenn ſie bei einer armen Wöchnerin dieſes gute Werk vollziehen.

3.

Die glühende Hand.

In dem großen Dorfe Thaur zwiſchen dem reichen Haller Salzberg und unter der berühmten Frauhütt (von welcher unten) wohnte einſt ein frommer Pfarrer, welcher viele gute Werke verübte und manche wohlthätige Stiftung machte. Oben aber in den Ruinen des einſt prächtigen und ſtolzen Schloſſes Thaur unter dem hohen Thaurer Joch hatte ſich ein Eremit ſeine Zelle gebaut. Dieſe beiden, der Pfarrer und der Klausner, waren innig gute Freunde, und hatten einander gegenſeitig gelobt, daß der, welcher von beiden zuerſt ſterben werde, dem andern nach dem Tode erſcheinen ſolle.

Der Einſiedler wußte ſehr kunſtvolle und ſchöne Altarblumen zu verfertigen, und als er eines Abends dieſer Beſchäftigung oblag, klopfte es an ſein Fenſterlein, und er erblickt draußen ſeinen Freund, aber nur als Schattengeſtalt. Er erſchrak, doch faßte er ſich bald, und beſprach die arme Seele des Pfarrers. Da ſagte dieſe: Du ſiehſt, daß ich leiblich geſtorben bin, Du ſiehſt auch, daß ich büßen muß. Zwar habe ich treulich Gottes und ſeiner heiligen Kirche Gebote erfüllt, habe Almoſen gegeben nach meinen Kräften, habe droben im Romedikirchlein und in Thaur eine ewige Meſſe und eine Armenſpende geſtiftet, und muß dennoch büßen. Drei Dinge ſind es, wegen deren ich büßen muß, eine Unterlaſſungsſünde und zwei Welteitelkeiten. Ich habe aus Verſehen das Leſen einiger heiligen Meſſen vergeſſen, für welche mir doch die Zahlung geworden iſt, und ich bin eitel geweſen auf meine weißen und feinen Hände und nicht weniger auf meinen ſchönen und wohlgepflegten Bart. Dafür muß ich nun ſchmerzlich leiden, daher ich Dich bitte, daß Du an meiner Statt die von mir zu leſen verabſäumten Meſſen lieſeſt (dabei nannte der Geiſt des Pfarrers dem frommen Klausner alle Namen der Perſonen, die ſie beſtellt hatten, ganz genau). Denn wenn Du aus Liebe zu mir faſteſt, beteſt, und Dich geißelſt, und wenn Du mir Deine Mitbuße leihſt, ſo wird die Zeit bis zu meiner Erlöſung kürzer dauern, als wenn ich allein büßen muß. Auch ſoll mir das als ein Werk der Sühne dienen, daß Du alles, was ich Dir jetzt anvertraut, meiner Gemeinde verkündigſt, damit ſie und mein Nachfolger im Amte in mir ein Warnungsbild erblicken, und mich in ihr Gebet einſchließen.

Darauf erwiederte der Einſiedler: Gern will ich alles vollbringen, was Du begehreſt, und jede gewünſchte Buße für Dich auf mich nehmen, allein

wenn ich, was Du mir vertraut, drunten Deiner Gemeinde verkünde, werden ſie mir nicht glauben. Sie werden ſagen, wie die Brüder Joſephs: da kommt der Träumer.

Wohl, ſo will ich Dir ein Siegel der Wahrheit geben, welches Deine Worte bekräftigen ſoll! erwiederte des Pfarrers arme Seele. Reiche mir etwas heraus.

Der Klausner reichte nun den Deckel einer Blumenſchachtel hinaus, der Schatten legte ſeine Hand darauf und reichte ſie dem Einſiedler zurück, und ſiehe — wie von einem glühenden Brenneiſen war die Form der Hand in den Schachteldeckel eingebrannt.

Hierauf hat der Eremit mit redlichem Eifer das Erlöſungswerk der Seele ſeines treuen Freundes begonnen und vollbracht, viele Monate lang mit Meſſeleſen, Gebet, Faſten, Kaſteiung und Geißelung. Dabei erſchien ihm von Zeit zu Zeit die arme Seele in der Leibesgeſtalt des verlebten Pfarrers, und immer weißer von Farbe des Gewandes. Der fromme Klausner erlag faſt den Anſtrengungen ſeines Bußwerkes, das er über ein Jahr lang fortſetzte, da kam die Nacht des Allerheiligenfeſtes und wieder erſchien die Seele, aber nicht mehr „arm", ſondern im Glanze der Verklärung ſtrahlend, im Lichtgewande der Seligen, und ſprach: Ich danke Dir! Ich bin erlöſt! Auch Du wirſt Deiner Erdenbande bald erledigt ſein, und bußelos zu Gott gehen. Ich werde Dich da erwarten, wo kein Leiden mehr vorhanden iſt! — Sprach's und verzog ſich wie ein ſilberflimmernder Nebel.

Nach ſieben Tagen ſegnete der Einſiedler das Zeitliche. In der freundlichen Wallfahrtkirche des heiligen Romedius iſt hinter Glas und Rahmen noch das Holzbrett mit der eingebrannten Hand zu ſehen, und ein ſchriftliches Zeugniß der Beſtätigung von 1697. Ebenſo jenes Pfarrers Bruſtbild mit den ſchönen Händen und dem ſtattlichen Vollbart, ſo wie des beſtraften Wappen.

Die Einbrennung der glühenden Hand aber hat ſich zugetragen am 27. October des Jahres 1659, Nachts in der Geiſterſtunde.

Betet für die armen Seelen!

4.

Der dunkle Schatten.

Wenn man vom Weiler Ambach die Viertelſtunde Weges nach dem Dorfe Oetz im Oetzthal geht, kommt man an einem haushohen Felsblocke vorüber, an welcher Stelle ſich ein ſchöner Anblick auf die Orte Oetz und Biburg darbietet. Der Fels iſt überhangend, und bietet ſich Wanderern bei Regenwetter als günſtiger Unterſtand, aber es iſt nicht geheuer an dieſem Steine. Man hat an ihm ſchon oft ſowohl des Tages wie bei Nacht einen geſtaltloſen dunkeln Schatten verweilen ſehen, der an dieſen Ort gebannt ſcheint, und vielleicht auch eine ihrer Erlöſung harrende arme Seele iſt.

Sieht jemand dieſen Schatten, und geht auf ihn zu, ſo zerfließt er im Raume, und wird zum weſenloſen Nichts.

5.

Die Feuerhände.

Auf dem in Sage 3 erwähnten Schloſſe Thaur hat einſt ein Ritter geſeſſen, der ein ſchlimmer Geſelle war, und ſich bei ſeinem Leben am Kirchengute vergriff. Als Patron der Kirche des Ortes Weiſſenberg hatte er ein Grundſtück, das ſelbiger Kirche zugehörte, ſich als Eigenthum angeeignet, und dafür mußte er, nachdem der zeitliche Tod ihn ereilt, büßend die kalte und die heiße Pein erleiden. Es wird etwa ſiebenzig Jahre her ſein, als in einer Nacht beim Pfarrer Brock zu Weiſſenburg an der Widums-Nachtglocke*) heftig angeläutet wurde, und als der Pfarrer hinausſah, ſo erblickte er die rieſige Geſtalt des Ritters, welcher ihm zitternd und zähneklappernd ſeine Sünden geſtand, und ob der Geiſt ſchier vor Froſt zu klappern ſchien, ſo war ſein Athem doch heiß wie Feuer, und ſeine Hände glühten und flammten.

Der Pfarrer hat die ganze darauf folgende Nacht kein Auge zugethan und beſtändig gebetet. Als der Morgen kam, fand ſich, daß das Ziehholz und der Strang zur Glocke ganz verkohlt waren vom anfaſſen der glühenden Hände. Später iſt dieſer Geiſt niemals wieder erſchienen und was weiter mit ihm geſchehen, weiß niemand.

6.

Feuermann Pigerpütz.

Unter dem Tſchürgantberge bei Imſt ſteht eine ſteinerne Hütte, die Hirnhütte geheißen, weil ein ehemaliger Holzlieferant, Hirn geheißen, ſie zum Unterſtand ſeiner Holzknechte erbauen ließ, als er am Pigersbach Holz ſchlagen und ausführen ließ. Dort iſt es nicht geheuer. Es wandelt nämlich ein ruheloſer Schatten, die Menſchen häufig erſchreckend, vom Pigerbache aufwärts durch den merkwürdigen verſunkenen Urwald mit ſeinen rieſigen Stämmen, und geht dann über die Strad bis zum Larchwaldl. Bald zeigt ſich dieſe Erſcheinung, welche allgemein nur der Pigerpütz genannt wird, nur als dunkle Geſtalt, und zwar ohne Kopf, bisweilen aber fährt ſie auch als Licht daher, oder ſogar als Flamme, brennt bald größer, bald kleiner, bald heller, bald dunkler, und lodert zuweilen baumhoch auf.

Noch im Jahre 1849 geſchah es, daß vier Bauern des Nachts von Imſt nach Tarenz gingen, die längs dem nahen Pigerbache, der ihrem Wege zur rechten durch moofige Wieſen rann, eine ſchwebende Flamme erblickten.

Da iſt der Pigerpütz ſchon wieder am Weg! ſprach einer der Bauern,

*) Widum: Pfarrer-Wohnung.

und da fingen die andern, die von dem in Imst getrunkenen Wein ein wenig angestochen waren, zu lachen und zu spotten an; aber kaum thaten sie das, so loderte der Feuerpütz auf sie zu, und hui liefen die drei Spötter von dannen, was sie nur laufen konnten. Der aber, welcher den Feuermann zuerst gesehen und zuerst von ihm gesprochen, blieb stehen. Es war der Bauer Banker von Tarenz, der sein Abenteuer später gar oft erzählt hat, und immer noch also erzählt: „I bleib — laß'n nur kumma — mei Seal, da isch er kumma — und wächsa wia Haschoba (Heuschober) isch er halt zuawa, zuawa (näher herzu). Nacha han i zu'm gseit: I hilf Dir a mal it (nicht). Hascht d' (hättest Du) bössa g'löbt und koani sölla Ung'richtikeit'n thon, nocha darfscht di — mei Seal — nöt so umcha fohrn! Moch di durch! — Und aba nächa isch er mei Seal ochag'fahrn übern Pigga."

7.

Der Seewald-Putz.

Wie sehr die Feuerpütze das Zeichen des heiligen Kreuzes scheuen, davon hat der Kohlenbrenner Hansler von Stra sich augenscheinlich überzeugen können. Derselbe kohlte im Jahre 1832 beim Föhrer Raut in Seewald, und lag in einer Nacht ruhig in seiner einfachen Köhlerhütte. Mit einem Male hört er in der Mitternachtstunde ein schreckliches Geschrei, was drüben beim Klammbach erschallt, und denkt, daß die dort hausenden Klammmänner solch Geschrei verführen, und schaut hinaus nach der Gegend hin. Da sieht er aber plötzlich über das Moos, das man noch immer den See nennt, weil früher dort ein See bestand, einen Feuermann, schnell wie der Sturmwind daher gefahren kommen, und flugs ist derselbe vor der Köhlerhütte und schaut hinein. Eilend bekreuzt sich der Hansler und schlägt auch ein Kreuz gegen den Feuermann, da wird die Hütte wie von einem Erdstoß erschüttert, und der Feuermann fährt ab mit Gepraſſel, und wieder über das Thal hinüber gegen den Dollinger. Das ist der Seewald-Pütz gewesen, den schon gar viele gesehen haben. Bisweilen werden sogar bei den zwei See'n, $^1/_4$ Stunde von Stra, und am Waldrande zwei feurige Pütze zugleich erblickt, die als lichterlohe Flammen umher flackern, oder als Feuerkugeln sich wälzen, rollen, hüpfen, auffliegen, gegen einander fahren, und wieder aus einander, und dann verlöschen und zu dunkeln Schatten werden.

8.

Der Ker-Putz.

Beim Kropfer-Seppel zu Stra, im letzten Hause Nummer 122, sieht man auf dem Hohenboden noch einen eingebrannten Putzentritt, der rührt vom Ker-Putz her. Dieser ist ebenfalls bald feurig, bald schwarz gesehen worden. Er ging tagtäglich von der Wiese Ker, die nach Nassereit zu liegt,

gerade aus durch Stra, und da just das benannte Haus ihm im Wege stand, so spazierte er durch die Tenne oben hinein, ging über die Hausflur und zum Hausthore hinaus. Er machte entsetzlich große Schritte und stampfte tüchtig auf, ging über Felder und Wiesen bis nach Tarenz hinüber, wo er wieder umkehrte, bisweilen aber auch nicht. Dort in Tarenz, im Hause „zum Zipper" ist über dem Ofen ein „Lottr", das ist eine sogenannte Ofenbrücke, ein Boden von Bretladen, groß genug, um zu einer Schlafstätte zu dienen. Diesen Lottr bestieg zu Zeiten der Ker-Putz, wenn er Nachts 10 Uhr ankam, und verließ ihn am andern Morgen in aller Frühe. Nun traf sich's einmal, daß mehrere lustige Bauern beim Zipper im „Hoamgart" (zu Besuch) waren, die ihre durstigen Kehlen brav mit Etschländer Rothem begossen, und der Hausherr erwähnte des Putzen, daß er öfter komme und auf seinem Lottr Nachtquartier nehme. Gleich kletterte einer der Bauern hinauf, weinmuthig, und sagte: Heint bleib' i da herob'n, wöll schau'n, was dar Putz für Aug'n moacht. Und gleich darauf kommt richtig der Putz, sieht seinen Platz besetzt, und macht Augen, wie eine Pfanne voll Teufel. Er deutet hinauf, daß der Bauer herunter gehen solle, der aber spricht: Noa, i geh nöt! Darauf macht sich der Putz groß, langt hinauf aufs Lottr, faßt das Bäuerlein und zerrt's herunter und wirft's mitten in die Stube hinein, daß ihm alle Rippen krachen, und er „alle vier Gigl in de Hech röckt." Er lag stockſteif wie maustod, mußte in ein Bette getragen werden, und ist für all' sein Lebtag ein siecher Kerl geblieben. Seitdem hat niemand gewagt, sich wieder auf jenes Lottr zu legen, aber es wegzubrechen hat der Zipper auch nicht gewagt. Mit Pützen ist nicht zu spaßen.

9.

Gottesgut.

Es ist eine allgemeine Sage, daß zu Platten im Oetzthal, eine Stunde von Lengenfeld, der Thalfluß, die Ache, über'n Rumhof bei der Stiftskapelle dem Grieslehnen zu geronnen, und einen Weiler, welcher das Gottesgut heißt und aus 5 Häusern besteht, gänzlich unberührt gelassen hat. Der Boden war der beste Acker- und Triftboden des ganzen Thales, und das Gottesgut erhielt sein nöthiges Wasser nur durch kleine Rinnen, die aus einem entfernten Bache abgeleitet waren. Einst aber erfolgte eine furchtbare Ueberschwemmung des Thales, welche äußerst verheerend war, und nach deren Verlauf die Thalbewohner beschlossen, durch Umgrabung des Baches diesem einen andern Lauf zu geben, und zwar denselben nahe am Gottesgute hinzuleiten. Dagegen widersetzten sich die Bewohner dieses Weilers, weil sie das gefährliche solcher Maßregel für ihre Gehöfte einsahen, es kam zu lebhaftem Streit mit der Gemeinde Platten, dem Thätlichkeiten folgten, welche richterliches Einschreiten nöthig machten. Das alles soll schon vor

mehr als hundert Jahren geschehen sein, und die Richter sollen sich haben bestechen lassen, so daß der Bach zum großen Schaden des Gottesgutes geleitet wurde, dessen Boden nun durch häufige Ueberfluthungen verdorben und zerrissen ward und dessen Bewohner darüber in Armuth versanken und viele davon aus Kummer hinstarben. Noch schneller aber starben bald nach einander die sämmtlichen ungerechten Richter und die falschen Zeugen; sie wurden nach ihrem Tode sammt und sonders — erstere zu Feuermännern, letztere zu Irrwischen, und müssen nun fort und fort dort am Bache und an der alten Kunst flackern und hüpfen, wallen und wandeln bis zum jüngsten Tage. Dieß geschieht vornehmlich zur Adventszeit und gegen Weihnachten, da kann man sie allweg wandeln sehen.

10.

Brennende Baumstämme.

Eine Wittwe von Rattenberg, mit vielen Kindern gesegnet, war durch vielerlei Unglücksfälle ganz arm geworden und besaß nur noch einen Wald im nahen Scheibenthal. Ein böser, herzloser Mann fing mit derselben einen Streit an, indem er altes Besitzrecht auf jenen Wald nachwies, und es kam durch falsche Zeugen und mancherlei Ungerechtigkeiten so weit, daß die Wittwe auch diese letzte Hülfe verlor, und vor Kummer und Schmerz bald nachher starb. Die Kinder wurden von guten Leuten aufgezogen und mußten dann in Dienst gehen und bald hörte man nichts mehr von allen.

Es wäre auch auf alle vergessen worden, wenn nicht ein anderer Mahner gelebt hätte, der auf nichts vergißt. Und noch bis auf die neueste Zeit ist der Frevel des Waldgewinners im Andenken dadurch, indem man an dieser Stelle oftmals flammende Stämme durch den Wald herabrollen sieht, daß die Funken nach allen Seiten ausfliegen, was man oft für einen Waldbrand hält; aber das kommt daher, weil der Bauer und seine Helfer, welche der armen Wittwe die Bäume abgestohlen und niedergehackt hatten, zur ewigen Strafe in heißglühende Baumstämme verwandelt sind, und in der heißen Pein sich wälzen und rollen, aber nicht dem unendlichen Weh entgehen können.

11.

Lodernde Fichte.

Wenn man von den äußersten Götznerhöfen (z. B. vom Angelinihof) nach Vels gehen will, so wendet man sich statt hinab durch die Höll, in der das Höllzwergl umgeht, siehe VII. Sage 21. Anfangs derselben gleich links hinab ins Roathithal (Rothethal). Dieses ist eine sehr verrufene Bergschlucht.

Magdalena Pittl, welche in Vels im Dienst war, kam im Jahre 1847 mit ihrem Geliebten nach ihres Vaters Hof bei Götzens auf Besuch.

Um halb zehn Uhr haben ſie den Rückweg angetreten; wie ſie ins Rothethal kamen, ſahen ſie einen großen Fichtenbaum in hellen Flammen, und dabei eine feurige Rieſenfigur, die ſich bald kleiner, bald größer machte.

Die Magdalena Pittl erſchrack ſo ſehr darüber, daß ſie nur mit Mühe zurück zu ihres Vaters Hof in Götzens gebracht werden konnte, denn ſie traute ſich nicht vorbei, um nach Vels zu kommen. Sie iſt ſeitdem immer krank, liegt meiſtens im Bette und kann gar keiner Arbeit mehr vorſtehen, obgleich ſie noch in den beſten Jahren iſt.

Viele Leute meinen, es könne jene Feuerfichte etwa ein beſtrafter „Rieſe“ von uralten Zeiten her ſein, oder auch ein „Unhold“. Viele aber nehmen an, daß der lodernde Baum nichts ſei, als ein Feuerputz.

Zu einer andern Zeit gingen dieſelbe Magdalena Pittl und ihre Schweſter Eva im Rothenthal in die Erdbeeren, und weilten bis gegen 8 Uhr Abends im Walde. Da gewahrten beide einen großen dunkeln Mann, ſahen alles an ihm deutlich, nur keinen Kopf, und entteilten voll Schreck und Graus dem Pützenſpuk.

12.

Der feurige Leichnam.

Außer dem Dorfe St. Martin im Paſſeierthale umfängt das Gemeindegebiet viele einzelne Höfe, welche in einer Strecke von 3 Stunden gegen Norden bis zur Gemeinde „Platt“ zerſtreut liegen. Auf einem dieſer Höfe lag ein Mann gefährlich krank. Warum? Er hatte an einem Sonntage ohne in den Gottesdienſt zu gehen, im nahen Walde gejagt, und ſich mit einem ſeiner Fußeiſen nur leicht geritzt; aber es war, als ob er ſich mit Gift beſchädiget hätte, denn die Wunde wurde immer ärger und brannte ihn und er bekam ſchon das Zehrfieber. Nun riethen ihm die Nachbarn, doch zu ſeinem Gott umzukehren, denn er war ein ungläubiger Thomas, ging nie beichten und, wie ſchon geſagt, jagte der Kirche zum Trotz. Aber er wollte als ein „ſtarker Geiſt“ erſcheinen und ſprach: er wolle ſchon allein mit dem Schöpfer in die Ordnung kommen. Ein Prieſter wollte es doch verſuchen, ihn zu ändern, dieſem warf er jedoch die Schüſſel nach, aus welcher er juſt Milchſuppe aß.

Er blieb ſtarrköpfig — ſtark wie er es nannte.

In der Nacht, als ſeine Hausleute ſahen, daß er ſterben werde, liefen ſie zum Pfarrer zu St. Martin, um noch zu retten, was möglich ſei. Der Pfarrer eilte ſogleich mit dem Kelche des Abendmahles zu ihm hinauf. Als er mit dem Meßner auf den Bergesgrat kam, der zur Schule führt, brauste plötzlich eine flammend-blutrothes Feuer ſprühende Leiche durch die Luft, mit lautem Geziſche, gerade an den Pfarrer heran. Es war die Leiche des ungläubigen Sonntagſchänders, welcher ohne alle Reue geſtorben war. Der

Meßner fiel vor Schrecken zu Boden, der Prieſter aber ſprach: Fürchte Dich nicht! Chriſtus iſt bei uns! Und kaum waren dieſe Worte geſprochen, ſo praſſelte die Feuerleiche an beiden Männern vorüber, ohne ihnen zu ſchaden, aber mit einem ſcheußlichen Geſtanke, und ſtürzte ſich hinab in die tiefen Klüfte des Matatzthales.

13.

Loder-Putz.

Ein ſteil zum Schloſſe Ladis emporführender Bergweg heißt „Gumaggl". Auf dieſem wird nicht ſelten ein Putz erblickt, der in Geſtalt einer Feuerſäule auf und nieder wandelt. Die Umwohner nennen ihn den Loder-Putz; ob der Name aus Lädiſer zuſammengezogen in Läder-Putz — gebildet wurde, oder weil derſelbe lodert, bleibe dahingeſtellt. Alle Feuer-Putze zu nennen würde kein Ende finden. Sehr häufig, ja meiſt, führen ſie nach ihrer Oertlichkeit ihre Namen, wie z. B. der Birchet-Putz, der im ſogenannten „Birchet" (hochdeutſch Birkicht) an der Landſtraße bei Silz ſich als großer walzender Feuerklumpen zu zeigen pflegt.

Der Glaube an die Feuerpütze iſt und bleibt dauernd lebendig. Noch im Jahre 1854 enthielt ein Innsbrucker Zeitungsblatt die Mittheilung, daß man in einem Hauſe zu Wilten jede Nacht einen „feurigen Schornſteinfeger" durch den Schornſtein fahren zu ſehen glaube, und daß kein Miethbewohner lange in dieſem Hauſe bleibe.

14.

Die Sixengeiſter.

Außer St. Martin im Paſſeierthale ſtehen zwei Baurenhäuſer, benannt „beim Sixen". Vor Jahren gingen von da aus oftmal viele Geiſter und Schatten nach St. Martin aus und ein mit brennenden Lichtern in der Hand. Oftmals aber, beſonders in der Nacht vor hohen Feſttagen, da ſind ſie wie der Wind dahergefahren und aufgeflammt, daß man ſich allgemein fürchtete und Nachts kein Menſch dieſen Weg ging. Es waren Marchſteinverſetzer vom Paſſeierthale, die zur Strafe ſo wandeln mußten.

Zu St. Martin wandelte allnächtlich ein feuriger Geiſt, der einſt Gränzſteine verſetzte und nun ſein Verbrechen in brennender Glut abbüßen mußte.

Einſt ging ein „blindvoller", d. h. ein vollberauſchter Bauer am Felde vorbei und ſah den Marchſteingeiſt mit einen Marchſtein in der Hand vor ſich glühend ſtehen und hörte ihn rufen: Wo ſoll ich den Stein hinwerfen? Da ſchrie der Rauſchige: Dahin wo Du ihn hergenommen haſt! Und auf einmal wurde der Geiſt weiß und glänzend, und ſprach zum Bauer, der aber auch auf einmal nüchtern wurde: Jetzt bin ich erlöſet, denn ich

mußte so lange leiden, bis einer mir gerad dieſe Antwort gab, wie Du gethan! und verſchwand.

Dieſe Sage wiederholt ſich auch im übrigen Deutſchland häufig und wird in Tirol ſelbſt noch da und dort in etwas anderer Form erzählt, wie folgt.

15.

Der Marchegger von Alpbach.

Ein Alpbacher hatte vor alten Zeiten einem Bauer eine einzige Furche in den Nachbaracker mit dem Pfluge hineingezogen und angebaut; der Nachbar merkte nichts davon, und ſie verblieb dem Furchendieb.

Kein Menſch hätte etwas gewußt, wenn man ihn nicht nach ſeinem Tode auf dem Felde umgehend geſehen hätte, die ganze geſtohlene glühende Furche tragend, welche er keuchend herumſchleppte, und die ihn fürchterlich brannte. Man hörte ihn in den Nächten furchtbar ſchreien: hoaß! hoaß! bös brennt! Wenn Leute in der Nähe vorbeigingen, ſchrie er: Wo muß ich die Furch' hinthun? Ein kecker Robbler rief ihm einmal trotzig zu: legſ' hin, wo du ſie genommen haſt! Da legte ſie der Geiſt zum Nachbar an die Gränze und bald nachher hörte man nichts mehr von ihm.

16.

Feuerſprühender Pflug.

Ein Bauer im Schönauerthale machte beim Umackern jedesmal ein Paar Furchen in des Nachbars Acker hinein, und gewann auf dieſe Weiſe einen großen Theil des fremden Bodens.

Als er geſtorben war, mußte er leibhaftig und in den Kleidern, die er bei Lebzeiten trug, mit einem glühenden Pfluge, der rundum Feuer ſprühte, in finſtern Nächten über das beſtohlene Ackerfeld auf und ab fahren. Er mußte dabei mit ſeinen eigenen Händen den glühenden Pflug halten und das that ihm ſo weh, daß er immer ſchrie:

„O weh! o weh! der Pflug ſo hoaß,
Und Niemand mir zu helfen woaß!"

Er hatte auch einen Marchſtein verrückt, und mußte deshalb doppelt büßen. Nach langer, langer Feuerpein wurde jener Marchſtein wieder in die alte Stelle geſetzt, da hörte man den Marchegger freudig rufen:

„Erlöſt, Gott ſei Dank, bin i jetzt,
Der Marchſtein iſt wieder recht geſetzt."

17.

Der Verhundzete.

Vor mehr als hundert Jahren lebte zu Mitterwald an der Iſar ein ſchlimmer und gewaltthätiger Bürgermeiſter, der im Orte das ſtädtiſche

Richteramt ausübte und sich gar manche Ungerechtigkeit zu Schulden kommen ließ. Er ließ sich gern bestechen und wurde ein reicher Mann, der in großem Ansehen lebte. Aber als er gestorben war, weinte kein Auge ihm nach, und seiner Leiche folgten weit mehr Flüche zur Grabstätte, als Leidtragende. Und zur Strafe seiner Unthaten ließ Gott es zu, daß dieser selbe Mann verhundzet wurde, das ist, in einen großen, schwarzen, zottigen Hund mit rollenden Feueraugen verwandelt, der jede Nacht aus dem Wohnhause nach dem Rathhause schritt, heißen Athem ausdampfte und eine blutrothe feurige Feder hinterm Ohre trug. Er wich keinem Menschen aus, ihm aber ging jedermann aus dem Wege; auch der Nachtwächter schlich zu dieser Stunde durch andere Gassen.

Die Mittewalder Gemeinde nahm an diesem Spuk ein großes Aergerniß, und berief einen Jesuiten-Pater, welcher den unseligen Bürgermeistergeist in eine Klamm weit hinten im Karwendelgebirge bannte, in ein düsteres Felsloch unten beim Wildbach, in schauriger Tiefe und Einsamkeit unter einer Hochalpe gelegen. Dort liegt er nun und zittert und friert, und heult gotteserbärmlich, und leidet grimme kalte Pein. Es fallen auch immer Steine von dem morschen Fels ihm auf den Leib, und wenn sie groß sind, reißen sie ihn in das Eiswasser hinein. Der alte Krarentrager von der Hochalm, der in der Scharnitz wohnt, hat diesen Putz oft genug gesehen und heulen hören. Die Klamm, darin er büßt, wird nur das Karnerloch genannt.

18.

Der Wuchergeist in der Zirler Klamm.

Unterm weit mehr als 9000 Fuß hohen Solstein, auf dessen Hochgipfel an gewissen Donnerstagen die Hexen tanzen sollen, liegt eine schaurige Klamm, die ihren Namen von dem am Fuße des Solstein erbauten stattlichen und städtisch aussehenden Orte Zirl trägt, dessen Ziegen der Scherz der Umwohner das „schöne Geschlecht von Zirl“ nennt. Dort lebte einst ein reicher Müller, ein Wucherer erster Klasse, der viel ungerechtes Gut zusammenscharrte und dann starb. Da auch nach seinem Tode nichts von seiner Habe an die zurückgegeben wurde, denen er vom Ihrigen unrechtmäßig entzogen hatte, so wurde sein Geist in die Klamm verurtheilt, wo er Pein litt, und häufig Nachts den Jammerruf ertönen ließ: Hülfe! Helft mir!

Vor etwa 10 Jahren wanderten zwei muntere Gemsjäger in der Nacht von Soln über den Schützensteig der Höttinger Klamm zu. Es wurde schon sehr dunkel, daher entschlossen sie sich über Nacht oberhalb jener Zirler Klamm zu verweilen, um sich vor Sturz und Unglück zu bewahren. Sie machten Feuer. Aber in der Nacht hörten sie den Ruf herauf: Hilf! helfts mir! Die beiden Männer meinten, daß sich ein Mensch da unten verfallen

hätte und der Eine rief hinab, er ſolle nur Geduld haben, jetzt bei Nacht könnten ſie ihm nicht zur Hülfe hinab an den ſteilen Wänden, aber morgen werden ſie ihm helfen. Als der Morgen graute, machten ſie ſich auf, um einen Abſtieg zu finden, dem Verirrten beizuſtehen.

Als ſie beim „Herder" den Schaaf- und Galtviehhirten zu Enl auf Soln zukehrten und ihm dies nächtliche Abenteuer erzählten, ſprach er: Da ſteigt ihr vergebens herum, denn dieſer Ruf kommt von keinem Erfallenen, ſondern von dem böſen Müller, und da erzählte er ihnen, was er von dem büßenden Wucherer wußte. Viele Zierler haben ebenfalls den ſchauervollen Ruf vernommen, und zwar bald da, bald dort, denn die Klamm iſt furchtbar tief und lang. Ganz in der Tiefe zu hinterſt am Fuße des Solſtein iſt das „Graupenloch", wo ein Wildbach hoch zur Tiefe niederſchießend abfällt, und mit donnern und toſen die Klamm erfüllt, in die niemand dort ſich wagt. Dort ſitzt der Wuchergeiſt und heult und friert zähneklappernd in der kalten Pein.

19.

Der Metzger von Imſt.

Es iſt noch nicht gar ſo lange Zeit her, daß zu Imſt ein Metzger lebte, der die unlöbliche Gewohnheit an ſich hatte, auf der Alm Schaafe von fremden Heerden wegzufangen, die Zeichen derſelben umzuändern, ſie in ſeinen Heerden eine Zeitlang mitgehen zu laſſen, und ſie dann zu ſchlachten oder auch lebend zu verkaufen. Das gelang ihm ziemlich lange, denn bekanntlich ähnelt ein Schaaf dem andern ſehr, wenn es nicht fleckig iſt. Aber als der Metzger geſtorben war, begann er alsbald ſo gräulich zu ſpuken, daß ſeine Verwandten nichts eiligeres zu thun hatten, als den ruheloſen Geiſt bannen zu laſſen. Der Wächter zu Strad rief gerade in einer finſtern Nacht die zwölfte Stunde ab, als er plötzlich auf der Straße zwei Kapuziner gehen ſah, von denen jeder ein brennendes Licht, und der eine ein großes Buch trug. Zwiſchen beiden aber ging die Geſtalt des Metzgers, den hohen Hut tief ins Geſicht herabgedrückt und die Hände über den Unterleib gekreuzt, in ſchwarzem Gewande. Die Kapuziner winkten dem Nachtwächter, zur Seite zu gehen, welchen Wink dieſer auch äußerſt gern und ſehr bereitwillig befolgte. Jene drei aber ſchritten aus Strad die Poſtſtraße entlang, nach Naſſereit zu und zum Wirthshauſe zum Dollinger, kehrten aber nicht ein daſelbſt, ſondern wendeten ſich übers Gurgelthal hinüber nach einer Klamm, durch die vom hohen Andelsberg herab der Klammbach ſtürzt.

Dort hinein ſind ſchon viele ſpukende Pütze aus der Umgegend von Imſt gebannt, und man hört ſie manchesmal durch die Nachtſtille grauslich heulen: Helft uns! Hoi — hoiih!

20.

Zwölf Klamm-Männer auf einmal.

Der Dollinger Seppele (Josef Zoller), wecher vor dreißig Jahren starb, kam in der Nacht von Nassereit beim Brückele an, welches unter der Klamm steht, wo der Klammbach an der Poststraße durchläuft; da setzte sich ihm hintenauf ein Klamm-Mann, der sich so schwer machte, daß er ihn völlig niederdrückte. Der Seppel schleppte ihn so fort bis zur Dollingerkapelle, welche zu Ehren „Maria Hilf" geweiht ist, wo der Klamm-Mann ihn verließ und verschwand, weil er die heilige Stätte nicht vertragen konnte.

Besagter Dollinger kam einmal zwischen 11 und 12 Uhr Nachts an dortiger Stelle vorbei, da standen sechs Klamm-Männer ober und sechs unter der Straße und ließen ihn nicht vorbei. Er machte schnell das Kreuzzeichen, betete und gelobte ein Heilig-Dreifaltigkeit-Marterl zu setzen. Hierauf gingen jene zwölf still auseinander. Der Seppel ließ das Marterl anfertigen und stellte es dahin, wie es noch jetzt zu sehen ist.

Benannter Joseph Zoller wohnte im „Zollerhaus" rechts an der Straße gleich neben dem Dollingerwirth. Jetzt gehört es dem Bauer Sebastian Fischer und ist mit Nr. 117 bezeichnet. Er war vorzüglich Jäger und Vogelfänger und hatte viel Federwild mit Latz gefangen, was ihm immer ein hübsches Geld einbrachte.

21.

Zehn Klammen-Pütze an der Dollinger Klamm.

Zu Strad im Hause Nr. 125 wohnt der Bauer Franz Kreiter, der kam einmal von der Alpe „Tarenton" vom „zonen", d. i. Milchmessen, danach der Almnutzen für jeden Kuhbesitzer berechnet wird, herunter. Es war am Vorabend vor St. Johannes des Täufers Tag, und schlug gerade 12 Uhr in der Nacht, als er an dem Brückchen der verrufenen Dollinger Klamm vorbeiging. Es war sehr finster; doch wie erstaunte er, plötzlich zehn mannshohe Feuerflammen gleich unterhalb der Straße brennen zu sehen, ohne daß Jemand dabei war. Die Flammen verbreiteten eine solche Lichte, daß man jeden Pfennig an der Straße hätte aufklauben können. Der Kreiter stutzte anfangs einige Zeit, machte ein Kreuzzeichen und betete, und ging muthig vorbei und kam auch unbehindert nach Hause.

Um 2 Uhr in derselben Nacht ging der Sebastian Geisler, Bauer von Strad, ebenfalls dort vorbei, weil er die Nacht verwenden wollte, um auf den Johannismarkt nach Stans bei Zeiten anzukommen, wo er Geschäfte hatte, und der sah nichts.

Aber der Kreiter Franz war doch sehr erschrocken, die Haare standen ihm zu Berge; gleichwohl sendete er alsbald Leute nach jener Stelle ab, ob

Kohlen oder gebranntes Holz dort zu ſehen wäre, aber nichts von allem war anzutreffen.

22.

Die Kluppa-Männer.

Zwei Bauern aus Stra gingen in einer Mondnacht in den Amtswald, um einige Zirbenbäume zu ſtehlen, getreu dem allen Gebirgswäldlern eigenen Grundſatz, daß Holz eigentlich Hol's laute und auch ſo geſchrieben werden müſſe, und weil der liebe Gott Wald und Wild für jedermann aufwachſen laſſe. Nun waren kurz vorher ſchnell nacheinander zwei ſehr ſtrenge Forſtbeamte geſtorben, da dachten die Strader, jetzt ſei aufgethan, und weil die Forſtleute bereits zur Strafe ihrer Härte in der gegenüberliegenden Kluppa die kalte Pein erleiden mußten, ſo johlten die Strader höhniſch hinüber: Seap und Natzel! Kommts doch her und ſchätzt die Bäum' ab, wenn's Schneid hoabt's! (Jene Forſtwächter waren Haſelerwanters Joſeph von Tarenz und Ignaz Mühlbauer von Imſt geweſen.) Mit einemmale brach drüben in der Kluppa ein gewaltiges rauſchen und brauſen los, und zwei dunkle Geſtalten kamen wie ein Wetter gefahren. Nun liefen die beiden Holzfrevler was ſie laufen konnten, über Stöcke, Blöcke, Stämme und Steine, über fünf Thälchen, und ganz athemlos herab zum Seehaus. Die Kluppa-Männer waren ihnen ſtets dicht auf den Ferſen, und erſt am Zaun blieben ſie ſtehen und wandten ſich langſam und drohend zurück. Die beiden Strader kamen halbtod vor Schreck und in Angſtſchweiß gebadet nach Hauſe, konnten kaum reden und ſchnauben, legten ſich ſtill zu Bette, und hatten genug für immer. Indeß leben ſie beide noch, haben auch ſchon oft erzählt, was ihnen begegnet, aber die Zirbenbäume im Amtswalde haben vor ihnen gute Ruhe.

23.

Der Kronburger Tobl-Geiſt.

Zu Zams bei Landeck hat ein Mann gelebt, der ſich vielerlei zu Schulden kommen ließ und nach ſeinem Tode ſo ſehr rumorte, daß weder „beſprechen" noch beten ihn erlöſen konnte. Da wurde er in den Kornburger Tobl gebannt, das iſt auch eine Art Klamm, und eine furchtbar hohe und zugleich tiefe Gebirgsſchlucht. In dieſer Schlucht ſteht jener Sünder und weint und wimmert als Klamm-Mann, und ſtöhnt: Ach, ach, ach! Wie muß ich leiden! Helft mir doch! Helft mir doch! Und das iſt nun ſchon 200 Jahre, daß dieſer unſelige Geiſt alſo leidet und im Wildbach ſteht und klappert. Sichtbar wird er nur an gewiſſen Freitagen, naht ihm aber jemand, ſo heult er laut auf und entflieht.

24.

Der Gſöllbach-Putz.

Im Kaunſerthale, das ſich vom hohen Oetzthaler Fernerſtock ſechs Stunden nordwärts herabſtreckt, und dann weſtwärts nach dem Innthale zu umbiegt, nahe dem Oertchen Feuchten, auch Kaunſerthal im engern Sinne genannt (denn man nennt die ganze im benannten Thale ſechs Stunden weit verſtreute Gemeinde eben ſo), ſtürzt ſich vom hohen Diſtenkopf der viel genannte und merkwürdige Gſöllbach in neun übereinander ſchwebenden Fällen, deren jeder einzelne gemeſſen iſt, und die zuſammen eine Abſturzhöhe von 1326 Fuß bilden. Unter dem neunten dieſer Fälle, der allein 210 Fuß hoch niederdonnert, iſt der Geiſt eines Bauers aus Kaunſerberg gebannt, eines Gotteslästerers, Kirchenverächters, Predigtſpötters, der nach ſeinem Tode erſt ſchrecklich umherſpukte, nachher aber durch einen Jeſuitenpater aus Innsbruck unter den Gſöllbachfall gebannt wurde. Dort ſchreit ſelbiger Putz bisweilen ſo arg, daß ſein Geheul ſelbſt das Donnergebrauſe des Waſſerfalles überdröhnt und durchdringt.

25.

Das Kaſermaundl auf der Hochalm.

Auf der bedeutenden Hochalm in der Riß, einem Seitenthale des Unter-Innthales, hauſt der Geiſt eines Senn, und büßt für die Sünden ſeines früheren Lebens. Seine Eigenheit iſt, nächſt der, daß er auf der Alm aufzieht (ankommt), wenn das Vieh abzieht, ſich durch Lärmmachen auszuzeichnen. Das thut er den ganzen Winter hindurch, aber auch im Sommer läßt er ſich hören, und macht oft in dunkeln Nächten einen Lärm wie die wilde Jagd um die Almhütten her, mit Schellengeläute, Peitſchengeknalle, und es iſt, als ſprengten Hunderte von wilden Pferden gegen die Hüttenthüren; bisweilen verläßt er auch die Alm und geht gegen die Thalweiden zu. Noch am 10. Auguſt 1854 wurde dieſes wilde Getöſe vernommen. Es kamen am Abende dieſes Tages drei Grenzjäger in Geſellſchaft des fürſtlich Leiningenſchen Jägers von Scharnitz, „der Pradler“ geheißen, auf die Hochalm hinauf und erſuchten den Senner Sepp (Joſef Steinlechner von Walderberg) um eine Nachtherberge. Der Senner überließ zweien der Grenzjäger ſeine Schlemm, und wies den andern und den Pradler in die Nebenſtube ſeiner Kaſer. Dieſer Grenzjäger, Müller, hörte nun mitten in der Nacht ein furchtbares Getöſe außerhalb der Hütte, als ob das Wildg'fahr vorüberziehe. Es war, als würden alle Kühe um die Hütte gejagt, und auch die Röſſer, denn es war ein ſtetes Schellenläuten und ſtampfen. Müller weckte ſeine Gefährten auf, dieſe aber hatten nichts gehört. Jener konnte jedoch kein Auge mehr zuthun, entzündete ein Feuer und blieb wach. Um 4 Uhr verließen ſie die Kaſer.

Das haben hernach der Sepp und der Schäfer Franzl jedem erzählt, der es hören wollte, und hinzugefügt, daß sie selbst den Lärm des wilden Kasermanndls auf der Hochalm oft genug gehört.

26.

Kasermaundl mit dem Lehmkopf.

In der Hinter-Riß, oder wie man's auch nennt, in den Hinterbächen der Riß liegt eine Alpe Namens Stallis (nicht mit einer gegen das Innthal zu gelegenen gleichen Namens zu verwechseln, die dem Stifte zu St. Vincent gehört); auf dieser läßt sich ein Almgeist oder Kasermanndl blicken, dessen Kopf nicht anders aussieht, als sei er aus Lehm gebacken, aber nicht gebrannt. Hirten und Sennen, wenn sie melchten oder misteten, haben selbes Manndl oft gesehen, wie es übers Stallgatterl herüber mit seinem trockenen Lehmkopf ihnen zugeschaut, und haben ihr Theil gedacht, ob es wohl anderwärts und draußen im Reich auch solche lehmerne Pützen gäben thäte? Schlimm hats der Stallisalmputz, wenn es regnet, da muß er „gschleini" einen Unterstand suchen, damit ihm der Regen den Kopf nicht „abschwänge". Weshalb dieser arme Geist so büßen muß, weiß niemand, wahrscheinlich hat er im Leben mit seinem Kopfe gesündigt, ist etwa gar ein „Kopfschelm" gewesen, deren es viele, sehr viele giebt, ein lehmtrockener Neidhammel, ein schmieriger Verläumder, ein Ehrenabschneider oder sonst ein Gauner.

27.

Der erlöste Alm-Putz.

Auf Hinterschleins, einer Alpe im Rißbächenthal, hauste ein schreckbar böser Almgeist. Er versprengte das Vieh, machte es todfallen, und trieb jeglichen Unfug. In der Hand trug er eine grüne Gerte, die sah leibhaft aus, wie ein Beißwurm (giftige Natter). So wie er damit ein Stück Vieh berührte, fiel es zusammen zu Laub und zu Staub, und dann machte der böse Almerer sogar die Haut des gefallenen Viehes auf irgend eine Art unbrauchbar. Der Ahnl des jetzigen Melchers auf dieser besagten Alm, der nun in den Siebenzigen steht und über 50 Jahre zur Alme fährt, auf der er als Kühbub seine Laufbahn antrat, war einmal mit seinem Kühbuben ganz mutterseelen allein droben, und that redlich seine Arbeit. Mit einemmale war die Maierin (die beste Kuh) fort, und nicht zu finden, und alles suchen nach ihr war zwei Tage lang völlig fruchtlos. Am dritten Tag sah der Kühbub die Maierin vor der Hütte ganz ruhig auf der Wiese grasen, und neben ihr saß ein kleines Manndl, wie ein Hirte anzuschauen, mit einem kleinem runden Hut und einem großen grünen Stecken. Der Bub läuft gleich zum Melcher hin und berichtet's, der Melcher dankt im

Herzen ſeinem Schöpfer und Heiland, eilt hinaus und will die Maierin in den Stall treiben — da rührte der böſe Putz ſie an, und auf der Stelle fiel die Kuh tod nieder, und mit gellender Hohnlache ſchwand der Geiſt von hinnen. Da war großes Herzeleid, und dem Melcher fiel das Herz in die Hoſe — doch mußte es getragen werden. Am Nachmittage ging der Melcher in den Stall, nachzuſehen, ob alles in Ordnung ſei, da er das heimkehrende Vieh bald erwartete, und da lag in Mitten des Stalles eine große ſchwarze Kuhhaut. Wo kommt denn nur die Haut her? denkt der Melcher und will ſie aufheben, aber ſie iſt ihm zu ſchwer. Er muß den Kühbuben rufen, daß der ihm helfe, aber es koſtet ſchreckliche Mühe, denn die Haut wird immer ſchwerer, ſie bringen mit vereinter Kraft ſie kaum bis zur Thüre und dann laſſen ſie ſie fallen. Plötzlich brummt eine Stimme, die niemand zugehört als dem ſchlimmen Alperer: Schaug, daß D' mi außider wirfſcht, finſcht ſchaug i auf Di! (Siehe zu, daß Du mich hinauswirfſt, ſonſt ſchaue ich auf Dich!) Nun gelang es den beiden mit faſt übermenſchlicher Anſtrengung, die ſchwere Haut vor die Hagthüre zu zerren, wo ſie dieſelbe liegen ließen. Jetzt war Ruhe; nur kam am Abende, als Melcher und Kühbub ſich zur Ruhe niederlegen wollten, ein altes, vor Kälte zitterndes Männlein und bat um eine Nachtherberge. Selbes Manndl ſah ſehr ſchäbig und erbärmlich aus, und hatte gar nichts Einladendes, der mitleidige Senn lud es aber dennoch ein, wies ihm ein Nachtlager im Heu an, und deckte es noch obendrein mit einer alten dicken Kotzen warm zu. Es dauerte nicht lange, ſo hatten Senn und Bub einen neuen Schrecken, es umleuchtete ſie und den Tennen ein ſo lichter Schein, daß ſie wähnten, die ganze Kaſer ſtehe im hellen Brande, aber ſiehe, da trat das alte Männlein zu ihnen und von ihm allein ging der helle Glanz aus, und es ſprach: Vergelt's enk Gott! Mein' Seel' iſt nun derlöſ't. Ich war vor Zeiten auch hier heroben ein Kaſer; hab aber niemanden beherbergt, ſondern jeden, der kam, fortgeflucht in Nacht und Wind und Wetter hinaus. Dafür mußt ich nun büßen, raſt- und ruhelos wandern, und Pein leiden. Du, Melcher, haſt mit himmliſcher Geduld meine Bosheiten erduldet und niemals geflucht, und alles ertragen um der Liebe Gottes Willen. So haſt Du mich erlöſt, und ich gehe nun ein zum Frieden. Habe Dank und bleibe geſegnet! Sprachs und verſchwand, und ließ nie wieder etwas von ſich ſehen noch hören.

28.

Der Guckler.

Auf der Äuelalm, eine Stunde vom Klöſterle in der Riß entfernt, wirthſchaftete einſt ein Senner von etwas mürriſcher und protziger Art, obwohl ſonſt ein guter Arbeiter und rechtſchaffener Menſch. Nebenbei hauſte auch ein Kaſermanndl droben, welches die Gewohnheit hatte, durch das

kleine Fenſterlein, Gucker geheißen, in die Hütte herein zu ſchauen. Eines Tages kochte der Senn ſein Mahl, hatte ſiedendes Schmalz in der Pfanne, und war übler Laune. Mit einemmale erblickte er das Geſicht des Kaſermanndls am Fenſterl, lang und ſchmal und fahl, ſchaurig und geſpenſtig, und wurde darüber noch unwirrſcher, ſo daß er in den groben Gruß ausbrach: Is der Sauſchwanz von Guckeler a ſchon wieder um die Weg'? Dö verdammti Türkenbroak'n ſoll die Brennſuppen a moal geängelat (genarrt) fröß'n! und warf dem Guckeler die ganze Pfanne voll des heißen Schmalzes ins Geſicht.

Da begann des Guckelers Geſicht zu glänzen, nicht von Schmalz, ſondern von Freude, und er ſprach: So recht, mein Bue! Hab' ſchönſt'n Dank! Jetzt haſt D' mi derlöſt. I war' zu meiner Lebzeit juſt ſo ein miſerabler Grobian wie Du! I ließ d'Armen außen ſtehen, und lud niemand zu mir herein, juſt wie Du! Ja, einmal macht' i's einem armen Mann g'rad wie Du mir, i ſchütt'm 's hoaße Schmalz ins G'ſicht. Da wurd' i verdammt, ſo lange herum zu geiſcht'n, bis mi's a oaner thät. Nun haſt D's gethan, i ſcheid' davon! Der Guckeler verſchwand und guckte niemals wieder in die Kaſer. Der Senn aber nahm ſich die gute Lehre gut zu Herzen, und wurde freundlich gegen alle Menſchen.

29.

Die muthige Hausdirn.

Im Wattenſerthale, das ſich mit einundzwanzig Aeſten und ſechszehn Kaſer-Alpen ſechs Stunden lang nach dem Hintergrund zieht, wo die Alpe Hochlizum mit zehn Kaſerhütten es abſchließt, liegt, zur Linken des Baches, die ſchöne Alpe Wotz.

Auf ihr hauſt zur Winterszeit ein Kaſermanndl, das äußerſt fleißig und rührig iſt, und viel rumort, gegen Weihnachten aber ſtiller wird, und gegen das Frühjahr ſeinen Abzug nimmt. Bevor dieß geſchieht, ſingt zuvor eine Schwarzamſel auf einer der Kaſerhütte nahe ſtehenden Fichte mehrere Tage lang ſo ſchön, daß einer ſtunden- und tagelang zuloſen möchte.

Nun diente im Hauſe des Bauern, dem dieſe Alpe gehörte, eine brave Dirne, die aber ſehr arm und deren Mutter ſehr krank war; die hatte, da das Chriſtfeſt nahte, alles gar fleißig beſchickt, gereinigt, geräuchert, und wie nun am heil. Chriſtabend der Roſenkranz gebetet war, ſchnitt der Bauer den Weihnachtszelten an, vertheilte ihn, und ließ ſich's mit einigen geladenen Nachbarn wohl ſchmecken. Da kam die Rede auf die Alm, und die Frage kam auf: Was heute wohl das Kaſermanndl droben ſchaffen möge? Ob ſelbes auch Weihnachten feire? — Der Bauer trank vielen Rothen, und rief in heiterer Feſtlaune: Wer a Schneid hat vons enk, und ganget ötzt h'nauf auf die Wotzer Alm, und ſchaut, was 's Kaſermanndl ſchafft, und bringt zum Woahrzeichen das Kübelluck und den Wärmer mit herunter, dem geb' i ſchon mei ſchönſti Kuah aus d'm Stall h'raus! — Aber

„Die Nachbarn, die Knechte um ihn her,
Vernehmens und ſchweigen ſtill —
Und keiner die Kuh gewinnen will" —

denn das Kaſermanndl droben iſt kein guts, und hat ſchon manchen mit geſchwollenem Kopf heim geſchickt. Doch die arme Hausdirn faßt ſich einen Muth und denkt: I woags in Gottes Namen! Damit hilf i meiner kranken Muatt'r, i thu's nöt aus Fürwitz. Und ſchlägt ein mit dem Zotta-Bauer („zur Zotta" hieß das am Wattenſer Berge gelegene Gehöft) und fahrt auf die Alm hinauf, zwei Stunden Weges, getroſt durch Wind und Schnee.

Droben iſt die Kaſer hell, alles drin iſt blank geſcheuert und ſauber hergeputzt, das Kaſermanndl ſitzt feiertäglich am Herd, das Naſenbrennerl dampfend im Maul, und kocht in der Muhspfanne ein kohlrabenſchwarzes Eſſen. Die Dirn, wie ſie eintritt, knixt gar ſchön, ſo gut es eine „gſchlechti (arme) Menſchin" machen kann, und das Manndl winkt ihr zum Herd und zum miteſſen, aber ihr grauelt vor dem Gericht. Drauf ſpricht das Manndl: Dirndl, fürcht Di nöt! Mach nur gſchleini ein Krizl Krazl über d'Speis. Jetzt ſchlug die Dirn das heil. Kreuzeszeichen über die Pfanne, und ſiehe, da lagen die ſchönſten Krapfen und Sennenwecken in dem Gefäß, und ſie aßen nun beide um die Wette drauf los, das Kaſermanndl und des Zotta-Bauers arme Hausdirn. Da fing das Manndl an zu reden: I woaß ſchon Dein Anlieg'n, Du ſollſt den Kübelluck und den Wärmer hinunter ſchaffen. I will Dir's gleich geb'n, Du biſt a brav's Dirndl. Und wenn D' h'nunti kommſt, ſo verlangſt Du vom Bauer die beſte tragete Kuh mitz'ſammſt dem Kalb, zur Straf, daß er Dich armi Haut bei ſolcher Kält, Wind und Nebel auffi g'ſchickt hot.

Der Zotta-Bauer wollte gerade in die Chriſtmetten gehen, als die Magd wieder von der Alm mit ihrem Wahrzeichen herunter kam, und nun die tragete Kuh begehrte. Er ſchalt ſie aber eine talkete Noarrin, daß ſie ſo erzdumm geweſen, und auf die Alm gegangen ſei, und ſeinen Spaß für baare Münz aufgenommen, und gab ihr nicht eines Pfifferlings Werth, geſchweige die Kuh.

Am andern Morgen gab es eine ſehr traurige Chriſtbeſcheerung auf dem Zotta-Hofe. Die „Robblerin", eine der ſchönſten Kühe, lag tod im Stalle. Der Bauer wollte ſich ſchier alle Haare ausraufen; dieſe Kuh war ſein Liebling, ſie war beim Kuhgefechte ſtets Siegerin geblieben, daher hieß ſie die Robblerin.

Hätteſt Du ſie mir gegeben, wäre ſie Dir nicht gefallen. Willſt Du Dein'n Handſchlag mir nicht halten? fragte die Dirn ihren Herrn, der aber fuhr ſie wild und patzig an.

Am nächſten Morgen fand ſich die Maierin tod, an ihrer Halskette verſchlungen und erhenkt. Am dritten Tage fiel die dritte Kuh, und nun erſt erweichte ſich des Bauers hartes Herz, denn er glaubte, die ganze Heerde

werde ihm fallen, und nun wollte er ſich von der Untreue löſen. Er gab der Dirn die begehrte trächtige Kuh, die ſie nach dem Stalle am Häuslein ihrer Mutter trieb. Da war der Noth im ſelben Häuslein ein Ende, und die Dirne betete Tag und Nacht um die Erlöſung und das Seelenheil des Kaſermanndels auf der Wotz-Alme.

Nicht weit von den Almen dieſer Gegend liegt die Naſſen-Dur-Alm; auf derſelben hauſt auch ein Kaſermanndl, das ſich häufig durch rufen und klingeln bemerkbar macht.

30.

Das Almläuten.

Die große, oben S. 165 ſchon erwähnte Alpe Hochlizum zu hinterſt im Wattenſerthale, am Hochthale und Uebergange ins Naviſerthal gelegen, iſt eine Vereinsalpe, deren Beſitzer droben abgetheilte Weideplätze, nebſt beſondern Kaſerhütten und Ställen haben. Die alle zuſammen bilden gleichſam ein Alpendorf, das ein ſpiegelklarer Bach durchrinnt, der die zum buttern nöthigen Waſſerräder tüchtig umtreibt. Weiter hinab liegen die Voraſten (Voralpen), die Viehweideplätze im Vorſommer, bevor die eigentliche Alm bezogen werden kann. Da ſo viele Beſitzer an der Alm Antheil haben, ſo iſt die Auf- und die Abfahrt nicht gemeinſchaftlich, ſondern verſchieden, und da trifft ſich's denn ſtets, daß ein Senn der letzte iſt, der mit ſeinem Vieh heimfährt. Und ſo wie dieß geſchieht, geht ein wunderbares Läuten und Klingen durch die Ställe und über die ganze Hochlizum hin, und man ſagt und glaubt, daß ein unſichtbares, dort hinaufgebanntes Kaſermanndl die Urſache dieſes Läutens ſei. Da war der Vögler-Lois, ein muthiger Burſch und warer (friſcher) Senn, der war einmal noch ganz allein auf der Hochlizum, und alles nachbarliche Almvieh war ſammt ſeinen Hirten ſchon heim gefahren; er aber wollte noch droben weilen, weil das Wetter gut und beſtändig war, und die Weide noch Grünfutter genug bot. In einer Nacht nun wird der Luis von einem Schellengeläute aufgeweckt und meint, er habe vergeſſen, einem oder dem andern Stück Vieh, wie das üblich iſt, die Schelle abzuthun, ſteht daher auf, zündet Licht an und geht nach dem Stalle, um dem Vieh und ſich ſelbſt Ruhe zu verſchaffen; aber er findet dort alles in Ordnung, alle Glocken hängen an der Wand, jede an ihrer Stelle. Der Senn legt ſich wieder nieder, hat jedoch kaum die Augen zugethan, ſo beginnt das Läuten und Schellen aufs neue. Wieder geht Lois in den Stall, und glaubt, die Kühe ſchlagen vielleicht mit den Schweifen an die Glocken, die hinter ihnen hingen, und hängt nun jene außer dem Bereich des Viehes. Aber das iſt eben ſo fruchtlos, es läutet, wie der Senner kaum wieder auf ſeiner Schlemm liegt, abermals, und nun erſt fällt ihm ein, daß er ja ſchon gehört habe, daß das unſichtbare Kaſermanndl die Hützeit ausläute, ſchlägt nun ſein Kreuz, betet ein Paar Vaterunſer und entſchläft unter

fortdauerndem Heerdenglockengeläute. Am Morgen, als der Senner erwacht, liegt tiefer Schnee auf der Alm, was in dieſen hohen Bergregionen nicht ſelten ſelbſt mitten im Sommer vorkommt. Jetzt gilt es Eile, und wie Morgens 9 Uhr vorbei, iſt weder Senn noch Kuh mehr droben auf der Hochlizum. Derſelbe Lois iſt jetzt Beſitzer des ſchönen Vög'lhofes am Vögelsberg. Wer von ihm ſelbſt dieſe Geſchichte erzählen hören will, gehe nur von Volders ins Wattenthal, da kommt er hart am benannten Hofe vorbei.

31.

Das Kaſermanndl von Oberwalchen.

Zu einer Zeit im Spätherbſt, als das Vieh ſchon längſt heimgefahren war, gingen ein Durer, ein Voldersberger und ein Wattensberger durch das Wattensthal, kehrten in der Walchen (Unterwalchen) ein, und tranken da etwa ein „woltenes" (ziemlich zu viel) Enzian. Der Enzian iſt gar ein trefflich guter Bitterer, den die Walchner gern anſtellen, und den ſie auch brauchen zu ihrer harten Arbeit, bald im Holz, bald auf den Alpen, und auch kleinglaſelweis ausſchänken. Wie nun die drei Gäſte in der Walchen, oder einer von ihnen durchs Fenſter ſchaute, ſah er die ganze, eine halbe Viertelſtunde entfernte Kaſer in einem hellen Lichte leuchten. Schrie gleich der Durer: Sakra! Sakra! Iſt da der Höllenſchwanz drunten a ſchon wieder einzog'n? —

Pſt! machte der Wirth, und rief: Nicht zu laut! Schimpfe ihn nicht, er iſt kein Guter, hat Augen und Ohren wie eine Gemſe, und hört er nur ein Bisl was Ungleich's, ſo rächt er ſich damiſch. Hat erſt im vergangenen Sommer einmal die Küh in der Nacht an eine Kette zuſammengehängt, daß die Grinde (Köpfe) aufgeſchwollen ſind, und die Augen, wie bei den Krebſen, herausgeſtanden. Und da hat ihn der Senn einen „Teufelsreiter" geheißen, darauf hat er dem wieder Nachts die beſte Kuh derwürgt, und demſelbigen Senn ſein Pfeif'l in den Hintern geſteckt, das hat ihm faſt den Tod gebracht, doch hat er nicht mehr geflucht, und ſo hat das Kaſermanndl doch auch etwas Gutes geſtiftet.

Auf dieſe Rede des Wirthes nahm die Walcherin das Wort und ſagte: Große und ſchwere Sünde muß dieſer Almgeiſt abzubüßen haben, das muß wahr ſein, denn er liegt zu Zeiten Nachts ſtundenlang vor der Hütte in Geſtalt eines großen ſchwarzen Hundes mit feurigen Augen, oder läuft den ganzen Almbezirk in gewiſſen Linien ab, bis er niederſtürzt, weil er nicht mehr kann. Manche meinen, dieſer Geiſt ſei gar kein Kaſermanndl, ſondern ein vormaliger Beſitzer ſelbiger Alm, ein Marchegger, der dem Oberleger von der Deuringeralpe ein Drittel ſeines Weidebodens abgeſtohlen; man ſieht noch, wie die alte gerade Grenzzaunlinie ging, jetzt macht ſie einen großen Bauch (Bogen), das beträgt zum wenigſten hundert Jauch (Juggart) Grund.

Ho, Basel'! Dös muß i lach'n! rief der Durer zu der ihm verwandten Wirthin, die selbst eine Durerin war: Geist, Mensch oder Hund, das gilt mir gleich, ich fürcht mi nit vor ihm. — Ging auch alsbald vor die Hütte an den Brunnen, nahm dort eine sehr unanständige Stellung an, und schrie: Da guck her, Du Höllenhund! Alsbald kam der Almgeist, grau von Kopf bis zur Zehe, wie wenn er ganz in Baumbart gewickelt wäre. Flugs sprang der Durer, dem der Muth schnell entfallen war, vom Trog, auf den er sich gestellt, herab und in die Stube, welche verriegelt wurde. Hierauf ließ sich nichts sehen und nichts hören, und die Erscheinung vorhin schien eine Täuschung gewesen zu sein. Nun tranken die drei noch etliche Gläschen Enzian und legten sich aufs Heu zum schlafen, und ihre Joppen und Plunderſackl unter die Köpfe. Kaum hatten sie Nachtgebet und Nachtsegen gesprochen, so ging ein Höllenspektakel los. Es stampfte, es warf, und zwar letzteres zumeist nach dem Durer; da kamen Melchkübel geflogen, Butterfässer, Bergkörbe, Ketten, Heugabeln, und der Durer mußte sich ganz tief in das Heu einwühlen, sonst wäre er zehnmal des Todes gewesen. Endlich stampfte der erzürnte Geist auf dem wehrlos liegenden Durer mit den Füßen herum, warf dessen Joppe und Sack durchs Futterloch in den Stall, ergriff ihn bei den Haaren und zauste ihn gottesjämmerlich. — Jesus! Maria! Joseph! Helft! Helft! schrie in seiner Angst und Noth der Durer, und fiel in Ohnmacht.

Die andern beiden Begleiter hörten den heidnischen Lärm, konnten aber kein Glied regen; der Alperer hatte sie „g'frorn" gemacht. Am andern Morgen fanden sie den Durer als maustod im Heu liegen, zerrissen, zerkratzt und voll blauer Beulen. Zum Glück für ihn war der Walchner ein guter Viehdoctor, der goß dem Durer einen guten Kuhtrank ein, und brachte ihn wieder zum Leben. Dann gingen die drei Gesellen ganz still von dannen, besonders der ratschete (geschwätzige) Durer, der war so „dasig" (eingeschüchtert) wie ein Hundl, dem so eben der Schwanz abgehauen ist, und das war noch das G'spaßigste dabei, daß er seine „Wurst", will sagen, das berühmte Vorder-durische Veitmaul fortan immer ganz eng und rund zusammenhielt, wovon er den Spottnamen „Luftbusser" (Luftküsser) bekam.

Der Senn von der oben erwähnten Deuringer Alpe, Jenewein Klingenschmid, ein grundehrlicher frommer Aelpler, hat mit jenen dreien oftmal ghoamgart't, und erzählt gern die Geschichte von dem Oberwalchner Kasermanndl.

32.

Das Kasermanndl zu Naunz.

Unterm Bergrücken des Kellerjochs, von Bill rechts aufwärts, etwa drei Stunden entlegen, breitet sich die Alpe Naunz aus, die man von der Poststraße bei Kolsaß, Bill u. A. gut sehen kann. Auf dieser Alpe haust

vom Tage des lieben Bauernheiligen Martinus an auch einer der geiſtigen Almbewohner, ein Kaſermanndl. Holzer und andere Leute hörten ſchon oft am St. Martinsabende auf der Alpe das Geläute von Almſchellen und das Geklingel der Geißglöcklein; auch hat man dieſen Geiſt ſchon geſehen, und weiß genau, wie er ausſieht. Man kennt ihn gar gut aus dem fröhlichen Durcheinander von Sennern, Hirten, Kühbuben, Rindern und Geißen. Um dieſe Zeit beginnt ſein luſtiges Treiben dort oben und das dauert ſo lange, bis die rechten Heerden und Almleute wieder aufziehen.

33.

Der Schlüſſeldreher und das Kaſermanndl.

Unter der Fiegeralm, die jetzt dem Baron Sternbach in Mühlau gehört, ſtand die Hütte eines Schlüſſeldrehers, Namens Huis, auf einem hübſchen Plätzchen am Bache und wegen naheſtehender kräftiger Zirmbäume (Pinus Cembra, Zirbelkiefer) ganz beſonders günſtig gelegen. Der Schlüſſeldreher war ein ebenſo fleißiger als unerſchrockener Mann, und das Gerücht, daß auf der Fiegeralm in jedem Winter ein nicht gutartiges Kaſermanndl ſpuke, ſchreckte Huis nicht ab, ſein Haus dicht unter dieſe Alm zu bauen. Auch ging er im erſten Herbſt hinauf, um ein Paar ihm beſonders für ſeine Zwecke tauglich erſcheinende Zirben zu fällen. Die Kaſer ſtand leer, und Huis richtete ſich in derſelben ein, um an Ort und Stelle die Klötze bequemer vorzubereiten. Er ſchürte ein tüchtiges Feuer an, ſchloß die Thüre und machte ſich alsbald an die Arbeit. Mit einemmale hörte er Jemand um die Hütte herumgehen, und dann an der Thüre rütteln und ſtoßen, als ob ſie entzwei geſprengt werden ſollte.

Der Huis ſteht auf, ruft: Wer da? öffnet und ruft hinaus: Nur herein! aber es kommt Niemand. Da ſetzt jener ſich wieder an ſeine Arbeit, hört aber immer etwas während derſelben herumtappen, ſo daß es endlich anfing, ihm unheimlich zu werden. Er arbeitete noch eine Zeitlang fort, legte ſich aber doch zeitig ſchlafen, um deſto früher wieder bei ſeinem Geſchäft zu ſein. Er kroch im Tennen aufs Heu und entſchlief bald, aber da weckte ihm ein raſcheln im Heu, und mit einemmale war der Almgeiſt bei ihm, und legte ſich auf ihn in einer drohenden ſchrecklichen Weiſe, wie ein großer Fleiſchhackerhund, der jeden Augenblick zu beißen droht, mit fürchterlich rollenden Feueraugen. Der Huis aber nahm ſeine Kraft zuſammen, gab dem Geiſt einen Schneller, daß er bis ans Dach fuhr, und rutſchte über das Heu in den Stall hinunter, worauf er in die Stube ſchlüpfte und dort Ruhe fand.

Am Morgen aber traf er Anſtalt, ſein Holz hinunter in ſein Haus zu ſchaffen, und ſchlief nie wieder droben in der Kaſer. Er erzählte auch keiner Seele ſein Abenteuer, nur einzig und allein ſeinem Weibe, und band

ihr auf die Seele, es nicht weiter zu ſagen — aber — Weibergeheimniß — Platzgeheimniß. —

34.

Der Alperer auf Moſer-Baumgart im Alpbachthale.

Auf der Alpe Moſer-Baumgart zieht nach der Abfahrt der Heerde, nach dem Roſenkranzſonntage, ein Alpengeiſt ein, welcher oftmals heftig lärmt, oftmals aber ganz ſtille in der Hütte arbeitet. Er macht Feuer auf, ſchirrt, kaſet und buttert, aber faſt unausgeſetzt wiſcht er am Boden hin und her. — Wer es hört oder ſieht, ſagt: Der Alperer thut abkaſen. —

Im Jahr 1840 ging die Tochter des Beſitzers dieſer Alpe, Andre Mayer, Wirth von Alpbach, zwei Tage nach der Abfahrt auf den Berg hinauf, um „Bürſtling heigen", d. h. Streue zuſammen zu thun. Der Melcher Thomas ging wohl ein Stück weiter hintennach; er ſollte helfen und dann auch etwas heimtragen.

Wie das Madl zur Hütte kommt, hört ſie drinnen den Geiſt arbeiten und wiſchen, ſo daß ſie ſich fürchtete und heraußen auf dem Brunnentrog ſitzen blieb, bis der Senne kam. Als dieſer nun die Thüre aufmachte, war alles mäuschenſtill und nichts zu ſehen. —

35.

Das Höttinger Alm-Mannbl.

Gleich unter der Frau-Hütt liegt die Höttinger Alpe, auf welcher auch ein Almgeiſt hauſt, der die gewöhnlichen Eigenſchaften ſeiner Genoſſenſchaft beſitzt, nur iſt er luſtig trotz einem Zillerthaler, und beſonders dann, wenn er von der Alpe abzieht, da jodelt und jauchzet er ſo gewaltig, daß man es weithin hört. Einmal ſogar hat man drunten bei der Müller-Hiesl-Brücke, welche die oberſte im Dorfe Hötting iſt, des Almgeiſtes Geſchrei gehört, ja ſogar noch weiter herunter, in Mühlau.

Wer auf die Alpe während der Zeit hinauf kommt, in der das Kaſermannbl droben hauſt, der kommt ganz ſicher ungeneckt nicht davon, und kann kein Auge zuthun, muß auch alles geduldig leiden und über ſich ergehen laſſen, denn wehe dem, der ſchimpfen oder fluchen würde.

Der Steiner Ler, jetzt Unterbrückler Senn, hat dieſes Mannbl zum öftern geſehen; es iſt klein, graubärtig und grau gekleidet, ſpühlt Schüſſeln oder reibt Sechter ab, oder verrichtet ſonſtige Alpenarbeit.

36.

Der Heuler auf der Muttereralm.

Ueber dem Dorfe Mutters bei Innsbruck liegt die Mutterſeralm, am Mittelgebirge, unterm ausſichtreichen „Pfriemers". Die Alpe gehört der

Gemeinde Mutters und nährt bei dreißig Stück Milchkühe. Auf der Alm war ein Senn, der ging bei seinen Lebzeiten nie in die Kirche, obwohl er gar nicht weit in diese hatte, weder am Sonntage, noch am Werktage. Er nannte den Gesang der christlichen Gemeinde ein „wüeschtes Geheul", ein „Esels'schroah" und dergleichen. Da nun selber Senn verstorben war, so traf ihn die Strafe, daß er droben auf seiner Alm während jeder Gottesdienstzeit heulen und schreien muß, just wie ein Esel, und das hört man bis ins Dorf herab und zwei Stunden weit in die Runde. Wer mehr von diesem Geist erfahren will, der spreche beim Pitz (Peter Hofer) in Götzens ein, oder beim Johann Bill, beide „gestandene" Männer, die viel erfahren haben. Die werden es bewahrheiten, daß die Sage allgemein lebt; wie auch im Jahre 1848, wohledlen Andenkens — jener Heuler täglich und nächtlich plärrte, wahrscheinlich geärgert, daß ihm damals fast alle Welt sein Eselsgeschrei nachanterte.

37.

Spuk auf der Walder-Alm.

In der Höhe ob dem Walde bei Hall, ohnweit Innsbruck, liegt die Walder-Alm. Auch auf ihr spukt ein Geist mit Humor und Rumor. So ging im Jahr 1842 der „Boarlois (Bauer Aloys) Speckbacher" von Wald auf die Gemsenjagd und legte sich droben in ein „Koterl" (kleiner Holz- und Heustall neben dem Kaserhaus und Stall), wo ihn bald genug ein Geräusch aus dem ersten Schlummer weckte, als wenn sich ein Hund recht heftig hinter den Ohren mit der Pfote beutelt. Dann ging es weg und kam wieder, endlich lockte der Schütz den Hund, weil er in der That glaubte, es sei ein wirklicher. Aber jetzt blieb alles still, und auch am andern Morgen fand sich von einem Hunde keine Spur. Zu einer andern Zeit, aber in demselben Jahre, brachte dieses Speckbachers Bruder eine Nacht auf der Alm zu, da lärmte der Geist alle Hirten wach, und es war, als ob alles Vieh in dem Hag über und unter einander getrieben würde unter großem Geschrei und Kuhgebrülle. Eilend sahen die Hirten mit der Laterne nach, aber da war alles still. Die Kühe lagen friedsam an ihren Ketten und übten ihr angenehmes Geschäft des Wiederkauens in aller Ruhe und Gemüthlichkeit.

38.

Das Kematener Alp-Maundle.

Auf der Kematener Alpe (in der Nähe von Innsbruck) muß ein Senner geistern, weil er einst Butter und Käse heimlich verschleifte und verkaufte, und sich das Geld dafür diebmäßig aneignete. Lange betrieb er dies heimliche Geschäft, und als es aufkam, das heißt: als es ruchbar

wurde, ging er durch, ohne den Schaden gut zu machen. Einer der Beſchädigten, der ſelbſt ſehr mittellos und arm war, wünſchte dem Sennen nach deſſen Tode an, daß er weder Himmel, noch Hölle, noch Fegefeuer haben ſollte; daher iſt derſelbe jetzt nichts als ein Schatten, der immer ſtumm und kalt im Kaſten ſteht.

Der „Schmözlbauer" (Johann Hell, Bauer zu Götzens), der vor dreißig Jahren dort Galshirt war, hat öfter dieſen treuloſen Senner am Kaſten geſehen. Kaſten iſt das Almkellerl, oder der Verſchlag, in welchem die Sennen Butter und Käſe aufbewahren.

39.

Der Lärmer auf Eppzirl.

Oberhalb dem Orte Zirl liegt die Alpe Eppzirl, auf der ſich ein Kaſermanndl aufhält, welches immer einen grauslichen Lärm macht, den jeder hören kann, wenn er hinauf ſteigt. Davon wiſſen der Georg Mader und ſein Sohn Jacob von Zirl viel zu erzählen. Der Vater heißt nur der „Durer" oder „Durler" von Zirl, weil ſeine Mutter „Durel" (Dorothea) hieß. Er iſt nicht mehr jung, er geht ſchon 45 Jahre auf die Alm als Senn; ſein Sohn iſt ein gewaltiger Jagdgänger. Beide ſind noch ganz altväteriſch eingerichtet; beide erzählen Sagen wie lebendige Chronikbücher. Sie haben ausgeſagt, daß noch im Jahre 1855 der Lärmer auf der Eppzirlalm einen ſolchen Spektakel verübt, daß ihrer drei, die mitſammen die Alm beſtiegen hatten, gern weiter gingen.

In Zirl ſpotten die Buben, wenn ſie des Alten anſichtig werden:

Der Durler mit ſein'n langen Gruak'n (Füßen, Harn)
Iſt zehn Jahr in der Vorhöll g'ſtack'n,
Hat d'Wegmander ausbruat'n und ausback'n.

„Wegmander" oder „Wegmanndl" ſind die ſchwarzen Erdſalamander, die auch Wegnarren heißen, und als wahre Teufelsfrücht'ln gelten.

40.

Der Senn auf der Löck.

Am Lenerberge zwiſchen dem Pitz- und dem Oetzthale ſieht man von Lengenfeld aus eine Alpe ſtehen, „auf der Löck" genannt; dieſe beſteht aus einer Thaie (Almhütte) und drei Schupfen (Ställen).

Der Senn, der durch zwanzig Jahre dort oben wirthſchaftete, war aus dem Dörflein Au bei Lengenfeld gebürtig und ſtand im Verruf, daß er gar gleichgültig in religiöſen Dingen ſei, und auch andere Sachen, die ſich nicht erzählen laſſen, hatte man ihm Schuld gegeben und in die Schuhe geſchoben, vielleicht nur aus böswilliger Verleumdung, die ſelbſt als Giftwurm bis zu jenen reinen Höhen ſchleicht, und in die Hütte der Aelpler zu bringen vermag.

Der Senn ſtarb im Herbſt 1854, und alſobald hörte man, obgleich das Vieh ſchon heimgetrieben war, buttern und kaſen auf der Löck, und in den Schupfen lärmen, als ob das Vieh noch droben wäre. Gleiches wiederholte ſich im Frühjahr 1855.

Die Leute ſagen, daß der letztverſtorbene Senn es ſei, der alſo rumore und ſpektakele.

41.

Der Alm-Sudl von Taranton.

Hinter Imſt, unterm Kamme der Hinterwand, liegt die ausgedehnte Tarent- oder Taranton-Alpe mit der herrlichen Ausſicht nach Bayern. Auf dieſer Alpe wirthſchaftete einſt eine Sennin, das war zu der Zeit, als man noch dieſſeits im Innthale, ſo wie auch jenſeits im Pitzthale, Senninnen hielt. Sie war eine ſaubere Dirne, aber hoach und eigenſinnig, und ließ ſich zu einer großen ſündhaften Unredlichkeit durch einige ſpitzbübiſch geſinnte Bauern verleiten. Dieſe Bauern wollten die Alm gern käuflich an ſich bringen, und brachten die Dirne dahin, daß ſie die Milch in das Bachwaſſer goß, auf daß der Almnutzen gering erſcheine, und dadurch die Alpe billiger verkäuflich werde. Und durch dieſen teufliſchen Betrug gelangten jene Bauern wirklich in den Beſitz des Almgrundſtückes, und die erſten Beſitzer empfingen nur ein Spottgeld dafür. Die Dirn ſoll dazu noch mit einem Melcher gemeinſchaftlich das Bubenſtück vollführt haben, und nun müſſen beide dafür büßen. Sie wurde zum Alm-Sudl, und der Melcher zu einem Kaſermanndl; da treiben ſie nun droben ihre Wirthſchaft. Man hat ſie gar oft beobachtet, ſie erſchien ganz in der Tracht leibhafter Sennerinnen, und kam vom „Gampa", einem Rain, der nur etwa 5 Minuten von der Tarentonalm entfernt liegt, her, an jedem Arm einen Ember (Milcheimer) tragend, und damit in die Thale ſchreitend, dann in den Keller. Sie arbeitet ſo Tag und Nacht, und ſchwitzt und keucht. Ihr Milchvorrath will nicht enden, iſt ſie müde und ſetzt ſich, ſo ſinkt der Sitz unter ihr in den Boden, da ſpringt ſie wieder auf, und gießt, ſo ſcheint es, Milch in den Bach, darum iſt er auch ſo weiß. Der Melcher thut nichts anderes, als was Putze ſeines Gleichen eben thun, verſprengt das Vieh, rumort im Haus, und tückt die, die ihm mißliebig ſind, oder macht ſie g'frorn. Das hat zumal der Ochſenhirt Schlepple (Joſeph Breiter) von Tarenz an ſich ſelbſt erfahren.

42.

Pfronten-Alperer.

Nahe der bayriſchen Grenze, bei Jungholz, ohnweit des Scheidbaches gegen Pfronten zu im Bezirke Reutte, liegt auf einer Alm eine Sennhütte,

in der ein ſehr ſchlimmes und ſchadenfrohes Kaſermanndl ſeinen Winterſitz hat. Es ſteht bei allen Sennen jener Gebirgsgegend in einem ſpottſchlechten Rufe, weil er abſonderlich durch ſein rufen alle Welt neckt, weckt und ſchreckt. Bald haſelirt er auf und am Heerd, dreht den Keſſelbalken und läßt ihn knarren, gleich einer Wetterfahne, bald macht er ein „Gegruzge“ (Gegrunze), bald giebt er ſonſt ſehr mißliebige Laute von ſich, und außerdem übt er jede ſeiner halbdämoniſchen Art angemeſſene Unart. Dadurch iſt jene Kaſer ſo in Verruf gekommen, daß noch immer nur höchſt ungern in ſie ein neuer Melcher einzieht, weil jeder zuvor weiß, daß er doch nicht lange droben aushält. In dieſer Gegend iſt auch als ein ſchreckbar wilder Almgeiſt das „Bogner Ungeheuer“ bekannt, welches aber kein „Kaſergeiſt“ iſt.

43.

Der Almgeiſt mit Feuerhänden.

Die Alpe Verwall iſt eine ſogenannte „Landecker Gerichtsalpe“, deren Landeck viele beſitzt. Auf dieſen Alpen ruhen ſeit undenklichen Zeiten beſondere Gerechtſame, aber auch Verpflichtungen. Nun wohnt auf der Alpe Verwall, die ſechs Stunden von Landeck entfernt gegen Montafon zu liegt, ein eigenthümlicher Almputz, der der Tracht nach wie ein Kaſer erſcheint. Er hat benagelte Knospen (Holzſchuhe) an den Füßen, man hört weit deren Klicklack, und ſieht von ſeinem kräftigen Auftritte auf den Steinen Feuer klatſchen. Gleich andern Kaſermanndeln nimmt auch er von der Alpe erſt dann Beſitz, wenn die Heerde abgezogen iſt; aber an Vorabenden hoher Feſttage oder kurz vor dem Ausbruche gefährlicher Gewitter läßt er ſich auch im Sommer wahrnehmen, und heult wie das Sauſen der Windsbraut. Dieſer unſelige Geiſt hat glühende Hände, aber keinen Kopf, und es gehen in der Umgegend über ihn viele Sagen. Er war einſt Hirte auf der Alpe Verwall. Eine arme Wittwe hatte ihre einzige Kuh mit zur Weide getrieben, welche Kuh aber ſich gern weit verlief, ſo daß der Hirte häufig ſtundenlang nach ihr ſuchen mußte, was er, da ſolches Kuhſuchen eine langweilige und gefährliche Mühwaltung iſt, bald müde wurde, und da die bekannten Mittel gegen das verlaufen der Kühe von der Heerde, ſo wie auch Schläge, nichts halfen, ſo ſann der Hirte darauf, dieſer Kuh ſich zu entledigen. Er verfiel auf ein Stücklein der Gemſenjäger, die bei ſchmalen Wegen ob Abgründen, wo die Gemſen wechſeln, Glitſchfallen von Baumrinden hinlegen, das glatte Innere der Rinde nach oben, darauf gleiten die Thiere aus und ſtürzen hinab. Solch eine ungetreue Brücke legte jener Hirte der Kuh der Wittwe, und lachte laut auf, als er das Thier abſtürzen und ſich todfallen ſah. Die Wittwe erſchrak aber ſo über das ihr zugeſtoßene Unglück, daß ſie krank wurde und bald darauf ſtarb. In derſelben Stunde

ſtarb auch der Hirte, und mußte alsbald geiſten, und die Hände, mit denen er die Rinde bereitet und hingelegt, glühten ihm fort und fort. Seine Rechnung wird von einem ſtrafenden Engel geführt, der ſchrieb in das Buch der Schuld den Werth jener Kuh, und tilgt alljährlich nicht mehr davon, als zwei Pfennige. — Vor nicht gar langer Zeit ſtieg noch im Spätherbſt ein Enzianwurzelgräber aus Pians hoch über die Alpe Verwall hinauf, und trug gegen Abend ſeine Wurzelbürden herunter zur leeren Kühethaie, in der er ein Nachtlager ſuchte. In der Nacht weckte ihn ein ſchreckliches Geheul, das der Thüre immer näher kam, mit lautem Klick-klack der harten Knospen. Der Wurzelgräber merkte wer es war, der da zu Beſuch kam, duckte unters Heu und betete Johannis- und Urbanus-ſegen und andere Segen; der ſchreckliche Geiſt, ſehr groß, ohne Kopf und mit den Feuerhänden, war aber da und blieb da, fuhr mit den Händen in die da liegenden Holzſpähne, da loderten dieſe hell auf und rings um flogen die „Gluhna-Stern'" (Glühſterne, Funken) durch die ganze Hütte. Jetzt nahm der Geiſt eine Pfanne, that Aſche hinein und Waſſer, und rührte daraus ein Muhs, wie die Sennen ihr Griesmuhs aus Türkenmehl und Milch rühren; darauf ſchrie er dem Wurzelgräber zu, gleich ſolle er kommen und mit ihm Muhs eſſen, ſonſt zerreiſſe er ihn wie G'ſtieb (Staub) in der Sonne. Zitternd kroch der Wurzelgräber das Leiterl herunter und trat zum Feuer, und der Geiſt ſprach (da ſelbiger keinen Kopf hatte, wird er auf alle Fälle ein Bauchredner geweſen ſein): Merke Dir früher an, wie viel Du eſſen willſt, ſonſt — — Zitternd und zagend führte der Wurzler das ſchreckbare Muhs zum Munde, leckte daran, und ſiehe, es ſchmeckte ganz gut, und er hatte noch nie beſſeres gegeſſen. Dabei ſprach der Geiſt, indem er einen zufällig da liegenden Kieſelſtein faßte: Sieh, was ich leide! und gab den Kieſel in des Wurzelgräbers Hand. Der war glühheiß und zerfiel wie gebrannter Kalk in Staub. Dann griff der Geiſt an den Bergſtock des Wurzelgräbers, der lohte gleich in Flamme auf, wie ein Kienſpahn. Und mit Geheul verſchwand alsbald der Geiſt. Der Wurzelgräber aber enteilte, und hat all ſein Lebtage nicht wieder auf der Verwall-Alm übernachten mögen, und zerſinnt ſich heute noch, weshalb ihm der Geiſt befohlen, vorher anzumerken, wie viel er eſſen wolle?

44.

Die glühende Sennin.

Eine andere Landecker Gerichtsalpe liegt über dem Alperſchonthale; herkömmlich vertheilt der Richter die Almtriften zur Huth an die berechtigten Gemeinden des Stanzer Thales und des Landecker Gerichtsbezirkes im Wechſel, auch iſt bei dieſer Huth den Sennern oder Senninnen von Alters her geſtattet, einiges eigen Vieh, Kühe, Schweine oder Schaafe, mit aufzu-

treiben, es droben mit an die Weide gehen zu laſſen, und es dann im Herbſt zu ihrem Benefiz zu verkaufen. Nun war auf der Alm Alper ſchon eine junge, leichtſinnige Sennin, die trieb einige Schweine mit auf, die ihr gehörten, und ſorgte für dieſelben gar zu mütterlich, denn ſie fütterte dieſe vom Gute der Gemeinde mit Schotten (Buttermilch) und Zieger, daß ſie fett und rund wurden, wie Murſt, die andern Schweine aber bekamen ſperes (dürftiges) Käswaſſer zu ſchlucken, welches nicht anlegt. Dabei war die Sennin ſtets wohlauf, munter, g'ſpaſſig, ſang die ſchönſten Liedlen, war von allen gern geſehen, und niemand dachte daran, daß ſie eine Almdiebin ſei. Häufig kamen ein Paar Enziangräber aus Schnaun, dem Heimathdorfe dieſer Dirne, zur Almzeit hinauf zur Alperſchonalpe und blieben auch einmal länger droben, nachdem die Heimfahrt bereits erfolgt war. Sie brauchten die leere Thaie als Trockenplatz und Niederlage für ihre Wurzelbürden. Als die Männer nun herab ins Thal und nach Schnann kamen, vorerſt nur mit einem Theile ihres Enzianvorrathes, ſo vernahmen ſie mit Verwunderung, daß die junge hübſche Sennin jählings geſtorben ſei, und ſie juſt noch recht kämen, mit ihr zur Leiche zu gehen. Das thaten ſie denn auch mit aufrichtiger Betrübniß, und ein Paar Tage ſpäter gingen ſie wieder zur Alpe hinauf, den noch droben gelaſſenen Enzian herab zu holen. Faſt war es ſchon Nacht, als die beiden Männer droben ankamen, da hörten ſie, wie ſie der Kaſer ſich naheten, Schweine zum Freßtroge locken, und zwar ganz mit der Stimme der verſtorbenen jungen Sennin. Und wie ſie näher kamen, erblickten ſie dieſelbe leibhaftig, einen Ember (Eimer, Schaff) voll Käswaſſer in den Händen, aber dabei über und über glühend, in der Thaie herumfahren. Beſtürzt ſtanden die Männer und ſeufzten, da rief ihnen der Geiſt zu: Ja, ſeufzet nur über mich! Ich muß glühen und brennen, bis mein unredlicher Frevel abgebüßt iſt bis auf den letzten Heller! Und verſchwand vor ihren Augen mit Geheul und Brandgeruch.

In dieſer Gegend iſt die ſchaurige und weit berufene Schnaunerklamm, die vom Dorfe Schnaun den Namen hat, und in der es an Klammännerſpuk nicht mangelt.

45.

Die ſieben Hirten.

Eine den beiden vorigen in etwas verwandte Sage geht von der Alpe Fräſch (z'Fräſche'n) über dem Montafonerthale, auf der ein Bergſee ruht, aus dem der Litzbach weſtlich abrinnt, durchs Silberthal zieht, durch zahlreiche Seitenbäche vergrößert in die Ill, und mit dieſer bei Meiningen in den Rhein fällt. Die Alpe Fräſch gehört den Montafonern. Einſt übernachteten zwei Gemſenjäger droben, die in der Nacht durch einen Höllenlärm erweckt und erſchreckt wurden. Es war der bekannte Lärm des Schellengeklingels, Viehſchreiens u. dgl., und zur Thaiethüre herein traten ſieben

Alpenhirten, der Senn voran, und begannen gleich in der Hütte ihre Arbeit, wie in der beſten Alpenzeit, dann ſchürten ſie Feuer und kochten ein Muhs, und winkten den Gemsjägern zur Theilnahme an dieſem frugalen Male. Dieſe merkten wohl, daß ſie es mit Geiſtern zu thun hatten, faßten ſich aber dennoch Muth und aßen, wobei die Geſpenſter ſie mit feurigen Augen ſchrecklich anſtarrten. Das Muhs ſchmeckte nicht ſo gut, wie jenes, das der Wurzelgräber auf der Alpe Verwall bekam (ſ. Sage 43), es ſchmeckte wie Aſche, Wermuth und Miſtpfütze; doch druckten und ſchluckten ſie es nieder, und einer faßte den Muth, die Geiſter zu beſprechen nach der Regel, und ſie zu fragen, wie ſie zu erlöſen ſeien? Darauf antwortete der Rechthirte: Wir erleiden harte Strafe, weil wir bei unſerm Leben nachläſſig und lüderlich gedient haben, und die Bauern in großen Schaden und um einen guten Theil des Almnutzens gebracht. Nur eine große Buße, die andere für uns leiden, kann uns erlöſen. Ihr müßtet in Schuhen, in welche ihr zuvor harte Erbſen gethan, eine Wallfahrt nach Loretto vollziehen, aber dabei je nach drei Schritten vorwärts einen Schritt rückwärts thun! Seht eine Probe von unſerer Pein. Jetzt nahm der Geiſt den Stutzen des einen Gemſenjägers, und hielt einen Finger der rechten Hand über den Schaft; da fiel ein Tropfen Feuer aus dem Finger und brannte ſich ziſchend auf den ganzen Schaft, als wär' er Wachs. Darauf leuchteten die ſieben Hirtengeiſter allzumal wie brennende Holzſtöcke und gingen aus der Thale. Die Jäger aber eilten entſetzt nach Hauſe, erzählten, was ſie geſehen, und haben dann aus eigenem Mitleid und auf Zureden guter Leute wirklich die mühſame langwierige Wallfahrt vollbracht, ſind als Pilger mit wunden Füßen und todmüde in Loretto angekommen, haben dort für die armen gepeinigten Seelen gebetet, und endlich die ſchöne Genugthuung gehabt, daß ihnen die ſieben Geiſter im ſchneeweißen Glanze der Verklärung erſchienen und ihnen für das Werk ihrer Erlöſung Dank ſagten.

46.

Der Kaſerer von Nauders.

Auf dem Hochleger Nauders und auf der Viechter Alm, die dem Stifte Vicht gehört, haust ein geſpenſtiger Kaſerer, der vieles von der Natur eines Hoamzwergels an ſich hat. Er iſt hülfreich und gefällig, aber auch neckiſch und tückeboldiſch. Meiſt iſt er auf dem Hochleger gut- und im Niederleger bösartig. Da wirft er mit Steinen um ſich und zeigt ſich ſehr ungebehrdig. Ein Krarentrager von der Riß ging einmal am Niederleger vorbei und ſah das Almmännlein genau an, und hörte ſelbes grauſam ſtöhnen und ächzen, faßte Mitleid und ging hinein, da funkelte es ihn aber ſo wild an mit den feurigen Augen im bärtigen Geſicht, daß er gern wieder ſeiner Wege ging, und das Manndl krötzen und krächzen ließ.

Zu einer Zeit kamen ein Paar Bettellotter über die Vichtalpe, als gerade Hirten und Senn eine verlaufene Kuh ſuchten; denen zeigte, als ſie um einen Trunk Buttermilch baten, der Kaſergeiſt in Geſtalt des Melchers den Rahmſtotzen, den der Senn gefüllt, um zu buttern, und hieß ſie ſich ſatt trinken. Die Lotter tranken den ganzen Stotzen leer, und erzählten drunten weit und breit, welche köſtliche Buttermilch ſie auf der Vichtalm erhalten, der Senn aber berichtigte betrübt den wahren Sachverhalt. Die neckeluſtigen Nachbarn aber brachten den Spottreim auf:

„Z' Rauders hot da Söga (Segen) koan Ziel,
Da rinnt d' böſta Buttamil."

47.

Der Almſudl auf der Vivanna.

Zwei Stunden von Graun über dem Endkopf im Gebiete der „Frauenpleiße", wo die Seligfräulein wohnten, liegt die Grauneralpe, die auch Vivanna heißt, und der halben Gemeinde von Graun zugehört. Einſt ging ein Jäger, Kob genannt, aus Graun, deſſen eigentlicher Name Jacob Wolf lautete, Nachts im Spätherbſt aufs Wildern aus, und ſtieg auf die Alpe Vivanna hinauf, um da zu übernachten und am nächſten Frühmorgen deſto geſchwinder am Anſtande ſein zu können. Als er ſich auf der „Dielen" zur Ruhe gelegt hatte, hörte er die Almthür aufmachen, und herein trat ein altes Weibchen, einer Sennerin nicht uneben an Anzug, die da droben wohlbekannt und vertraut ſchien. Es machte Feuer auf, holte Rahmmilch und Mehl vom Milchkeller, und fing an ein „Rahmpulken" (Sennermuhs) zu kochen. Als es fertig war, rief ſie: Jetzt gehn wir eſſen, und der auf der Dielen liegt, ſoll auch mithalten! — Den Jäger gruſelte es faſt, als aber das Weibchen zum zweiten Male ihre kreiſchende Stimme vernehmen ließ, die wie Gebot klang, nahm er ſich zuſammen und ſtieg beherzt über das Leiterl herab; aber — o Schrecken — da kamen auf einmal mit heilloſem Gepolter knurrende, grunzende und miauende Katzen, Schweine und Böcke zu der Thüre herein, und noch allerhand wilde Beſtien. Schleunig ſprang der Jäger zurück auf die Diele, und ergriff ſein Gewehr, in welches er eine mit einem Kreuz eingeritzte Kugel geladen hatte. Puff! ſchoß er hinunter auf die Teufelsbraten, und huſch! war alles verſchwunden. Von der Almſudl war auch nichts mehr zu ſehen, aber das Muhs lag im Feuer und roch wie Roßgagg'l. Der Schütz machte ſich aus dem Staub thalab, die Wilderei war ihm vergangen. Am Morgen bemerkte er erſt, daß er ſeine Jagdtaſche droben vergeſſen hatte, und ging am hellen Tage mit noch einem wieder hinauf, fand ſie aber ſammt allem Schießzeug und Proviant jämmerlich zerriſſen und zerbiſſen, „und ſo hätt's mi dös höll'nkunta a gemacht, wan i länga drob'n blieb'n", fügte der Erzähler dieſer Sage hinzu.

48.

Das Kaſermanndl ohne Kopf.

Tief hinten im Ultenthale, nordwärts von St. Gertrud, das die Wälſchen Santa Maria nennen, weil weiter oben ein Kirchlein „Sancta Maria Schmelz" genannt, geſtanden hat, liegt eine felsumgürtete Schlucht, wo man am Sonnenberge mehrere einzelne Höfe gewahrt. Der hinterſte Hof heißt „Hinterpilſen" und es geht dort im Ultenthale die Sage: wenn in Hinterpilſen ein Hahn krähe, ſo bewege ſich der Stein am Außerhofe im Thaleingange ob Lana. Aus jenem tiefen Felſenkeſſel ragt ein ungeheurer Felsſtock empor, über den die Fernerwäſſer wie weiße Bänder niederhangen, und darüber breitet ſich in einem Halbkreiſe die ſmaragdgrüne „Weißbrunneralpe" aus, die ſich an den Zufallferner lehnt, der ſich an „das Ende der Welt" und an den Ortler hinzieht. Auf der Weißbrunneralpe ſpukt ſchon ſeit vielen Jahrhunderten ein beſonderer Geiſt, ein Kaſermanndl, ob vieler Fahrläſſigkeiten und böſer Thaten, und iſt heute noch ſehr verrufen und gefürchtet. Die Hirten auf jenen eisumwallten Triften erzählen auch nebenbei, daß an der „Haſenohrſpitz" und an dem Lauchenſpitze, auf der man einſt die Riemen und Schellen einer Kuh fand, die von dem Almgeiſte in einen See des Valgamei geſtürzt war, bereits vor der Sündfluth eine Straße hingeführt habe.

Das Kaſermanndl, behaupten manche, habe einſt dem ganzen Ultenthale den Untergang gedroht, wie ſolches drohen von Untergang, Abſchaffung, Fortjagung u. dgl. eine Eigenheit der meiſten Manndlen ohne Kopf iſt, bringen aber nichts z'Weg. Es giebt deren und der Sagen von ihnen überall viele und auch im übrigen Deutſchland, ſie heißen dort nur nicht Kaſermanndl, und kein Menſch hält ſie für „beſondere" Geiſter. Und wenn bei ihnen der Hahn kräht, ſo bewegt ſich kein Stein, ſondern nur der Miſt, auf dem ſelbiger ſteht, und der kaum.

49.

Der Thierſcher-Alm-Hilderer.

Im Etſchthale heißen die Hirten, welchen bedeutende Heerden, namentlich Ochſenheerden, anvertraut ſind, Saltner, gerade ſo wie die Weinberghüter. Solch ein Saltner diente der Gemeinde Thierſch, die ihre Alm 1½ Stunde hoch über ihrem Orte hat, und welche die Thierſcheralm heißt. Dieſer Saltner hatte ein grundſchlechtes Herz, that nichts lieber, als Menſchen und Vieh jählings erſchrecken und in Furcht ſetzen, und war ein grauſamer Thierquäler. Häufig ſchrie er plötzlich den Kühen, die arglos auf der Almtrift ruhten, gellend ins Ohr, daß ſie aufſprangen und entſetzt fortrannten. Plötzlich ſtarb dieſer Saltner, und muß nun umgehen und büßen. Häufig wird ſein verzweifeltes Geſchrei: Hoho! Hoho! Hohi! auf der Alpe

vernommen, daß Berge und Thäler davon „hildern“ (wiederhallen), daher man den Spuk nur den „Thierſcher-Alm-Hilderer nennt. Fleißig erzählen die Alten den Buben von ihm, wenn letztere Neigung zeigen, Thiere zu quälen, und ſchreien ihnen den Klageruf in die Ohren; das merkt ſich der Bub und thut keiner Fliege mehr ein Leid an, geſchweige einem großen Stück Vieh.

50.

Der Pillerer-Putz mit dem Rad.

Am linken Ufer des Pfelderſerbaches von der Moſerbruck aufwärts durch Piller lief in jeder Nacht eine große ſchwarze Geiſtgeſtalt, und dicht hinter derſelben her lief ein glühendes Rad. Sobald das Rad den Geiſt erreichte, ſchrie er mit jämmerlichem Tone: o lia! o lia! daß man es weitum hörte. Oftmals lief der Geiſt durch die Waldſeiten hinaus bis an das Kropfeck, kehrte dann um und lief durch Piller hinunter, durch den Lechnerwald hinein gegen Rabenſtein zu, kehrte dort wieder um und rannte ohne Raſt und Ruhe ſo herum. Was er verbrochen hat, daß er ſo harte Strafe leiden muß, weiß man nicht. Seit 50 Jahren ſah man nichts mehr von ihm; es ſcheint, daß er erlöſet oder von Gott begnadigt wurde.

Damals geſchah es öfter, daß ihm kecke Burſchen oder Betrunkene „antern“ (nachſpotten) wollten; ſobald ſie es thaten, ſo kam der Geiſt, wenn auch ſtundenweit ferne, ſogleich mit ſturmwindrauſchen zu ihnen her, und es war dann jedesmal kein gutes begegnen.

Moos liegt tief hinten im Paſſeirerthale, da wo das Pfeldersthal ſich gegen erſteres öffnet, und der Pfeldersbach in die Paſſeir ausmündet.

51.

Alm-Sudl am „ebenen Ferner“.

Die Pillerbauern, zur Gemeinde Moos gehörig, beſitzen eine Alpe beim ſogenannten „ebenen Ferner“, welcher mit dem großen Oetzthalerferner in Verbindung ſteht. Um dieſe Alpe werden ſie wegen der herrlichen Bergweiden und dem beſten Futter weit und breit beneidet. Sie heißt auch im Volke die Imſterkaſer. Nur eine Unannehmlichkeit hat ſie, daß dort der Geiſt einer Sennin ſpukt, die droben einzieht, ſchafft und arbeitet, ſobald das Vieh abgefahren iſt.

Es iſt noch nicht gar lange her, da übernachtete ein Jäger von Plat in der Kaſer auf dem Boden, oder der Dörr, wie man dort die Liegerſtatt nennt.

Bald darauf kam der weibliche Geiſt im Senninanzug zur Thüre herein und kochte ein Rahmmuhs, brachte es dem Jäger ganz heiß zur Liegerſtatt, und ſagte leiſe zu ihm: Iß.

Aber der Jäger war ein Haſenfuß; er getraute ſich nicht gik oder gak zu ſagen, noch weniger zuzulangen. Hierauf iſt die Sennin wieder traurig hinaus gegangen und hat tief geſeufzt.

Der Jäger aber betrauert noch heute ſeine Feigheit, denn er meint, mit etwas mehr Muth hätte er die Sennin erlöſen und dabei vielleicht ſein eigenes Glück machen können.

52.

Der Schneider-Putz auf der Zirockalm.

Es iſt herkömmlich, daß auf oder am Brenner immer ein Schneider zu wohnen pflegt, der für die Fuhrleute die ſogenannten Hemden beſorgt. Nun ſaß einmal ein ſolcher Schneider im Schöllerwirthshaus, eine Stunde vom Brennerpoſthaus entfernt, und trieb dort ſeine Handirung. Wenn er aber nichts zu thun hatte, ſo machte er ſich das ſchlechte Vergnügen, große Steine auf die tief zu Thale führende Straße hinabſpringen und rollen zu laſſen, wodurch er den Fuhrleuten Schiff und Geſchirr hart beſchädigte, und wohl auch Pferde tödtete. Wenn ſie dann heraufkamen und jammerten, ſo jammerte das Schneiderlein kläglich mit, und beſchuppte nachher die Fuhrleute um ſo mehr, indem er ihnen ſchlechten Gewandſtoff für guten aufhing, und die Hemden viel theurer verkaufte, als ſie in Brixen oder in Sterzing zu haben waren, und meinte, je höher die Berge, um ſo mehr verkürze ſich das Holz, das ſähen ſie ja deutlich an den Bäumen, und ſo gehe es auch mit der Schneiderelle. Jählings ſtarb dieſer Schneider, und zur Strafe für ſeine Unthaten mußte er nun als Putz zwiſchen dem Brennerpoſthaus und dem Schöllerwirthshaus, ja bis nach Goßenſaß hinunter ſpuken. Da übte er manche grauſame Tücke und ließ immer noch Steine ſpringen, ſchob die Wägen abwärts den Pferden an die Beine, hemmte aufwärts die Räder u. dgl., bis ſich die Fuhrleute vereinten, auf gemeinſchaftliche Koſten den Geiſt durch einige Patres Kapuziner aus Sterzing bannen zu laſſen. Dieß geſchah, die Kapuziner bannten ihn zu den 3 Kaſern auf der Zirocker Alpe, das heißt für den Winter, für den Sommer jedoch auf die Hühnerſpielſpitze, die man von Sterzing aus recht gut ſehen kann. Von dieſer ſchreit er öfters herab, daß man es auf der Zirockeralm vernimmt: Ach! Iſt denn noch nicht bald der jüngſte Tag! Ach käme doch bald der jüngſte Tag! — Jeden Stein, den der Geiſt zu Thale rollt, und er muß deren viele abrollen, muß er wieder zur Höhe hinauftragen oder wälzen — ein Zug und Nachklang der antiken Siſyphosmythe. Ein alter Hirte legte einſt auf einen ſolchen Stein einen Geiſelſtecken, in den er das Zeichen des heil. Kreuzes eingeſchnitten hatte; der Geiſt fand ihn und ſchob ihn zur Seite, und wälzte den Stein fort. In den Stecken waren alle fünf Finger eingebrannt.

53.

Der Mitterwalder-Almputz.

Es giebt in Tirol drei Orte, die Mittwald, Mittewald, Mittenwald oder Mitterwald abwechſelnd geſprochen, geſchrieben und gedruckt werden, und nicht mit einander verwechſelt werden dürfen. Einer davon liegt an der Iſar und gehört zu Bayern, einer liegt unterm Brenner an der Eiſak bei Brixen, und der dritte liegt im Puſterthale an der Drau.

Zwei Stunden über Mittewald an der Eiſak liegt die Mittewalderalm, die auch noch einen andern Namen führt, ein ſchöner Weidefleck, der 40 Kühe nährt, nahe daran grenzt die Thaler-Alm, groß genug für 80 Kühe. Ein Grenzzaun ſcheidet beide Weidetriften von einander und ſperrt den über beide laufenden Fußweg, damit jedes Vieh in ſeinem Gehege bleibe. Die Menſchen, welche dieſen Weg gehen müſſen, überſteigen den Zaun mittelſt eines kleinen Stiegerls. Juſt an dieſer Stelle läßt ſich öfters ein Geiſt ſehen, in langem Rock mit zwei weiten Seitentaſchen, auf dem Kopfe den Dreiſpitz und in der Hand einen tüchtigen Stock mit großem Knauf, wie ſonſt die Beamten zu tragen pflegten.

Dieſer Alm-Putz, der hier den Paß behauptet, ſoll ein alter Beamter von Mittewald an der Eiſak ſein, vordeſſen ein betrügeriſcher Mann, der nun ſeine Uebelthaten an dieſer Stelle abbüßt. Daß es bei ſeinem Tode und nach demſelben nicht ganz richtig hergegangen iſt, haben manche Leute, die ihn kannten, behauptet.

Er wird als der Urheber eines Waldbrandes bezeichnet, durch welchen er ſeinen Grundbeſitz auf der Alpe vergrößert haben ſoll. Der Wald war nehmlich Eigenthum des Landesfürſten, und der Platz, auf dem der Wald ſtand, ging nach deſſen Brande in die Hände des alten Poſtmeiſters über, den man kurz zuvor, ehe das Feuer ausbrach, im Walde geſehen haben wollte. Er ſtarb als reicher Mann — und wurde nachher oft beim „Stiegerl" geſehen. Vor mehreren Jahren kam ein Jäger an denſelben Platz und ſah den Geiſt von der Thaleralm herkommen und ſich auf das Stiegele ſetzen; der Jäger weicht gleich aus und ſteigt weiter unten hinüber, wo ihn dann der Putz verteufelt verdreht anſah, ſo daß der Jäger feſt glaubte, er habe etwas Arges im Sinne gehabt. Geſchehen iſt ihm übrigens nichts.

Die Nachkommen jenes büßenden Geiſtes haben auf alle Weiſe zu deſſen Erlöſung hingewirkt, haben reichliche Almoſen gegeben, auch eine Kirche gebaut, und da in jetziger Zeit ſelbiger Putz auf der Mittewalder-Alm ſich nicht mehr erblicken läßt, ſo iſt anzunehmen, daß auch dieſer Schatten zum ewigen Frieden eingegangen ſein wird.

54.

Der Taſchiputz.

Im Oberinnthale weiß jedes Kind etwas vom „Taſchiputz", es iſt ein Spuk, bekannt wie das ſchlechte Geld.

Am Beginne des Pitzthales liegt das Dorf Arzl. Dieſe Gemeinde beſitzt hinten im Thale bei den Fernern die ſchöne große Taſchaalpe, den Tummelplatz des Taſchiputz.

Taſchiputz iſt der Geiſt eines gewiſſenloſen Mannes, der einſt Hirte auf benannter Alm war, jetzt aber in den Taſchachſee (Taſchacherſee) verbannt iſt, in einen Hochgebirgsſee, der am ſüdweſtlichen Ende des Pitzthales liegt, vom Rifflbach durchſtrömt wird, im Umfange eine Stunde mißt und köſtliche Forellen beherbergt; die Bergleute nennen ihn Taſchach oder Taſchiſee. Der heiße Pein leidende Putz lebt im Kaltenpein-Element, ein räthſelhafter Zuſtand, welchen noch kein dortiger Sündenrichter erklären konnte, daher iſt ihnen der Taſchiputz von allen Pützen der anziehendſte, weil räthſelhafteſte. Sie behelfen ſich damit, zu ſagen, daß dieſer einen beſondern Leidenszuſtand zugetheilt erhalten habe, weil er eine andere Religion einführen wollte.

Dieſer Taſchiputz taucht häufig als feuriger Hund aus dem See, durchläuft das 10 Stunden lange Thal (Pitzthal), immer dem Bach entlang mit Sturmeseile, kehrt dann um und verſchwindet wieder im See. Er ſoll das Vieh der Arzler oben auf der Alm gehütet, und dabei manches Stück auf diebiſche Weiſe bei Seite geſchafft haben; ſeine Ausrede war dann: das Stück hat ſich tod gefallen. Auch hat er zur Zeit der religiöſen Wirren der Bergknappen gegen die chriſtkatholiſche Religion ſo gearbeitet, daß er, weil er die neue Religion annahm, auch noch viele Leute im Thale auf ſeine Seite brachte.

Damals war ein frommer Mann um die Wege, der predigte im Freien von einem Felſen herab, der noch heute die Kanzel heißt, gegen die Neuerer im Glauben, und man hörte ſeine Stimme von der Schafalpe unterm Ferner bis faſt nach Imſt ſchallen; der Hirte aber verſpottete dieſen gewaltigen Prediger und nannte ihn einen Plärrer. Dafür blieb dann die Strafe nicht aus; denn der Hirte ſtarb ſehr plötzlich, und verfiel dann in die Strafe aller Abfälligen vom Glauben und der heiligen Kirche.

55.

Der Senderſer-Putz.

Im Senderſerthale, das ſich in der Nähe von Innsbruck hinter Arams, Götzens und Grinzens in die Hochalpen hinaufzieht, liegt eine Gemeindealpe, Kemateneler Alm, oder auch „d'Heach" (die Höhe) genannt,

auf der die Kematener Bauern 80 Kühe halten, nächſtdem ſie zur Ungarbergeralm 200 Stück auftreiben.

Auf dieſer „Heach", ſo geht unter den Bewohnern der nahe liegenden Gemeinden die allgemeine Sage: zeigt ſich am Vorabende hoher Feſttage ein rieſiger Almgeiſt, der das Vieh von den Ketten löſ't, es hinaustreibt, dann mit flinker und kräftiger Hand den Stall ſäubert, zu welchem Behufe er eine Miſtſcharre verwendet. Den Miſt legt er dann auf die „Radlbög" und führt ihn fort. Er macht ſeine Arbeit ſo raſch, daß der Boden zittert und hört erſt auf, wenn es Morgens im Dorf „das Gebet" läutet. Natürlich gewöhnte man ſich nach und nach an die Sache und ließ ihn unbeirrt ſchalten und walten, zumal er ſonſt nichts Böſes that.

Das kam aber anders, als einſt ein freigeiſtiger Senner die Alm bezog, der an dergleichen Spukereien nicht glaubte und diejenigen auslachte, die ihm davon erzählten. Und da er nun doch das rumoren mit eigenen Ohren hörte, wollte er der Sache auf den Grund kommen und wiſſen, was der Putz für einen Schubkarren benütze, ob einen eigenen oder den des Senners; daher band er an den ſeinen eine Schelle. In der Nacht vor dem nächſten Feiertage vernahmen der Senn und mehrere Andere, die bei ihm waren, den Ton der bekannten Glocke, welche der Senner an das Rad gebunden hatte. Hört ihr's, ſagte da der letztere: der Heiter fährt richtig mit unſerm Schubkarren; der Kerl ſoll nur für uns arbeiten. Dazu machte er ein recht höhniſches Geſicht und Gloſſen und dumme Späſſe, ungeachtet des abmahnens der Senner, die ſich von ihm entfernten, da er nicht nachließ zu ſpotten. Etwa 14 Tage nachher ging dieſer Senner zwiſchen 11—12 Uhr Mittags vor die Kaſerthüre, während die andern beiden Melcher beim Keſſel ſaßen und die Klöſe verſpeisten, welche der Oberſenner kunſtreich gekocht, denn er war ein guter Koch; ſiehe da ſchritt der große Putz vorbei und den Senner plagte der Uebermuth, daß er ihm nachrief: Du darfſt a nöt ſo heach ſein, wenn d' grad a Hexenmoaſchin biſt; kimm nu eini und iß mit uns, weil d'a die ganzi Nacht für uns arbeiteſt! Der Putz redete kein Wort, ging aber auf den Senner zu und ſchaute ihn ſo grimmig an, daß demſelben gräulich Angſt wurde und er in die Kaſer eilte und von da in die Stube; auch hieher verfolgte ihn der Putz und würgte ihn auf der Schlemm, daß er ganz blau ward.

Die andern hörten nur den Senn erbärmliche Seufzer ausſtoßen, worauf der Putz wieder ins Freie ging. Die Melcher liefen zu Hilfe und fanden den erſtern aufgeſchwollen und zerkratzt, mit blutender Bruſt auf dem Boden liegend, — halbtod. Er mußte darauf ins Dorf hinab getragen werden und ſtarb nach 2 Tagen.

Man erzählt auch, daß der Schwenninger Jockl, der jetzt in Völs Bauer iſt, 20 Jahr auf dieſer Alpe auffuhr und allerhand von dem Putz weiß. Unter anderm ſoll ihn der Geiſt an einem Sonntage bis zur Alm-

march (Alpenmarkſtein) begleitet haben, um zu ſehen, ob er gewiß zur Kirche gehe. Auch der „Helm Zanger“ (Johann Helm), ein Bauer in Götzens, war allda 30 Jahre Geishirt und weiß verſchiedenes von ſelbigem Almputz zu erzählen. Wer das alles erzählen wollte, könnte ein Buch damit anfüllen.

56.

Der Alperer mit Kothwandelfüßen.

Im Alpachthale liegt ein Alme mit 80 Kuhgrasrechten und 12 Schweinsgrasrechten in einem faſt kreisrunden grasreichen Keſſel am Fuße des Widdersberger Horns, die ſtreckt ſich bis an das hohe Horn, und führt den Namen „Kohlgrube“. Dieſe Alm gehört dem „Daslabauer“ (Simon Hechenblaiker) und die andere dem Andre Hechenblaiker und dem Johann Thunmr, ſeinen Nachbarn. Der „Dasla“ (Oswald) ſchafft ſehr rührig im Sommer ſelbſt auf ſeiner Alm, als ſein eigener Senn und Melcher, und wenn Du zu ihm auf kommſt, ſo kann er Dir erzählen, warum auf ſeiner Alm 12 Schweinsgräſer-Rechte ruhen, die an Werth 6 Kuhgräſern gleich ſtehen, während ſonſt im ganzen Lande von Schweinsgrundrechten keine Rede iſt.

Auf der „Kohlgrube“ zeigt ſich, „wenn die Heerden heimwärts ziehen“ — wie es in dem Liede lautet — ein ſeltſam geſtalteter Alberer, von rieſiger Geſtalt, und ſeine Füße ſind wie zwei Kothwandeln (Auskehrichtſchaufeln). Sein Hals iſt kurz, wie ein Stierhals, und darauf ſitzt ein damiſcher Dickkopf.

Vor einigen Jahren blieben zwei beherzte Gemsjäger über Nacht, um im Morgengrauen auf dem Anſtande ſein zu können. Als es Nacht wurde, zündeten ſie am Heerd Feuer an und rauchten ein Pfeifchen Tabak ums andere.

Da hörten ſie Schneegrugeln, Donnern ohne Blitz, welches auf den Hochthälern häufig vorkommt. Das machte ſie nicht irre. Aber bald wurden ſie doch unangenehm aufgeſchreckt, denn erſt ſchüttelte es am Dach, dann krachte es, und endlich ſtiegen zwei Füße nieder, geſtaltet wie zwei Kothwandeln, an langen Fichtenſtangen angemacht. Nach und nach kam die ganze Rieſengeſtalt herab, aber die Jäger enteilten und der Almgeiſt blies eilig das Licht aus.

Ein Ururahnl des jetzt ſo genannten Dasla führte dieſen Vornamen, kam von fernher ins Land, war ſchier ein Rieſ'. In ſeinem Bauchgurt hatten drei Männer Platz. Er baute den Hof an auf „hoher Plaike“, urbarte das Land und bändigte den wilden Alpbach. Das Wort „Hohe Plaike“ (Hochblick) wurde in „Heachenblaike“ verſtümmelt, und dann ging vom Beſitz der Name auf die Beſitzer über, die ſich zahlreich mehrten, daher der Familien-Name Hechenblaikner jetzt ſehr verbreitet iſt und häufig begegnet, und der Vorname Dasla am Hofe haften blieb.

57.

Der Brudermörder auf der Hochalpe.

Der alte Butterträger der Hochalm wohnt in der Scharnitz und weiß Verschiedenes zu erzählen.

Unter anderem auch dieſes:

Vor 200 Jahren wenigſtens (ſein Aehnl hat es auf den Tag gewußt, behauptet er) war die Hochalpe bis weit hinauf voll des ſchönſten Graſes und Waldes, und der jetzt gelichtete Fitzwald war der berühmteſte Urwald von Tirol; er ging hinauf bis zum Höchl und hatte Bäume, daß drei Leute ſelbe nicht umſpannen konnten; kurz, es war die Hochalm ein Kuhhimmel, und man hieß ſie auch allgemein ſo. Wo jetzt die Schafe herumſteigen, ſah man die Kühe weiden und das Vieh gedieh wie nirgends beſſer.

Damals hat die Alm einem reichen Bauer von Leutaſch, „Simele" genannt, gehört, welcher zwei Söhne beſaß, die, als er geſtorben war, wegen des Beſitzes dieſer Alm in heftigen Streit entbrannten.

Der jüngere iſt ein braver Bub geweſen, der andere aber ein rechter „Ruach". Es kam ſo weit, daß die zwei endlich die Alm ausſpielten. Der Jüngere gewann ſie. Er hat dann ein braves Mädl geheirathet, die jedoch auch der Aeltere gern geheirathet hätte, der aber einen Korb bekommen hatte. Der Jüngere lebte glücklich in ſeiner Ehe; jedoch der Andere kochte bittere Galle und von Monat zu Monat wuchſen ſeine Rachegedanken.

Er machte einen Prozeß anhängig, fand falſche Zeugen und er ſelbſt ſchwur einen falſchen Eid, daß das Gericht die Verloſung für ungültig erklärte und dem Schlechten die Alm als Eigenthum zuſprach.

Damals war der brave Bruder gerade auf der Alm fleißig mit Kaſen beſchäftigt und wußte nichts von dem Urtheilsſpruche. Der Schlechte aber geht ſtolz hinein in die Kaſer, und will ſeinen Bruder hinauswerfen. Aber der wehrt ſich und die Senner und Hirten „plöſchen" den erſtern tüchtig durch und jagen ihn bis außer dem Gemark hinaus ins mittlere Karwändelthal und laſſen ihn dann laufen, nachdem ſie ihn mit Zaunſpelten am dortigen Grenzzaun noch einmal „durchbloit" haben.

Der wilde Bruder aber ſchäumt vor Wuth, geht nach Hauſe, holt ſeine Büchs und ſchleicht in der Nacht wieder auf die Alm und ſchießt durch das Guckerl ſeinen Bruder in der Schlemm tod.

Aber kaum hat derſelbe die Seele ſchmerzvoll ausgehaucht, ſo zeigte ſich Gottes Zorn augenſcheinlich, um den falſchen Schwörer und Meuchelmörder zu ſtrafen. Es kam ein ſchreckliches Wetter daher mit Blitz, Donner, Schnee, Hagel und wilden Regengüſſen, daß alles zuſammengeſchlagen und verſchwemmt wurde. Hernach war es wie ein Erdbeben; da fielen zu beiden Seiten die Berge herab ins Thal und deckten die Almhütten und

Weiden über 20 Klafter hoch zu. Auch der Mörder mußte langſam unter den Schutt verſinken und muß als Geiſt darunter ſchrecklich leiden. Man hört ihn oft fürchterlich winſeln und heulen, und trotz daß man Bittgänge und Sühnopfer veranſtaltete, blieb alles vergebens.

Das Hochthal voll Steingerölle fiel, da kein Menſch mehr damit etwas anzufangen wußte, als verrufener Ort dem Kloſter Werdenfels zu, welches, wo es möglich war, die Plätze wieder etwas herrichtete und etwa nach 100 Jahren hatte ſich's ſo geſtaltet, daß auf der überſchütteten Alpe eine neue entſtand. Es wurde auch ein hübſches Kirchlein dahin geſetzt, wo manchmal im Jahre Meſſe geleſen wird. Die Seele des Mörders aber wandert noch immer herum und jammert Nachts und lärmt, daß es ein Grauſen iſt; ſie muß büßen bis zum jüngſten Tag, und wie es beim letzten Gerichte erſt wird — das weiß Gott!

Seit den letzten 70 Jahren iſt die Alpe durch Kauf an verſchiedene Eigenthümer gekommen; jetzt beſitzt ſie der Sammler und Erzähler dieſer Sagen.

58.

Die Geldmeſſerinnen.

In Lofer, einem Markte an der Grenze Tirols, gegen das Salzburgiſche hin, lebte ein reicher Bauer, der als er ſtarb, drei Töchter hinterließ, von denen die jüngſte völlig blind war. Hierauf theilten die Schweſtern, deren Mutter ſchon früher verſtorben war, des Vaters hinterlaſſenes Geld und den ſonſtigen Nachlaß. Es fand ſich des Geldes ſo viel, daß es mit Schäffeln getheilt werden mußte. Aber dabei übten die ſehenden Töchter gegen die blinde Schweſter eine ſcheußliche Bosheit. So oft an dieſe letztere die Reihe kam, drehten ſie das Gemäß um, daß der Boden nach oben kam, belegten dieſen bis zu dem ſchmalen Rande mit Geldſtücken, und ließen die Blinde oben darauf greifen, damit ſie ſich überzeuge, daß auch ſie volles Maaß erhalte. So bekam die arme Blinde nicht den hundertſten Theil ihres Erbes. Die habſüchtigen Schweſter aber bargen den durch Trug gewonnenen Reichthum in eine geheime Felshöhle, und nahmen davon, ſo viel ſie brauchten. Aber der gerechte und allſehende Richter im Himmel lebt, und als jene Schweſtern verſtorben waren, wurden ſie verurtheilt, in Geſtalt ſchwarzer Hunde mit glühenden Augen in jener Höhle zu liegen und ihren Schatz zu bewachen, und zwar ſo lange, als bis jeder, der überhaupt dazu gelangt, dieſem Schatze ſich nahen zu können, mit Beſcheidenheit ſo viel genommen, als er gerade bedarf. Nimmt er mehr, ſo iſt er verloren, den Geldgierigen zerreißen alsbald die Hunde. Wo ſind nun aber in der Welt die mit Wenigem zufriedenen? Die treuloſen Schweſtern werden wohl noch lange an ihrem Schatze zu hüten haben.

Dieſe Sage iſt mit Veränderungen auch in andern Gegenden heimiſch.

Auf dem Gipfel des Pechhorns im Loferer Thale ſteht, der Sage
ch, auch ein Schatz, eine Rieſenkanne voll geſchmolzenen Goldes, das
i Vorabenden heiliger Feſte, beſonders aber in der Johannisnacht, über-
eßt. Nur beſonders Muthigen und auserwählt Glücklichen iſt vergönnt,
von zu erhalten. Ein großer ſchwarzer Mann hütet den Schatz; der wollte
iſt einen Schneider aus Unken, das auch im Loferthale liegt, glücklich
achen, der Schneider hat ſich aber ſo ſchrecklich gefürchtet, und iſt ſo da-
n gelaufen, daß er noch lange der Spott aller Unkener geweſen iſt*).

59.

Der Schatzhüter auf dem Bachlerfilzen.

Ueber den „Reichenfeldern" im Alpbachthale erhebt ſich ein Kogl, deſſen
ipfel ſchön abgeplattet iſt, und „Bachlerfilzen" heißt. Dort hauste
n Schatzhüter, von dem man nicht recht weiß, ob er elbiſcher Natur war,
er ein büßender Geiſt. Im Sommer des Jahres 1804 ging der Jäger
endl vom Zillerthale dort hinauf auf die Gemsjagd, ſetzte ſich auf den
ilzen, zog ſein Spatal (Butterſchachtel) hervor, ſtrich ſich Brod, und hielt
in frugales Mittagsmahl. Seinen Bergſtock hatte er neben ſich in die
rde geſtoßen und ſeinen Stutzen daran gelehnt. Wie er den Stock aus
r Erde zog, ſah er, daß der große eiſerne Stackle (Stachel) ſo ſchön gelb
eißte, wie das gediegenſte Gold. Flugs ſtörte der Bendl mit dem Stocke
n Waſſer und in der Erde herum, und fand einen feinen glänzenden
hm, aus dem er Küglein formte, und damit ſein Spatal faſt voll füllte,
m Spiel für die Kinder. Dieſe freuten ſich auch gar ſehr über die gold-
eißenden „Zwintpfurtſcher", ſpielten täglich damit und verloren ſie faſt
le. Zufällig ſah ein Bergmann, der beim Bendl einſprach, noch einige
enige, nahm ſie an ſich, trug ſie nach Sbruck, und brachte dem Jäger
Ducaten dafür, unter dem Beding, daß er ihm den Ort zeige, wo der
äger den Lehm gefunden. Beide ſtiegen zum Bachlerfilzen hinan, fanden
uch den Ort, aber von dem Lehm keine Spur. Der Schatzhüter hatte dem
äger das Glück vergönnt, und nicht dem Bergmann; auch ſcheidet all
lches Glück, ſobald es einer verplaudert.

Ein Jahr ſpäter ging derſelbe Jäger über die Filzen herab in den
raben, das „Sagerthal" genannt. Er ging auf Gamſen aus und aß da
n Mittag, betete darauf wie gewöhnlich ein Dankgebet, und wie er neben
ch ſchaute, ſah er einen offenen Stollen in der Wand. Im Stollen hingen
ie und da von der Decke große glänzende Goldzapfen, gerade wie Zirm
Zirbelbäumzapfen). Hei, wie ſpreizte da der Jäger die Augen auf und
reute ſich des Reichthums. Er lehnte die geladene Büchſe an die Wand

*) Bechſtein: Deutſches Sagenbuch. 983.

und wollte die goldenen Tſchurtſchen abbrocken, welche ſo einladend herabhingen, aber der Schatzhüter führte ihn in eine Verſuchung. Der Jäger brauchte nur noch etliche Schritte zu machen — da ſprang auf einmal ein hinkender Gemsbock neben ihm vorbei und der leidenſchaftliche Gemsjäger dachte: Ei da kann ich zwei Haſen auf einen Schuß ſchießen, erſt die Gems, dann die Goldzapfen — denn letztere laufen mir doch nicht davon. Er ergreift die Büchſe wieder, die Gems lockt ihn über ein Eck und — verſchwindet. Jetzt will er zurück zum Stollen, und ach — auch dieſer war zugeſchloſſen, nicht ein Sprünglein im Felſen war zu ſehen. Die Schatzhüter üben gern Tücke.

60.

Die Greinerhüter.

Auf einer Alpe des mineralienreichen Greiner im Zemgrunde hauſen Schatzhüter.

Ein Bauer aus dem Zillerthale vom Dorfe Mairhofen kam einſt hinauf, ſah allda Leute ſitzen, welche luſtig Branntwein tranken und Karten ſpielten; er hielt ſie für Hirten. Sie brachten ihm Beſcheid, d. h. ſie reichten ihm ein Glas Branntwein zum Geſundheittrinken.

Man fragte um dieß und das; er bekannte, daß er ein „armer Heiter" ſei, und ſie verſprachen ihm Geld zu geben, wenn er ſich verbindlich mache, nach dem Tode hüten zu helfen.

Jener lachte dazu und meinte, das wär' ihm ſchon recht, und wenn ſie ihm „toll" Geld gäben, wolle er gern den Pakt eingehen.

Nun erhielt der Bauer wirklich ſo viel Geld, als er fortſchleppen konnte.

Er wurde ein wohlhabender Mann, aber dabei auch älter und erinnerte ſich oft an ſein Verſprechen, welches er den Greinerhütern gegeben hatte.

Er begab ſich zu einem Schwarzkünſtler und zu Bauerdoktoren, wovon im Lande mehr oder weniger ſtets vorhanden ſind, welche auch mehr als andere Menſchen verſtehen und über Hexereien und Teufelsſpuk genau unterrichtet ſein wollen.

Jedoch alle ſagten ihm, daß da weder Gegenbann noch Segen der Geiſtlichen ihn befreien könne.

Daher ergab er ſich. Als ſein Tod herannahte, verlangte er, daß man ihn nach dem Abſterben ſogleich auf das Rechbrett lege, daß man ihm neue Handſchuhe und ein warmes Lodengewand anziehe und daß niemand bei ihm wache; dann, ſetzte er bei: wiſſe er, was er zu thun habe.

Man that, wie er gewünſcht, und ſtaunte nicht wenig, als man ihn früh morgens dem Eisberg zu gehen ſah. Seine Leiche war verſchwunden. Ein Beweis, daß er ſelbſt Greinerhüter wurde. Noch jetzt bewundert man ſeinen Muth und die Ergebung; ein Haſenfuß wäre vor Jammer zur Schande der Zillerthaler verzweifelt.

Ein anderer Bauer, aus der Gegend von Finkenberg, ging auch dahin
ll desperater Gedanken und forderte Geld und hatte ſich verpaktirt.
Man verbot ihm, umzuſchauen, wenn er fortgehe; aber er ſchaute
nnoch um, und ſah, daß die Greinerhüter in Eis eingefroren waren; —
tſetzt warf er das Geld zurück und eilte davon, und war gerettet —
och ging er immer „gawich“ umher, und ſtarb nicht lange darauf.

61.

Die Silbertäufer.

Unterm Bergfall-Schrofen am Höttinger Gebirge, dem Achſelſtein und
olſtein entragend, lag eine reiche Silbergrube. — Es werden wohl mehr
s hundert Jahre her ſein, daß einſt die Knappen einen ſo großen Silber-
umpen fanden, daß von den nahen Allerheiligenhöfen vier Ochſen einge-
annt werden mußten, um dieſen Klumpen, nachdem er zu Tage gefördert
ar, zur Münzſtätte zu fahren. Dieſe Fahrt erfolgte an einem „Pfingſtig“
Donnerstag). Die Straße führte damals durch das Dorf Hötting, denn
unten im Grunde, wo jetzt die Poſtſtraße hinzieht, war nur aufgeſchwemmtes
iesland. Die Knappen waren ſehr luſtig über ihre ſo reiche Ausbeute,
ıb als ſie nun herwärts zu dem „Schlaggar“ geheißenen Knappenwirthshaus
eht zum Bärenwirth) kamen, übernahmen ſie ſich ſo ſehr im Wein, daß
nen in ihrer rauſchigen Tollheit der Gedanke kam, den Silberklumpen zu
ufen, und der Wirth nährte fleißig dieſen frevelhaften Gedanken. Nur
ner der Knappen rieth ernſtlich ab, aber die trunkene Mette war einmal
n Gange; von zwölf Knappen nahm jeder ein Schaff voll Wein, und goß
auf den Silberklumpen vor der Thüre, und zwar um ſo öfter, je mehr
r brave Knappe abzuwehren ſuchte, ſo daß der Wein vom Schlaggar bis
r „Süßenmüllerbrucken“ und in den Mühlbach hinabrann. Dieſe alte
wölbte Brücke ſteht noch. Als der Frevel vollbracht war, fuhren die
nappen weiter nach Hall, allwo die Silberſchmelze ſich befand. Kaum
ar das Erz geſchmolzen, ſo wallte es ſchäumend auf, mit Donnerkrachen
arſt der Ofen, und eine blaue Lohe ſchlug aus ihm zum Himmel. In
rſelben Stunde ſtarb jählings der Wirth zum Schlaggar. Aber die
nappen ließen ſich nichts anfechten, ſie kehrten auf dem Rückweg wieder
n Schlaggar ein, zechten aufs neue, und tanzten die halbe Nacht hindurch,
eckten Bratwürſte ſtatt Federn auf die Hüte, und runde Brotſchnitte ſtatt
amsbärte, ohne ſich darum zu bekümmern, daß die Leiche des Wirthes
uf dem Rechbrett lag.

Nach Mitternacht ſollte es noch immer ſo fort gehen, aber die fromme
Virthin gab kein Fleiſch mehr her, und ſtellte ſtatt deſſen breite Faſtenküchl
uf. Darüber lachten und ſpotteten die Knappen über alle Maßen, be-
eſtigten die Küchlein auf ihren Schuhen als Roſetten, und zogen gegen
Morgen ihres Weges nach der Silbergrube.

Kaum waren die zwölf gottlosen Knappen wieder im Schacht, so brach die Silbergrube zusammen, der Berg spaltete sich und die ganze Umgebung wurde von Trümmern des Bergfalles überschüttet. Vier jammernde Wittwen suchten vergebens nach den Gebeinen ihrer erschlagenen Männer. Nur der dreizehnte Knappe, der von der Silbertaufe abgerathen, blieb am Leben. Die Verschütteten wurden in Schatzhüter verwandelt und büßen noch immer ihren Frevel. Vergebens hat man damals und noch bis in die neueste Zeit versucht, die reiche Silbergrube wieder aufzuthun.

62.

Der Schatzhüter im Schlutterthale.

Im Höttinger Gebirge liegt auch das „Schlutterthal", in welchem ein Schatzhüter haust. Ein armer Knecht, Namens Franzl, der für die Höttinger Bauern Holz fällte, ging Abends nach dem Gebetläuten heim, und dachte bei sich selbst: Ach, wenn das Schlutterthaler Zwergl doch mir auch was gäbe!

Gleich darauf sah er seitwärts am Weg ein kleines Manndl sitzen, das ächzete (ächzete) ganz erbärmlich, und da fragte der Franzl: Was fehlt Dir? — Ach, ich hab' eine gar schwere Bürde, die ich kaum derschleppn kann, ich will Dir s' schenken, aber wirf s' nit fort, bring s' heim. — Der Knecht nahm die Bürde und fand sie sehr leicht; aber sie wurde, je weiter er ging, immer schwerer und schwerer, und zuletzt konnte er sie nicht mehr tragen. Er warf also den Sack ab, und öffnete ihn, zu sehen, was darin sei. Da war der Sack voll Roß — kastanien? Nein, etwas schlimmeres. Zornig schüttete der Franzl den Sack aus; es war beim Höttinger Sandbühl neben dem sogenannten „großen Gott", und dachte: den Sack willst D' wenigstens mit nehmen. Dabei hörte er etwas, das wie seufzen und weinen klang. — Wie der Franzl heim kam, klingelte noch etwas im Sack, er schüttete ihn aus, da war es ein Rest Roßgaggele, die waren aber in Goldstücke verwandelt. Eilend lief der Franzl zurück, die ausgeschütteten Roßeier zu holen — aber da lag weder Laub noch Staub von ihnen. Später erfuhr der Knecht, daß er den Schatzhüter leibhaftig gesehen, einen ehemals reichen Bauer, der seinen Reichthum vergraben habe und nun so lange geisten muß, bis einer denselben, scheinbar als ekeln Koth, nach Hause trägt. Dem gehört dann der Schatz, und dessen Hüter geht erlöst zur ewigen Ruhe ein.

63.

Der Sigmundsburger Schatz.

Einem kleinen tiefgrünblauen Alpensee am Fuße des Fern entragt, eine halbe Stunde hinter Nassereit, die alte Siegmundsburg, thronend

auf einem in den See vorſpringenden Felſenriff. Unter den Mauern der Burg befindet ſich ein Kellergewölbe und in dieſem ruht ein unermeßlicher Schatz, deſſen Hüter die Geſtalt eines großen, ſchwarzen, zottigen Hundes hat annehmen müſſen. Bisweilen erſcheint dieſer Hund auch über und über leuchtend, brennt aber nicht. Im Rachen hat dieſer Hund einen Schlüſſel, der die Schatztruhe öffnet, aber niemand kennt die Bedingungen, unter welchen der Schatz zu heben iſt. Zudem iſt der alte Keller noch ſo wohlverwahrt, daß man nicht nur ſo ohne weiteres in denſelben zu gelangen vermag. Wahrſcheinlich muß erſt die Siegmundsburg ganz in Trümmer zerfallen, bevor der Keller zugänglich wird, und dann erſt mag es dem Schatzhüter glücken, den Erlöſer zu finden, auf den er ſchon lange harrt. Darüber können aber noch ein Paar Jahrhunderte hingehen.

64.

Die Schlangenjungfrau.

Im Kaunſerthale, das bei Prutz in das Ober-Innthal ausmündet, aber weit oben, eine Stunde hinter Feuchten, ſteht am Wege eine alte, faſt zerfallene Jägerhütte öde und unbewohnt, und dennoch iſt ſie manchmal hell beleuchtet. Darunter iſt ein eingefallener Keller, und in dieſem ein großer Schatz verborgen, der ein Königreich aufwiegt. Er wird bewacht von einer Schatzhüterin, welche bald als Schlange, bald als wunderſchöne Jungfrau um Erlöſung fleht.

Einſt ging einer der wildeſten Burſchen des Thales Nachts vorbei und wie er beim Fenſter Licht ſah, ſtieg er über die halbzerfallene Mauer hinein und ſah ein Mädchen, wie ein Engel ſo ſchön, drin ſitzen, welche ihr Haar flocht.

Er jauchzte zuerſt, wie es beim fenſterln üblich iſt, ſprang dann zu ihr ins Zimmer und ſetzte ſich zu ihr hin, als wär er ſchon längſt mit ihr bekannt. Der kecke Muth ſchien ihr zu gefallen. Sie fragte ihn: gefall ich Dir? worauf er ungenirt erwiederte: Du biſcht ſakkra das ſchönſt Dirndl im ganzen Thal und weita bis 'Sbruck (Innsbruck); Dich müßt i habn, wann i a alli Bubn aus'n Thal außi robblen müßt.

Das Mädchen lächelte und ſagte zu ihm weiter: Schau mich recht an, ob ich Dir gefall', und wenn Du mit robblen wirklich ſo ſtark biſt, ſo kannſt ſchon mit mir die Prob' machen, ich glaub Du biſt nur ein „Reder" (Schwätzer). Sie ſagte ihm nun weiter, daß ſie ſich verwandeln werde, und zwar in eine Schlange mit Schlüſſel und Krone. Wenn er ihr beide abgewinne, ſo ſei ſein und auch ihr Glück gemacht.

Ha! meinte der Robbler: da mögen eine ganze Stubevoll Schlangen kommen, ich werde mit allen fertig werden!

Sie verwandelte ſich ſogleich in eine große Schlange, hielt den Schlüſſel

zum verborgenen Schatz im Munde und hatte eine glänzende Krone auf. Sie ringelte ſich dreimal um ſeinen Leib, und davor entſetzte er ſich, riß ihr wohl den Schlüſſel aus dem Munde, aber ſtürzte alsbald wie tod zu Boden.

Als er erwachte, lag er außen beim Jägerhaus im Walde, und bereute nicht nur den Verluſt des Schatzes, ſondern ſchämte ſich ein Robbler zu ſein, der, wie viele andere, nur mit dem Maule Heldenthaten zu vollbringen im Stande war.

Lebhaft erinnert dieſe Sage an die Schlangenjungfrau im Heidenloch bei Augſt, bei der der Schneider von Baſel auch nicht zum Ziele gelangte.*)

65.

Der Augsburger Kaufmann.

In einem Hauſe zu Namlos, ohnweit Berwang, in dem am Ausgange furchtbar wilden und ſchwer zugänglichen Rothlochthale, liegt ein Schatz, den einſt, zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, auf einer Reiſe durch dieſe Thalſchluchten ein Kaufmann aus Augsburg vergraben hat. Aber er ſchrieb nichts darüber nieder, und da ihn bald darauf feindliche Truppen in ihre Gewalt bekamen, und ihn ermordeten, da ſie keine Beute bei ihm machen konnten, ſo mußte ſein Geiſt nach jener Stelle hinſchweben und dort ſeinen Schatz ſo lange hüten, bis einſt einem ſeiner Nachkommen es glückt, denſelben zu holen und ſeiner dann theilhaftig zu werden. Dieſer Schatzhüter zeigt ſich in Geſtalt eines uralten, kleinen, grauen Männleins, mit einer grünen Brille auf der Naſe, einer Feder hinterm rechten Ohr, und ſpielt beſtändig mit einer Zirbelnuß, dem Wappenbilde der Stadt Augsburg, oder klingelt mit drei Schlüſſeln, welche eines der alten Augsburgiſchen Patriciergeſchlechter, die Portner, im Wappen führten. Vielleicht entſtammte derſelbe Schatzhüter dieſem Geſchlechte.

66.

Der Schatz im Falkenſtein.

In der „Sperten", einem fünf Stunden langen Thale zwiſchen Hopfgarten und Kitzbühel, ſteht eine hohe Felswand zu Tage, der Falkenſtein genannt, noch mit Trümmerſpuren eines alten Baues, um die mannichfache Sagen kreiſen. Zuerſt ſoll ein Heidenſchloß auf dem Falkenſtein geſtanden haben, und noch ſtürze ein Waſſerfall über ein eiſernes Thor, das die Gewölbe voll reicher Schätze verſchließt, oder ſtatt des Schloſſes ſoll es ein Götzentempel geweſen ſein, deſſen goldene und ſilberne Bildniſſe und

*) Siehe: L. Bechſtein Deutſches Sagenbuch. 27.

Geräthe noch dort eingeſchloſſen ruhen. Ein wildes Bergfräulein bewacht als Schatzhüterin dieſen Hort ſchon ſeit tauſend Jahren. Vor dreißig Jahren ohngefähr, ſo lange, oder auch noch etwas länger, wird es wohl her ſein, hat der Senn von der Hoferwirthsalpe das Fräulein geſehen, und ſie hat ihm ihre Gunſt geſchenkt, ihm auch das Geheimniß zu lehren begonnen, wie ſie zuſammt dem Schatz zu erlöſen ſei. Sie trat jeden Samstag aus dem Falkenſtein heraus und trug Gold für ihren Günſtling in der blüthenweißen Schürze. Seine Kameraden belauſchten ſeine heimlichen Gänge, ſahen ihn bei dem Bergfräulein, und dieſes ſprach: Du ſiehſt mich heute, und niemals wieder. — Und alſo geſchah es auch.

Später ſoll das Schloß auf dem Falkenſtein der Margarethe Maultaſche gehört haben.

67.

Schatzwächter im Engelsberge.

Eine Viertelſtunde von Hopfgarten liegt im Brixenthale die maleriſche Burgtrümmer Engelsburg, und unter ihr ruht ein großer Schatz, bewacht von einem ſchwarzen Hunde. Auf der Burg ſaß vordeſſen ein Schloßhauptmann nebſt einigen Rittern, welchen zugleich auch der Schutz der 1½ Stunden entfernten Burg Itter anvertraut war. Dieſe Ritter häuften viele Schätze zuſammen, die ſie in die Gewölbtiefen der Engelsburg bargen, und die nicht entdeckt wurden, als im großen Bauernkriege 1525 und 1526 die Salzburger und Vintſchgauer Bauern beide Burgen brachen. Neben den Trümmern der Engelsburg ſtehen noch zwei uralte Kirſchbäume, und in deren Nähe ſoll zu gewiſſen Zeiten ein gewölbter Gang offen ſtehen. Am nördlichen Fuße des Hügels ſteht das kleine Wallfahrtkirchlein zu St. Elsbeth, das eine ritterromantiſche Sage umblüht, und ebenfalls am Fuße ruht auch das Häuslein einer armen Wittwe, insgemein das „Storzanibele“ genannt. Zu ſelbem Storzanibele kam einſt ein ſonderbar gekleideter Mann, der ſehr geheimnißvoll that, und ihm vertraute, daß in nächſter Nacht der Schatz zu heben ſei. Wenn das Storzanibele ihm zu ſolchem Werk behülflich ſein wolle, ſo ſei ihr beiderſeitiges Glück gemacht. Wenn nichts böſes dabei zu thun ſei, meinte das Storzanibele, ſo wolle es wohl helfen; ſie könne gar gut einen Schatztheil gebrauchen.

Gegen Mitternacht zündete nun das Weibele eine geweihte Kerze an, that ſie in eine Laterne, leuchtete dem Fremden zur Ruine hinauf, wo ein unterirdiſcher Gang offen gefunden und durchſchritten wurde, und empfing in einem Gewölbe die Weiſung, immer auf das Zifferblatt einer Taſchenuhr zu ſehen, und ſich durch nichts ſtören zu laſſen, wenn er aus einem mitgebrachten Buche laut leſe, aber auch vor Mitternacht keinen Laut von ſich zu geben. Der Fremde las und las, und dem Storzanibele ſchien es, als verwandele ſich das Gewölbe in einen weiten Ritterſaal mit lebensgroßen

Erz- und Steinbildern längs der Wände; doch es fürchtete ſich nicht, denn es hatte ſich mit geweihten Anhängſeln verſehen und auch vorher am Elsbethkirchlein gebetet. Eine Nebenzimmerthüre that ſich auf, im Zimmer ſtand eine ſchwere eiſerne Truhe, und auf der Truhe lag der Wächter, der ſchwarze Hund. Aber der regte und bewegte ſich ſehr unruhig, bläckte die Zähne und ſtreckte ſeine Zunge lang und länger wie eine rothe Schlange nach dem Beſchwörer, und die Schlange fuhr ihm ins Geſicht; da ſank er wie entſeelt zu Boden. Das Storzanibele aber kreiſchte laut auf und ſchrie um Hülfe, und rüttelte an dem Fremden, und brachte ihn mit Mühe wieder zu ſich, aber da war alles verſchwunden, Saal und Schatz und Hund — alles. Und der Fremde ſchalt das Weibele heftig, daß es geſchrieen, nun ſei alles vorbei, und der Schatz nicht mehr zu heben. Da ſprach das Weibele: Seid froh, daß wir die lebendige Seele davontragen, es iſt vielleicht ſo für uns beide beſſer. Darauf hat der Fremde die Gegend verlaſſen und ſich nie wieder blicken laſſen.

Manche erzählen, ein armer, aber ſehr redlicher Glasarbeiter habe ſpäter den Schatz gehoben, und ſich dann im nahen Thale Hörbrunn niedergelaſſen, wo ſeine Nachkommen noch glücklich als Glasherren ihr Geſchäft in hoher Blüthe erhalten.

Auch ſoll, ſo geht noch eine Sage, einſt ein „Venediger" den Schatzhüter beſſer, als jener Fremdling, bewältigt haben, und einen ganzen Wagen voll Reichthums aus dem Burggewölbe über das Unterrainerfeld gefahren haben. Selbiger Wagen hinterließ ſo tiefe Spuren, daß man noch heute die Radgleiſen ſehen kann.

68.

Schatz auf Maultaſch.

Ueber der Straße, die von Meran nach Botzen führt, ohnweit Terlan, werden die Trümmer der Burg Maultaſch oder Maultaſche erblickt, die einſt ein Lieblingsaufenthalt der Fürſtin mit dieſem Beinamen war, und nach der Sage von ihr den Namen erhalten haben ſoll, nach anderer Sage hingegen habe die Herrin von der Burg den Namen erhalten. Die eigentliche Burg ſtand tief im Thale und verengte und bewachte zugleich die Straße. An derſelben wird noch ein Loch im Felſen gezeigt, dieſes ſoll zu einem unterirdiſchen Gange führen, durch welchen Margaretha Maultaſche, wenn ſie wollte, nach Schloß Neuhaus, der obern Burg, gelangte. In dieſem Gange liegt ein Schatz, bewacht von einem Hüter, der ausſieht wie der leibhaftige Teufel. Noch Niemand hob ihn. Die Umwohner erzählen einen Schwank, wie zwei Meraner Bürger den Entſchluß gefaßt, ihn zu heben, und ſich auf den Weg gemacht, und zu einander geſprochen, heute entgeht uns der Teufel nicht! Das habe ein vor ihnen her wandelnder Metzgerknecht gehört, und ſich ſammt ſeinem großen Hunde in das Knappen-

loch verborgen. Wie nun die Meraner am Eingang Zauberſprüche gemurmelt und geweihtes Pulver geſtreut hätten, ſei der Hund auf ſie losgefahren, und jene ſeien zum Tode erſchrocken, eilend davon gelaufen, in der Meinung, der Teufel ſitze ihnen ſchon auf dem Genick.

69.

Der Rittergeiſt im Ahnenſaale.

In Brixen ſteht noch der alte palaſtartige Ahnſitz der Herren von Lachmüller, eines uralten tiroliſchen Adelsgeſchlechtes. In dieſem Hauſe, und zwar im Ahnenſaale, geht der Geiſt eines in demſelben abgebildeten Ritters um. Zur Zeit des franzöſiſchen Einfalles im Jahre 1797 wurde ein franzöſiſcher Officier nebſt einigen Soldaten dort einquartirt; der Raum war durch die zahlreiche Familie des Eigenthümers etwas beſchränkt, und der Franzoſe verlangte ein größeres und ſchöneres Zimmer, als das, welches er angewieſen erhalten hatte, und mit dem er nicht zufrieden war. Es blieb nur der Ahnenſaal übrig, und der Officier bezog denſelben, indem er lachend und ſpottend die Bedenklichkeiten, daß es in dieſem Saale nicht geheuer ſei, von ſich gewieſen hatte. Der Officier gebrauchte alle die bei ſolchen Vorkommniſſen erwähnten Vorſichtsmaßregeln gegen Beunruhigung von Geiſtern mit Fleiſch und Bein, ließ ſeinen entſchloſſenen Burſchen bei ſich im Saale ſchlafen, und ſchlief ohne Furcht ein.

Um Mitternacht erwachend, ſah der Offizier einen ritterlichen Herrn vor ſich ſtehen, der ihn wilden Blickes anſtarrte. Der Offizier rief ihn an, und da jener nicht wich, durchſtach er die Geſtalt mit ſeinem neben dem Bette blank liegenden Degen. Die Geſtalt aber breitete ihre Arme aus, umhalſte den Officier und drückte ihn ſo heftig und ſo lange an ſich, bis ihm der Athem ausging.

Spät ermunterte ſich der Burſche, er fand ſeinen Herrn ſterbend, und lärmte das Haus wach. Mit matter Stimme erzählte der wieder zu ſich kommende Officier, was ihm begegnet, bezeichnete eines der Ahnenbilder als deſſen, der ihm vor das Bette getreten und ihn ſo heftig an ſich gepreßt habe, und zwei Stunden darauf war er tod.

Sehr glaubwürdige Männer haben das erzählt, und in Brixen iſt es eine allbekannte Sage.

70.

Das Fräulein von Maretſch.

Zur Mitternachtszeit ſieht man oft ein weißgekleidetes Fräulein auf dem alten Schloſſe von Maretſch klagend herumwandeln. Ihr Haar fliegt im Winde, ihr ſchönes Antlitz iſt todtenfahl, das Auge gebrochen. Es iſt Kunigunde, die einzige Tochter des Ritters von Maretſch, einſt das ſchönſte

Edelfräulein im weiten Gau. Obgleich kaum ſechszehn Jahre alt, liebte ſie den jungen tapfern Ritter Theobold von Trauenſtein, der unter Friedrich dem Rothbart mit der tiroliſchen Ritterſchaft den Kreuzzug mitmachte, um ſich auf dem Schlachtfelde gegen die Ungläubigen den Ritterſchlag zu verdienen, der ihm zugleich — nach dem Verſprechen des alten Maretſchen — die ſchöne Tochter als Gattin einbringen ſollte.

Schon waren zwei Jahre vergangen, ſeit vom Vater der Braut geſegnet, der Bräutigam von dannen zog; da kam einſt ein Pilger aus Paläſtina, bat im Schloſſe um einen Imbiß und erzählte von den blutigen Kämpfen der Ritter und Sarazenen.

So kam er auch auf den Ritter Theobald zu ſprechen, und erzählte, daß derſelbe große Ländereien erobert, endlich eine reiche Paſchatochter geheirathet und ſo ſein irdiſches Glück gemacht habe.

Kunigunde erblaßte und ſank bald darauf einer Ohnmacht nahe zu Boden; ihre Zofen trugen ſie in ihre Kammer, denn ſolch eine Treuloſigkeit brach ihr das Herz.

Sobald aber das Fräulein aus dem Zimmer war, ſprang der Pilger freudig auf, drückte den alten Maretſcher ans Herz, warf Mantel und Kragen weg, und in blanker Rüſtung ſtand der Ritter von Treuenſtein vor ihm, welcher ſich ſo vermummt und in ſolche Kleidung geworfen hatte, um die Treue ſeiner Braut zu prüfen.

Laßt uns nun ſchnell zu meiner lieben Kunigunde eilen, ſprach er zum Vater, um den Schmerz gut zu machen, den ich ihr bereitete, und mit pochendem Herzen eilten ſie über einen Gang ins Zimmer der Braut.

Aber das Gemach war leer, das Fenſter offen, und als ſie hinabſahen in den Schloßgraben, lag Kunigunde blutig und zerſchellt in der Tiefe. Der unzeitige Scherz hatte ſie der Sinne beraubt, und in dieſem Zuſtande ſprang ſie in den Tod.

Der Bräutigam ſprach kein Wort mehr, ſtumm zog er wieder in den Kampf, und niemand hat mehr von ihm gehört. Der alte Maretſcher ſtarb bald darauf aus Gram.

Im Jahre 1520 ſtarb dieſes edle Geſchlecht mit Hieronimus v. Maretſch gänzlich aus. Wer jetzt auf der Waſſermauer bei Botzen gegen Klobenſtein wandelt, ſieht Schloß Maretſch rechts im ebenen Boden aus grünen Weinlauben ſich einſam hervorheben.

71.

Eſchenloher Schloßfräulein.

In den Trümmern des Schloſſes Eſchenloh im Ultenthale ſieht man zur Nachtzeit am Fenſter ein rothblaues Lichtlein brennen, und in der Dämmerung erſcheint oftmals eine Jungfrau, die weinend an den Schloßabhängen wandelt.

Es iſt des Schloßfräuleins Geiſt, welches im Leben unehrbare Lieder ſang, und dadurch fromme Leute ärgerte. Das blaue Licht brennt an derſelben Stelle am Fenſter, durch welches jenes Fräulein ſeine ſündigen Lieder hinaus geſungen hat.

Bei Schloß Eſchenloh ſteht eine himmelhohe Fichte. Wer in die Zukunft, zumal in ſeine eigene, blicken will, und in ſternenheller Nacht dieſe Fichte beſteigt, der erblickt am Himmel eine klare und lesbare, die Zukunft enthüllende Sternenſchrift, und hört ſich umtönt von wunderbaren Stimmen.

72.

Die blaue Flamme.

Eſchenloh ganz nahe, auch im Ultenthale, gleich im Eingange, ragen die Mauern und Thürme des noch wohl erhaltenen Schloſſes Braunsberg empor. Unten durch den tiefen Grund rauſcht die Valſchauer, der Thalbach, mit ſchaurigem toſen. Dort unter der Burg, im tiefen düſtern Schlunde ſchwebt in mancher Nacht eine blaue Flamme. Dieſe iſt der unſelige Geiſt eines vormaligen Burgvogtes, dem ſein Gebieter bei einem Zuge in das heilige Land ſeine Gemahlin anvertraute. Treulos, wie der verrätheriſche Golo in der Sage von der frommen Pfalzgräfin Genoveva, entbrannte dieſer Burgvogt in Minne gegen die Gräfin Jutta von Braunsberg, und da dieſe ihn ſtreng zurückwies, ſo bemächtigte er ſich durch Liſt ihres Brautringes, zog dem rückkehrenden Gemahl entgegen, und verläumdete die treue Frau als eine ungetreue Ehebrecherin. Der Graf ſchwur ihr wüthend Tod oder ewigen Kerker; ein frommer Edelknecht, der das hörte, eilte aber voraus, und ſagte der Gräfin alles an, um ſie zu retten. Von Angſt getrieben, ſtürzte ſich Jutta Angeſichts des nahenden Gemahles aus einem Fenſter der Burg in den Schlund der Valſchauer; aber Engelhand beſchirmte die Reine, eine aus der Tiefe ragende Fichte fing die Sinkende auf. Von Schreck, Entſetzen und Reue getrieben, ſtürzte ſich nun der Burgvogt in die Tiefe, zerſchellte ſchaurig am Geſtein und endete im toſenden Wildbach. Durch dieſe Vorgänge erſchüttert, wählten Graf und Gräfin den geiſtlichen Stand und traten in das Kloſter Weingarten in Bayern ein.

Dieſe Sage hat nicht nur mit der erwähnten Genovevenſage verwandte Züge, ſondern auch mit jener von der Gräfin Ida von der Toggenburg in der Schweiz. *)

73.

Die Jaufenburgerin.

Hoch oben im Paſſeierthale, hinter dem Sand, ob Sankt Leonhard, ſchmückt die Trümmer der faſt ganz verfallenen Jaufenburg einen

*) S. L. Bechſtein: Deutſches Mythenbuch. 9.

Hügel. Zu manchen Zeiten wird ein blasses Fräulein erblickt, das aus den Fenstern der Jaufenburg heraus weint. Des Fräuleins blonde Locken, die ihm bis zu den Füßen reichen, wehen im Winde. Der Geist blickt stets nach St. Leonhard hinab, mit Geberden, als wollte die Gestalt sich hinunterstürzen und ihren Schmerz, wahrscheinlich den unglücklicher Liebe, im kalten brausenden Valtenbache kühlen.

74.

Der Klausenmann am Kummersee.

In Hinter-Passeier liegt der oben bereits erwähnte Ort Moos, von dem wegen häufiger Unglücksfälle durch Stürze vom Gebirge das Sprüchwort geht: „Zu Moosa zerschiepen (zerschellen) selbst die Katzen und Geyer.“ So stürzte auch im Jahre 1401 (nach andern 1404) ein morscher Bergtheil zwischen G'spell und Hahnebaum quer über das Thal, begrub den Erlhof, und war Ursache, daß sich das Thalwasser zu einem See anstaute, welcher dem Thale vielen Kummer durch heftige Ausbrüche und Ueberfluthungen bereitete, und daher den Namen: der Kummersee, empfing. Die Sage geht, nachdem der Berg durch Gottes Verhängniß gebrochen und durch die Macht des Bösen der Kummersee sich gebildet, wurde ein Klausenmann als Dammwächter angestellt, welcher Acht haben solle auf des See's Steigen und Fallen, zeitig warnen, ableiten und stemmen u. dgl., wozu ein frommer Mann erforderlich war, der den See segnen und durch fleißiges Gebet beschützen mußte; denn nicht selten benutzte der böse Feind den Kummersee als Bad, tauchte darin auf und nieder und brüllte, daß man es bis nach Moos hörte, und da die Männer zu Moos zwar bisweilen Bittgänge anstellten, aber in guter Zeit dieselben wieder unterließen, so erfolgten bisweilen schreckliche Ausbrüche und hinterließen die ärgsten Zerstörungen.

Jener Klausenmann unterließ nun auch jedes fromme Werk, ging nicht in die Kirche, und arbeitete sogar an einem Feiertage. Da bekam der Feind abermals Macht, und es erfolgte ein Ausbruch, der das ganze Passeierthal zum Meere machte, mit seinen wilden Fluthen in das Etschthal brauste, und einen Theil von Meran zerstörte. In dieser Fluth kam der ruchlose Klausenmann um, spukte fortan als Geist, wurde in den Kummersee gebannt, und schwebt bisweilen jetzt, nachdem der See völlig ausgelaufen und an seiner Stelle nur kärglicher Graswuchs steht, als ein Schatten durch jene Oede. Am Wege steht ein Fels, z'Gsteig geheißen, an den ein Kapellchen angebaut ist; dort hört man zum öftern seufzen und sieht die dunkle Gestalt des Klausenmannes vorüberhuschen.

75.

Das Orlau-Licht.

Im Kloſter Orlau, auch Mooſer-Au genannt, zeigt ſich nicht ſelten
n blaues Licht, das ſoll der Geiſt eines ſpukenden Mönchs ſein. Vor
ngen Zeiten geſchah es, daß der Mooſer-Gutsbeſitzer nahe bei Allgund
m Ausgang des Paſſeierthales) in Geldnöthen gerieth, und ſeine Zuflucht
einem Geiſtlichen des genannten Kloſters nahm. Dieſer verſchaffte dem
anne die gewünſchte Summe unter der Bedingung, daß dieſelbe an
nem beſtimmten Tage und zu feſtgeſetzter Stunde zurückerſtattet werden
üſſe, widrigenfalls ſolle die Aue jenes Entleihers dem Kloſter verfallen.
ieſer Pakt wurde ſchriftlich errichtet. Zur beſtimmten Zeit erſchien der
ooſer und brachte das Geld — allein der Geiſtliche war nicht zu finden
ıb war nach einem andern Orte gerufen, wie man ſagte — obſchon er
h blos verſteckt hatte. Der Mooſer wollte das Geld gegen Quittung
n Kloſter laſſen, man nahm es aber nicht an, ſondern beſchied ihn, ein
ıderesmal wieder zu kommen. Nichts Arges denkend, nahm der Mooſer
in Geld wieder mit, und ließ einen freundlichen Gruß zurück, und er ſei
ı geweſen. Darauf aber wurde vor Gericht der Pakt gezeigt, und be-
hworen, daß das Geld zur feſtgeſetzten Stunde nicht abgetragen worden
i, und die ſchöne Aue dem Kloſter, aller Gegenreden des Mooſers unge-
htet, erb- und eigenthümlich zugeſprochen. Da verwünſchte der Mooſer
nen treuloſen Mönch und nun mußte derſelbe auch nach ſeinem Tode
irklich ſpuken. Kinder, die im Leſeholz waren, haben ihn ſogar leib-
aftig um die Aue ſchreiten ſehen, im langen ſchwarzen Rock, einen drei-
igen Hut auf dem Kopf, ein Buch unterm Arm und ein blaues Licht
n der Hand tragend. Er hat für ſeinen Trug keine Ruhe im Grabe.

76.

Der Kellergeiſt beim Oberſarger.

Bei Mittewald an der Eiſack ſteht ein Bauernhaus, „beim Oberſarger“,
in welchem ſich öfters ein Geiſt in Frauengeſtalt zeigte. Dieſe Geſtalt war
ſchwarz gekleidet und trug ein weißes „Kres“ um den Hals (Gekrös,
großer gefältelter Halskragen).

Vor vielen Jahren beſaß die Helene Mühlſteiger dieſen Hof, welche
eines Abends ſpät noch eine Beſchäftigung in ihrer Küche hatte. Da kommt
dieſes Geſpenſt in die Küche, ſpricht aber kein Wort. Die Bäuerin fragte,
was ſie wolle; aber ſie antwortete nicht, ſondern ging rechts in den Keller
hinab. Die Bäuerin, entſchloſſen und muthig, nahm das brennende Ampele
und ging der Erſcheinung nach.

Im Keller war eine „Drandl“, das iſt ein Vellbaum, der aufgeſtellt

iſt und ſich herumdrehen läßt, an welchem rundum Geſtelle angebracht ſind, auf denen man Milch, Schmalz, Fleiſch, Obſt und andern Wirthſchaftsvorrath aufbewahrt, weil dergleichen da vor Mäuſen ſicher iſt und in der Kühle des Kellers ſich länger hält.

Unten geht die Geſtalt um die Drandl, die Bäuerin immer hinterdrein, aber auf einmal iſt jene verſchwunden. Die Bäuerin ſuchte vergebens; endlich übermannte ſie Furcht, und ſie mußte dann längere Zeit krank liegen.

Man muthmaßte, daß im Keller vielleicht etwas vergraben oder einmal etwas geſchehen ſei, und daß daher der Geiſt dahin gebannt iſt und ſeiner Erlöſung harrt.

Die Enkelin jener Oberſarger Bäuerin, welcher dieſe letztere oft von der gehabten Erſcheinung erzählte, wohnt in Höttingen, und iſt die Frau des dort bekannten „langen Webers“.

77.

Soldaten- und Nonnengeiſter.

Auf dem linken Ufer der Rienz, der großen Ruine des Nonnenkloſters Sonnenburg ob Lorenzen gegenüber, befindet ſich im düſtern Föhrenwalde eine Begräbnißſtätte öſterreichiſcher Soldaten, welche in früheren Kriegen dort fielen und begraben wurden. Fromme Leute der Nachbarſchaft haben eine kleine Kapelle dort hingebaut, und manchmal zu Hülfe und Troſt der armen Seelen Lichtlein angezündet, und noch jetzt hört man an manchen Abenden drinnen von Andächtigen den Roſenkranz beten. Die Sage geht, daß ſchon vor Jahren, und noch immer, es zu gewiſſen Zeiten hier um Mitternacht ſehr lebendig ſei. Dann öffnen ſich die Soldatengräber und die Geiſter ſteigen empor, wandeln um die vermoderten Kreuze, während die Nonnen von den ſchauerlichen Ruinen des Sonnenburgerkloſters zu den Gräbern hernieder wandeln. Dann ſchreiten die Geiſter der Krieger mit den bleichen Nonnen hinüber zu dem verfallenen Kloſter und bald wird alldort lärmen und tanzen vernommen, bis die Uhr zu Lorenzen ein Uhr ſchlägt, dann wird alles ſtill und verſchwindet alles.

Das Zimmer der Aebtiſſin iſt dann ganz lichthell, und wenn der Lärm toſt, zittern die Mauern und große Steine brechen los und ſtürzen in die Rienz mit Gekrach hinunter.

Sonnenburg war früher ein Ritterſchloß. Höchſt wahrſcheinlich verjüngte ſich dieſe Sage und bildete aus Rittergeiſtern Soldatengeiſter. Von nächtlichen Tänzen gewiſſer Ritter mit Nonnen gehen auch in andern Ländern verwandte Sagen um, z. B. zu Kreuzburg in Oſtpreußen, wo ein Deutſchherrenhaus ſich befand *).

*) S. Bechſtein: Deutſches Sagenbuch 252.

78.

Mädchengeſtalt am Kalmbach.

An den Sonntagen in der Faſtenzeit ſieht man am Kalmbache, da wo er ſich in die Paſſer ergießt, ein blaſſes Mädchen ſitzen und traurig nach den letzten Streifen der Abendgluth blicken. Wenn dieſe verſchwinden, wäſcht jener Geiſt ſich haſtig einen Blutflecken von den Wangen, der jedoch nicht vergeht, obgleich das abrinnende Waſſer wie Blut gefärbt iſt. Dann fängt die Geſtalt zu ſeufzen und zu weinen an und ſteigt um Mitternacht in das höhere Thal hinauf. Die Volksſage ſieht in dieſer Erſcheinung den Geiſt einer Kindesmörderin, welche ihr Kind im wahnſinnigen Schmerze erdrückt hatte, indem ſie verlaſſen vom Vater des Kindes und aus Furcht vor der öffentlichen Verachtung zu ſolcher verzweiflungsvollen That hingetrieben wurde.

In der Nähe iſt die gefürchtete Kellerlahn mit ihren Schlammrunſen, darüber Hofers Alpe gelegen.

79.

Die Nachtſchwärmer.

Zu St. Martin im Paſſeierthale heißt ein Gehöft der „Haslerhof". Dorthin gingen einſt vier rüſtige Burſche fenſterln. Dieſe ſpürten bald, daß ein unheimlicher Wind ſie anhauche und umwehe, der zugleich die Wolken am Nachthimmel zu abenteuerlichen Fratzengeſtalten formte und zuſammenballte. Als die nächtlichen Wanderer ſich dem Hofe näherten, ſahen ſie den dort noch heute ſtehenden Sprinzlbaum voll Elſtern, welche ein wildes Gekreiſch und Gekrächze begannen und die Burſche umſchwärmten. Einer der Nachtgänger, verwegen und muthig, ſchleuderte auf die Teufelsvögel einen Stein, worauf durch die Luft ein zucken ging, und gleich darauf war es, als ob ein großer Balk (Sack) auf den Boden niederfiele. Da ſagte der eine Burſche: Buben, gehn wir heim, das iſt was ärgers — und wie ſie noch hin und her reden, läuft ein großes feuriges Schwein von dem Balk gegen ſie zu. Jetzt liefen die Nachtſchwärmer in aller Eile davon und über die Wieſe hinab. Wie ſie nun zu unterſt derſelben anlangten, wo der Weg vorbeizieht, da reitet ein Reiter gegen ſie an mit aufgerecktem Schwert in der Hand und mit drohender Geberde. Hierauf laufen die Burſche wieder zurück bis zum Haslerhof, ſpringen in einen alten Stall und verrammeln die Thüre. Aber da hat es die Thüre von außen aufgehoben und aufzureißen geſucht, jedoch die Burſche hielten ſie zu und wehrten ſich bis zum Morgen um 4 Uhr, bis das Ave-Marialäuten begann. Da hatte auf einmal der Spuk ein Ende. Alle vier waren ſo erſchöpft, daß ſie erkrankten; ſie wurden aber durch Gottes Mitleid wieder geſund und brave Bauern im Thale, denn ſie ließen ſeit dieſer Zeit das Nachtſchwärmen zu verbotener Stunde.

Welcher Spuk es eigentlich geweſen, der dieſen Burſchen aufſtieß, und was in dem Balk war, der niederfiel, hat noch niemand zu offenbaren vermocht.

80.

Das G'ſchnalljuchzerl bei Fulpmes.

Wenn man vom arbeitſamen Eiſenwerkdorf Fulpmes über die ſogenannte Fulpmesbrücke geht, ſieht man links einige Schritte, wo ſich der Weg nach Mieders und Waldraſt theilt, am rechten Ufer des raſchen Rutzwildbaches ein ungeheuer großes Jeſusbild am Kreuz von Holz aufgeſtellt, welches zugleich als Wegzeiger für die frommen Wallfahrer dient.

Das Bildniß ſteht im Schatten eines ſchönen Lärchbaumwaldes, iſt mit Votivzeichen, wächſernen Armen, Füßen, Bildern und Krücken behangen, nebenbei ſteht ein vergitterter Kaſten, in welchem ſich eben ſolche Votivopfer befinden. Der Weg rechts führt in $1\frac{1}{2}$ Stunde empor zur Muttergottes von der Waldraſt, wo die Waller ihren Schmerz auf dem Opferaltare niederlegen und ſtets mit jenem Troſte heimkehren, den Gottes Gnade den Suchenden verleiht. Vor alten Zeiten ſtand ſtatt dieſem Chriſtus eine gemauerte Kapelle dort; ſie hieß die G'ſchnallskapelle, wo die Arbeiter von Fulpmes an Feierabenden Roſenkranz beten gingen, wie es faſt überall im Lande da der Brauch iſt, wo nicht Poſtſtraßen hindurchführen.

Zur Zeit des öſterreichiſchen Erbfolgekrieges hatte auch Fulpmes längere Zeit Einquartirung zu tragen, und als die Truppen abzogen, ließen ſie ein neugeborenes Kind zurück, deſſen ſich eine Familie annahm, es Maria taufen und ihren Familiennamen führen ließ. Das Mädchen hatte aber von Natur aus ein leidenſchaftliches, heftiges Temperament und machte ihren Zieheltern viel Sorge und Kummer.

Als Marie in das Jungfrauenalter kam, war ſie leichtſinnig, pflog heimliche Liebſchaften, und trotz aller Ueberwachung kam ſie zum Fall, ohne daß jemand Verdacht ſchöpfte. An einem Morgen wurde ein neugeborenes Kind grauſam gemordet in der G'ſchnallkapelle gefunden. Die Mauern hatten keine Stimme, die Kindesmörderin zu nennen, und Marie war munterer Dinge, als wäre ihr gar nichts geſchehen, während man vergebens über den räthſelhaften Mord nachſann. Das Kind wurde in der Kapelle vergraben. Aber die Dirne, welche das Verbrechen begangen, wurde nach und nach ſchwermüthig, redete mit niemandem und ging täglich meiſtens zur Nachtszeit von Fulpmes über die Brücke zur Kapelle, von da zu den Tulfeswieſen wieder zurück, kurz ſie lief hin und her wie eine „Z'ritte" (Zerrüttete). Beſagten Weg machte ſie in einer halben Stunde, und wer ihn kennt, kann denken, wie ſchnell ſie lief. Sie fand aber weder Troſt noch Ruhe, und nun verzweifelnd fing ſie an den nämlichen Weg nicht mehr ſtill, ſondern laut juchzend zu machen, daß die Leute häufig erſchracken, wenn

zufällig zur Nachtzeit heimgingen; aber man kam lange nicht darauf, wer dieſen Höllenſpektakel mache. Es verging wieder einige Zeit, da brach die verſtörte Marie in die Kapelle und grub das Kind aus, drückte es an ſich und ſprang mit demſelben in die Rutz. Man fand ſie, das halbverweſete Kind umklammert haltend, tod. Dieſes geſchah etwa 2 Monate nach der Zeit, wo ſie ihr Kind getödtet hatte. Erſt jetzt wurde den Leuten alles klar, daß ſie die nächtliche Unruhe gemacht haben müſſe.

Die Kapelle wurde nun abgebrochen, da ſie durch den Kindesmord entheiligt worden war. Aber noch immer hört man zu verſchiedenen Zeiten, meiſtens an hohen Feſttagen, die Nacht hindurch ein ſchallendes juchzen und jodeln und lärmen an dem nämlichen Weg, den die Kindesmörderin bei Lebzeiten in den Nächten gegangen iſt, oder es geht ein blutigrothes Licht oder eine blutigrothe Flammenſäule, oder ſie ſelbſt in blutigem Scheine bei der Rutz auf und ab, oder ſie hüpft als ſchwarzes oder rothes Geſpenſt aus einem Gebüſche auf den Weg heraus.

Wer dieſes ſieht und hört, geht ſtill ſeines Weges, denn es hat ſich manches Unglück ſchon ereignet, wenn einer den Juchzer nachſpottet; ſo z. B. kam ein junger Bauernknecht, in Blöſen inner Mutters bei Kreith wohnhaft, im Jahre 1847 Nachts mit umgedrehtem Kopf ins Dorf Fulpmes, wo der Bader im Orte ihm denſelben zurechtrichten mußte. Er hatte den G'ſchnalljuchzerl nachjuchezet.

81.

Das Lohweibele.

Bei Götzens ohnweit Innsbruck breitet ſich eine mooſige Grasfeldſtrecke aus, welche das Loh genannt wird. Dieſe Strecke iſt ebenſo berüchtigt als gefürchtet; einmal ſchon wegen vieler dort ſich nicht ſelten ſehen laſſender Irrlichter, ſondern auch wegen eines Geſpenſtes, das allgemein das Loahweibele heißt. Daſſelbe erſcheint als dunkle unklare Geſtalt, kopflos; langſam ſchleichend, ſtill und ſtumm. Es thut niemandem etwas zu Leide, und ſitzt bisweilen am Erdboden neben dem Ketzner-Marterl, das vom Namen ſeines Stifters alſo heißt. Früher aber, bevor dieſes Marterl aufgerichtet wurde, hat ſich das Lohweibele noch häufiger gezeigt, und als vor kurzem der jetzige Eigenthümer dieſes Marterls daſſelbe ausgehoben und ins Dorf geführt hatte, um es neu anmalen und ausbeſſern zu laſſen, da konnte man tagtäglich, ſo lange, bis das Marterl wieder an ſeine Stelle kam, das Lohweibele dort ſitzen, oder auch ſtets um jene Stelle im Kreiſe herum ſchreiten ſehen.

Es iſt eigen, daß die deutſche Sage mehreren, „das Loh" oder „das Löhlein" genannten, ſumpfigen Thalwieſenſtrecken auch ein Lohweibchen zugeſellt.

82.

Die Geister der Burg Völlenberg.

Ueber dem Dorfe Götzens, am Wege nach Arams, werden noch die Reste zweier Burgthürme erblickt; sie heißen Völlenberg (andere schreiben Vellenberg) und Liebenberg. Zwei Rittergeschlechter dieser Namen wohnten dort, erst die Völlenberger, dann die Liebenberger. Der berühmte Minnesinger Oswald von Wolkenstein saß einst auf Völlenberg gefangen.

Die Sage geht, daß die Geister der früheren Bewohner jener Doppelburg noch gewaltig in deren Trümmern spuken. Zu gewissen Zeiten um Mitternacht wird es in den Ruinen lebendig, Herren und Ritterdamen in Schleppkleidern mit Dienerschaft, alle uraltmodisch aufgeputzt, aber Todtenschädel statt der Köpfe auf dem Hals, steigen die Treppen auf und ab. Im Prunkzimmer sitzt der Burgherr vor einem großen Humpen und möchte gerne zechen, jedoch der lockende Wein fließt nicht heraus, daher wirft der Geist den Humpen mitten ins Zimmer, daß er in tausend Scherben zerspringt. So auch geht es mit dem Essen, welches lockend angerichtet und zubereitet da steht; aber wie Einer etwas aus der Schüssel nimmt, da zerfällt es vor den hungrigen Gästen in Staub und Asche. Nun wenden sich die jungen und alten Ritter zum Minnespiel, zu Tanz und Gesang, aber da klappern die Gebeine, so dünn und so dürr wie Spindeln, und die Frauen sind so eiskalt und so stumm — und der Minnesang wird zum Miserere. Das ist die Strafe für frühere Völlerei und Liebeswuth. Erst wenn früh das Aveglöcklein läutet, verschwindet der grausige Gespensterspuk.

83.

Das Bienerweibele.

Auf dem Schlosse Büchsenhausen, das auf der unteren Thalstufe der Frauhütt, dicht über Innsbruck gelegen und Eigenthum des Sammlers dieser Sagen ist, wandelt der Geist einer früheren Besitzerin dieses Ansitzes. Dasselbe kam im 16. Jahrhundert an den berühmten Erzgießer Gregor Löffler, der ihm, weil er seine Büchsengießereistätte droben hatte, den Namen Büchsenhausen gab. Später ging das Haus an die Landesherrschaft über, und kam durch die Erzherzogin Claudia an deren Hofkanzler Wilhelm von Biener, einen sehr freisinnigen Mann voll Begabung zur Satyre in derber Form, deren Spitze er gegen die Stände des Adels und der höheren Geistlichkeit kehrte, und sich dadurch auf den Tod verhaßt machte. Aber die Gunst der Erzherzogin schützte den bedeutenden und ihr treu ergebenen Staatsmann.

Am 2. August 1648 starb die Erzherzogin, und nun regten sich die Feinde des Herrn von Biener so gewaltig, bis es gelang, seine Amtsent-

tung und ſeine Verhaftung zu bewirken, welche bei Hofe am 28. Auguſt 350 ſtattfand. Eine k. Comiſſion, beſtehend aus lauter Feinden Bieners, te nach Büchſenhauſen und forderte von deſſen Frau die Auslieferung ſei- r ſämmtlichen Schriften und Papiere. Unter dieſen befanden ſich auch atyren, die den Gegnern ein hochwillkommner Fund waren. Es wurde n Hochverrathsproceß gegen Biener geführt, und da ſeine Feinde ſeine An- äger und zugleich ſeine Richter waren, ſo wurde er zum Tode verurtheilt. eine Gemahlin beſuchte ihren Mann im Gefängniß, und er, der ſich kei- s Verbrechens bewußt war, tröſtete ſie mit den Worten: Es müßte ja in Gott im Himmel ſein, wenn man mich als Unſchuldigen hinrichtete.

Am 17. Juli 1651 wurde der Herr von Biener zu Rattenberg öffent- ch enthauptet. Das Richtſchwert, durch welches ſein Kopf fiel, hängt noch uf Büchſenhauſen.

Bieners Gemahlin hatte durch einen Boten beim Kaiſer um Gnade ir ihren Herrn gebeten und der Kaiſer hatte dieſe Gnade gewährt; aber einer n Bieners grimmigen Feinden, der Kammerpräſident Schmaus, hielt den oten auf, und die Hinrichtung erfolgte.

Wenige Tage darauf war dieſer Schurke, der die Gnadenbotſchaft auf- elt, durch Gottes Verhängniß eine Leiche. Frau von Biener wurde vom ahnſinn ergriffen. Raſt- und ruhelos irrte ſie durch ihr ganzes Haus, nd ſchrie in einem fort: Es iſt kein Gott! Es iſt kein Gott! Endlich er- immte ſie das Hochgebirge hinter der Martinswand, und ſtürzte ſich über nkrecht tiefe, ſchreckbare Felswände in eine noch ſchreckbarere Schlucht, aus r man ſie nur als eine zerſchmetterte Leiche trug, und ſie nach Höttingen achte. Dort erhielt die unzurechnungsfähige Unglückliche in der Kirche ein rliches Grab links vom Altar, auch einen Grabſtein, aber ohne Schrift, ur ein Kreuz darauf gehauen.

Nachher iſt dieſe Abgeſchiedene zum öftern in Büchſenhauſen als ein andelnder Geiſt erſchienen; viele haben ſie geſehen und das Volk hat ihr n Namen: „das Bienerweibele“ beigelegt. Dunkel gekleidet, langſam und nft ſchreitet der Geiſt durch alle Zimmer, geht durch feſtverſchloſſene Thü- n, weilt mit wehmuthvollem Blicke am Bette friedlich Schlafender, er- heint dem Hausherrn und der Hausfrau vor deren Abſterben mit wunder- rer Tröſtung, zeigt bevorſtehende Todesfälle in der Familie an, und thut kemand, der nicht gegen ſie frevelt, etwas zu Leide. Ein ſolcher Frevler ig freilich, im Jahre 1720 geſchah es, am Morgen mit umgedrehtem opfe tod im Bette. Der Geiſt erſcheint in einem ſchwarzen Sammet-Jöpp- en, trägt auf dem Kopfe ein Ohrenhäubchen, landüblich „Hierinnen“ ge- annt, mit ſchwarzen Spitzen, nach dem Hinterhaupt ein Juwelen-Krönlein, as eine vergoldete Silbernadel im Zopfe feſthält. Man ſagt, daß die Er- ſcheinung früher ganz ſchwarz geweſen ſei, jetzt aber mehr grau, und daß ſie immer heller und dann endlich erlöst werden werde.

84.

Die Fallbachgeſpenſter.

Im „Gnadenwalde“ bei Hall, in der Nähe des Fallbacher-Waſſerfalles, wandeln zwei Geiſter geſpenſterartig auf und nieder. Bei demſelben übt das Volk ſeine Ordalien. Es iſt der Geiſt einer Frau und der eines Mannes.

Der erſte Geiſt iſt jener einer Reichen von Hall, welche das, was von ihrem wohlbeſetzten Tiſche übrig blieb, ſtets den Schweinen zu füttern befahl, und nie einem Armen auch nur die kleinſte Gabe gönnte; lieber ließ ſie das Uebriggebliebene „vergrauen“ (umkommen), ehe es ein Bedürftiger erhielt. Stumm und finſter wandelt nun ihr Schatten durch den Gnadenwald, in dem es für ihn keine Gnade giebt.

Der zweite Schatten iſt der eines Mannes aus Mils, der einen wichtigen Pflichtgang zu gehen hatte, ſich aber aus nichtigen Urſachen ſo verſpätete, daß dadurch eine Seele verloren ging. Auch er wandelt ſtill und ſtumm ſeines Weges, aber haſtig, als habe er's verſäumt. Wenn dieſe beiden Geſpenſter ſich gegenſeitig begegnen, ſchießen ſie wie böſe und feindſelig an einander vorüber.

85.

Der gebannte Geiſt.

Ein Mann aus dem Lechthale hatte ſich ſehr viel mit Geiſterbannerei beſchäftigt, und betrieb nebenbei vortheilhaften Hauſirhandel in das Ausland. Im Innthale kam derſelbe zu einem reichen Manne, den er ſehr traurig fand, weil er, wie dieſer ſagte und klagte, ein Geſpenſt im Hauſe habe, was keine Ruhe gebe.

Der Lechthaler verſprach dem Hauseigenthümer, ihm um einige hundert Gulden den Geiſt abzunehmen. Der Hausherr ſchlug mit Freuden ein, und der Lechthaler begann ſeine Bannſprüche über den Geiſt, und trieb dieſen auch wirklich aus dem Hauſe. — Aber das Geſpenſt begleitete nun ihn, den Beſchwörer, ins Lechthal und in ſein eigenes Haus nach Steg, allwo er wohnte, und machte darin ſolchen Lärm und ſolches Gepraſſel, daß Weib und Kinder faſt in Ohnmacht fielen. Vergebens wandte der Krämer jetzt ſeine Kunſt nochmals an, das Geſpenſt erwürgte in der erſten Nacht eins ſeiner Kinder, in der zweiten Nacht ein zweites, in der dritten ein drittes. Nun flohen alle Bewohner aus dem Hauſe. Weil der Hauſirer das Geſpenſt nicht wieder aus ſeinem Hauſe hinauszubannen im Stande war, ſo that er ihm einen argen Spuk: er brach an ſeiner Wohnung Dach und Fach nieder, ließ aber die Thürſchwelle liegen, und zwang dadurch das Geſpenſt, nun in der Trümmer zu verweilen. Es iſt ein Geheimniß der Geiſterbanner, welches dieſer Krämer recht gut kannte: wo und wie der Geiſt in ein Haus gekommen iſt, da muß er auf die gleiche Weiſe wieder hinaus, anders kann

er nicht, und so rächte sich der Hausirer unerbittlich, denn der gebannte Geist muß nun im Freien, im Wind und Wetter, in Schnee und Regen aushalten und frieren und klappern, und schrecklich leiden, während der Händler sich ein neues Häuslein baute, darin er geruhig am Ofen sitzt und des Gespenstes spottet.

86.

'S Grausig.

An einigen Höfen in der Nähe des Alpbachthales gebraucht man das Wort „'s Grausig", um einen wandernden Putz (Hausgeist) zu bezeichnen. So im „Brantnerhof" auf dem Berg ober Reit, und ebenso auf dem „Stolzenhof".

'S Grausig wird manchmal auch „der Brantnergeist" benamset. Auch „'s alti Bäuerl" wird er geheißen. Es erscheint in der Gestalt eines vor 30 Jahren gestorbenen Bauern, hat sein gleiches Gewand an, und hat stets einen haslenen Stecken in der Hand, wird fast wöchentlich einmal gesehen.

Das Haus gehört dem Wirth von Reit, wird nicht bewohnt, sondern der Wirth hat sein Vieh dort im Stall, und ein Futterer wohnt dort, der mit dem Grausig gut auskommt. Der Geist ist stumm. Es ist noch nicht lange her, daß der Futterer — als „'s alti Mandl" gar so traurig drein schaute — mit einer Prise Taback aufgewartet, sprechend: „schnupf'n ma a Batzl!" jedoch der Geist ging stumm von dannen. Es herrscht daher im langen Alpbachthale von Reit bis Dorf Alpbach das Sprüchl:

„z'Branta ischs 's Grausig!"

Auch auf dem Stolzenhofe zu Reit haust ein Grausig.

Man erzählt sich, daß vor 12 Jahren erst der alte Dechant Böll von Reit 's Grausig besprochen habe, und da soll es geantwortet haben, daß es nur auf folgende Weise zu erlösen sei: „Es müsse sich ein ordentlicher Mensch entschließen, von Reit nach Rom und von Rom nach Mailand und von Mailand wieder nach Rom als Pilgrim zu wallfahrten, dürfe aber keinen Kreuzer mitnehmen, sondern müsse alles zu Fuße und bettelnd abmachen. Auf dem Wege jedoch müsse der Waller drei Schritte vorwärts und wieder zwei Schritte rückwärts machen. — So hart die Sache wäre, so wolle sich der Geist so klein machen, daß er in einem Schächtelchen Platz hätte — denn der Geist muß dabei sein — indeß müßte sich der Pilger sehr beeilen, weil 's Grausig mit jedem Tag ein wenig schwerer werden würde, wodurch dem Pilger und dem Geist das Erlösungswerk verhunzt werden könnte. Leider soll 's Grausig noch nicht erlöst sein.

Mit dieser gespenstischen Erscheinung schließt sich der örtliche Sagenring, und schließt sich wieder in sein erstes Glied, die armen Seelen, ein.

X.

Oertliche Thierespukſagen.

1.

Der Almputz in Roßgeſtalt.

Am Hochleger, Els genannt, in der Hinterdur, haust ein Berggeſpenſt, das die Umwohner jener Hochalpen nicht ſchrecklich genug ſchildern können. Es iſt ein unnahbares entſetzliches Roß, welches, dem Orco gleich, Peſtgeruch und Grabesduft aushaucht. Vielen Schützen und Gemsjägern hat dieſer unholdiſche Geiſt ſchon Verderben gebracht, und nur der iſt ſicher vor ihm, der „Reißendes, Gleißendes und Beißendes" bei ſich hat.

Einſt faßte ein Alpſchütz den männlichen Entſchluß, mit dieſem Almputz den Kampf aufzunehmen, lud ſeinen Stutzen mit bekreuzter Kugel und ſtieg empor. Ohnfern der Almhütte Els ſtand ein Marterl, daran betete der wackere Schütz einen frommen Segen, und da trat ein graues Bergmännlein zu ihm und ſprach ihn um etwas Brot und Branntwein an. Der Schütz theilte mit dem Männlein Brot, geräuchertes Gemsfleiſch und Enzian; darauf ſagte ihm das kleine Manndl, er ſolle umkehren und ſich erſt mit „Reißendem, Beißendem und Gleißendem" verſehen, ſonſt ſchaffe er nichts gegen den wüthigen Almputz, und er werde vom ſelben zu Laub und zu Staub zerriſſen und zermalmt. Da nun der Schütz fragte, was denn das Manndl unter Reißendem, Gleißendem und Beißendem verſtehe, ſo ſagte jenes: Dein Stutzen, dein Schwert und dein Hund.

Der Gemsjäger that ſo, wie das Bergmännlein gerathen hatte, und kehrte zurück, nun ſeine Heldenthat zu vollbringen. Aber es kam anders, als er gehofft. Der Almputz, das ſchauderhafte Roß, erſchien, galloppirte auf ihn zu, ſchnaubte Feuer, hauchte ſtinkenden Dampf aus, ſtampfte, bäumte ſich, ſpreitzte die Mähne, wieherte, daß das Gebirge bebte, und ſchrie: Du Lump! Hätteſt Du nicht das Reißende, Beißende, Gleißende — zu Laub und Staub zermalmt' ich Dich!

Da ſtand der Schütz wie „g'fror'n", die Zähne klapperten ihm, und alle Luſt, mit Geiſtern und Pützen Kämpfe zu beſtehen, verging ihm ganz und gar. Der Roßputz aber drehte ſich um, gab dem Schützen noch etwas zu riechen, davon ihm ganz übel wurde, und ſprengte wieder nach der Gletſcherwand, aus der er hervorgekommen war.

2.

Der Pardatſcher-Alm-Gaul.

Hinter Galtür, dem höchſt bewohnten Orte des Pagnaunerthales, liegt auf einem Hochthale die Alpe Pardatſch.

Eine uralte Sage erzählt von der dortigen Kapelle, „der Pardatſcher-pellen," daß einſt jede Nacht in deren Nähe ein geſatteltes Pferd geſtan-n habe, als die Sennen ſtatt fromm und fleißig zu ſein, ſich mit Liebe-ien abzugeben anfingen, auf welchem Pferde mancher Senn mit Blitzeseile den entfernteſten Senninnen oder andern Dirnen ſeiner Bekanntſchaft ihrend der Nachtzeit zum Fenſterln ritt, und am Morgen ebenſo geſchwind rückkam.

Dieſe Fahrt und der Minnelohn kamen jedoch theuer zu ſtehen, denn rch Benützung ſolcher Reitgelegenheit verlor jeder, der ſie benutzte, ſeine eele. Dieſer geſattelte Nachtgaul war ein Geiſt.

Auf den Bergen gefundene Hufeiſen hält man für die von dem ge-enſtigen Gaul verlorenen; man wandte ſie in früheren Zeiten gegen Tru-n und Hexen an. Eine Gattung mit 5 Löchern heißt „Pfaffeneiſen", ne andere Gattung hat nur 3 Löcher. Dieſe ſollen den Weibsleuten abge-llen ſein, welche der Teufel in Roſſe verwandelte und dann auf ihnen ritt.

Der Pardatſcher-Alm-Gaul läßt ſich von Zeit zu Zeit immer noch icken.

3.

Die Seekuh.

Bei Schlitters im Zillerthale war einſt ein See. Damals hörte an öfter in der Nacht eine Kuh „plärren". Man lief nach dem Orte in r Meinung, eine Kuh ſei verunglückt, jedoch immer war es nur Täu-ung. War man vom See fort, ſo lautete es, als plärre die Kuh im ee; war man nahe dabei, ſo ſchien die Stimme oben auf dem Berge zu ſchallen.

Viele haben über dieſes Geſchrei nachgedacht, aber keine natürliche Ur-che zu ermitteln vermocht. Das Volk hieß es „die Seekuh".

Derſelbe See wurde ſpäter ſo gut es ging ausgetrocknet; nun iſt ſein jemaliger Grund moosig (mohrig) und giebt Schilf. Und dennoch hört an immer noch die Seekuh plärren, und wagt nicht in die Nähe zu ehen, wenn es Nacht iſt.

4.

Der Obwalchen-Hund.

Im Wattenthale liegt, Walchen gegenüber, und zwar da, wo das Wattenthal ſich in die zwei Hochthäler gegen Möſen und Hochlizum ſcheidet, die Alpe „Obwalchen", auch Kinzacheralpe. Dieſelbe gehört jetzt der Kirchbräuin von Schwatz.

Dieſe Alpe iſt die Mutter vieler Sagen, denn ſie beherberget einen Almputz, der zu öfters im hellen Mondſchein als großer ſchwarzer Hund mit glühenden Augen herumläuft, und ſich einige Zeit vor die Thüre der

Kaſer legt, dann wieder ſeinen Lauf beginnt, und der durch's ganze Jahr geſehen wird.

Das ſoll ein früherer Beſitzer ſein, welcher nach und nach ſeinen Zaun hinausrückte und vom landesfürſtlichen Waldgrunde viele viele Joch Grund einfing, und ebenſo dem Nachbar Almbeſitzer „der Deuringeralm" beſonders gegen das Hochleger zu ſündhaft viel Weidegrund wegnahm, weil letzte Alm im äratiſchen Wald das „Blumenbeſuchrecht" hatte. Man kann dieſes genau ſehen, wie die einſtige gerade Linie nun links hinüber gebrochen und dadurch der Deuringer-Alm verloren iſt. Dieſer Hund läuft ſeine ehemalige rechte Zaunlinie abwechſelnd eilig durch, gerade hinauf und ruht dann aus.

Uebrigens thut er niemand etwas zu leide, die Sennen ſteigen oft über ihn hinein oder hinaus vor der Kaſerthür.

5.

Zottelhund am Reiterberge.

Am Reiterberge zwiſchen den Bauernhöfen „Kögelen" und „Vötzenberg" liegt eine feuchte, ſchlechte Wieſe, „Roßötz" genannt, wo der Weg durchführt, der durch ein Gatter abgeſperrt iſt. Manchesmal liegt an dieſem Gatter Nachts ein großmächtiger ſchwarzer Hund voll Zotteln, der die Leute nicht durchläßt. Daher gehen ſie faſt immer, einen Umweg machend, oben durch das Zaungatter, wohin der Hund ſich niemals legt.

6.

Der Rieder-Hund.

„Die Höttinger Ried" heißt eine Viertelſtunde lange Häuſerreihe, welche vom Fallbach bei Büchſenhauſen hinüber bis zum Dorfe Hötting ſich zieht. An der kleinen Riederkapelle und einem Gottesacker, der Peſtfriedhof genannt, geht der Weg vorbei. Dieſen Weg ſperrt Nachts ein großer ſchwarzer Hund, der an einer klirrenden Eiſenkette angefeſſelt liegt, und nur einen ganz kleinen Wegraum frei laſſen muß, daß einer nothdürftig ſich vorbei drücken kann, weil über den ganzen Weg die Kette nicht reicht.

Vor etlichen und zwanzig Jahren ging einmal die Leichen-Anſagerin Crescenz Summerin Nachts dieſen Weg, ſah den ſchrecklichen Rieder-Hund, und ſank vor Schrecken wie tod nieder; blieb auch lange krank, und konnte den Schreck und die Angſt, die ſie ausgeſtanden, lange nicht verwinden.

7.

Feuriges Schwein.

Von der Alpe „Talfaz", welche in romantiſcher Schönheit und in einem einſamen Bergthal über dem Achenthalerſee liegt, führt ein Viehſteg hinüber

zur Kothalm. An dieſem Wege ſieht man in finſterer Nacht nicht ſelten ein flammendes feuriges Schwein. Es rennt hin und her, mit großem Ungeſtüm, aber niemand weiß zu ſagen, welche Bewandtniß es mit demſelben hat. Es iſt unerklärt, wie die meiſten Thiereſpukſagen.

8.

Schwein mit Feueraugen.

Vor ohngefähr dreißig Jahren hatte der Bauer „Uhle" zu Stra (Ulrich Greiter) einige Ochſen auf der Sinnigalm. Da ließ ihm der dortige Hirte ſagen, daß einer ſeiner Ochſen verloren gegangen ſei. Uhle begab ſich daher hinauf und blieb über Nacht in der Ochſenhütte auf der Schlemm liegen, neben die Hirten gelagert.

Der Mond ſchien hell — auf einmal ſah der Uhle ein Schwein mit feurigen Augen in der Hütte herumwandeln, von Geſtalt akurat wie ein Boarſchwein (bayriſches Schwein). Er ſtieg von der Schlemm und wollte das Thier hinausjagen, aber ſobald er auf daſſelbe tappte, hatte er nichts in der Hand.

Am Morgen ſagte er zu den Hirten: ös habet a nett's Saule da! Die Hirten ſahen einander an, lachten und ſprachen: dös habe ma alleweil da!

Nun kam es auf — es war nichts rechtes; ja es hatte die Hirten immer mehr getratzt und nicht ſchlafen laſſen, ſo zwar, daß man vor zwanzig Jahren die alte Hütte verließ und anders wohin eine neue Hütte aufbaute; ſeitdem haben ſie Ruhe.

Man zeigt einem noch jetzt die alten Stumpen vom Grundgemäuer, nennt ſie die „alte Mötzerhütte" und niemand waget dort zu verweilen.

Die Gemeinde Mötz iſt Eigenthümerin beſagter Alpe.

9.

Feuriges Wildſchwein beim Kohlerſtadl.

Am Fahrwege vom Dorfe Mutters nach dem Dorfe Götzens liegt eine braune Hütte mitten auf einer ſchönen blumenreichen Wieſe, welche die Broat-Wieſe (breite Wieſe) genannt wird. Der Weg dorthin zieht durch Hohlungen und erſcheint ziemlich unheimlich, beſonders des Nachts. Jene Hütte iſt ein alter Heuſchober, der wie ein dunkler Sarg ausſieht. Inmitten des grünen Blumenteppichs ſteht ein Marterl mit einem Muttergottesbilde, zum Gedächtniß eines an dieſer Stelle im Jahr 1815 Erfrorenen.

Der Ort iſt verrufen und gemieden; es iſt nicht geheuer dort; mancher, der dort Nachts vorüber wollte, hat wieder umkehren müſſen. Nahe über dem Stadel ſteht ein Lärchenwald, ein Verſammlungsort zahlreicher Raben, die jene Stelle nur noch unheimlicher machen. Hört ein Wanderer dazu

noch den Kukuk schreien, so wird er sich bekreuzen, denn der Kukuk gilt im Lande als Teufelsvogel, und der Teufel selbst, der schlimmste Gauch, nimmt gern dessen Stimme an.

Nicht selten wurde auf der Wiese beim Kohlerstadl ein feuriges Wildschwein erblickt — manche sind der Meinung, es spuke in dieser Gestalt der alte Unhold vom „Unholdenhofe" (vergl. oben S. 79, Sage 23), der in jener Gegend seine größten Frevel verübt habe, andere sind der Ansicht, es sei selbiges Wildschwein ein „Teufelsgespenst". Viele haben es gesehen.

Eines reichen Bauern, Klausen Sinnis von Natters, Bruder — fuhr einmal nach der „Götzens-Lufens" (ein Wiesenthal) mit einem Heuwagen hinauf als es bereits dunkelte; da schoß das feurige Wildschwein an den Pferden vorbei, daß diese sich bäumten und keinen Schritt weiter zu bringen waren, so daß der Bauer mit dem leeren Wagen wieder heimfahren mußte.

Ein Götzner Hirte trieb Kühe von Mutters her nach Hause, in der Nähe des Stadels läuft das Schwein immer im Kreise herum. Die Kühe brüllen und rennen nach allen Seiten von dannen.

Der schon öfter genannten Maria Pittl aus Götzens vertrieb das feurige Schwein einen Liebhaber, den „Bumsenbauer" vom Stockhof, so oft er Abends zu ihr auf Hoamgart gehen wollte.

Andere wollen auch auf jener Wiese schwarze Hunde gesehen und Aechzer dort vernommen haben, die durch die Seele gingen.

10.

Katzenkunter.

Katzen gehören zum guten Theil zur Hexensippschaft. Als einzelne Spukerscheinungen, ohne daß eine Hexe dabei im Spiel ist, begegnen sie selten.

Aber dem Peter beim Simeler Bauer zu Gries sind sie begegnet. Der genannte Bauer war ein guter Haushalter, litt nicht, daß Abends nach dem Rosenkranzbeten sein Gesinde sich noch auf Hoamgart schlich, und war dem Fensterln grausam gram. Der Peter aber war im Jahre 1848 freiwilliger Schütz geworden, und gedachte, als solcher dürfe er schon sich etwas herausnehmen und zu seinem Madl eilen. Aber just wie Peter diesen Vorsatz auszuführen im Sinne hatte, sagte der Bauer, der zugleich Gemeindebeisitzer war, gleich nachdem der Rosenkranz gebetet worden, zu seinen Knechten: Jetzt legt euch schlafen, um zwei Uhr in der Früh werd ich euch wecken; die Gemeinde hat heute beschlossen, daß wir öfter mit geladenen Gewehren streifen sollen, und die saubern Wiener Früchtl oder die wälschen Republikaner und Mordbrenner, die etwa ins Land hereinkommen, und aufwiegeln wollen, niederbrennen, wo wir sie finden, auf daß wir Ordnung und Frieden behalten.

zur Kothalm. An dieſem Wege ſieht man in finſterer Nacht nicht ſelten ein flammendes feuriges Schwein. Es rennt hin und her, mit großem Ungeſtüm, aber niemand weiß zu ſagen, welche Bewandtniß es mit demſelben hat. Es iſt unerklärt, wie die meiſten Thiereſpukſagen.

8.

Schwein mit Feueraugen.

Vor ohngefähr dreißig Jahren hatte der Bauer „Uhle" zu Stra (Ulrich Greiter) einige Ochſen auf der Sinnigalm. Da ließ ihm der dortige Hirte ſagen, daß einer ſeiner Ochſen verloren gegangen ſei. Uhle begab ſich daher hinauf und blieb über Nacht in der Ochſenhütte auf der Schlemm liegen, neben die Hirten gelagert.

Der Mond ſchien hell — auf einmal ſah der Uhle ein Schwein mit feurigen Augen in der Hütte herumwandeln, von Geſtalt akurat wie ein Boarſchwein (bayriſches Schwein). Er ſtieg von der Schlemm und wollte das Thier hinausjagen, aber ſobald er auf daſſelbe tappte, hatte er nichts in der Hand.

Am Morgen ſagte er zu den Hirten: ös habet a nett's Saule da! Die Hirten ſahen einander an, lachten und ſprachen: dös habe ma alleweil da!

Nun kam es auf — es war nichts rechtes; ja es hatte die Hirten immer mehr getratzt und nicht ſchlafen laſſen, ſo zwar, daß man vor zwanzig Jahren die alte Hütte verließ und anders wohin eine neue Hütte aufbaute; ſeitdem haben ſie Ruhe.

Man zeigt einem noch jetzt die alten Stumpen vom Grundgemäuer, nennt ſie die „alte Mötzerhütte" und niemand waget dort zu verweilen.

Die Gemeinde Mötz iſt Eigenthümerin beſagter Alpe.

9.

Feuriges Wildſchwein beim Kohlerſtadl.

Am Fahrwege vom Dorfe Mutters nach dem Dorfe Götzens liegt eine braune Hütte mitten auf einer ſchönen blumenreichen Wieſe, welche die Broat-Wieſe (breite Wieſe) genannt wird. Der Weg dorthin zieht durch Hohlungen und erſcheint ziemlich unheimlich, beſonders des Nachts. Jene Hütte iſt ein alter Heuſchober, der wie ein dunkler Sarg ausſieht. Inmitten des grünen Blumenteppichs ſteht ein Marterl mit einem Muttergottesbilde, zum Gedächtniß eines an dieſer Stelle im Jahr 1815 Erfrorenen.

Der Ort iſt verrufen und gemieden; es iſt nicht geheuer dort; mancher, der dort Nachts vorüber wollte, hat wieder umkehren müſſen. Nahe über dem Stadel ſteht ein Lärchenwald, ein Verſammlungsort zahlreicher Raben, die jene Stelle nur noch unheimlicher machen. Hört ein Wanderer dazu

verdankt, welche ihren einzigen Sohn aus übergroßer Liebe verzogen hatte. Er wurde Räuber und Räuberhauptmann, und nun gingen der Mutter die Augen auf. Sie folgte ihrem Sohne, ihn lange suchend, überall nach, fand ihn endlich auf dem Gipfel der Hohen Salve, und beredete ihn, sich selbst dem Gerichte zu übergeben. Im Traume erschien ihm das blutige Haupt Johannes des Täufers, darauf überlieferte er sich, und es fielen auch sein Haupt und die Häupter seiner Genossen. Seine Mutter begrub diese Häupter auf dem Gipfel, verkaufte ihr Hab und Gut, und erbaute die Johanneskirche.

Ganz anders wird diese Sage von andern erzählt. Der Räuber verlobte sich zu einer Wallfahrt auf die Hohe Salve, wenn Gott ihm beistehe, daß er von seinem Gewerbe loskomme, und wieder ein ordentliches Leben zu führen im Stande sei. Gott half ihm dazu, aber der vormalige Räuber vergaß, das Gelöbniß zu erfüllen. Als er nun gestorben war, wurde ihm auferlegt, in Krötengestalt zum hohen Berggipfel hinan zu kriechen. Dieß gelang, aber zur Entsühnung war nöthig, daß die Kröte auch in die Kirche droben gelangte. Immer aber kamen Leute, die sie mit Fußtritten von der Schwelle des Kirchleins wegstießen. Endlich gelangte dennoch die arme Kröte in die Kapelle, kroch dreimal um den Altar, worauf sie alsbald sich in die Gestalt eines schönen Mannes verwandelte, der den Betern von seinem Räuberleben und von seiner Buße erzählte, und dann vor aller Augen verschwand.

13.

Die Kröte auf der Ladiseralm.

Auf dem Hochleger der Ladiseralm (bei Ladis) ist eine ungeheure Kröte mit feurigrothen, betrübten, düstern Augen, welche beständig ohne sich zu bewegen im Schürloch unten am Heerd sitzt, ohne daß sie jemand belästiget.

Wenn jemand unvorsichtiger Weise etwas auf diese Kröte hinunterwirft, so rührt sie sich nicht, und läßt jeden in Frieden. Aber eines Frühjahrs, als die Leute die Alm herrichteten zum Auffahren, war auch diese Kröte schon an ihrem Platze. Das sah der muthwillige Almmeister, welcher im Dorfe Ladis wohnte, und sagte: Mit dieser Kröte will ich heuer fahren, weil ich Almmeister bin. Er ging hinaus in den „Scherm" (bedeckter Platz für's Vieh), machte Feuer auf, hielt seine Schaufel hinein, ließ diese glühend werden, ging in die Almhütte, und nahm die arme Kröte auf die glühende Schaufel, daß sie bratete, zischte, rauchte und dann trug er sie hinaus und warf sie unter den Alpboden in den Bach. Als er wieder zur Alpe hinaufkam, war die Kröte wieder auf ihrem Platze. Darüber erschrack der Almmeister so, daß er am ganzen Leibe zitterte und darauf bekam er eine Krötenhaut und starb bald darauf unter fürchterlichen Schmerzen, bevor er noch nach Hause gelangen konnte.

14.

Die Plod'rfiſche.

Neben der Dorfkirche zu Pfelders ſtürzt ſich der Pfelderſerbach rauſchend zu Thale, und bildet unten eine kochende Waſſertiefe unter Felſen, die der Paſſeirer einen „Plod'r", ſoviel wie Strudel, nennt. In dieſem Plod'r ſieht man bisweilen zwei große Fiſche, welche aber ſtets, wenn ſie ſich zeigen, beiſammen geſehen werden, niemals einer allein. Sie ſehen aus, wie „gefatſchte" (gewickelte) Kinder, und es ſoll dem Orte nichts ſonderlich Gutes anzeigen, wenn die Plod'rfiſche ſich ſehen laſſen.

15.

Die Todtenkopfſpinne.

Dieſer geſpenſterhaften Spinne iſt ſchon oben S. 70, Sage 10, und S. 119, Sage 32, gedacht worden. Sie lebt in der Wildg'fahrhöhle beim Rofnerwaldgut am Naturnſer Sonnenberg. Sie wird als ſehr groß und mit langen Füßen geſchildert und beſchrieben, und der Leib hat völlig Form und Ausſehen eines Todtenkopfes. Ein Bauer wagte ſich einſt in die Höhle, und gleich fuhr die Spinne auf ihn ein, und ſpann Fäden ſo ſtark und feſt, wie Pferdeſchweifhaare. Der Bauer ſchlug drei Kreuze gegen ſie, da mußte ſie von ihm ablaſſen, und er rannte wie vor dem Anblick einer Tarantel oder eines großen Scorpions zurück, und ſtieß ſich dabei ſo heftig an ein Felsſtück an, daß er einen „Mekezer" (Burzelbaum) machte, und eine Strecke abwärts kugelte. Der Schreck fuhr ihm ſo in alle Gliedmaßen, daß er ſich lange wie zerſchlagen fühlte. All' ſein Lebtage ging er nicht wieder in jene Höhle hinein.

16.

Der goldene Wurm.

Bei den „Reichen-Feldern" zu hinterſt im Alpbachthale läßt ſich bisweilen, beſonders in den Nächten vor heiligen Zeiten, ein „goldener" Wurm ſehen. Er leuchtet über und über, mit dem Scheine der Johanniskäfer, liegt unbeweglich und ſo geringelt, daß er einer goldenen Kette gleicht.

Man hat dieſen Goldwurm auch manchmal weit unten im Thale unter den Reichen-Feldern glänzen ſehen, einmal ſogar weiter außen gegen Alpbach zu, dem Bache entlang, welche Stelle man „G'reit" (von ausräuten, beurbaren) nennt. Nicht nur einmal geſchah es, daß ſich unerſchrockene Leute dem Wurme näherten, aber nahe gekommen überkam ſie eine Furcht; und wenn ſie dann andere herbeiholten und wiederkamen, war er verſchwun-

den. Die Sennen und Bauern ſagen: Dieſe Leute hatten nicht die Gnade, etwas Geweihtes auf den Wurm zu legen, daher verſchwand er.

Uebrigens ſind ſie nicht einig, was und wer der Wurm ſei, ob es eine Art des „Schatzblühens" oder ein „Schatzhüter" ſei, deren es in dieſer goldreichen Gegend genug giebt.

17.

Der weiße Wurm.

Von Mittewald an der Eiſack rechts empor zieht ſich die große Mittewalderalp hinauf, wo einſt wegen der Menge giftiger Beiswürmer faſt kein Vieh aufgetrieben werden konnte. Auch ließ ſich dort ein beſonderer weißer Wurm ſehen, vor dem ſich alles fürchtete.

Kam damals ein Student — oder wie man ſie auch benannte, ein fahrender Schüler — den die Bauern um Abhülfe anſprachen.

Der Student ließ ſich nicht zweimal bitten, ging hinauf, machte einen Kreis auf der Alpenwieſe und ließ mitten hinein einen großen Baum ſetzen. Dahinauf ſtieg er dann und lockte die Würmer herbei, welche geraden Weges in das große Feuer liefen, welches er unterm Baum angezündet hatte. Da pfeift auf einmal ein Wurm gar ſcharf und laut, und wie das der Student auf dem Baume hört, ſo ruft er: Ich bin verloren! — und im nämlichen Augenblicke fährt ein weißer Wurm daher, und wie ein Pfeil mitten durch des Studenten Leib, der tod vom Baume fällt und verbrennt.

Die Erzählenden ſetzen gerne bei, das war ein Haſelwurm, welche Würmer durch die Luft wie ein Pfeil ſchießen können, und den Menſchen durch den Leib fahren, wie es einſtens die Blindſchleichen gethan haben, welchem aber dadurch, daß die Mutter Gottes ſie blind machte, geſteuert ward.

Wo von dem fahrenden Schüler der Kreis gemacht wurde, iſt niemals wieder Gras gewachſen.

18.

Der blaſende Drache.

Gleich inner der Zirlerbrücke, wenn man gegen Inzing geht, liegt die „Drachenwieſe". Die alten Inzinger und Zirler erinnern ſich noch gut, daß zur Zeit als ſie Buben waren, ein ungeheuer dicker und langer Wurm durch den Wildbach aus der wilden nahen Klamm, „Hundſtall" genannt, herausgeſchwemmt wurde, welcher drinnen hauſete und viel Unglück über Menſchen und Thiere brachte.

Er wurde im gemeinen Leben „der Drache" genannt und verſchlang alles Lebendige, was in ſeine Nähe kam.

In dieſer Klamm fließt im Sommer ein Bächlein durch, im Winter faſt keines, ſo war es auch dazumal, und doch war es im Stande, das Un-

geheuer heraus zu treiben; denn als im Frühjahr jählings ſehr warmes Wetter einfiel, wurde das Bächlein vom geſchmolzenen Schnee geſchwellt wie ein Strom, unterwühlte die Felſenwohnung des Drachen im Hundsſtall und riß Felſengerölle und das Ungeheuer heraus, überſchwemmte die Wieſe, und ließ alles mit einander da liegen, wo es jetzt die „Drachenwies" heißt. Man kann noch heute den gewaltigen Murrbruch drinnen ſehen.

Der Drache war ein Rieſenwurm mit einen Drachenkopf, hatte zwei Ohren und einen ſchrecklichen ſcheußlichen Blick.

Er war halb tod, und dennoch ſah man ſeinen Leib überall unter dem Felſenſchlamme ſich winden, niemand durfte wagen nahe zu kommen, und daher wurde er von Ferne mit Kanonen zuſammengeſchoſſen.

Es war halt ein „Lindwurm", ſagt noch jetzt der alte Turler in Zirl (der Bauer Mader), welcher ſchon 60 Jahre lang auf die Zirleralpe „Keiſten" als Senn geht, und die „alten G'ſchicht'n" treu aufbewahrt hat.

Turler hebt noch als beſondere Merkwürdigkeit hervor, daß benannter halbtodter Lindwurm ſo fürchterlich geblaſen habe, daß es „erſchröcklich von z'Weiteſcht" (weit weg) anzuhören und anzuſehen war, man konnte auch nicht wiſſen, ob er nicht Gift „außiblaſ'n" hat, denn das iſt bewieſen, daß noch jetzt kein Gras auf der Drachenwies wächſt, wo er krepirt iſt.

III.

Gottesgerichte.

Wenn ſchon in den Sagen von armen Seelen, von Feuermännern, Flammmännern, Marcheggern u. ſ. w. faſt immer die — allen Trug und Frevel, alle Bosheit und Untreue ſtrafende Gotteshand ſichtbar wird, und die über jene Uebelthäter verhängte Strafe und häufig ſehr ſchwere Buße mit Fug ein Gottesgericht genannt werden darf — ſo tritt der Begriff eines ſolchen doch noch ungleich großartiger da vor Augen, wo die Sage nicht an einer einzelnen Perſon haftet, ſondern den Schauer des Gottesgerichts über ganze Diſtrikte ausgießt, wo neben dem ſündigen Menſchen meiſt auch deren Verwandte, Geliebte und Wohnſitze mit in das Strafgericht hineingezogen, und für immerdar vernichtet werden. Auf dieſem Gebiete findet die Sagenforſchung faſt in allen Ländern eine mannigfaltige Ausbeute, ſo auch vorzugsweiſe in Tirol, und überhaupt in Alpenländern. Denn im übrigen Deutſchland die Verwandlung in Steine, das Versinken von Schlöſſern, Burgen, Klöſtern, wo häufig an die Stelle ſolcher verſunkenen Oertlichkeiten ein See tritt, begegnet, ſo kommt in den Alpenländern noch das Gottesgericht der Verſchüttung, der Verſchneiung und der Uebereiſung hinzu, die ſich oft weit erſtreckt, und die Verſteinerung nimmt ebenfalls ſo rieſenhaften Charakter an, daß die Felsler nicht zu kleinen Felsgebilden, ſondern zu mächtigen Hochalpengebirgs- und Gletſcherzacken werden.

Gar wenige ſolcher Alpenſagen ſind in weiteren Kreiſen bekannt. Die Sammlung der Brüder Grimm enthält davon nur die bekannte Frau Hütt-Sage, die von der Blümelis-Alp im Berner Oberland, und die vom ewigen Juden auf dem Matterhorn. Auch die ſonſt an ſich verdienſtlichen Mythologien von Grimm, Panzer, Simrock u. A. berühren ganz nicht, oder nur flüchtig, dieſes an ſich doch höchſt bedeutſame Sagengebiet.

Die Strafe der Verſteinerung trifft am häufigſten Sabbath- und Heiligentagſchänder, aber auch Pfleger verbotener Liebe, Herzenshärte und Uebung von ſchädlichen Zauberkünſten. Seitenſtücke zu den dieſe Strafe betreffenden Sagen finden ſich zahlreich in Deutſchland und in Deutſchland ſtammverwandten Ländern verbreitet, z. B. am Rhein die ſieben Schweſtern, auf Helgoland der Jungfrauenſtuhl und der Mönch, in der Neumark die Adamstänzer, in Thüringen Mönch und Nonne bei der

Wartburg, und der Fuchsthurm bei Jena (verſteinerter Rieſenfinger als Warnungszeichen). Im Rieſengebirge das ſteinerne Brautbett und die Hans Heilingsfelſen (verſteinerte Hochzeittänzer); in der Gegend bei Reichenhall und Berchtesgaden auf hoher Alm die ſteinerne Agnes, die drei Jungfern ob der Kirnbergalpe bei Berchtesgaden, und ſelbſt der Rieſenkönig Watzmann mit den Seinen. *)

Noch reichhaltiger begegnen Sagen von dem meiſt auf vorhergegangene Verwünſchung erfolgten Gottesgerichte der Verſinkung, die denen Tirols, gleich den ſchon angeführten, innig verwandt ſind. So ein verſunkenes Kloſter im Odenwalde, Stavorn in Holland, Vineta und Julin an der Oſtſeeküſte, das heilige Meer in Weſtphalen, Arendſee in der Altmark, der Tanzteich bei Sachswerfen am Harz, die verwünſchten und verſunkenen Dörfer und Städte Germlshauſen, Ebersdorf, Gottesfeld und Gertles im Thüringer Walde, die verſunkenen Schlöſſer Singerberg bei Ilmenau, Wettenburg am Main, Dreiſtelz in Franken, Buchenſee bei Salzungen, die verſunkene Kirche bei Coburg, die große Römerſtadt Juvavia bei Salzburg. **)

Unheiliger, frevelhafter, gottesläſterlicher Lebenswandel, Luſtſchwelgerei, Stolz und Uebermuth, Verachtung der ſonn- und feſttäglichen Gottesdienſte, Tanz und Trinkgelage während derſelben oder in Sabbathnächten ſind zumeiſt die Sünden, welche Verwünſchungen und die ſagenhafte Verſinkung nach ſich gezogen haben.

Dem Mißbrauche der Gaben Gottes, der elenden Kargheit, der Ungaſtlichkeit und der Verſtoßung Armer, Flehender und Hilfeſuchender von der Schwelle — folgen insgemein die ſchauervollen Gottesgerichte der Verſchüttung, der Verſchneiung und der Uebereiſung, davon in der Schweiz die Kaſtelen- und die Blümelis-Alpe Zeugniß geben, ebenſo der ewige Jude auf dem Matterhorn, am Monte Cerein in den Penniniſchen Alpen, und die übergoſſene Alm am Wendelſtein im bayriſchen Hochgebirge.

Das hereinbrechende Unheil läßt ſich nicht genau ſondern, denn die Naturphänomene, denen dieſe Klaſſe von Sagen ihre Entſtehung verdanken, wandeln in ihrem verheerenden Donnergange Hand in Hand.

Eis und Schnee zumal ſind im Alpengebirge nicht von einander zu halten, und es erſcheint auch die Sonderung derartiger Sagen in der That nicht nothwendig, ebenſo bedürfen ſie keiner Erläuterung, ſie ſprechen für ſich. Auf dieſem Gebiete iſt die Sage faſt immer eine ſtrenge und ernſte

*) Siehe L. Bechſtein Deutſches Sagenbuch: 94. 169. 365. 472. 607. 667. 691. 984. 997. 1000.

**) Daſelbſt 59. 159. 223. 225. 282. 334. 409. 498. 504. 511. 515. 723. 787. 778. 797. 712. 995.

ittenpredigerin, immer ertheilt ſie eine eindringliche moraliſche Lehre, und
ugt von dem geſunden Sinne des Volkes, das mit richtigem und tiefem
efühle aus ſich, aus dem ihm eigenthümlichen Leben dieſe Lehren ſchöpfte
d ihnen Geſtaltung gab. Dabei ſind zugleich dieſe Sagen vorzugsweiſe
eiſt hochpoetiſch und ganz geeignet, Dichter und Künſtler mächtig anzuregen
d zu begeiſtern.

Eine rieſenhafte, erhabene Natur liefert die Staffage zu gewaltig er-
eifenden Bildern, und vielleicht kommt einſt noch die Zeit, wo auch die
aler, mehr als zur Zeit geſchieht, dieſer köſtlichen Stoffe für künſtleriſche
arſtellung ſich bemächtigen.

Höchſt begreiflich iſt es, daß in einem Lande, wo die empörte Natur
ht ſelten die größten Schreckniſſe herbeiführt, wo eine Menge geſchichtlich
chweisbare Bergſtürze und Bergüberſchüttungen ſtatt fanden, und da und
rt, wie bei Felsberg im Rheinthale ohnweit Chur, noch beſtändig drohen,
e Sage ſich derſelben bemächtigt, und da, wo ſie keine Ueberlieferung
gend welcher Unthaten der Bewohner ſolcher vom Unglücke heimgeſuchten
rtſchaften findet, ſich ſolche ſelbſt ſchafft und bildet, und endlich wundert
an ſich im Stillen, daß ſolcher beſtimmt ausgeſprochener Sagen im Ganzen,
d im Verhältniß zu andern Sagengruppen doch nur ſehr wenige ſind.

I.

Verſteinung.

1.

Die Prinzeſſin im Roſengarten.

Schon oben, S. 126 und S. 127, wurde der Roſengartenſage gedacht
nd dieſelbe erzählt. Nicht ſelten aber begegnet man Abwandlungen ein-
lner Sagen, die letztere in ein anderes Gebiet verſetzen, in andere Kreiſe
nreihen.

Auf dem ſchon mehr erwähnten Jaufen, halbweges von St. Leon-
ard im Paſſeierthale zum Jaufenhaus, und eine gute halbe Stunde rechts
om Samenſteig ſeitwärts gegen das Penſerjoch zu, pflegte eine wunder-
höne Prinzeſſin einen wunderbar ſchönen Roſengarten. Aber dieſe Prin-
eſſin, ſo ſchön ſie war, war hart von Gemüth und hatte ihre Freude
aran, redliche Freier zu necken, und je mehr ein liebendes Gemüth ſich
ränkte, deſto größer war ihre Freude.

Ein edler Ritter, dem das Gleiche wiederfuhr, nahm ſich die abſagende
Kälte der Prinzeſſin ſo zu Herzen, daß er am „gebrochenen Herzen“ ſtarb.

Die Thalleute beweinten den edlen Herrn und verwünſchten die Prinzeſſin
ammt ihrem Roſengarten, und der Himmel hörte den Fluch der Gemeinen

— denn droben gilt Prinz und Bauer gleich — über Nacht wetterte es gewaltig im Gebirge, und als dann ein herrlicher Morgen aufstieg, sah man staunend das Werk der Gerechtigkeit; die Prinzessin in einen Stein verwandelt, und anstatt der Rosen Felsen und ödes Gerölle, mit Moos und Flechten überzogen und kein einziges Alpenblümlein wächst an dieser Stelle des ehemaligen Rosengartens. Ja, wenn Gemsen zufällig nur das Moos fressen, so werden sie von Krankheit ergriffen, magern ab und sterben hin.

2.

Die drei Brüder.

Zu Reut, einem Dorfe zwischen Unken und Lofer, hatte ein Bauer drei Söhne. Die beiden ältesten waren rauhe Gemsenwilderer und hielten wenig auf Gottesehre; der jüngste war braver, er liebte viel mehr die nützliche Arbeit mit Rechen und Sense. Allein von Zeit zu Zeit ließ er sich von den zweien dennoch überreden, mit auf die Jagd zu gehen, und so geschah es einst, daß sie zusammen aufs Hochgebirge gingen, und am Sonntage standen sie schon auf hohen Wänden, als der Morgen graute. Da läutete es drunten zu Unken Ave Maria. Der Jüngste der Wilderer mahnte zur Umkehr, damit sie noch hinab zur Kirche kämen, doch vergebens — und da die Brüder nicht gingen, ging auch er nicht. Als sie höher hinauf kletterten, hörten sie in Unken zum Gottesdienst läuten. Der Jüngste sprach: kehren wir um! aber die zwei Brüder lachten dazu und sprachen: das Pfeifen eines Gemsleins wäre weit schöner als Glockengeläute und eine Predigt. Nun kamen die kühnen Schützen auf dem Grat an, und hörten wieder läuten. Der Jüngste klopfte an die Brust und sprach: Hört Buben, jetzt ist die Wandlung, wir hätten doch sollen hinab gehen! Die zwei Andern aber höhnten: Ein leibiger (fettleibiger) Gamsbock ist uns heroben lieber, als drunten der Leib des Herrgott's! Kaum hatten sie das gesprochen, als kohlpechschwarze Wetterwolken über das Gebirg heraufzogen und alles in Finsterniß einhüllten. Dann begann es zu blitzen und zu donnern als ob die Welt zu Grunde gehen sollte.

Als das Wetter vorüber war, erblickte man droben die drei Brüder versteinert, als riesige Felsengestalten, und so stehen sie noch, unter dem Namen „die drei Brüder" jedem Kinde bekannt.

Gar lebhaft erinnert diese Sage an jene von den drei eiteln Schwestern auf der Kirnbergalpe, die sich die Haare flochten, und sich, als es zur Wandlung läutete, nicht einmal so viel Zeit nahmen, sich zu bekreuzen, und sprachen: Wandlung hin, Wandlung her, und alsbald in starre Felszacken verwandelt wurden. *)

*) Siehe L. Bechstein Deutsches Sagenbuch. 997.

3.
Die drei Schweſtern.

Im Weſten von Fraſtanz, an der Grenze von Feldkirch, zieht ſich eine Gebirgskette ſüdlich gegen das Fürſtenthum Lichtenſtein hinüber, aus welcher ein merkwürdiger kahler Gebirgskopf, der zugleich die Grenzmarke bildet, ſich maleriſch emporhebt und „die drei Schweſtern“ genannt wird, an welchen die Fraſtanzer Alpen anſtoßen. Hierüber erzählt die Sage:

Vor überlanger Zeit kam oftmal ein Venediger Manndl in dieſe Gegend und holte von hier, vorzüglich aber vom nahen unbewohnten, jetzt waldigen „Saminathale“, welches zwiſchen den drei Schweſtern und dem Ziegerberg liegt, Gold in Hülle und Fülle. Das Manndl fuhr durch die Luft mit einem großen Krug in der Hand von Venedig dahin, ſtellte den Krug unter eine Waſſerquelle, welche aus einem unterirdiſchen Goldfluß Goldkörner mitführte, und bald hatte es denſelben voll, dann flog es wieder heim. Zum Beweiſe hatte es einmal den Krug voll Gold dortigen Hirten gezeigt, jedoch die ließen ſich nicht blenden, bekreuzten ſich und ließen den Venetianer gehen, denn ſie wußten, daß er ein Zauberer war, der durch finſtere Mächte ſeine Künſte übte, wie alle ſogenannten Venediger-Manndln, von denen unten ausführlich die Rede iſt.

Nun wohnten zu Fraſtanz drei Schweſtern, welche an dem hohen Mariahimmelfahrtstag leichtſinnig und gottlos ſtatt in die Kirche zu gehen, in aller Frühe auf den Berg gingen, um Heidelbeeren zu pflücken, die da in Menge wuchſen, und ſie dann in dem nahen Feldkirch zu verkaufen. Da trafen ſie dort den Venediger, der ſie anfuhr: Was macht ihr heut da? — Jene erſchracken im Bewußtſein, einen ſo hohen Feſttag ſchnöden Gewinnes wegen entheiligt zu haben und ſagten: Nichts! Nichts! Nichts! — Da ſprach der Zauberer mit rauher Stimme: ſo ſollt ihr auch zu Nichts werden, als zu drei kahlen Felſen, ohne Gras und Laub, ohne Bäume und Frucht, und unter Euch ſoll mein Goldborn verborgen rinnen, und kein Sterblicher ſoll ihn finden. Alsbald wurden die drei Mädchen ſtarr vor Schreck und zu Stein vor dem Fluche; denn dadurch, daß der Zauberer Macht über ſie gewonnen hatte durch ihre Miſſethat, erlöste er ſich und übergab ſie an ſeiner Stelle dem Böſen.

Noch ſtehen und ſtarren die drei Schweſtern als ſo viele Felſenhäupter, aber der Venediger ward nie mehr geſehen, und ſein Born quillt nicht mehr zu Tage, und die drei Schweſtern blicken ernſt herab in das obere Rheinthal, auf Vaduz und in das Land Lichtenſtein.

4.
Das verſteinte Liebespaar.

Bei Kramsach im Unterinnthale, da, wo das Brandenberger Achenthal in erſteres ausmündet, liegen am Mittelgebirge einige kleine Bergſee'n, und

ob den Höfen Mösern und Freundsheim, eine Stunde über Kramsach, liegt noch ein schöner See an der „Mooswand", und darüber die Ruine eines alten Ritterschlosses, „Guckenbühl" genannt. Des Ritters, der einst da droben hauste, schöne Tochter liebt einen armen Jäger, zu dessen großem Unglücke; denn als der harte und stolze Vater Kunde von heimlichen Zusammenkünften des Fräuleins und des Jägers bekam, ließ er den letztern in einer finstern Nacht mit Hunden aus der Burg hetzen, und dabei geschah es, daß der Fliehende in den See stürzte und darin umkam.

Das Edelfräulein wandelte seitdem stumm und in sich verloren umher, wollte von nichts mehr etwas wissen, und kam einmal mit ihrer Begleiterin zum See. Wie sie da hinein sah, erblickte sie den todten Geliebten. Da verließ sie die Gnade Gottes und mit Liebeswahnsinn stürzte sie sich hinab zu ihm in die Tiefe.

Die Zofe rannte nach Hause, erzählte dieß Unglück, und als man zum See eilte, fand man keine Leichen mehr. Die Liebenden waren in Steine verwandelt, welche, der eine bewachsen, der andere kahl, dem See wie zwei kleine Inseln entragen.

5.

Die beiden Heuschober.

Eine der schönsten und berühmtesten Alpen Tirols ist die Seißer-Alpe im Eisack-Gebiete, in deren Nähe der 8100 Fuß hohe Schlern sein schroffes Dolomitpyramidenpaar mit andern Bergeshäuptern emporstreckt. Eine und eine halbe Stunde vom Schlern, an den wunderbaren „Rosengarten" sich anschließend, steht die „Rothe Wand" und liegt die „roathe Wies" (rothe Wiese), auf welcher sich zwei mächtige Blöcke der jener Hochgebirgsgegend eigenen Dolonitfelsmassen befinden.

Auf dem Schlern steht ein Wallfahrtkirchlein zum heiligen Cassian, und am Tage dieses Heiligen, den 5. August, ist dort ein großes Kirchenfest. Die Gemeinde Völs, die fast drei Stunden tiefer wohnt, geht mit dem Kreuze in Procession hinauf, und alle Aelpler von der Seißer-Alpe kommen in ihren Feiertagskleidern herzu, um den Heiligentag mit feiern zu helfen.

Einst fiel es einem Almbesitzer ein, am St. Cassianstage heuen zu lassen. Ungern gehorchte ihm sein Gesinde, wohlmeinend riethen die Nachbarn ab, denn es sei ein Frevel, am Tage des weit und breit verehrten Heiligen Heu machen zu lassen. Der Almbesitzer aber lachte und spottete:

„Cassiantag hin, Cassiantag her —
'S Heu muß in die Schöber!"

und arbeitete mit seinen Knechten und Mägden drauf und drein, endlich kam alles Heu, nachdem es zusammengerecht war, auf zwei große Haufen, welche dort Schöber heißen, aber so wie das letzte Bund und das letzte Büschel hinaufgeworfen war, so versteinten die beiden Heuschober, und so

ſtehen ſie noch, und warnen dauernd, und ſeitdem fällt niemand mehr ein, am St. Caſſianta3 auf der Alm zu arbeiten.

6.

Vom Könige Serles.*)

Aus der Zeit der mythiſchen Rieſenſagen Tirols ragt mehr als eine hierher ebenfalls bezügliche Erinnerung noch immer in die Gegenwart.

Da, wo jetzt die weit über 7000 Fuß hohe Rieſenpyramide des Serles oder der Waldraſtſpitze ſich in den Aether ſtreckt, herrſchte einſt ein mächtiger und wilder Bergkönig, Serles geheißen, der ein gewaltiger Jäger war, ſeinen Hunden mehr zugethan als den Menſchen, und zugleich ein Weib und einen Rathgeber hatte, die ſeine ſchlimmen Neigungen und grauſamen Leidenſchaften theilten. Nicht ſelten fiel die wilde Jagd des Königs Serles in friedliche Heerden ein, beſonders wenn ein flüchtiges Stück Wild unter einer ſolchen Schutz ſuchte. Als das nun einſtmals wieder geſchah, erſchlug ein Hirte einen der Hunde des Königs, der ein Schaaf erwürgte. Darüber wurde der König Serles ſo grauſam wild und wüthend, daß er alle Hirten und die ſämmtlichen Heerden von ſeinen Rüden zerreißen ließ. Dieſe That brach die Langmuth Gottes, des ewigen Rächers und Richters. Ein Sturm erhob ſich, es wurde ſtockfinſter, dann grelle Blitze und entſetzliche Wetterſchläge. Wie der wilde Aufruhr der Elemente ſchwieg, war das prächtige Königsſchloß auf der ſonnigen Alpenhöhe nur Steintrümmer, ſtarrten die Geſtalten des Königs Serles, ſeiner Königin und ſeines Rathgebers als ſpitze Felszacken empor, und um dieſe drei her ſtanden und lagen ihre Jäger und Hunde, alle Felſen, alle verſteint.

7.

Der Rauhwackegraf.

Vor Zeiten lebte im Hallthale, ehe noch die ergiebigen Salzkammern deſſelben erſchloſſen wurden, ein Gaugraf auf einer Felſenburg, deſſen Natur ſo wild geartet war, wie die des Königs Serles. Dieſer wilde Graf hatte jedoch eine ſchöne und milde Tochter, die einſt, als ſie in die Niederungen herabgeſtiegen war, und ſich einen Strauß friſchblühender Alpenprimeln zu pflücken, die Bekanntſchaft eines muntern Bergknappen machte, welcher die Gegend, nach edeln Metallen forſchend, durchſtrich. Aus ſothaner Bekanntſchaft wurde Zuneigung und aus dieſer helle, brennende Liebe. Das junge Paar ſchwur ſich zu, nicht mehr von einander zu laſſen; der zornige Graf aber, als er von dem Verhältniſſe Kunde erhielt, ließ den Knappen fangen

*) Vergleiche oben S. 34 und 35, Sage 12, wo dieſe Sage in etwas veränderter Weiſe mitgetheilt iſt.

und in eine bergtiefe Kluft hinabstürzen. Die verzweifelnde Tochter wurde eingesperrt, zerbrach aber mit der Kraft des Wahnsinns und der Verzweiflung das Gitter ihres Kerkerfensters, entsprang und stürzte sich denselben Abgrund hinab, in dem ihr Geliebter geendet hatte. Da verfluchte der Graf die Liebenden, sich selbst, sein Schloß, die Welt und den Himmel, und der Himmel ließ Feuer regnen, und die Erde bebte, und das Schloß zerkrachte und alle Fugen borsten auseinander, und endlich starrten auf der Höhe nur noch drei einzeln stehende bräunlich graue Felsentrümmer von Grau- oder Rauhwackegestein empor; das sind der Graf und das Liebespaar, deren Geister bisweilen auch dort noch spukend sichtbar sein sollen. Der Ort wird noch bis heute „beim Rauhwackegrafen" genannt.

II.

Versinkung.

1.

Die Alm am Pillersee.

Dort, wo jetzt der reizende Pillersee mit dem grünlich wallenden Wasser $^1/_2$ Stunde lang und $^1/_8$ Stunde breit vom Dorfe St. Ulrich sich ausbreitet, stand einst eine der schönsten und einträglichsten Alpen, welche mehreren Bauern gehörte, und von zahlreichen Heerden überbreitet war.

Das waren glückliche Bauern dazumal! — Gras und Kuhreichthum, und die schöne Alm dazu, was will ein Bauernherz mehr? Dankten sie dem lieben Gott dafür? O nein, die Lümmel wurden „hoach" und dachten nur auf Filigungesgeigei (Kneipentanz) — da wurden alle Feiertage in Saus und Braus, mit spielen und tanzen, singen und saufen zugebracht. Auf der Alm ging's zu, als wär's ein Götzenhimmel, und alle lustigen Brüderlein fanden sich darauf ein.

Einmal wollten sie Kegel schieben, waren aber weder Kegel noch Kugeln da; doch da wußte man bald Rath; sie machten aus der goldenen Alpenbutter Kugeln und Kegel, und auf der Diele wurde nun tüchtig drauf losgespielt. — Plötzlich begann das Gebäude zu sinken, auch die nahen Gründe, endlich die Hügel, alles, alles sank, und wo die Geängstigten auch hinfliehen mochten, überall sank der Boden, und aus dem Grunde drang Wasser empor, alles ertrank in einem neugebildeten See. Nur ein Spielmann, welchen sie zum Geigen herauf gezwungen hatten, dem als frommen Mann diese unsaubere Wirthschaft nicht gefiel, wurde gerettet, diesen trieb das Wasser auf seinem Stuhl sitzend ans Ufer. Und dieser See ist nun

der Pillerſee*), welcher ſeinen Namen davon erhielt, weil er oftmals, gewöhnlich bei der Nacht, billt (brüllt). Er iſt an gewiſſen Stellen unergründlich. Einſtmals wollte man durch lange Schnüre mit Steinen befeſtigt, die Tiefen unterſuchen, da vernahm man aus dem Grunde eine dumpfe Stimme:

„Ergründeſcht mi, (Ergründeſt Du mich,
So ſchlünd' i di!" So verſchling' ich Dich.)

Auch zieht dieſer See ſchlafende Leute in ſich hinein; eine Eigenſchaft, welche man vielen Bergſeen zueignet.

Wie der Schluß dieſer Sage nach der vom Arendſee**) hinweiſt, ſo der eigenthümliche Zug des Kegelſchiebens nach verſchiedenen anderen deutſchen Sagen, in denen die übermüthigen Reichen mit goldenen Kugeln nach goldenen Kegeln ſchieben.

2.

Der Antholzerſee.

Wo jetzt der See bei Antholz am Puſterthale ſeine grünblauen Wellen ausbreitet, ſtanden in friedlicher Nachbarſchaft drei prächtige Bauernhöfe, umgeben von geſegneten Gütern.

Als einſt der Kirchtag gefeiert wurde, an welchem jeder Menſch ſich beſonderer Labe erfreut, ging ein alter Bettler in dieſe drei Höfe und bat um Almoſen, oder wenigſtens um etwas Tiſchabfälle.

Die Bauern waren jedoch einer wie der andere ſelbſtſüchtige und geizige Menſchen und ſetzten den Armen alsbald vor die Thüre hinaus.

Da ſprach der Bettler erzürnt zu einem jeden: „Gib acht, binnen drei Tagen wird hinter deinem Haus ein Brünnlein aufgehen, dann werden dir die Augen auch aufgehen — ſchau dann zu, was es anſtellen wird!

Indeſſen kümmerten ſich die Bauern um des Bettlers Rede wenig und lachten dazu.

Am dritten Tage aber ging hinter jedem Hauſe ein Brünnlein auf, und alle drei wuchſen ſo an, daß ein See daraus wurde, der bald die Häuſer mit Mann und Maus hinunterſchlang.

Das iſt der Antholzer oder Spitaler Hochſee, den jetzt rings dunkler Tannenwald umſchattet.

---

*) Pillende See'n oder Pillſee'n finden ſich viele im Lande. Juſt vom Pillerſee 3 Stunden ober Fieberbrunn liegt ein kleiner Bergſee zwiſchen den Kuppen in einem unermeßlich tiefen Keſſel mit ſchwarzen Fiſchen, welcher „billt", eben ſo iſts mit dem „Wildalpenſee" bei Kitzbühl, mit dem Möſernſee im Wattenthal u. v. a.

**) Bechſtein: Deutſches Sagenbuch. 334.

3.

Das Dorf auf der Boden-Alpe.

Durchs Almajurthal im Lechgebiete wird die Alpe Boden erreicht, die ſammt der Hochalm Almajur den Stanzer Bauern gehört. Am Almplatz auf „Boden" hat zu alten Zeiten ein ſchönes Dorf geſtanden, welches durch das nahe liegende Silberbergwerk, das ſein Eigenthum war, unermeßlich reich wurde. Die Bewohner wurden hochmüthig — und Hochmuth kommt vor dem Fall — ſie wußten nicht mehr was anfangen mit dem Ueberfluß und verfielen auf den Gedanken, ihre Häuſer mit Gold- und Silberzierrath anzufüllen, die Fenſter ſelbſt bei Tage zu ſchließen und Tag und Nacht die Zimmer mit Kerzen auf prächtigen Silberleuchtern zu erhellen, denn die ſchöne Sonne Gottes war ihnen zu alltäglich. Solchem Frevel ſah Gottes Langmuth lange zu, aber da keine Beſſerung vorauszuſehen war, ſchritt der Herr mit ſtrenger Züchtigung ein; er ließ das ganze Dorf mit Kirche und Leuten in den Boden ſinken, und das früher blühende Thal zur Wildniß werden.

Vor dreißig Jahren ging ein Hirte, vom Stanzerthal gebürtig, der aber da zu „Boden" angeſtellt war, im nahen Geſtäude herum, um ein verlaufenes Kalb zu ſuchen. Auf einmal ſieht er in den Stauden ein eiſernes Thurmkreuz vom Erdboden herauf ſtehen. Es war jenes vom Dache der verſunkenen Kirche; er will es herausbringen und reißt daher die Stauden ringsum fort, das Kreuz iſt aber zu feſt angemacht. Nun kam der Hirte am folgenden Tage mit mehreren Leuten herbei um es auszugraben, aber da war es nicht mehr zu erblicken.

Vor vielen vielen Jahren ging ein Bauer von Hegerau im Lechthal, „Klotz" vulgo „Hoſteſes" mit Namen, am Berge vorbei und gerieth in einen unterirdiſchen Gang, weil er, da ſchlechtes Wetter wurde, unterſtehen wollte. Er machte Feuer an, um zu ſehen, ob der Gang tief wäre; ging vorwärts und ſiehe, er kam in die verſunkene Kirche. Der Hochaltar war herrlich erleuchtet und die Kerzen ſtanden auf ſilbernen Leuchtern. Der Bauer ging in der Kirche umher und fand einen ſchlafenden Mann. Der Hegerauer rüttelte letzteren auf und der Erwachende fragte ihn um die Zeit. Wie er richtigen Beſcheid vernommen, ſeufzte er und ſprach: Ach! noch iſt's lange nicht an der Zeit! — Was er damit meinte, blieb ein Räthſel; der Hegerauer nahm einen Silberleuchter vom Altar und ging ſchaudernd fort. Er kam mit dem Leuchter ſpät Abends ganz verſtört zu Hauſe an, und hätte alles für einen Traum gehalten, wäre nicht der ſilberne Leuchter Zeuge der Wirklichkeit geweſen. Er begab ſich zur Ruhe, am andern Morgen aber war er tod. Sein Weib wollte den Leuchter zurücktragen laſſen; allein man ſuchte vergebens einen Eingang in die jetzt unterirdiſche Kirche.

4.

Lago santo.

Auf den hohen Bergen des Cembrathales liegt ein einſamer Bergſee, der ſeinen ſilbernen Waſſerfaden hinabſendet in den ſchäumenden Nevisbach. Eine kleine Hütte am ſpitzen Ende des Sees und nahe dabei ein aufgelöstes Bergwerk mit ausgedehnten Schutthalden geben Zeugniß früheren regen Lebens.

Dieſer dunkle See wird „Lago santo“ (heiliger See) genannt.

Wo er jetzt ruht, ſtand einſt ein blühendes Pfarrdorf, deſſen Bewohnern das nahe Bergwerk Arbeit und Verdienſt in Hülle und Fülle gab. Es waren glückliche Leute, wenige Stunden davon lag König Laurins Kriſtallburg, und der Verkehr mit gutmüthigen Bergmännlein machte ſie klug und geſegnet.

Aber nach und nach wurden ſie übermüthig und hart, fremde Bergknappen brachten Irrlehren in das Land, und der Pfarrherr war entweder zu gutmüthig oder zu nachläſſig, um gegen die Frevler aufzutreten, und nach einigen Jahren war die Gemeinde verdorben.

Um dieſe Zeit kam einmal ein armer Mann ins Dorf und bat um Almoſen; aber da alle Chriſtenliebe aus deſſen Gemeinde verſchwunden war, ſo wurde derſelbe überall abgewieſen, ja ſelbſt vom reichen Pfarrer.

Am Ende des Dorfes wohnte eine ganz arme Wittwe mit vielen Kindern, dieſe allein ſchenkte dem Armen ein Stück Brot. Da ſprach der Arme folgendes zur Wittwe: Ihr werdet heute Nacht ſtarken Lärm hören im Dorfe, doch ſeid unbeſorgt, aber betet, und ſchaut bei Leibe nicht aus dem Fenſter hinaus! — Nach dieſen Worten ſchwand der Bettler vor den Blicken der Wittwe hinweg.

Als ſich die Familie Nachts zu Bette gelegt hatte, begann es gegen Mitternacht ſchrecklich zu donnern und zu krachen; es fing überall zu brennen an und vom Himmel goß es in Strömen, als ob Schleußen geöffnet wären. Die arme Wittwe erſchrack nicht wenig, vergaß auf das Gebot und blickte zum Fenſter hinaus. Da erhielt ſie von unſichtbarer Hand eine ſolche Maulſchelle, daß ſie betäubt zu Boden fiel und das Gehör verlor. Erſt am Morgen erholte ſie ſich wieder; die Schrecken der Nacht waren verſchwunden, und die Sonne ſtand in voller Klarheit am Himmel. Die Wittwe trat nun mit ihren Kindern vors Thor ihres Häuschens, aber ſtaunend ſah ſie die ganze Gegend verändert. Das Dorf war verſunken, ein dunkler See lag darüber gebreitet, nur ihr Hüttchen allein war unbeſchädigt am Rande ſtehen geblieben.

Noch in unſerer Zeit ſieht man in günſtigen Augenblicken bis auf den Boden des Sees, und erblickt drunten den geizigen Pfarrer langſamen Schrittes wandelnd, und in einem Buche leſend. Er hatte ſchlecht für die ihm von Gott anvertrauten Seelen geſorgt, und muß nun büßen.

5.

Steine in den See werfen.

Unweit der ſtark beſuchten Gebirgswallfahrt zum heiligen Kreuz zu Latzfons im Eiſackgebiet befindet ſich eine Lache, welche dort der Plank'n-See heißt. Hier trug ſich folgendes zu:

Die Bewohner eines großen Bauernhofes wurden einſt alleſamt in den Plank'n-See verſenkt, zur Strafe böſer Gewaltthaten, die ſie an den Nachbarn verübten. Da kamen einmal zwei Hirten dahin, lagerten ſich am See, und warfen zum Zeitvertreibe Steine hinein. Bald ſtieg ein Bauernknabe aus der Fluth, warnte die Hirten vor dem Hineinwerfen der Steine und entſchwand wieder im Waſſer. Die Hirten hörten nicht auf zu werfen, und es kam ein Burſche heraus und ſagte: Wenn ihr nicht aufhöret zu werfen, ſo wird der kleine Knecht herauskommen und euch züchtigen! — Die Hirten ließen das Werfen nicht, und es kam wirklich der kleine Knecht und ſagte: Wenn ihr nicht aufhöret zu werfen, wird der andere Knecht herauskommen und euch ſtrafen! — Dieſer ſtieg dann auch wirklich aus der Fluth und ſprach: Wenn ihr nicht aufhöret zu werfen, wird der große Knecht (Großknecht, auch Vorknecht genannt) kommen! — Und auch dieſer kam, wie die Hirten noch immer zuwarfen, und redete ernſt zu ihnen: So, wenn alles nichts nützet, und ihr uns nicht in Ruhe laſſet, ſo wird der Bauer herauskommen und euch züchtigen! — Er ſank wieder in das Waſſer zurück, und als die verwegenen Hirten noch immer Steine hineinwarfen, erſchien wirklich der Bauer, und wollte ſie erhaſchen und ernſtlich ſtrafen. Die Hirten flohen vor dem grauen Alten, eine Zeit lang gemeinſchaftlich, dann aber trennten ſie ſich, indem einer der Ebene nach floh, der andere aber ſich abwärts wendete. Letzterem eilte der Alte nach und als der Unglückliche durch eine mooſige Wieſe floh, hörte er den Verfolger ſchon nahe an ſeinem Rücken höhniſch rufen:

„Je näſſer,
Deſto beſſer."

Nun ſank der Hirte ſo ein, daß er ſtecken blieb, der Alte jedoch erfaßte ihn beim Kragen, zog ihm die Haut ab, und hängte ihn kopfabwärts am nahen Baume; ſeitdem wirft niemand Steine in die Lache.

6.

Der Wetterſee.

Am Gebirge der Gerlos im Zillerthalgebiete liegt der ſogenannte Wetterſee. Noch heutigen Tages wagt kein Menſch dort einen Stein hineinzuwerfen, und es iſt nicht zu rathen, daß ein Fremder einen Stein hineinwürfe, denn er käme ſonſt leicht in handgreiflichen Streit mit den Bergbewohnern. Es iſt unter letzteren der feſte Glaube und wird derſelbe

durch hunderte von Beispielen bekräftigt, daß, sobald man einen Stein in diesen See wirft, bald darauf ein Ungewitter entsteht, besonders zerstörende Hagelschläge, von Blitz und Donner begleitet.

Der Wettersee liegt in einer öden Gegend des Hochgebirges, voll Steingerölle, daher nennt man dieselbe „die wilde Krimml".

Wer sich den See zeigen läßt, dem erzählt jeder Hirte oder Führer auch noch diese Sage: „Ein Schafhirte kam einst zum Rande des Sees und sah eine große goldene Kette liegen, welche mit dem andern Ende in das Wasser hinab hing. Er wollte die Kette an sich ziehen, da sah er am andern Ufer eine noch viel schönere und größere glitzern. Nun ließ er die eine los und eilte hinüber zur andern. Wie er die Kette drüben ergreifen wollte, glitten beide ins Wasser und der Hirte stand mit langer Nase da."

Dieser Hirte hat die Prüfung nicht bestanden! setzen insgemein die Erzähler der Sage hinzu, und wie die erste Sage offenbar nach dem Pilatusberge in der Schweiz, in dessen unheimlichen See auch nichts geworfen werden darf, hindeutet, so weist die zweite Sage in das Reich der Fabel, und läßt an den Hund mit dem Fleischknochen im Bache und an den Esel zwischen zwei Heubündeln denken.

7.

Für die Lak wird gebetet.

Wenn man von Zell im Zillerthale nach Gerlos geht, berührt man das moosige Oertchen Gminden, und in dessen Nähe einen ganz kleinen, unbedeutenden Weiher, eine sogenannte Froschlache, insgemein die Lak geheißen. Die sprachliche Verwandtschaft von Lacus, Lago, Lache, Lak, Lacke, wird jedem einleuchten. An dieser Stelle stand einst ein Haus, das der Zorn Gottes traf. Dasselbe versank, und an seine Stelle trat der kleine Weiher oder See. Diese dunkle und halbverklungene Sage hat sich, wie bisweilen geschieht, zur Prophezeiung umgewandelt. Einst wird die Lak ausbrechen und das ganze Zillerthal unter Wasser setzen. Daher wurde, so meldet die Sage, schon vor vielen vielen Jahren an einem bestimmten Tage ein Jahramt gestiftet, bei welchem um Verhütung solchen großen Unheils gebetet wird.

Auffallend stimmt diese tirolische Sage mit einigen thüringischen Sagen überein. Dort werden Arnstadt und Erfurt als die Städte genannt, in welchen alljährlich einmal in Folge frommer Stiftungen Messe gelesen, Hochamt gehalten oder doch gebetet wird, daß nicht verderbliche Fluth aus dem Singerberg und aus dem Schneekopf ausbreche und über das flache Land sich verderblich ergieße. Die Fluth aus dem Singerberge soll sogar aus Wein bestehen, nicht aus Wasser*).

*) Bechstein: Deutsches Sagenbuch 514.

8.

Der Weererſee.

Im Weerthale, das in das Innthal ausmündet, liegt das Dorf Weer, und jenſeits deſſelben kommt der Weerbach aus dem Thale, welcher Gold führt. Nahe dem Orte ruht ſtill und düſter der Weerſee oder Weererſee. Einſt ſtand ein prachtvolles Schloß an dieſer Stätte, das durch den Stolz und den Uebermuth ſeiner Bewohner ſammt dieſen allen in die Erde verſank, worauf der See an deſſen Stelle trat. Der Bergbau und Bergſegen des nahen Bezirkes von Schwatz hatte auch jene Schloßbewohner ſo reich gemacht, daß ſie Gottes und allen Dankes vergaßen. Es arbeiteten in den Schwatzer Gruben nicht weniger als 30,000 Knappen, da läßt ſich denken, welche reiche Ausbeute gewonnen wurde.

9.

Verſunkene Wälder.

Bei Kitzbühel (Kitzbüchl) war vor Zeiten ein herrlicher Wald, über welchen aber leider zwei Bauern in einen langjährigen Proceß mit einander geriethen, deſſen Ende kein anderes war, als daß durch Beſtechung eines gewiſſenloſen Richters von Seiten des einen der Proceſſirenden dieſem einen der Wald zugeſprochen, und der Verlierende mit aller ferneren Klage von Gerichtswegen, wenn auch nicht von Rechteswegen, ab und zur Ruhe verwieſen wurde. Der Verlierende, der durch den Verluſt des Proceſſes zum armen Manne wurde, konnte ſich nicht beruhigen und jammerte in einem fort über ſein Unglück, und daß er übervortheilt und unrechtmäßig verurtheilt worden ſei. Sein Gegner aber ſchrie: Ei ſo greine Du! Bei allen Teufeln! Wenn ich den Wald unrechtmäßig gewonnen habe, ſo wünſche ich, daß er tauſend Klafter tief in die Erde hineinſänke! — Kaum entfuhr ihm das Wort, ſo zuckte ein Erdſtoß, rollte der Donner und langſam ſank der majeſtätiſche Wald in die Erde, und bald rauſchten ſchwarze Wellen über ihm. So dunkel der See iſt, ſo ſieht man doch bisweilen bei klarem Himmel in der Tiefe deſſelben die Bäume ſtehen.

Daſſelbe iſt der Fall mit dem auch kleinen Lanſerſee, auf deſſen Grunde man ganz deutlich und immer große Bäume gewahren ſoll. Hier ſtand ebenfalls ein prachtvoller Tannenwald, um denſelben ſtritt aber nicht ein Bauer mit einem Bauer, ſondern ein Bauer mit einem Edelmanne, und der Streit wurde ſo geführt, daß der Edelmann den Wald gewann und der Bauer ihn verlor, „weil" — nach einem tiroliſchen Sprüchwort: „die Herren einander nicht beißen." Der Bauer aber verwünſchte den Wald mit Wurzeln und Wipfeln, und da ſank er zur Tiefe nieder, und über Nacht war er nicht mehr an ſeiner Stelle, ſondern der tiefe See, der nach dem Dorfe Lans, gar nicht weit von dem berühmten Schloſſe Ambras,

den Namen trägt. Zwiſchen Lans und Patſch liegt ein Gehöft, Heiligen-Waſſer geheißen.

10.

Der Ziereinerſee.

Am Sonnwendjoch liegt der ſchon oben S. 98, Sage 5 erwähnte Ziereinhochalpenſee, deſſen Name viele ſehr wenig witzig und deſto handgreiflicher Ziehh'rein geſchrieben wiſſen wollen, weil er an ſeinen Ufern ſich dem Schlummer überlaſſende Leute gern in ſeine Tiefe hereinzieht, wonach die tiroliſche Sage dem See ſelbſt ein Amt überträgt, das in andern deutſchen See- und Nixenſagen die mythiſchen Waſſergottheiten beſorgen und vollziehen.

Die Tiefe dieſes Sees ſoll der des Innthales gleichkommen, daher auch die in demſelben zahlreich vorhandenen Forellen nie abnehmen, dieſelben, welche die Sage Goldkörner in ihren Eingeweiden führen läßt.

Franz Schaner (der Einberger Franzl), ein Hirte, trug vor einigen Jahren erſt Käſe von der Angereralpe nach Reit, wohin dieſe Alpe gehört. Ermüdet war er auf dem Rückweg am See eingeſchlafen, und nach einer Stunde war er ſchon mit den Füßen im Waſſer und rettete ſich nur noch durch ſchnelles aufſpringen und davonlaufen.

Einſt ſenkten zwei Fiſcher ihr Netz in die Tiefe des Ziereiner See's; wie ſie daſſelbe herausziehen wollten, hatte es ein ſolches Zentnergewicht, daß ſie es kaum bemeiſtern konnten.

Endlich zogen ſie das Netz heraus und mit ihm einen goldenen Wagen. Nun dachte jeder der Fiſcher, ſeine Kameraden in das Waſſer zu werfen, ſobald der goldene Wagen am Geſtade wäre, um den Reichthum allein zu haben. So wie dieſer ſchändliche Gedanke in den Herzen dieſer beiden Fiſcher erwachte, die unterdeß mit großer und vieler Mühe das Netz von dem Wagen losgeneſtelt hatten, ſo wendete ſich der Wagen ganz von ſelbſt, und ohne daß ſie vermochten, ihn zu halten, und rollte ſtracks wieder in den See hinein.

11.

Das verſunkene Schloß im Biburgſee.

Ueber dem Dorfe Oetz im Oetzthale, eine halbe Stunde davon aufwärts am Mittelgebirge, welches das Oetzthal quer wie ein Wall durchzieht, liegt, auf dieſem bewaldeten Felſenwalle, die Biburgſpitz und unter dieſer der Biburgſee. An ſeiner Stelle ſtand einſt ein ſtattliches Schloß, die Biburg oder vielleicht auch Biberburg geheißen. Die Gebäude der Burg nahmen einen weiten Raum ein und es ging in ihr immer ſehr glänzend her; denn es waltete da eine reiche Herrin, nur ſchade, daß dieſe

Schloßfrau böſen und heidniſchen Sinnes war, und manchen leichtfertigen Frevel übte. So hatte ſie unter anderm ein einziges Kind und that mit ihm, da ſie voll Affenliebe zu ihm war, was die Frau Hütt (ſ. drüben Seite 239) mit ihrem Kinde that: ſie reinigte es mit friſchem Brod und Semmelkrumen, weil dieſe weicher waren als die Badeſchwämme, und kein ritzendes Körnlein darin. Einſt kam ein alter Eremit zur Schloßfrau, der als ein Warner an ſie geſendet war, und warnte ſie mit väterlicher Ermahnung; allein nun that ſie es dieſem zum Trotz und zum Aerger erſt recht, ſo daß der Warner ſie ſeufzend verließ. Kaum war der Eremit von dannen, ſo verſank das ganze Schloß ſammt der Herrin und ihrem Kinde, und ein ruhiger See trat an deſſen Stätte. Aber nach einiger Zeit begann der See zu wallen und zu billen, kochte ſcheinbar und brodelte, und warf haushohe Wellen auf, und da fuhr die Schloßfrau heraus, aber in einen Drachen oder Lintwurm verwandelt, der mit aller Wuth an einer Uferſtelle in die Erde biß und mit den Krallen grub, um eine Ablaufrinne für den See zu ſchaffen. Das iſt die Runſt zwiſchen den Feldern von Oetz und Sauters, und man ſagt noch in Tirol, wo den Bergen kleine Bäche entrinnen: „Hier hat ſich ein Lintwurm ausgebiſſen.“

12.

Der gache Tod.

Südwärts der Straße, die bei Oberhofen am Inn hinführt, zwei Stunden hoch, und ſo, daß man ſie vom Wege aus erblicken kann, liegt die Oberhofer Alpe.

Vor Jahren ſtahl auf dieſer Alpe ein Weib ein Butterwecken aus der Almhütte und ging damit fort. Der Senn merkte bald darauf den Raub, lief der Frau nach, und holte ſie nach einer Stunde herunterwärts ein, wo ſie am Alpenweg auf einem Grasbödele ſaß. Er forderte ſeinen Butterwecken, doch das Weib betheuerte, nicht das mindeſte genommen zu haben, und ſprach: So will i grad glei verſinke, wan i' ihn hab! — und wie ſie das ausſprach, verſank ſie alsbald in die Erde.

Der Senn erſchrak, und ging etwas weiter den Berg hinab, wo unten ein Bach herausfließt — und wer malt ſein Erſtaunen, als der geſtohlene Butterwecken da herausrann, aber vom Weibsbilde hat ſich nie wieder eine Spur gefunden. Das Loch blieb immer offen, man nennt es „Gache Tod“ (jäher Tod). Im Jahre 1849 fiel eine Kuh hinein; ſeitdem hat man es mit Bäumen und Erde feſt vermacht, wie man auch ſchon früher gethan hat, aber vergeblich. Man glaubt feſt, daß auch dieſe Arbeit in die Länge nicht gut genügen werde.

Der Bach heißt „Kanzingbach“ und jedem Wanderer, der zufällig mit dortigen Leuten da hinauf geht, zeigt man die Stelle „den gachen Tod“.

13.

Seegeister-Lachen.

Zu hinterst im Lavisserthale liegt ein kleiner Bergsee bei der Ochsen-Alpe Klamm, die „Schoberlak" benannt. Dort hört man oftmals nächtlicher Weile ein solches teuflisches Hohnlachen, daß es jedem gruselt. Ja selbst in der Almhütte, die ziemlich weiter unten steht, hört man das Gelächter. Man meint, es seien böse Schatzhüter oder ein anderes Teufelskunter, denn der ganze Boden der Lak soll mit Gold gepflastert sein, wie eine alte Thalsage meldet; daher in früheren Zeiten die Geimetzger die Ochsen von dortiger Alpe theuer ankauften, weil mancher mehr Gold inne hatte, als er werth war.

Haben sich daher Schatzsucher oftmals dahin begeben, einstmals der Pfeifer Simon Bauer zu Lavis, es hat ihn aber das Teufelslachen bald vertrieben.

Allmählig wird das Wasser weniger tief, darum haben erst vor wenigen Jahren (1852) einige Arbeiter mit einem Windling hinab gebohrt, und hellauf geschrieen, weil der Windling voll Gold war, wie sie den herauf gezogen haben. Darauf haben sie nochmals gebohrt, da ist er aber abgebrochen — und aus war's.

III.

Verschüttung, Verschneiung und Uebereisung.

1.

Frau Hütt.

Die Sage von der Frau Hütt ist die bekannteste Tiroler Sage, viele haben sie poetisch behandelt, sie ausgeschmückt und sie dadurch nur entstellt und verdorben. In ihrer ursprünglichen Einfachheit lautet sie etwa folgendermaßen:

Zu den Zeiten der Riesen, von denen manche meinen, daß sie schon beim Leben Noahs im Lande Tirol gesessen, lebte hoch auf dem Gebirge, darunter später sich die Landeshauptstadt Innsbruck anbaute, eine Riesenkönigin, die hieß Frau Hütt. Ihr Reich, das sie beherrschte, war voll herrlicher Wälder und Alpentriften, so schön und schöner noch, wie alle Rosengärten. Ihr Felsenschloß glänzte wie Krystall in die Thäler nieder. Frau Hütt hatte ein Söhnlein, welches sie sehr, ja über alle Maßen liebte. Da geschah es einstmals, daß das Riesenknäblein sich eine junge Tanne abbrach zu einem Stecken oder Steckenpferde; aber zufällig stand die Tanne am Rande eines moosigen Sumpfes, das Erdreich gab nach, und das Rie-

ſenkind fiel ſammt ſeiner Tanne in den Schlamm. Seine angeborene Kraft half ihm nun zwar bald aus dem unfreiwilligen Moorbad; allein es kam doch als Mohr aus dem Moor nach Hauſe, und ſeine Kleidung hinterließ keine ſchöne Spur im Schloſſe der Frau Hütt. Dieſe tröſtete den lieben Knaben, ließ ihn durch die Diener entkleiden und befahl, ihn recht ſauber zu machen, und ſeinen ſchmutzigen Leib mit Broſamen und Semmelkrumen zu reinigen. Aber kaum begannen die Diener dieſen ſündlichen Befehl zu vollziehen, ſo ſtieg ein ſchweres Wetter raſch herauf, hüllte alles in entſetzliche Finſterniß, heftige Erdſtöße erſchütterten das ganze Gebirge, der Palaſt der Frau Hütt brach in eine ungeheure Trümmermaſſe zuſammen, und da kamen, wie vom Himmel herabſtürzend, grauſame Muren und ſchauderhafte Runſen und donnernde Lawinen, und nur wenige Stunden, ſo war alles das paradieſiſche Alpenland, das das Reich der Frau Hütt bildete, zerſtört, die Wälder hinweggefegt, die Aecker und Triften mit Steinhagel häuſerhoch überſchüttet, und rings nichts als eine große Wüſte und unfruchtbare Felſenſchrofen, wo kein Grashalm mehr aufſproſſen konnte. Frau Hütt aber war zur Felsgeſtalt verſteinert, wie ſie ihren auch verſteinerten Sohn in ihren Armen hält, und ſo wird ſie bis zum jüngſten Tage ſtehen.

2.

Tannen-Eh'.

Hoch im Gebirge Tirols lag eine Stadt, die hieß Tannen-Eh', das iſt ſo viel als Tannenrecht oder Tannenbund, wie man bibliſch von einer alten oder neuen Ehe ſpricht und darunter das alte oder das neue Teſtament, den alten und den neuen Bund verſteht, den Gott mit den Menſchen ſchloß. Dort zu Tannen-Eh' war lange Zeit gutes und gottgefälliges Leben. Es war noch der Friede einer paradieſiſchen Zeit; die Menſchen verfolgten noch kein Wild; Hausthiere und Alpenpflanzen, Früchte und Trauben boten Nahrung genug. Es gab nicht Zank, nicht Streit um Mein und Dein, der Reichere half gern dem Minderbemittelten, übermäßig Reiche und ganz herabgekommene Arme gab es nicht zu Tannen-Eh'.

Aber es wurde im Laufe der Zeiten anders, ganz anders. Zum wachſenden Wohlſtand trat die Freude am Gewinn, wurde zur Sucht nach Gewinn, und es blieben auch der Stolz und der Uebermuth nicht aus, und dieſe riefen in der Verſammlung der Reichen zu Tannen-Eh' einen frevelhaften Entſchluß hervor. Sie ſprachen gleich dem bethörten Volke Babels: Laſſet uns einen Thurm bauen, deß Spitze bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen — und ſetzten hinzu: Und in den Thurm eine Glocke, welche weit ſchallet, auf daß ihren Schall vernehmen alle die, ſo auf den Bergen und in den Thälern wohnen.

Und wenn wir Kinder taufen und Hochzeiten feiern oder ſterben, ſoll uns die Glocke zur Taufe, zur Trauung und zum Begräbniß läuten, aber

nur uns, den Reichen, und den Armen soll sie nicht läuten, denn es ist ihnen kein nütze.

Und da es also geschah, so drangen die Klagen der mannichfach beschwerten Armen durch die Wolken zu dem Herrn, und da entstand im Herbst eine Hungersnoth. Die Armen litten unsäglich, aber die Reichen verschlossen Truhen und Vorrathskammern und gaben den um Brod flehenden Armen lose Reden. Sie seien doch nichts als ein ganz miserables Volk, und sollten in Gottes Namen sterben, das sei das beste für sie, da kämen sie straks ins Himmelreich. Und Viele starben aus Hunger dahin.

Da kam der Spätherbst, und da fiel ein Schnee, und fiel höher und immer höher, bis an die Fenster, bis an die Dächer, bis über die Dächer. Da läutete die große Glocke um Hülfe, aber durch das dichte Schneegewölke drang kaum ihr Schall, und es kam keine Hülfe herauf nach Tannen-Eh', denn drunten in den Gründen rings umher wohnte nur armes Volk, das die Reichen droben gedrückt und gedrängt hatten. Und der Schnee fiel immer dichter und dichter, just so lange als es bei der Sündfluth geregnet hatte.

Niemand sah mehr eine Spur von Tannen-Eh' und seinen Bewohnern. Aber der riesige Thurm, den sah man später noch weit und breit, nur daß er von Eis ganz überglast war und wie eine Silbernadel hinauf nach dem Himmel wies, von wo herab die göttliche Strafe gekommen war. Diese eisumstarrte Felsennadel ist der Oetzthal-Ferner. Der Schnee, der Tannen-Eh' bedeckte, ist zum Oetzthalgletscher geworden.

Hernachmals ging ein Lied durchs Land, das sang und sagte von der Stadt Tannen-Eh', aber es war gar schaurig, und ist verklungen. Eine Strophe hat gelautet:

In der Stadt Tannen-Eh',
Au weh! — Au weh!
Fallt a Schnee,
Und appert nimmameh. *)

3.

Das alte Flies.

Da wo jetzt das Dorf Flies im Oberinnthale auf sonniger Höhe über dem rechten Ufer des Inn, ohnweit der berühmten Pontlazer-Brücke ruht, soll vor Zeiten eine reiche und prachtvolle Stadt mit herrlichen Häusern, starken Mauern und Thürmen und tiefen Wallgräben gestanden haben. Aber die Bewohner derselben wurden herrisch und gewaltthätig und übten jede Ungerechtigkeit ohne Furcht vor der göttlichen Strafe. So hatten sie mit den umliegenden Ortschaften beständigen Streit, da sie denselben mehr und mehr Grund und Boden abtrotzten und an sich zogen.

*) Appert: thaut auf.

Einmal ſchlugen ſie einen großen Wald nieder, der nicht ihnen, ſondern nahewohnenden Bauern gehörte, welche dortſelbſt ihre Alpe hatten, worüber die Armen ſich faſt zu Tode kränkten, weil ſie nirgends Hilfe fanden, und jeder Richter jene Mächtigen fürchtete.

Aber der gerechte Richter fand ſich — der ſich vor keiner irdiſchen Größe, Pracht und Macht beugt. — Von einem Zweige des Venetgebirges legte ſich ein halber Berg über die Stadt und erdrückte ſie und die Leute mit Putz und Stingl, während die Aelpler verſchont blieben. Dieſe wurden nun Eigenthümer des über der Stadt liegenden Bodens, der ſich nach und nach mit Wald und Weide überzog, wie der Augenſchein lehrt, und das heutige Flies wurde auf das große Grab der verſchütteten Stadt geſetzt.

4.

Sankt Martin.

Bei Lorenzen im Puſterthal führt der Weg ins Ennebergthal der Gader entlang in drei Stunden nach St. Martin, einem Weiler von fünf Häuſern. Dieſer Weiler wurde im Jahre 1494 zu bauen begonnen, und ſteht auf den Trümmern eines Dorfes, welches einſt reich geworden war durch unermeßlichen Bergſegen, beſonders durch einen höchſt ergiebigen Eiſenbau, welcher das koſtbarſte geſchmeidigſte Eiſen lieferte, das ſo theuer bezahlt wurde, daß es mehr eintrug als alle andern Erzbauten. Solches Eiſen wird nie mehr gefunden, nur die Knappenlöcher ſieht man überall. Ueber dem Glück und dem Reichthum und dem Schmuck ihrer Häuſer vernachläßigten die Einwohner ihre Kirche derartig, daß ſie wie ein Stall ausſah. Ein Pilger ſtellte die Einwohner deßhalb zur Rede; ſie trieben ihn aber fort. Wie er ging, kehrte er ſich noch einmal um und ſchrie: Wehe Euch! — Und bald darauf brausten vom nächſten Berge viele tauſend haushohe Felſen herab und überſchütteten das ſchöne, ſtolze und reiche Knappendorf ſo ſehr, daß keine Maus entrinnen konnte, und füllten endlich das ganze Dorf bis über den Kirchthurm völlig zu.

Einige Jahre darnach bauten ſich mehrere Verwandte der Ueberſchütteten dort an, um an Ort und Stelle für die „armen Seelen" zu beten.

Nahe bei dem Weiler St. Martin liegt das Dorf Thurn an der Gaden, welches manche auch St. Martin benennen, deſſen Gemeinde aber über 500 Einwohner zählt.

5.

Der Marmolata-Ferner.

In der Nähe von Buchenſtein, auf wälſch Livina longa, im Rienzgebiet, erhebt ſich an der Grenze gegen Faſſa ein mächtiger Ferner oder Eisberg, an deſſen Rändern das Vieh der dort umliegenden Gemeinden, namentlich von den Gehöften Sottil, Sottinghäzza und Roucat weidet. Nur eine

Thalschlucht trennt von dieser Oertlichkeit das Dorf Ornella, welches vom November bis Februar jeder Berührung eines Sonnenstrahls entbehrt. Der erwähnte Ferner, der über 11000 Fuß hoch emporstarrt, heißt Vedretta Marmolata, und wo jetzt dessen starre Eisfelder sich ausbreiten, waren einst die schönsten Alpenwiesen und Weiden.

Ein Bauer von Sottil hatte einst am Mariahimmelfahrttage von einer dortigen Bergwiese Heu heimgeführt und wollte abermals hinauffahren und noch einen Wagen voll herunterbringen. Die Nachbarn greinten mit ihm, daß er an solch hohem Frauentage sich und die Thiere schinde. Er aber lachte und spottete: Was wird sich d'Mutter Gottes ums Heu bekümmern?

Darauf fuhr er hinauf, und wie er den Wagen auflegen wollte, sah er die Dolomitfelsen und Zacken wunderliche Fratzengesichter annehmen und sich verzerrt bewegen, dann hüllte finsterer Nebel die Gegend ein, der immer dichter wurde; dann fühlte der Bauer, daß hin und wieder ein Schneekoloß auf ihn sich senkte und so wurde er sammt seinen Thieren erdrückt.

Am andern Tage war alles ein Ferner, und die Bauern sagen, es sei Wagen und Wiese, Vieh und Bauer in jenen Ferner verwandelt worden.

6.

Wolkenstein.

Im Grödener-Thale bilden 135 Höfe die Gemeinde Wolkenstein oder Santa Maria. Ueber dem freundlichen Mariakirchlein ragt am Stabbiakopfe die Trümmer des alten Bergschlosses Wolkenstein empor. Sein erster Aufbau soll noch aus Römerzeiten stammen, und ein heidnischer Heerführer dasselbe begründet haben, der durch ein wildes und grausames Leben zur Geißel der Thälerbewohner dieser Gegend wurde.

Da wiederholt sich nun die Sage von einem mißhandelten Pilger, der sterbend das Schloß verfluchte, worauf ein Felsblock (Stein) dasselbe sammt seinem grausamen Gebieter überdeckte, der nicht viel weniger gefürchtet war, wie der in diesen Gegenden heimische Orco.

In weit späterer Zeit forschte ein Ritter im Schooße der bedeckten Burg nach Schätzen, und man glaubt, daß er deren auffand; denn der vorher nicht sehr Bemittelte baute ein neues herrliches Schloß in und auf den Felsen, und hieß es Wolkenstein. Alle späteren Besitzer nannten sich nach diesem Schloße, wurden zu Grafen erhoben, und blühen in einem weitverzweigten ruhmvollen Geschlechte noch heute. Einer ihrer Ahnherren war der begabte und vielgewanderte Minnesinger Oswald von Wolkenstein, der zu den Zeiten Friedrichs mit der leeren Tasche lebte. Später traf ein Blitzstrahl die Burg, die Grafen erbauten im Thale die „Fischburg", und jene verödete allmählig.

IV.

Der Teufel und seine Bündner.

Ein neues reiches Sagenbild rollt ſich auf mit dem **Teufel** und ſeinen Bündnern, ſeiner Sippe und Genoſſenſchaft, ſeinen protëiſchen Erſcheinungen, mit alle dem Spuk, den er verurſacht, den Schreckgeſtalten, die er annimmt; mit dem Volke der Heren und Truden, oder Alpdrückerinnen, der Wunderdoctoren, der Schwarzkünſtler und Weißkünſtler, der Venedigermanndl und fahrenden Schüler. Auch auf dieſem Gebiete bringt Tirol vieles Neue und noch Ungekannte zum großen Kranze deutſcher Mythe getragen, wenn auch der Teufel an ſich kein ächtdeutſches Mythenbild, keine urgermaniſche Gottheit iſt. Sehr richtig ſagt Jacob Grimm in ſeiner Deutſchen Mythologie II. S. 936:

Die vorstellung des teufels und teuflischer Geister, welche allmälich auch in dem volksglauben so grossen Umfang gewonnen und so feste wurzel geschlagen hat, war unserm heidenthum fremd.

Wie erwieſen und bekannt iſt, empfing das alte Judenthum die Lehre vom Teufel, d. i. die Lehre von einer, der guten Gottheit entgegengeſetzten und ſtets entgegenſtrebenden Macht und Kraft — aus den an Paläſtina angrenzenden Morgenländern erſt durch das babyloniſche Exil, ſo daß die Idee vom „Teufel und ſeinen Engeln" zur Zeit des Auftretens Chriſti und der Apoſtel ſchon vollſtändig ausgebildet im jüdiſchen Volke eingewurzelt ſein mußte, da außerdem ſo manche Rede Chriſti und ſo mancher Ausſpruch der Apoſtel deren Zuhörern unverſtändlich geweſen wäre. Auf dieſe Lehre ſtützte ſich dann die Heidenbekehrung, indem ſie dieſelbe auf den ganzen heidniſchen Pantheismus übertrug, und in jeder heidniſchen Gottheit einen Teufel ſah, ja jede wohl oder übel zu einem ſolchen ſtempelte, und ihr, obſchon ſie durch das Chriſtenthum beſiegt erſchien, doch noch eine antichriſtliche Wirkſamkeit und Macht beimaß. Man dachte ſich den Teufel als böſen Dämon, als umgehendes, Verderben bringendes Nachtgeſpenſt, als der Menſchheit feindlichen Unhold, und legte ihm eine Menge verſchiedener Namen bei, unter denen die der Bibel entnommenen Beelzebub, Lucifer und Satan voranſtehen. Seine Geſtalt wurde ſo abſchreckend als immer möglich geſchildert, ſchwarz von Farbe, gehörnt, ſtrupphaarig, mit hervorgequollenen Glühaugen, rother lang aus dem Munde hängender Zunge, mit Krallen ſtatt der Finger, mit Pferdefuß, Bocksfuß oder Greifenklaue, kuhſchwänzig, und lahm, hinkend, mit einem Worte, die ganze Geſtalt in

verthierter Erſcheinung, bisweilen auch ganz Thier: Pferd, Eſel, Eber-Bock, Wolf, Hund, Rabe, Geier, Kukuk, Kröte, Schlange, Wurm, vornehmlich Drache, und zwar geflügelter, oft feuriger, dann als der fabelhafte Vogel Greif, und endlich auch ſelbſt geflügelt, und zwar mit Drachen- oder mit Fledermausflügeln. Da aber der Teufel ſich in jede Geſtalt zu verwandeln im Stande iſt, ſo erſcheint er auch als Fliege, als Spinne, Ameiſe und als Hummel, in letzterer Geſtalt beſonders in der Rolle eines Spiritus familiaris.

Die Macht, die dem Teufel innewohnt, und die er gegen ſündige Menſchen, die ihm durch ihre Sündhaftigkeit verfallen, beſtändig ausübt, vermag er denen mitzutheilen, die ſich ihm zu Genoſſen weihen, und er thut es unter der Bedingung, daß auch ſeine Bündner dieſe Macht verderblich gegen die Menſchen kehren. Wie ihm ſelbſt der Volksglaube beimißt, daß er manche Menſchen reite, daher der nicht ſeltene Zuruf an einen, der Uebles thut: Reitet dich der Teufel? — ſo empfangen auch Menſchen von ihm die unheilvolle Begabung, andere zu reiten, peinlich zu drücken und zu ängſtigen, zu ſchlimmen Handlungen hinzutreiben. Die, welche dergleichen thun, ſind die Truden, in andern Ländern auch Nachtmar, Alp, Alb genannt. Meiſt ſind dieſe Truden Perſonen, und zwar der Mehrzahl nach Mädchen und Frauen, die mit dem Teufel Bündniſſe geſchloſſen haben.

Der Volksglaube an die Möglichkeit ſolcher Bündniſſe mit dem Böſen reicht in eine ziemlich frühe Zeit der chriſtlichen Aera hinauf, gelangte aber doch erſt im eigentlichen Mittelalter zu allſeitiger Ausbildung und wurde zu dem furchtbaren Hexenglauben, dem ſo viele Opfer bluteten oder brannten. Hexen und Zauberer gelten unbedingt als Teufelsbündner, letztere waren und hießen dem Volke insgemein Doctoren (Fauſt, Agrippa, Theophraſt u. A.) und indem dieſe vermöge ihrer erlangten Wiſſenſchaft vermochten, den Teufel zu beſchwören, zu zitiren, und ihn ihren Wünſchen gehorſam zu machen, verfielen ſie hinterher gleichwohl ſeiner Gewalt und nahmen meiſt durch ihn ein entſetzliches Ende. Die Kunſt, welche den Teufel zu zwingen und Zauber zu üben lehrte, und die ſeltſamer Weiſe von ihm nach mancher Sage ſelbſt gelehrt wurde, war die Schwarzkunſt, die ſchwarze Magie, als deren Gegenſatz in tiroliſchen Sagen auch eine Weißkunſt, die ſogenannte weiße Magie begegnet.

Zu den zahlreichen Sippen der Hexen und Truden, der Schwarz- und Weißkünſtler, der Zauber- und Wunderdoctoren tritt nun vorzugsweiſe in Tirol noch eine beſondere: die Venediger-Manndl. An ſich iſt die Venetianerſage auf allen deutſchen Gebirgen heimiſch, Rieſengebirge, Böhmerwald, Erz- und Fichtelgebirge, Thüringerwald und Harz ſind voll davon; allein in allen dieſen Gebirgsſagen erſcheinen die Venetianer nur als kundige Gold- und Silbererz- und Edelſteinſucher, die zwar mancherlei geheime Künſte kennen und üben, unterirdiſche Schätze

auffinden, oder auch verſetzen (verdecken, unſichtbar machen) können, die wohl auch verſtehen, auf wunderbare Weiſe ſchnell zu reiſen, die mit Schlangen verkehren, Wünſchhütlein oder Wünſchtüchlein beſitzen; aber doch eigentlich nichts mit dem Teufel zu thun haben. In Tirol hingegen treten ſie faſt ſtets als Teufelsbündner auf, und ſind zugleich den fahrenden Schülern geſellt, welcher Erſcheinung des ſpäteren Mittelalters die örtliche Sage dadurch auch den Stempel der Teufelsgemeinſchaft aufdrückte, während im übrigen Deutſchland beſondere Sagen von fahrenden Schülern nicht umgehen, und nur im allgemeinen angenommen wird, daß Fauſt, Wagner und Conſorten eine Zeitlang ſolche fahrende Schüler geweſen ſeien.

Es ließen ſich dieſe Andeutungen noch ungemein erweitern, ja zu einem Buche ausdehnen, denn der Stoff iſt in reicher Fülle vorhanden; der zu berückſichtigende Raum gebietet aber, von dem allgemeinen zum beſonderen überzugehen, und darzuthun, wie die Idee vom Teufel und der ihm verbundenen Genoſſenſchaft ſich vorzugsweiſe im Tiroler Landvolke und in deſſen Sagen geſtaltet und ausgeprägt hat.

I.

Der Teufel.

Das ſichtbare und unſichtbare Daſein des Teufels, ſein raſt- und maßloſes Wirken, die Menſchen zum Böſen zu verleiten, iſt ein allgemeiner Glaube der Thalbewohner, daher Teufelsſagen ein Hauptträger im Erzählerſchatze der Alpenjäger, der Waldleute und der Spinnſtuben ſind.

Aber dennoch iſt es eine merkwürdige Thatſache, daß der Tiroler Teufel eine ganz eigenthümliche Geſtalt annimmt, wenn man ſich aus den vorhandenen Volksſagen ein klar geſtaltetes Bild deſſelben entwerfen will.

Trotzdem, daß in Bildern, Legenden, auf Gottesäckern und in Schriften, von der Schule angefangen, den Landbewohnern die gewöhnliche Geſtalt des Teufels, mit Hörnern, Krallen, Schweif, Pferd- oder Bocksfüßen und Feueraugen vorgeführt wird, ſo hat ſich doch in der Phantaſie des Tirolervolkes eine ganz andere Geſtalt entwickelt.

Der Teufel erſcheint nämlich in der Regel als grüner Jäger oder Schütz, eine rothe Habichtfeder auf ſeinem Jägerhute, und in Kleidern, welche ſeine auffallenden Teufelsattribute verbergen.

Obgleich er alle Geſtalten annehmen kann, ſo erwählt er die Schützengeſtalt, weil er dadurch überall, bei Hoch und Nieder leicht Einlaß findet, die Dirnen ohne viele Mühe liebeverrückt macht*), und ſie mit ihm ſün-

*) Dieſer Zug begegnet auch außer Tirol in vielen Hexenproceſſen.

digend ſich zu eigen bringt. Eine ſolche Dirne wird dann leicht Lockvogel, mit dem er die Burſchen vom ganzen Dorfe fängt; denn in dem Orte, wo eine des Teufels iſt, da iſt kein Segen mehr. Auf den Bergen ſchließt er ſich an Wildſchützen an, lehrt ihnen das bannen, feſtmachen, Freikugeln gießen und verſchiedene Schwarzkünſte, jedoch ſtets um den Preis — ihrer Seele. Im Thale juchzet er die Robbler wach, im Wirthshauſe erſcheint er als luſtiger Muſikant (Geiger) und geigt den Tanzenden durch die ganze Nacht hindurch den Teufel in den Leib, oder geigt ihre Seelen ſo mürbe, daß ſie ſich ihm bald, von Sinnenluſt umſtrickt, ergeben.

Hat der Teufel zufällig kein Jägergewand an, ſo hat er wenigſtens einen grünen Jägerhut auf, mit einem verkehrt geſteckten halben Spielhahnſchweif, und zwar auf der rechten Seite, während die Jäger denſelben auf der linken Seite tragen; grüne Aufſchläge oder grüne Abzeichen, ſo daß man ihn bald erkennen kann, „ſofern man fromm lebt und dadurch in der Gnade Gottes ſteht," letztes ſetzen alte Hausmütter jedesmal hinzu, wenn ſie der Jugend erzählen. Sein Geſicht iſt verteufelt lang und „ſpitz verſchnitten", ſein rother Bart „verteufelt aufpammt" (recht feſttäglich herausgeputzt), ſeine Augen blinzeln baſiliskenartig mit „einem falſchen Blicke".

Der Teufel verwandelt ſich auch gerne in einen ſtattlichen Gemsbock mit goldenen Hörnern, wodurch er Wilddiebe und Jäger auf Irrwege und zum Felſenabſturz lockt, und ſie als Beute erfaßt, beſonders wenn ſie, wie oft geſchieht, an Sonn- und Feſttagen ohne heilige Meſſe birſchen gehen, und als Sonntagſchänder vom Schutzgeiſte verlaſſen ſind.

Den frommen ſanften Sennen ſpricht der Teufel ſelten zu, obgleich es Beiſpiele gab, daß er denſelben als Butterträger Butter und Käſe ſtibitzen lehrte, wofür ſie denn als „Pütze" arg büßen müſſen. Solche ihm zureifende Früchtl neckt der Teufel bei Tag und Nacht, und ſendet ihnen bei Tage „Dattermanndl"*) auf Wegen und Stegen der Alpe vor die Füße, verwandelt ſich wohl auch ſelbſt in ein ſolches ſchwarzgelb gefleckes, kleines Ungethüm, welches nach dem Aelplerglauben das Vieh anpfeift, daß es krank wird und aufſchwillt, oder ſchleicht gar in die Sennhütte, pfeift den Aelpler an, der bald darnach am Kopfe aufſchwillt und Ausſchläge bekommt, oder ſonſt erkrankt.

Auch als Rabe ſetzt ſich der Teufel auf die Alpenhütte oder auf den Mahdzaun gerade vom Senn ſeinem Guckerl (Fenſterl) gegenüber, und das iſt dem Senn ein gar böſes Zeichen; ſeine gute Laune kann dadurch wochenlang verſcheucht werden.

Bei Nacht kommt der Teufel in Geſtalt der „Hoabergoas" (Habergeis), eine Ohreneule mit Katzenkopf und Feueraugen (Strix Otus L.), welche unheimlich anzuſehen iſt und ohne daß man ſie hört, heranfliegt; ſie mecker

*) Lacerta Salamandra L.

wie eine Geis, lacht wie ein Kobold, ſchnalzt wie ein wüſter Robbler, und giebt dann wieder entſetzliche Unkentöne von ſich.

Die „Habergeis" erſchreckt nicht nur die Sennen, ſondern auch die Waldleute, welche ſich über Nacht auf Bergen befinden und in Höhlen oder im Walde ausruhen wollen.

Der Teufel plagt das Hirtenvolk auch als „Kuhtuttler" (Caprimulgus europäus L., Ziegenmelker, auch Nachtſchwalbe). Dieſer Vogel fliegt in der Dämmerung und in mondhellen Nächten um die Ställe, und ſchnarrt aus ſeinem Fratzenkopfe ſo wüſt, daß man es keinem Senn verdenkt, wenn er des Teufels Machwerk in ihm ſieht, um ſo mehr, als der Kuhtuttler, wie ſchon ſein Name andeutet, die Kühe ausſaugen ſoll, eine Annahme, die allgemein verbreitet iſt.

Der Teufel erſcheint in ſeiner eigentlichen Geſtalt mit Geräuſch, Sturm und Geſtank, wenn er auf einen Todſünder, z. B. auf einen Meineidſchwörer, herſtürzt. Da raſſelt es vom Berge herab wie ein Lawinengerolle oder er ſtürzt wie ein wilder Sturm aus einer Felſenhöhle, oder ſteigt aus einem Erdſpalte und erfaßt ſein Opfer mit Leib und Seele, fährt durch die Luft und zerſtößt es an nackten Felswänden, oder zerreißt es, Entſetzen erregend, in blutige Fetzen.

Auch in lichten Nächten ſieht der einſame Wanderer manchmal von Ferne die Teufelsgeſtalt daherkommen, wie ein Schatten, ſchwarz oder feurig; meiſt ſchwillt der Böſe von einem kleinen Männlein zu einem Rieſen auf, und der Erſchreckte flieht eilig davon, oder fällt vor Angſt um, und kann nichts weiter berichten; der Muthige bekreuzt ſich und betet das Evangelium Johannis.

Der tiroliſche Teufel iſt kein germaniſcher Gott, welcher beim Uebergange vom alten Götterkult zum Chriſtenthum ſeinen Platz vertauſchen mußte, er iſt aus den Gemsgebirgen herausgewachſen, ein rauhes ſtarkes Bild eines unbändigen böſen Wilderers, „der mehr gekonnt hat, als gewöhnliche Leute," dem die chriſtliche Religion ſeinen Platz angewieſen und Namen geſchöpft hat. Der Teufel führt in Tirol viele Namen; die bekannteſten ſind: Teufel, Deixl, der Böſe, böſe Feind, Schuberl, Tſchad'rwarſchtl (Warſchtl iſt Sebaſtian), Zweihörndler, Jankerl, Gott ſei bei uns, Tſchangl und Tſchuggau, der Graunzl, der Schall- oder G'ſchnalljuchzer, Alber oder Alberer, wenn er als Feuerdrache über Thal fliegt oder über Bergwieſen herabfährt.

Er tritt auch in den Geſtalten von Drachen, Hunden, Säuen, Stieren und Pferden auf, manchmal auch reitend auf einem Bock oder Pferd, in welche er ihm verfallene Menſchen verwandelt, und ſo ſie peiniget. Nach andern Sagen ſollen die böſen alten Häuſerinnen von Geiſtlichen in Teufelsröſſer verwandelt werden, wenn ſie unſelig ſterben, weil ſie im einſamen Widdum mehr Gelegenheit haben, als in der lockern Welt,

ſanftmüthig, redlich, fromm und gottesfürchtig zu leben. Wenn dieſe Teufelsröſſer ein Hufeiſen verlieren, und der Finder läßt ſich daraus Schlagringe machen, ſo kann er beim Raufen die ärgſten Robbler niederſchlagen und überwältigen. Ein ſolcher Ring muß Samſtags, wenn alle Arbeit gethan iſt und die Feierſtunde begonnen hat, geſchmiedet und fertig gemacht werden.

Das wandeln und annähern des Teufels meldet ein eigenthümlicher Schauerwind; ein ſolcher Wind nämlich, der auch entſteht, wenn ſich ein Böſewicht mit freier Ueberlegung ohne krankhaften Gemüthszuſtand erhenkt. Der Kukkukruf in der Nacht verräth ebenfalls des Teufels Nähe, daher kehrt der nächtliche Beſucher ſogleich um, wenn er den Kukkuk hört, und läßt das Fenſterln und andere Kurzweil.

Eitle Weiber, welche bei der Nacht in den Spiegel blicken, ſehen oftmals den Teufel neben ihrem Bilde herausſchauen.

Einem „verdrahten Früchtl", das will ſagen: einem ſchlechten Burſchen, der in der Mitternacht juchzet, dem juchzet bald der Böſe entgegen; ſetzt der Burſche das Juchzen noch fort, ſo kommt der Teufel heran und zerkratzt ihn jämmerlich, daher der Name G'ſchnalljuchzer.

Wenn einer ruft „in drei Teufels Namen", dann ſteht der Teufel unſichtbar demſelben an der Seite und blickt ihm lachend ins Geſicht, während der Schutzengel auf der andern Seite trauernd mit abgewandtem Antlitz weilt.

Wenn jemand einem am Wege auf die Schulter ſchlägt, und thäte er noch ſo ſüß und freundlich dabei, ſo muß der ihn ſchnell auf die nämliche Seite der Schulter ebenfalls ſchlagen, weil dieſes auch der Teufel zu thun pflegt, wo nicht, ſo könnte leicht etwas übles geſchehen.

Die Schmiede hatten einſt den Brauch (ein vor 10 Jahren verſtorbener Schmied im Zillerthale that es noch), daß ſie an Feierabenden nach gethaner Arbeit noch drei ſtarke Streiche auf den Ambos gaben; warum? Weil Luzifer, der Oberſte der Teufel, der durch den Erlöſer der Welt an eine Kette geſchmiedet worden, nach und nach von der Kette loskommt, denn er reißt unbändig daran; durch die drei Schläge wird ſie wieder feſt. Würde Luzifer los, und käme er in die Welt, dann würde er dieſelbe mit ſich ins Chaos reißen, während die andern Teufel, die gegen die guten Menſchen Krieg führen, nicht viel ausrichten. — Dieſe Sage wird auch auf folgende Weiſe von den alten Bäuerlein erzählt.

Ein „grimmiger Wolf" oder „ein Drache mit vielen Köpfen" oder „der Höllenfürſt Luzifer" wurde von Chriſtus dadurch für die Welt unſchädlich gemacht, daß Chriſtus ihn „hinter neun Eiſenthüren an einer dreifachen Kette befeſtigte", weil er ſonſt den Untergang der Welt veranlaſſen würde.

Durch die drei Schläge der Schmiede werden Ketten und Thüren im alten feſten Stande erhalten, welche ſonſt nach und nach zerbrochen und das Unthier frei werden würde.

Beſchworen wird der Teufel an unheimlichen Stellen mittelſt des Gertraudibuches. Das iſt jedoch eine gewagte Sache, denn meiſt hält keins die fürchterlichen Erſcheinungen aus, und man würde zerriſſen oder wenigſtens zerkratzt, wenn man aus dem Kreiſe ſpringt. Außerdem muß der Teufel demüthig folgen, und Geld bringen, ſo viel der Beſchwörer wünſcht.

Die Beſchwörung oder das Teufelbannen war an einigen Orten ſo: Man nahm einen Hirtenſtock, welcher von weißen Haſelſtauden geſchnitten, und drei Jahre vom Hirten auf der Alpe benutzt wurde. Mit dieſem kratzte man in den Boden einen neun Schuh im Durchmeſſer haltenden Kreis — „dreimal drei Schuh" Durchmeſſer, dann begannen die Bannformeln.

„Die Gertraudibücher, wie überhaupt alle anderen Bücher, die über bannen, unſichtbar machen, Schatzgraben u. dgl. handelten, haben die Geiſtlichen verbrannt" (ſo klagen nicht ſelten alte, aberglaubenreiche Leute) „oder wohl ſelbſt behalten". Zuerſt thaten das die Jeſuiten im Lande, dann die Kapuziner und Franziskaner, dann auch alle Weltgeiſtlichen; daher haben ſie alle dieſe Macht in Händen, daher konnten die Jeſuiten ſo reich werden, denn ihnen ſtanden alle Schätze offen u. ſ. w.

Man ſieht durch ſolche Bekenntniſſe, mit welcher Mühe Jeſuiten und Geiſtliche gegen den Aberglauben im Lande auftreten mußten, denn der leibhafte Teufels- und Zauberglaube iſt tief in das Volk eingewachſen.

Noch eine Art der Teufelsbeſchwörung und zwar die einfachſte, wurde ſo angegeben, daß man ſich Mitternachts in irgend eine der zahlreichen und verrufenen Teufelshöhlen, Teufelsküchen, oder in einen Teufelstobel begab, dort den Kreis machte, und durch einen Juchzer, oder dreimal ins Dreiteufelsnamen den Teufel rief, und in dieſem Namen ſich der heiligen Dreifaltigkeit abſchwur. Dann kam der Teufel heran, machte das Bündniß, gab, was der Beſchwörer forderte, oder ſicherte es zu, doch mit ſtetem Beding der Anwartſchaft auf des erſteren Seele. Bei dieſer letzteren Annahme ſchlingt ſich nun in den ſchauerlichen Ernſt der Teufelsſagen ſehr häufig ein neckiſcher Humor; der Teufel, der Fürſt aller Bosheit, Schlauheit und Argliſt, erſcheint mit einemmale als ein höchſt beſchränkter Kopf, als dummer Teufel, wird um die Seelen mannichfach geprellt, und wird oft ſo entſetzlich geplagt, daß er gern auf die lumpige Seele verzichtet; er muß Rieſenarbeiten vollführen und zuletzt geärgert und betrogen den Platz räumen. Die Sagen vom Dombau zu Aachen, von der Regensburger Brücke u. A. deuten dahin, und deren Wiederholungen ſind auch in Tirol vorhanden.

Die Sage beſchränkt die Macht des Teufels in mannichfacher Weiſe, alle Kirchen und Kapellen, alle Kreuze und Marteln, alle Heiligenbilder, Amulette, Roſenkränze, Reliquien, alle Gebete, Weihwaſſer, Scapuliere, kurz alles, was irgend an chriſtlichen Kult erinnert, macht ihm Grauen, weiſt ihm und ſeinen Bündern den Weg; auch die „Dreißgenkräuter", das

ſind ſolche beſondere Kräuter und Blumen, die in der Dreißgenzeit, das iſt am Vorabend des Feſtes von Maria Himmelfahrt, gepflückt und am darauf folgenden Tage, den 15. Auguſt, geweiht worden, und die der Volksglaube überaus hoch hält, ſind Schutzmittel gegen ihn und ſeine Sippſchaften. Als noch im Sarnthale die Paſſionsſpiele im Schwange waren, trugen die Perſonen, welche Teufel vorzuſtellen hatten, Amulette am Leibe, weil der Glaube verbreitet war, daß der Teufel leicht einen, der ſich in eine Teufelsmaske ſtecke, für ſeinen „rußigen Bruder" anſehen und ihn holen könne. Das Kindermärchen von dem letztgenannten iſt auch in Tirol bekannt unter dem Namen: Des Teufels Thorwartl.

Dem Lande Tirol charakteriſtiſch eigen iſt das Märchen, wie der Teufel einſt von dem Herrn der Schöpfung die Erlaubniß erbat, auch ein Thier zu ſchaffen; als er dieſelbe erhalten, begann er das Geſchäft. Einem Geſchöpfe, das ihm gleich ſei, durften ſeiner Meinung nach, hübſche Hörnchen nicht fehlen. Da der Bock ohnehin ſein Lieblingsthier, ſo wußte der Teufel nichts ſchöneres zu ſchaffen, als die Geſtalt von Bock und Ziege. Damit aber ſein Geſchöpf ſich auszeichne, ſetzte er ihm den Bart über den After, und gab ihm einen recht langen Fuchsſchwanz. Das waren „g'ſpaßige Viecher", und als ſie fertig waren, Gemsbock und Gemsziege, lachte der Teufel hell auf, denn er wußte recht gut, wie viele Wilderer um dieſer Thiere willen an Leib und Seele zu Schaden kommen würden. Nun blieben aber die Gemſen mit ihren langen Fuchsſchwänzen bald genug zwiſchen den Zuntern oder Legföhren hängen, und verwickelten ſich ſo damit, daß der Teufel ſich manchen lieben langen Tag plagen mußte, die Thiere loszumachen, darüber er viele Zeit verlor und viel ſchwitzte. Endlich erfaßte ihn die Wuth und er riß allen Gemſen die Schwänze ab, daher haben ſie jetzt nur noch das kleine Stümpflein. Den werthvollen Bart aber, den Schmuck jedes Tiroler-Schützenhutes, tragen die Gemſen noch immer da, wo er nicht hingehört.

Nicht minder erſchuf der Teufel einſt die Grann- oder Grangelbeeren [Preißelbeeren]*), machte ſie recht ſüß, aber auch recht giftig, ſo daß die, welche davon genoſſen, ſchnell in Sünden dahin fuhren. Aber da erbarmten ſich Gott und die heilige Jungfrau der Menſchheit, und als im nächſten Jahr dieſe Beeren wieder blühten, trug jedes Blüthchen ein weißes Kreuz, und ſelbiges Kreuz blieb auch auf der ſpäteren rothen Beerfrucht ſichtbar, und die Beeren waren ohne Gift und heilſam. Darüber faßte der Teufel einen mächtigen Zorn, und ſimulirte, ob er nicht dennoch dieſe ſeine Beeren zum Schaden der Menſchheit anwenden könne, und ſiehe, da erfand er das Teufelskunſtſtück, aus Preißelbeeren Branntwein zu brennen und lehrte das den Bauern. —

*) Vaccinium Vitis Idea.

Als Lehrer seiner hölliſchen Künſte liebt der Teufel nicht ſelten aufzutreten. Bekannt ſind die Sagen von den Schulen, die er zu Salamanka, Paris, Padua, Prag, Krakau u. ſ. w. hatte. In Tirol erzählt man, daß in der Stadt Venedig ſein Lehrſtuhl geſtanden habe, und es lebt daſelbſt die Sage von dem Schatten des Schülers genau ſo, wie Theodor Körner ſie in dem Gedichte: „Der Teufel in Salamanca", poetiſch bearbeitet hat. S. u. Venedіger-Manndl und fahrende Schüler.

Da die örtlichen Teufelsſagen in Tirol zahllos ſind, zumal ſie auch häufig mit den Hexen- und Venedigermanndlſagen zuſammenklingen, ſo wurde ſich hier mit Abſicht auf die Mittheilung einer verhältnißmäßig nur kleinen Anzahl derſelben beſchränkt.

II.

Hexen und Truden.

Der Hexenglaube war und iſt noch, wie in allen Gebirgsländern, im ganzen Tirolerlande verbreitet; gerichtliche Verhandlungen fanden noch vor 150 Jahren ſtatt — jetzt kommen keine mehr vor, obgleich noch viele Thalbewohner an Hexenſpuk glauben, und manche alte unheimliche, oder „halbgeſtobene (halbverrückte) Vettl" für eine Hexe gehalten und gefürchtet wird.

Faſt jedes Thal und jeder Berg oder Gebirgszug weiſt Punkte auf, wo Hexen ihre Verſammlungen halten; dieſe heißen „Purſchl", „Hexenplatzl", „Hexenboden", „Hexenanger", „Hexenwald", „Hexenſtein" ꝛc., und es giebt vielleicht Hunderte ſolcher Erinnerungspunkte, die an die Hexenſagen mahnen, welche letztere unausgeſetzt vom Vater auf den Sohn überliefert werden. Dabei tritt der Umſtand hinzu, daß die Hexenplätze in der Tiefe eine ſchauderhafte Landſchaft bilden, und die auf den Höhen meiſt ſo gelegen ſind, daß ſich dort die Wetterwolken bilden und wirbelnd herumtreiben, die dann ſich entleerend das kleine Bächlein im Nu zu einem dunkeln Wildbache anſchwellen, der mit Sand, Steinen und Bäumen unermeßlichen Schaden anrichtet.

Man findet gegenwärtig an ſolchen Punkten meiſt Marterln oder Kruciſixe und Heiligen- oder Muttergottesbilder errichtet, und zu mancher Stelle iſt ein jährlicher Bittgang geſtiftet, der von der frommen Gemeinde gewiſſenhaft abgehalten wird. Als man unter Kaiſer Joſef ähnliche Bittgänge (wie die Wallfahrten) abſchaffen wollte, fand ſich ein ſolcher Widerſtand, daß man dem Triebe des Volkes nicht entgegen ſein konnte. Sagt man den Leuten jetzt, daß es keine Hexen gebe, der Bittgang folglich überflüſſig ſei, ſo antworten ſie: Und dennoch iſt kein Menſch wegen beten

in Schaden gekommen, und wir beten ja dabei zu Gott, daß er uns vor allem Uebel behüten wolle.

Die Hexe iſt ein boshaftes, altes, häßliches, liſtiges Weibsbild, vor welcher der Teufel ſelbſt Reſpekt hat; denn ſie wäre im Stande, mit ihm zu raufen, trotzdem daß ſie ihm eigen iſt mit Leib und Seele, mit Fleiſch und Blut.

Ihr Antlitz iſt fahl (erdfarb), die Augen liegen tief drinnen; wenn ſie weinen, haben ſie keine Thränen; je röther und je aufgeſchwollener die Augen einer Hexe ſind, deſto mehr iſt ſie zu fürchten. Ihr Leib iſt ſchlapp und welk, ein ſchlotterndes Beingerippe; denn ſie wurden zu häufig vom Teufel geritten. Ihre Haare ſind zerzauſet, wuzelig, unausgekämmt und ekelhaft anzuſehen.

An den Armen haben die Hexen dunkle Flecken, das ſind Spuren der Griffe des Teufels und der böſen Geiſter bei ihren Tänzen und nächtlichen Gelagen; am ſicherſten erkennt man ſie an dem Bock- oder Geisfuß, welcher ihnen rückwärts „am Kreuz“ eingebrannt iſt; dieſes iſt „des Teufels Siegel“, welches er ihnen mit dem Hintern aufdrückt, und ſo viel bedeutet als: er drückt auf's Kreuz der Hölle Zeichen, oder: obgleich durch's heil. Kreuz die Seele erlöſet wurde, hat der Fürſt der Finſterniß ſie wieder gewonnen — es iſt Verhöhnung des heiligen Kreuzes.

Junge Hexen ſind nicht ſo ſehr zu fürchten; dieſe machen noch nicht jene großen Fahrten, und können nicht ſo ſehr ſchaden; ſie begnügen ſich, in den Nächten im nahen Walde oder im Obſtgarten um einen Baum im Kreiſe herum zu hüpfen, wie man dann am andern Tage ſehen kann, und worüber ſich mancher ſchon den Kopf zerbrach; denn dieſe „Hexenkreiſe“ ſind ſonderbarer Art. Dieſe Hexenkreiſe ſind auch unter dem Namen „Hexenringe“ bekannt; in nordiſchen Ländern heißen ſie Elfenkringel. Man findet ſie überall auf freien Berg- und Waldwieſen, wo einzelne Bäume ſtehen. In ihnen wachſen gern vorzugsweiſe Waldſchwämme und ſchädliche Boviſte.

Junge Hexen ſind meiſt leichtfertige Dirnen, welche den Aeltern Kummer und Verdruß machen, auch Arbeit und Gebet vergeſſen, lügen, dieben und buhlen, wodurch der Böſe immer mehr Macht über ſie bekommt, und nicht ſelten ihnen „beim Fenſterln“ ſtatt des Geliebten erſcheint.

Sie wenden ſich nur zu bald an alte Hexen, von welchen ſie nach und nach alle ſchlimmen Künſte erlernen, als da ſind, „Wettermachen“, „Vermeinen“, den Kühen Milch ausſaugen und ſie unfruchtbar machen, „öppa ankleppen“ (eine Krankheit anhängen), ſowohl Menſchen als Vieh und Gewächſen, und vieles andere Unglück.

Erſt nach „dreimal ſieben Jahren“, nachdem ſie alle Proben der Hexenkünſte abgelegt haben und durch ihre Buhlſchaft mit dem Teufel ſeines Gleichen würdig befunden ſind, erhalten ſie vom Teufel das Sieg-

auf den Rücken, „den schwarzen Bockfuß aufs Kreuz", und sind nun so mächtige Dienerinnen der Hölle, wie die Alten, und bekommen auch den bösen Blick.

Sie ziehen die fürchterlichen „Hexenwetter" zusammen, welche oft thalaus und thalein wirbeln und Hagel niederwerfen, daß die Frucht jahrelangen Fleißes in einer Stunde zerstört ist. Wenn man solche Hagelkörner betrachtet, wird man manchmal Haare drinnen finden, nicht bei allen, wohl aber sicher bei einzelnen. Wenn solche Wetter den Hirten, Butterträger oder Gemsjäger auf dem Berge treffen, da ist er meist ein Todesopfer, wenn er nicht zu rechter Zeit eine Höhle zum hinein flüchten findet; aber auch da muß er beten und gegen das Wetter ein Kreuzzeichen machen. Solche Hexenwetter vertrieb der vor sieben Jahren verstorbene Anton Hechenblaikner, genannt der „Schönitoni", am Reiterberg im Alpbachthale Bauer des Schönerhofes. Sobald eine dunkle Wetterwolke heranzog, eilte er mit einem eigens zu diesem Zwecke gehaltenen kleinen Kanönchen („Stückl" hieß er's) vors Haus, und schoß gegen die Wolke hin mit einer bekreuzten Kugel, welche er am Palmsonntage mit den Palmen weihen ließ — und so glaubte er fest — er habe das Wetter unschädlich gemacht.

Solche Hexen nennt man „Wetterhexen", zum Unterschiede von den „Brandhexen", welch letztere mit Blitz und Feuer die Häuser anzünden, besonders zur Zeit, wenn im Herbste Heu und Aernte gut eingebracht ist; deßhalb segnet der fromme Bauer betend und mit Weihwasser bespritzend seine Vorräthe. Sodann giebt es noch eine Art, die „Kräuterhexen", welche die Früchte und Kräuter vergiften, und Wurzeln und Kräuter sammeln, um daraus schädliche Salben und Getränke zu brauen, unter abenteuerlichen Zaubersprüchen und Geberden. Die ersteren beherrschen demnach Luft, Wolken, Wasser und Wetter; die andern das Feuer, und die letzteren Pflanzen, Thiere und die Erde.

Endlich giebt es noch „Wald"- und „Kehrhexen", welche nächtlicher Weise harmlose Wanderer und Kinder schrecken, und fast zu Tode hetzen, denn sie verfolgen den Davoneilenden mit grinsendem Hohn, klammern sich an seine Sohlen oder hängen sich an ihn, und bringen ihn oftmals zum Absturz über Felsen oder in den reißenden Wildbach. Es werden gräuliche Abenteuer erzählt, besonders von solchen Bauernburschen oder Dirnen, welche es mit der Religion nicht am besten hielten, oder sich nicht mit geweihten Dingen versahen. Besonders gefährlich waren die Kreuzwege; man hat daher an solche Punkte häufig Christuskreuze aufgestellt und dadurch die meisten Hexen vertrieben.

Hexen haben eine besonders böse Kraft in ihren Augen, wenn letztere starr auf etwas gerichtet werden, wie bei den Truden; man nennt dieß „den bösen Blick". Eben so haben sie eine eigene Kraft, wenn sie Gegenstände, Menschen oder Thiere mit den Fingern streichen oder die Hand auflegen.

Sie können das Lebloſe tanzen, ſpringen und fliegen machen, und ſtreicht eine eines Menſchen Fuß oder Hand, ſo wird das Glied für immer lahm, und kann ſelten geheilt werden.

Streift die Hexe einer Kuh über den Rücken hin, doch meiſt verkehrt gegen die Haare, ſo kann ſie dieſelbe „erdattern", und bald tod hinſinken machen.

Es iſt daher eine Hauptregel, wenn man eine Weibsperſon im Verdachte der Hexerei hat, ſie nicht in die Nähe kommen zu laſſen, und ſchlägt ſie einem auf die Schulter, ſo gebe man ihr ſogleich den Streich auf die nämliche Schulter zurück, wie beim verkappten böſen Feind, wodurch die ſchädliche Wirkung aufgehoben wird.

Eine alte Sage berichtet, daß einmal ein flinker Bauernburſche, der über die Stiegelen und Gitter (Zaungatter) allemal ausſprang — ſie nie aufmachte — einmal nach Gebetläuten einer Hexenfahrt nicht auswich, auf den flachen Händen wie ein Gaukler, den Kopf unten, die Füße in der Luft, heimgehen, und lange Zeit zum Staunen und zur Warnung ſo herumwandeln mußte.

Man ſieht die Hexen auf ihren Fahrten häufig in Katzen und Krähen verwandelt, daher Katzen und Krähen ſtets mit einer gewiſſen Furcht betrachtet werden, und wenige Menſchen getrauen ſich, dieſe Thiere zu tödten; eben ſo wenig Kröten, der Hexen Lieblingsthiere, in die ſie ſich wohl ſelbſt verwandeln. Von Hexenverwandlung in ſolche Thiere giebt es manche Sage, z. B. die vom Hintermüller zu Hötting.

Es mag wohl ſchon mehr den 100 Jahre her ſein, als der junge Hintermüller zu Hötting, wenn er nachtwachen mußte wegen dringender Arbeit, von einer ſchrecklich großen ſchwarzen Katze beirrt wurde, welche um Mitternacht aus der Radſtube hervorkam, um ihn herumſchwänzelte, laut ſchnurrte und dabei mit den grünfeurigen Augen ihn unheimlich anblickte. Endlich wurde dieſer ſeltſame Gaſt dem Müller läſtig; er verſteckte ein ſchneidiges Beil, und wie die Katze einſt wieder kam, ſchlug er ihr eine Vorderpfote ab. Da ſchrie ſie jämmerlich und hinkte blutend hinaus. Jetzt betrachtete der Müller die Pfote, es war eine Menſchenhand, und am Morgen, als er letztere ſeiner Frau brachte, die er vor nicht langer Zeit geehelicht hatte, fand er ſie im Bette mit abgehauener Hand. Die Katzenpfote war — ihre Hand. — Der Unglückliche hatte eine Hexe zum Weibe!

Die Hexen fahren durch die Lüfte, jedoch manchesmal gehen ſie auch zierlich gekleidet auf Eroberungen aus, oder auf Bälle und zu ſinnlich üppigen Schwelgereien, zumal die jungen. In einem Seitenthale bei Steinach gegen Lavis hinein ging am Donnerstag Abends nach dem Aveläuten die Bauerntochter auf Beſuch in den nahen Einödhof, welcher einer alten Bäuerin gehörte. Am Wege begegneten ihr eilig dahinſchreitend eine alte und eine ſehr hübſche junge Weibsperſon, welche beiderſeits merkwürdig

gekleidet waren, faſt wie Männer; ſie trugen Lodenjacken mit grünen Aufſchlägen und Spitzhüte mit kecken Hahnenfedern.

Im Einödhofe war die Bauerndirne, welche jene beſuchen wollte, eine ehemalige Schulkameradin, gerade allein zu Hauſe, der Knecht war im Stalle beſchäftigt.

Die Bauerntochter erzählte der Freundin von den zwei Weibsbildern. Sei ſtill, ſagte jene darauf, das iſt meine Bäuerin und ihre Tochter geweſen, welche alle Pfingſttag (Donnerſtag) auf Hexenbälle gehen, bald „wiff" als Jäger, bald als Katzen. Ich getraue mir nicht fortzulaufen, und rette mich nur dadurch, daß ich nicht verhext werde, indem ich ein geweihtes Amulet trage und vor dem eſſen und trinken in die Schüſſel etwas Weihwaſſer hineingieße. —

Die „Peterer-Goasweibelen" in der Gegend von Latzfons und Klauſen erfreuten ſich einer beſonderen Berühmtheit, ſie waren als „Wetterhexen" gefürchtet und noch leben alte Leute dort, welche deren gekannt haben.

Man kannte es ſogleich, wenn ſie um Wetter zu machen ausgingen, denn ihr Anzug war dann leicht und ſchlicht und die Haare zerzaust und fliegend; dann ſtiegen ſie gen die Kampfſpitze (bei Latzfons) und die Leute im Orte jammerten: o weh! heut können wir uns richten, ſeht ihr, die Goasweibelen ſteigen hinauf!

Sie übten am meiſten Zauber durch Kröten, denen ſie emſig nachſpürten, und von welchen ſie ſtets eine Menge im Hauſe hatten. Ein ſonderbarer Glaube war verbreitet, nämlich daß die Goasweibelen, wenn ſie in die Kirche kamen, auf dem Kopfe Milchſeichen (Milchſeiher) trügen, die aber nur von dem Prieſter während der heil. Meſſe geſehen werden konnten. Eben ſo mußten ſie, wie alle Wetterhexen, am Frohnleichnamfeſte Milchſeichen oder Melkſtühle auf dem Kopfe tragen.

Jedermann erſchrack, wenn ein ſolches Goasweibele in ein Haus kam. Man gab ihnen ſogleich, was ſie verlangten, denn ſonſt war eine Verwünſchung (Vermeinung) gleich fertig; dann fehlte es bald im Stalle, bald im Felde, oder Krankheit befiel die Hausleute, beſonders die Kinder.

Ihre Zuſammenkünfte hatten ſie auf „Peterhöh", einem Berge, der noch jetzt als verrufen und gefährlich nach Gebetläuten und Nachts gemieden wird, daher ihr Name „Peterergoasweibele". Dabei iſt merkwürdig, daß in den wilden Seitenthälern des Zillerthales gegen Stilluppe und Floiten in kalten Fernerhöhen ähnliche hexenartige und „Goasweibelen" benannte Erſcheinungen ſich ebenſo finden und wiederholen, wie in wärmeren ſüdlichen Klauſen.

Die Hexen halten am liebſten auf den höchſten Bergſpitzen Zuſammenkünfte und Tänze, wo ſie auf einem Beſen reitend ankommen und wobei auch ein ſchwarzer Bock nicht fehlt. Sie „beſchreien", „vermeinen" die Kinder, daß ſie ſiechen, drücken Jünglinge als „Alp" (Trudenhexen) während

digend ſich zu eigen bringt. Eine ſolche Dirne wird dann leicht Lockvogel, mit dem er die Burſchen vom ganzen Dorfe fängt; denn in dem Orte, wo eine des Teufels iſt, da iſt kein Segen mehr. Auf den Bergen ſchließt er ſich an Wildſchützen an, lehrt ihnen das bannen, feſtmachen, Freikugeln gießen und verſchiedene Schwarzkünſte, jedoch ſtets um den Preis — ihrer Seele. Im Thale juchzet er die Robbler wach, im Wirthshauſe erſcheint er als luſtiger Muſikant (Geiger) und geigt den Tanzenden durch die ganze Nacht hindurch den Teufel in den Leib, oder geigt ihre Seelen ſo mürbe, daß ſie ſich ihm bald, von Sinnenluſt umſtrickt, ergeben.

Hat der Teufel zufällig kein Jägergewand an, ſo hat er wenigſtens einen grünen Jägerhut auf, mit einem verkehrt geſteckten halben Spielhahnſchweif, und zwar auf der rechten Seite, während die Jäger denſelben auf der linken Seite tragen; grüne Aufſchläge oder grüne Abzeichen, ſo daß man ihn bald erkennen kann, „ſofern man fromm lebt und dadurch in der Gnade Gottes ſteht," letztes ſetzen alte Hausmütter jedesmal hinzu, wenn ſie der Jugend erzählen. Sein Geſicht iſt verteufelt lang und „ſpitz verſchnitten", ſein rother Bart „verteufelt aufpammt" (recht feſttäglich herausgeputzt), ſeine Augen blinzeln baſiliskenartig mit „einem falſchen Blicke".

Der Teufel verwandelt ſich auch gerne in einen ſtattlichen Gemsbock mit goldenen Hörnern, wodurch er Wilddiebe und Jäger auf Irrwege und zum Felſenabſturz lockt, und ſie als Beute erfaßt, beſonders wenn ſie, wie oft geſchieht, an Sonn- und Feſttagen ohne heilige Meſſe birſchen gehen, und als Sonntagſchänder vom Schutzgeiſte verlaſſen ſind.

Den frommen ſanften Sennen ſpricht der Teufel ſelten zu, obgleich es Beiſpiele gab, daß er denſelben als Butterträger Butter und Käſe ſtibitzen lehrte, wofür ſie denn als „Bütze" arg büßen müſſen. Solche ihm zureifende Früchtl neckt der Teufel bei Tag und Nacht, und ſendet ihnen bei Tage „Dattermanndl"*) auf Wegen und Stegen der Alpe vor die Füße, verwandelt ſich wohl auch ſelbſt in ein ſolches ſchwarzgelb gefleckte, kleines Ungethüm, welches nach dem Aelplerglauben das Vieh anpfeift, daß es krank wird und aufſchwillt, oder ſchleicht gar in die Sennhütte, pfeift den Aelpler an, der bald darnach am Kopfe aufſchwillt und Ausſchläge bekommt, oder ſonſt erkrankt.

Auch als Rabe ſetzt ſich der Teufel auf die Alpenhütte oder auf den Mahdzaun gerade vom Senn ſeinem Guckerl (Fenſterl) gegenüber, und das iſt dem Senn ein gar böſes Zeichen; ſeine gute Laune kann dadurch wochenlang verſcheucht werden.

Bei Nacht kommt der Teufel in Geſtalt der „Hoabergoas" (Habergeis), eine Ohreneule mit Katzenkopf und Feueraugen (Strix Otus L.), welche unheimlich anzuſehen iſt und ohne daß man ſie hört, heranfliegt; ſie meckert

*) Lacerta Salamandra L.

wie eine Geis, lacht wie ein Kobold, ſchnalzt wie ein wüſter Robbler, und giebt dann wieder entſetzliche Unkentöne von ſich.

Die „Habergeis“ erſchreckt nicht nur die Sennen, ſondern auch die Waldleute, welche ſich über Nacht auf Bergen befinden und in Höhlen oder im Walde ausruhen wollen.

Der Teufel plagt das Hirtenvolk auch als „Kuhtuttler“ (Caprimulgus europäus L., Ziegenmelker, auch Nachtſchwalbe). Dieſer Vogel fliegt in der Dämmerung und in mondhellen Nächten um die Ställe, und ſchnarrt aus ſeinem Fratzenkopfe ſo wüſt, daß man es keinem Senn verdenkt, wenn er des Teufels Machwerk in ihm ſieht, um ſo mehr, als der Kuhtuttler, wie ſchon ſein Name andeutet, die Kühe ausſaugen ſoll, eine Annahme, die allgemein verbreitet iſt.

Der Teufel erſcheint in ſeiner eigentlichen Geſtalt mit Geräuſch, Sturm und Geſtank, wenn er auf einen Todſünder, z. B. auf einen Meineidſchwörer, herſtürzt. Da raſſelt es vom Berge herab wie ein Lawinengerolle oder er ſtürzt wie ein wilder Sturm aus einer Felſenhöhle, oder ſteigt aus einem Erdſpalte und erfaßt ſein Opfer mit Leib und Seele, fährt durch die Luft und zerſtößt es an nackten Felswänden, oder zerreißt es, Entſetzen erregend, in blutige Fetzen.

Auch in lichten Nächten ſieht der einſame Wanderer manchmal von Ferne die Teufelsgeſtalt daherkommen, wie ein Schatten, ſchwarz oder feurig; meiſt ſchwillt der Böſe von einem kleinen Männlein zu einem Rieſen auf, und der Erſchreckte flieht eilig davon, oder fällt vor Angſt um, und kann nichts weiter berichten; der Muthige bekreuzt ſich und betet das Evangelium Johannis.

Der tiroliſche Teufel iſt kein germaniſcher Gott, welcher beim Uebergange vom alten Götterkult zum Chriſtenthum ſeinen Platz vertauſchen mußte, er iſt aus den Gemsgebirgen herausgewachſen, ein rauhes ſtarkes Bild eines unbändigen böſen Wilderers, „der mehr gekonnt hat, als gewöhnliche Leute,“ dem die chriſtliche Religion ſeinen Platz angewieſen und Namen geſchöpft hat. Der Teufel führt in Tirol viele Namen; die bekannteſten ſind: Teufel, Deixl, der Böſe, böſe Feind, Schuberl, Tſchad'rwarſchtl (Warſchtl iſt Sebaſtian), Zweihörndler, Jankerl, Gott ſei bei uns, Tſchangl und Tſchuggau, der Graunzl, der Schall- oder G'ſchnalljuchzer, Alber oder Alberer, wenn er als Feuerdrache über Thal fliegt oder über Bergwieſen herabfährt.

Er tritt auch in den Geſtalten von Drachen, Hunden, Säuen, Stieren und Pferden auf, manchmal auch reitend auf einem Bock oder Pferd, in welche er ihm verfallene Menſchen verwandelt, und ſo ſie peiniget. Nach andern Sagen ſollen die böſen alten Häuſerinnen von Geiſtlichen in Teufelsröſſer verwandelt werden, wenn ſie unſelig ſterben, weil ſie im einſamen Widdum mehr Gelegenheit haben, als in der lockern Welt,

Zwergelren und Zwergmispel genannt, nicht aber mit der „Miſtel", Viscum, zu verwechſeln.

Bei allen Räucherungen muß etwas geweihter Kirchenweihrauch zugeſetzt werden.

Man entzündet ſolche Feuer im Freien und auf dem Heerde, oder man wirft geweihte Kräuter in die „Veſtlgrube" neben dem Heerde, auf die dort aufbewahrten glühenden Kohlen, und während dieſer Zeit betet man laut das Johannis-Evangelium.

Wenn auch dieſes nichts helfen will, dann wirft man Senſen, Sicheln, Meſſer und allerlei ſchnitziges und ſchneidiges Eiſengeräthe vor die Hausthüre. Dieſes thut man jedesmal, wenn ſtarker Hagel niederfällt; denn ſobald die Schloſſen daran ſchlagen, ſo werden die Wetterhexen mittelbar verletzt.

Bei Hagelwetter pflegt man auch noch in vielen Bauernhöfen einige Hagelkörner in die Veſtlgrube der Gluth zu opfern, und andere zu zerkleinern, dann hört der Hagel bald auf, ſagen die Gläubigen. Wo keine Veſtlgrube iſt, wirft man die Körner ins Feuer am Heerde.

Wenn man mit dem „Pinzgermeſſer" drein wirft in Hagel, Wind und Wetter, ſo fährt es in den Leib der Wetterhexe, das bringt ſie nicht mehr heraus und hat für immer einen „Lecken" (Wunde). Solche Meſſer haben auf der Klinge neun Kreuze und neun Halbmonde. Es ſind noch manche in Bauernhäuſern des Unterinnthals aufbewahrt. Wenn während dem Heuen der Wirbelwind die Heuſchöber vertragen (in die Luft führen) will, wirft man ſie nach.

Einer der verrufenſten Hexenplätze iſt für Ober- und Unterinnthal der höchſte Punkt des großen Solſteins, weſtlich bei Innsbruck, die „hohe Warte" genannt, nur ſelten und von den tollkühnſten Gemsjägern beſtiegen. Die Hexen durchlärmen dort die Nächte vom Donnerstag auf den Freitag, „daß es ein Graus iſt."

Ein anderer eben ſo großartiger Hexenplatz iſt im Oberinnthal der „Hantennen", auf dem Uebergange, wenn man von Imſt ins Pfafflar- und Lechthal geht.

Ein uraltberühmter Hexenberg iſt im Nonsberg (Val de Non) in Wälſchtirol der Roveno. Noch ſind hunderte von Sagen über denſelben lebendig. Da tanzen Hexenkinder mit. Nonsberg war lange ein Sitz der Hexenproceſſe.

Mit Schauder zeigt der Bergführer im Zillerthale einen Hexenplatz, wenn man über die Schneide der Kruk, einen Ausläufer des Thierberges, geht. Da iſt eine Stelle, wo drei Stöcke von umgehauenen Lerchbäumen ſtehen, welche einen ſymmetriſchen Schuſterſtuhl bilden (∴). An dieſer Stelle wächst kein Gras, man hört manchmal noch dort hohle Stimmen, ſo, wie wenn einer in einen hohlen Hafen ſpräche.

Alte Leute erzählen, daß man dort manchesmal abgebranntes Reisig fände, ja sogar Besenstumpen, die, wenn man sie über den Berg hinabwerfe, am andern Tage wieder oben liegen. Vor vielen Jahren habe einmal ein Bursche die Hexen belauscht, dafür haben sie ihn so zerzauset, daß er ohnmächtig aufgefunden wurde und die ganze Zeit seines Lebens nicht mehr reden konnte. Er starb als Stummer.

Auf dem Greßhorn ob der Au im Vorarlberg erkühnte sich einst ein Bursche auf dem dortigen Hexenboden den Hexen einen Tuck zu thun, und auf ihrem Tanzplatze eine Menschensatzung zu hinterlassen. Das kam ihm aber theuer zu stehen! Er wurde in der Nacht von den Hexen geweckt, und mußte einen glühenden Hammer bis an die Stelle tragen, wo er den Frevel verübte, und den Koth breit klopfen, dann zerzauseten sie ihn; er kam wahnsinnig nach Hause und starb an der Tobsucht.

Oberhalb der Innbrücke bei Zams, ohnweit Landeck, erhebt sich auf dem nördlichen Gebirge auf einem hohen glatten Felsen der „Zamserburschl" (Burschl = Hexenplatz). Dieß ist ein ebenso verrufener Ort, wie der „Landeckerburschl", der „Burschl" zwischen Prutz und dem alten Zoll. Noch jetzt will man an allen diesen Plätzen „allerhand Teufelsspuk" wahrnehmen.

Der verrufenste Hexenwald befindet sich am Pfade, wenn man von Flies bei Landeck ins Pitzthal geht, bevor man über den Piller steigt. Dieser Wald wird der Bannwald genannt. Hier waren förmliche Hexenkolonien und Hexensabbathe.

Die Hexen schaden am liebsten den Kühen und den eierlegenden Hennen. Die erstern sind des Bauern Augäpfel, er steht vor einer schönen milchgebenden Kuh stundenlang und träumt Nachts von ihr, wie der Cavalier von einem englischen Reitpferde, denn die Kuh ist sein Schatz, sein Reichthum, sein Alles — was über die Kuh geht, ist über seinen Horizont! Die Bäurin nimmt an der eilegenden Henne gleich lebendigen Antheil; fehlt es da, dann sticht es ihr ins Herz.

Die Hexe kann der Henne schon dadurch schaden, wenn sie (wie Truden) nur ein gelegtes Ei von ersterer mit ihrem bösen Blicke ansieht, und der Kuh, wenn sie dieselbe nur berührt.

Sobald Verdacht von Hexerei im Kuh- oder Hühnerstall obwaltet, da vergräbt man sogleich unter demselben die „führnehmste Bergpflanze" Einhanken oder „Einhacken" (Pedicularis), die einzige Pflanze, welche von Natur aus hoch geweiht ist und nicht die „Dreisgenweihe" braucht. Neben derselben muß eingegraben werden „der Teufels-Abbiß" (Scabiosa succisa), der von Schwarzkünstlern oft gebraucht wird. Deßwegen aber sucht der fromme Bauer jene seltene Varietät, welche weiß blüht, um die weiße Kunst anzuwenden; denn jene Scabiosa blüht im Allgemeinen bläulich und dunkel. Diese beiden Blumenbüschel segnet er, besprützt sie mit Weihwasser

und gräbt sie im Namen Gottes und der heil. Dreifaltigkeit betend und ohne ein Wort zu reden ein.

Durch Berührung machen die Hexen Menschen und Vieh krank. Von ihnen angerührte Glieder oder Theile räuchert man mit Bilsenkraut, welches zur Dreisgenzeit gepflückt und geweiht worden ist.

Wenn die Kühe durch die Hexen ausgemolken werden (das können letztere ohne im Stalle zu sein, von außen; sie ziehen nämlich die Milch aus Stauden, Zaunstecken, Tannenzapfen und dergleichen, mit denen nur die Euter von ihnen berührt wurden), so legt man in das Melchschaff einen „Drachenstein", wie ihn Drachen und Kröten im Haupte tragen.

Das alte Buch: Die Dreck-Apotheke, lehrt gar ein absonderliches Mittel gegen die Verwandlung der Kuhmilch in Blut. Eine Bäuerin im Oetzthal wendete selbes an, und die Hexe bekam es übel zu schmecken.

Wenn eine Hexe den Milchkübel so verzaubert, daß die Bäuerin keine Butter zu Wege bringt, so soll sie, oder auf der Alpe der Senn, etwas von der frischen Kuhmilch in den Abtritt schütten. Wenn man ein Eisen glühend macht und damit in den mit der Milch beschütteten Koth bohrt, so schießen alsbald der Hexe feurige Blattern auf.

Wenn ein Mensch oder Thier leidend geworden ist, und man will wissen, ob durch Hexerei oder nicht, so kocht man den Urin des Kranken in einem ganz neuen Hafen langsam ein. Wenn er beim Verdampfen aufbrodelt, so ist Hexerei im Spiele. Solcher Mittel giebt es noch eine Menge, es ist unmöglich, alle anzuführen.

Die Hexen bringen auch dadurch Seuchen und Krankheiten in Ställe und Häuser, daß sie verschiedene Sachen nebst Haaren unter den Stall vergraben oder ins Bette verstecken. Solche Sachen muß man, wenn man sie findet, verbrennen, wenn geholfen werden soll; denn bei solchen Fällen siegt die weiße Kunst nicht leicht gegen die schwarze. Daher legen sie auch gerne oft etwas an den Weg hin, daran der Finder Freude hat, aber — er bringt sich nur Unglück ins Haus: „daher sollst du, der du etwas findest, zuerst dreimal auf den Gegenstand spucken, dann verliert er die Zauberkraft und magst ihn zufrieden einstecken."

Eine einzige Ausnahme ist es beim gefundenen Brot, denn über diese „Gottesgabe" haben weder die Hexen noch der Teufel eine Kraft. Dieser Glaube ist besonders im Unterinnthale verbreitet.

Die Waldhexen hatten früher, wenn die Holzleute ihre Hacken (Hauen) vor der Hütte liegen ließen, dieselben durch Berührung so verzaubert, daß jene statt in den Baum auf ihren Fuß hackten und sich oftmals sehr beschädigten; daher spucken sie dreimal in die Hand, bevor sie mit der Arbeit beginnen.

Die Hexen vergiften auch Stallungen und Menschenwohnungen durch Pülverchen und Salben, wenn sie erstere in Speisen und Getränk mischen, und mit letzterer Thürschwellen und Futtertröge bestreichen.

Gegen alles Gift und Seuchen hilft dann am beſten die „Dreisgenkröte", welche ob dem Stalle aufgehangen wird, und zur größeren Vorſicht auch unter dem Dache eine. Da kann Einer Wunder über Wunder ſehen, wie die Dreisgenkröte anſchwillt, wenn eine giftige Krankheit im Anzuge iſt.

Wenn an einem Orte eine ſchreckbare Dürre überhand nimmt, daß Quellen vertrocknen, Waſen verbrennt und Bäume und Aecker zu Grunde gehen, dann ſehe man in der Gegend umher, ob nicht irgendwo die Hexe einen Todtenkopf in ihrer Hütte, oder auch in anderer, in den Rauchfang aufgehangen hat. Der Rauch, der den Todtenkopf berührt, hat die Kraft, über die Gegend fliegend die Dürre zu verurſachen.

Da muß man den Todtenkopf ſchnell entfernen und etwas vom verbrannten Waſen oder kranke Baumäſte in den Schlot hängen, dann kommt ſogleich Fruchtbarkeit und Feuchte zurück.

Wenn auf einer Alpe eine giftige Seuche ausbricht, dann pflegt der Beſitzer des Viehes oder der Senn den Kopf vom erſten an der Seuche krepirten Kalbele auf eine Stange zu ſtecken, dann hört dieſes Hexenmachwerk auf; bricht jedoch in jener Gegend aus, wohin der Kopf ſchaut.

Truden und Hexen verblenden auch die Sinne der Menſchen, daß ſie manchen Weg nicht finden, dann iſt gut, mit der Hand auf dem Boden drei Kreuze zu machen und laut zu ſprechen: Im Namen Gott des Vaters, des Sohnes und des heil. Geiſtes, ſchütze mich gebenedeite Gottesmutter vor Blendwerk und Irreführen der böſen Mächte! Dann bete man noch laut das Evangelium Johannis.

Wer ein im Dreisgen geweihtes „Marienröschen" (Lychnis diurna) bei ſich trägt, kann nicht am Wege verblendet werden.

Wer auf Hexenkraut (Circaea lutetiana) tritt (iſt deutſcher Glaube), muß die Schuhe wechſeln, ſo findet er den rechten Weg.

Die Hexen machen die unerfahrenen und bravſten Jünglinge hitzig, brünſtig und liebeswahnſinnig, entweder durch Liebestränke oder indem ſie in ein linnenes Beutelchen ein Haſenſchweifl und einige krauſe Haare von ihnen ſelbſt genommen hinein geben, dazu legen ſie ein Zettelchen, worauf geſchrieben ſteht:

S.T. T. I. A. M.

Dieß ſoll heißen: Satanas te trahat in amorem meum.

Dieſes Beutelchen wurde dem gewählten Opfer in das Kleid gebracht, und das konnte nicht gerettet werden, als wenn das Beutelchen ins Feuer geworfen und verbrannt wurde.

Die Hexen gehen meiſt mit umgekehrt aufgeſetztem Kopf herum; dieſes ſieht man nicht, weil ſie die gewöhnlichen Menſchen in einem fort täuſchen. Sie haben an allem eine Schadenfreude und ſogar an dieſem Blendwerk. Wer neugierig iſt, eine ſolche „Kehrhexe" zu ſehen, darf nur im Dreisgen geweihtes Sinngrün (Vinca) über der Thüre feſtmachen, durch welche die

Hexe geht, und man wird sehen, wie der Kopf umgekehrt auf dem Halse sitzt. Zu diesem Versuche taugt aber das große Sinngrün nicht, sondern die kleine Gattung, welche in Tirol „das kleine Todtenveilchen" genannt wird (Vinca minor), auch muß das Todtenveilchen zuvor einige Zeit unter dem Meßbuche des Geistlichen zur Evangelienseite gelegen haben.

Die „Kehrhexe" erscheint jetzt noch im Oberinnthale häufig, beim „Schemenlaufen" in Imst am „unsinnigen Donnerstag", wo noch einige echte Sagenfiguren vorkommen. Da tragen sie entweder ihre Hexenlarve auf den Hintertheil des Kopfes gebunden und haben das Gesicht mit einem Tuche zugedeckt, jedoch so, daß sie durchsehen können. Man sieht auch solche, welche zwei Gesichter, beides erschreckliche Hexenlarven, tragen. Am gewöhnlichsten tragen die Darsteller die Kleidung verkehrt, nämlich das rothe Mieder ist rückwärts zusammengeschnürt, statt vorne bei der Brust, wie es im Oberlande Sitte ist, daher ist auch der gelbe Brustfleck und die blaue Schürze hinten, während vorn der reichfaltige rothe Rock flattert. Die sonst weißen Hembärmel sind pechschwarz angestrichen. Demnach alles verkehrt.

Die Hexen zaubern nicht selten die herrlichsten Speisen auf den Tisch, auch das ist eitel Blendwerk. Wer bei einem solchen Gastmahle zufällig anwesend wäre, oder wer Speisen im Verdachte der Verzauberung hat, soll geweihtes Dreifaltigkeitwachs an den Löffel kleben, im Namen der drei höchsten Namen damit in die Speisen fahren, und — statt der wohlduftenden Speisen wird er Kuhfladen, Kröten, Roßknödel, Haare und Todtenbeine erblicken.

Wenn sich beim „Wettern" die Hexen an die Baumgipfel ansetzen und zwischen Rinde und Holz der Bäume sich verbergen, ein Beweis, daß sie in luftförmiger Gestalt bisweilen zaubern, ists gut, wenn man einen Mistelkranz (Viscum) um den Baum zieht; dann sind die Hexen abgesperrt und das Wetter hat ein Ende.

Daß die Hexen sich zwischen Rinde und Holz verbergen können, ist sehr übel für die Wanderer; denn geht einer durch einen Hexenwald, so sieht er nichts, auf ihr Versteck denkt niemand. Ist er dann drinnen, so fahren sie heraus und spielen ihm übel mit.

Der Begriff von den Truden, welche das bekannte Alpdrücken verursachen, fällt im Volksaberglauben Tirols mit dem von den Hexen völlig zusammen. An den Alp (Alf, Elf) der germanischen Mythe ist hier nicht zu denken, man hört im Volke dieses Alpenlandes gar nicht, oder nur von Vornehmen die Rede: der oder das Alp hat mich gedrückt; es heißt immer die „Trud'". Auch der Ausdruck Nachtmar' begegnet nicht, er ist mehr im deutschen Norden und an den Nordküsten heimisch.

Es gehen viele, sehr viele Trudensagen im Lande um, aber ihr Grundzug ist sehr übereinstimmend, weil die böse Handlung der Trude (als solche, nicht als Hexe genommen) immer eine und dieselbe ist: das peinliche

drücken. Doch mag es als ein eigenthümlicher Zug noch gelten, daß in Tirol auch der Glaube allverbreitet iſt, daß wenn eine Trude oder auch eine Hexe einen Menſchen, ſei es im ſchlafen oder im wachen, anbläst, der Angeblaſene kahlköpfig wird; daher wird nicht ſelten die Rede vernehmbar: den hat g'wiß oani anblaſ'n.

Truden ſind junge oder ältere Weibsperſonen, welche einem unwiderſtehlichen Triebe folgen, und Mitternachts Leute drücken. Dieſer Drang iſt ihnen angeboren, indem ſie in einem böſen Zeichen das Licht der Welt erblickten, oder die Wehmutter ſich eines Zaubermittels bediente, oder die Mutter ſtatt chriſtlichen Ertragens der Wehen den Teufelsnamen anrief. Ein ſolches Mädchen wird nun Trude, hat böſe, ſinnliche Eigenſchaften, ſo daß ſie theils aus Bosheit und theils aus Trieb drückt, und mancher junge Bauernburſche, ſtark wie ein Fichtenſtamm, wird nach und nach ein erbärmliches Opfer, wenn er nicht ein Mittel gegen die Trude anwendet, deren es unterſchiedliche giebt.

Die Trude zeigt keinen beſondern Unterſchied von andern Weibsleuten, als daß ſie die Augenbrauen gegen die Naſe hinab völlig zuſammengewachſen und wohl buſchig hinausſtehend hat, auch mit ſtarren, kalten Augen blickt. Sonſt iſt ſie friſch und munter bei der Arbeit, hat aber einen Zug nach den Geheimniſſen der ſchwarzen Kunſt, mag die Hexen gern leiden, und je älter ſie wird, deſto mehr ſchließt ſie mit denſelben Freundſchaft, erlernt endlich die Hexerei, beſucht die Hexentänze und übergiebt ſich der Macht des Teufels.

Wenn die Trude juſt keinen Mann auftreibt, ſo drückt ſie im Walde die Bäume; iſt ſie verheirathet, ſo nimmt ſie ihrem Manne alle Mannheit.

Sie drückt auch Thiere, Kühe und Pferde und hat manch ſchönes Stück erdrückt.

Wenn ſie einen Menſchen drückt, ſei es Mann oder Weib, ſo hilft man ſich am beſten, daß man die Daumen in die Hände einzieht, denn man kann ſich ſonſt nicht helfen, weil man weder aufſpringen noch ſchreien kann.

Auch iſt ein Mittel, vor das Bette einen Schuh, den man bei Tage getragen hat, umgekehrt hinzuſtellen.

Wenn einen eine Trude drückt, ſo kennt es ein Kamerad, wenn er mit in der Stube iſt, ſogleich, auch wenn er die Trude nicht ſieht, wie es oft der Fall iſt, am ſchweren Athmen. Dann darf er nur den Gedrückten beim Namen rufen, ſo flieht ſie ſchnell fort.

Wenn einer die Trude kommen hört und ruft ihr zu: komm morgen um die drei weißen Gaben, dann geht ſie gleich fort und kommt am andern Tage, und dann kann man erkennen, wer ſie iſt. Man muß ihr weißes Salz, weißes Mehl und ein weißes Ei geben, dieſe drei Gaben wird ſie nehmen, und niemals wieder kommen. So befreit man ſich am beſten.

Auch hilft gegen Trudendruck, wenn man eins von den beiden Truden-

kreuzen über die Eingangsthüre, auf das Bette oder die Wiege zeichnet, entweder so: oder so: . Ebenfalls sehr gut ist, wenn man von einem geweihten rothen Wachsstock, der an der Mariakerzenweihe, in Tirol das Fest „Marialichtmeß" genannt, geweiht wurde, einen solchen Trudenfuß macht und wie ein Amulet auf dem Herzen trägt.

Den Eingang des Hauses oder Stalles verwahrt oft ein Trudenfuß, welchen man einkratzt, oder mit Kohlen außen vorzeichnet. Auch ein „Pfaffeneisen", deren man auf den höchsten Bergen findet, ob der Thüre aufgehangen, vertreibt sie; ebenso ein Horn von einem schwarzen Bock.

Wer Thüren und Fenster so fest zuschließt, daß die Trude nicht eindringen kann, den schlieft sie durch das Schlüsselloch und durch Fensterklüfte oder Löchlein herein, und zwar in Strohhalmform, denn es wohnt ihnen die Gabe bei, sich in Stroh zu verwandeln, und es ist fast immer vorgekommen, daß der Getrudete, wenn er meinte, sie fest gepackt zu haben, nichts als einen Wisch Stroh in Händen hatte.

Damit sie nicht als Stroh (halmweise) ins Schlafzimmer können, muß man geweihtes Werch in Schlüssellöcher und Klunsen stecken.

Ein alter Bauer von Pfitsch im Eisackgebiet behauptete, daß ihm in jungen Jahren die Trud oft gedrückt habe; er hat denn durch viele Jahre sich über diese Trudenangelegenheiten unterrichten lassen, und war förmlich ein unermüdlicher „Trudenforscher" geworden. Er theilte mit, daß die Truden an den Füßen gar leicht zu erkennen seien, sie haben nämlich die Gestalt des letzteren der oben dargestellten Trudenkreuze, welches in einem Zuge mit 5 Linien gemacht wird, welche sie sorgsam im Schuh verbergen. Wenn sie aber älter werden und im Hexenbund sind, so drücken sie dieses Zeichen mit den Füßen in die Steine ein, wo sie auf ihren Hexenflügen sich niederlassen; daher kommt es, daß man die „Trudensteine" mit solchen und ähnlichen Zeichen bezeichnet findet, und da solle man in nächtlicher Zeit ja nicht ausruhen.

In Tirol pflegt man nebst dem Trudenfuß zur Abwendung von Truden und auch von sonstigen Hexenschäden gegen Alt und Jung, Menschen und Vieh, auch die Buchstaben I. N. R. I. zu setzen.

Junge Truden, welche den guten Willen haben, dem bösen Triebe zu widerstehen, und denselben wie eine böse heftige Leidenschaft mit Gottes Hilf bekämpfen, können gerettet werden; doch müssen sie einmal ein Thier, welch ihnen ein Bauer freiwillig schenkt, zu Tode drücken.

Am Mittelgebirge und gegen die Hochgebirge hinauf am rechten Innuf bei Innsbruck, von Amras nach Hall, liegen einige „Trudensteine". Man kennt sie unter keinem andern Namen, sie haben Zeichen an sich, jedoch sehr verwischt und verwittert. Auf einem derselben will man beide Trudenfüße herausfinden.

Die Trudenſagen nehmen jetzt ſehr ab wie auch die Hexenſagen; dergleichen Anklagen wie noch vor fünfzig Jahren kommen keine mehr bei den Gerichten vor, weil die Geiſtlichen die Leute darüber belehren und aufklären.

An gar mancher Oertlichkeit Tirols blieb der Hexen- oder der Trudenname ſo feſt haften, daß er ſelbſt in ethnographiſche Werke über dieſes Land überging. So liegt im Eiſackgebiete über dem Orte Lengſtein der Hexenboden, bekannt als einer der Blocksberge Tirols. Im Rienzgebiete oder im Enneberge, nahe dem oben S. 242 erwähnten Buchenſtein über Andraz, erhebt ſich der berüchtigte Hexenfelſen, Sass' de Lagatschö, oder Sasso di Stria. In der Sölk, im Ennsthale, findet ſich nahe eines alten Schloſſes die Trudenhöhle, in der einſt eine Hexe gehaust haben ſoll, und dieſe dunkle Sage könnte vielleicht nach der germaniſchen Frühzeit hinweiſen, und die Trude eine Heidenprieſterin, eine Alrune, geweſen ſein. Zwiſchen Botzen und Neumark iſt ein Höllenthal und ein Trudenthal nur durch den Eislonberg geſchieden, durch letzteres zieht die Fleimſer Straße.

Im Vorarlberg kennt man die Truden unter der Benennung Schröttlich, dieß iſt das Schrättel oder Schrettel, von Scrat, Waldſchratt, eigentlich ein Geiſt von elbiſcher Natur, und daher auch wieder Alf und Alp, eine Einzelerſcheinung, keine mythiſch dämoniſche Geſammtheit, und im Vorarlberg eben nicht als Geiſt, ſondern als Menſch mit dämoniſcher Macht und Eigenſchaft gedacht.

Urſprünglich geht der Glaube, daß Geiſter oder feindſelige Menſchen das Drücken im Schlafe verurſachen, jedenfalls in die Mythenzeit hinauf, wie ja auch der Hexenglaube älter als der Teufelsglaube iſt. Hexen und Truden ſind die letzte Verjüngung der altheidniſchen Anſchauung von der dämoniſchen Nachtmar, deren perſönliche Schilderung, wie ſie ſich vorfindet, namentlich der Zug, daß beide Augenbrauen über der Naſe zuſammengewachſen erſcheinen (welche Menſchen am Rhein Rätzel, auch Räzel, heißen), mit der Trude zuſammenfällt. Der oder das Räzel begegnet auch Schräzel geſchrieben, es giebt Schräzellöcher, wie es Wichtellöcher giebt, auch die Form Schratz kommt vor, in Baiern und Oeſterreich heißt ein kleines Fiſchchen ſo, und ſelbſt der Name des bekannten, Höhlen bewohnenden Raubthieres, des Ratz, ſcheint mit dem Schratz ſprach- und begriffverwandt.

Pferde, die der Alp drückt oder die Nachtmar reitet, bekommen Schrätelesz öpfe (Weichſel oder Wichtelzöpfe).

Eine nahe Verwandtſchaft des Schrettel mit der Trude giebt ſich auch darin kund, daß der Wirbelwind, den bekanntlich die Hexen erregen ſollen, in Niederbaiern Schratl heißt, an anderen Orten aber Trud.

Auch den Schrettlein wurde hie und da, wie der Prechtl, zu Nacht Speiſe vorgeſetzt.

Schwarz- und Weisskünstler, Wunderdoctoren.

Nur äußerst selten bedient sich das Tiroler Landvolk des Ausdruckes „Zauberer", an dessen Stelle es viel lieber „Schwarzkünstler" sagt. Dasselbe kennt nur einen Zauberer, und dieser ist ihm der Wunderdoctor Theophrasius, obschon mit verstümmeltem Namen.

Die Sagen, welche über Theophrast zu Wien, und noch mehr zu Salzburg heimisch sind, wo man noch sein Wohnhaus und seine Grabstätte zeigt, finden sich sämmtlich in Innsbruck wieder, und wiederhallen in mehreren Alpenthälern. Da wissen die Bauern im Alpbachthale und im Zillerthale, und durchs ganze Unterinnthal eine Menge Sagen zu erzählen, die sich zumeist um den mystischen Haselwurm drehen, wie um des Doctors Kuren und seinen wundersamen Tod. Manche Züge aus der niederländischen Faustsage, der vom Zauberer Cornelius Agrippa und der des Jean von Nivelle*) wurde hier auf Theophrast übertragen, und manch anderer sagenhafte Zug eingewebt.

Die Nachbarlande Tirol und das Salzkammergut haben so viel stammverwandtes, daß auch ihre Sagen ineinander verklingen, zumal der sagenreiche Untersberg der Grenze Tirols nahe genug liegt. Daher werden unten auch einige örtliche Sagen mitgetheilt, die jenseits dieser Grenze ihren heimischen Boden haben, aber in Tirol gern und oft erzählt werden.

Es kann nicht fehlen, daß in einem Alpenlande, dessen Bewohner auf die Nahrungsquellen durch die Viehzucht hauptsächlich angewiesen sind, diejenigen Männer in hohem Ansehen stehen, welche erkranktes Vieh zu heilen wissen. Der geschickte Thierarzt genießt daher nicht geringeres Ansehen, wie der Menschenarzt, und zwar auch dann, wenn ersterer nicht eben studirt hat, wenn er nur zu leisten weiß, was das Vertrauen des Landvolkes von ihm fordert. Geht nun die viehärztliche Kunst eines solchen Mannes ein wenig über den Horizont der biedern Bergbewohner, wird sie durch besonderes Glück gekrönt, oder weiß der kundige Mann sich ein geheimnißvolles Ansehen zu geben, so ist bald der Wunderdoctor fertig. Da aber Wunder nicht geübt werden können ohne Machthülfe von oben oder von unten, vom Himmel oder von der Hölle, so wird bald der Berufene als Wunderer im ersten, als Zauberer im anderen Sinne gelten. Letzteres aber vermag das Volk nicht so von einander zu halten, wie die Sagenforschung dieß thun soll, sondern es verwechselt beide Begriffe, und so wird ihm auch der Wunderdoctor häufig entweder zum Bewältiger des Teufels, oder zu dessen Bündner, oder beides zugleich. Da nun das

*) Siehe: L. Bechstein Deutsches Sagenbuch: 141. 142. 143.

Gebirge groß iſt, und der Alpenweiden und Heerden ſchier unzählige ſind, ſo mußte es auch viele Männer geben, die ſich mit arzneien des Viehes abgaben, und daher die mannichfaltigen Sagen von denſelben. Die Künſte, welche nächſt den Kuren von denen in Anwendung gebracht wurden, die ſich der Zauberübung im Schlimmen oder im Guten ergeben hatten, waren Luftfahrten, Freikugelſchüſſe, andere und auch Wild feſt („g'frorn") machen, „'sbringen mach'n", d. i. den Dieb zu zwingen, das geſtohlene Gut wieder zu bringen u. A. Es gab und giebt auch noch Bauerndoctorinnen von weitem Ruf, die ja nicht, ob ihrer magiſchen Künſte, mit den Heren zu verwechſeln ſind, wie es überhaupt ein eigenthümlicher Zug in dieſen Sagen iſt, daß Schwarz- und Weißkünſtler und Wunderdoctoren ſammt und ſonders häufig gegen die Heren ankämpfen, ſo daß der Teufel demnach ſeine eigenen Bündner ſich gegenſeitig ſchädigen und verderben läßt, woran er ſeine beſondere Freude hat. Viele der örtlichen Sagen bezeugen dieß, und es iſt merkwürdig genug, ja ächt teufliſch, recht nach dem alten Spruch:

Böſes mit Gutem lohnen iſt Gottes.
Gutes mit Gutem lohnen iſt des Menſchen.
Böſes mit Böſem lohnen iſt des Thieres.
Gutes mit Böſem lohnen iſt des Teufels.

IV.

Venediger-Manndl und fahrende Schüler.

Man kann mit Wahrheit behaupten, daß kein Thal im Lande Tirol vorhanden iſt, in welchem nicht Venedigermanndlſagen erzählt werden, woraus deutlich erhellet, daß einſt bei dem übergroßen Reichthume an den edelſten Metallen und Mineralien Leute von allen Weltgegenden ins Land kamen, um die Schätze der Erde zu Tage zu bringen und davonzutragen.

Vorzugsweiſe ſcheint das reiche Venedig, der berühmte Handelsplatz der Goldwaaren, wo noch Millionen zierlicher Goldperlen zu Goldkettlein gereiht in die weite Welt ausgehen — ſeine Goldſucher und Goldfinder in das Land Tirol geſendet zu haben, welche durch verſchiedene Mittel zu ihren Zwecken zu gelangen ſuchten; denn ſie betrieben ihr Goldſuchergeſchäft ſo geheimnißvoll, kamen und gingen auf ſolche abenteuerliche Art, daß man ſie faſt fürchtete, und ihnen gern auswich, denn man hielt ſie für Schwarzkünſtler und Teufelsverbundene.

Doch nicht allein die Venediger-Manndl, welche man an der Kleidung und Sprache ſchon von Weitem erkannte, zogen ins Land, es kamen auch „fahrende Schüler", „Studenten" und (doch ſehr ſelten) „Goldjuden", welche ſich mit gleichen Beſchäftigungen im Lande herumtrieben.

Das Volk hielt letztere ebenfalls für Schwarzkünstler, und versteht noch jetzt unter „Venediger", „fahrender Schüler" und „Student" das gleiche — nämlich Leute, welche übernatürliche Wissenschaften besitzen, mittels deren sie zaubern und die verborgensten Goldlagen und Goldwässerlein finden können.

Die Venediger-Manndl waren meist in Sammet gekleidet, so wie sich die reichen Venediger Bürger vor mehr den 200 Jahren trugen. Andere hatten dunkle Reiseröckl an; andere waren in abgenützte Kleider gehüllt, doch stets war deren Farbe sehr dunkel oder schwarz vom Kopf bis zum Fuß, was ihnen ohnehin einen unheimlichen Anstrich verlieh.

Die „fahrenden Schüler" und „Studenten" und die „Goldjuden" hatten freundlichere Anzüge (manchmal jedoch war einer darunter wie ein Bettler gekleidet), da waren auch bisweilen deutsche Landsleute dabei.

Die Venediger-Manndl kamen im Frühjahre an, verbreiteten sich in Deutsch- und Wälschtirol und im Vorarlberg, arbeiteten während des Sommers in den Bergen und Schluchten, und zogen im Spätherbst mit Gold beladen heim nach Venedig. Sie konnten um so leichter überall eindringen, weil sie über das giftige Gewürm und andere Hindernisse Meister waren. Sie nahmen ihnen das Gift und die Macht, und noch jetzt meinen viele alte Leute, daß sie die Ursache waren, daß so wenig giftige Nattern gefunden worden. Andere kamen im Frühjahre, stellten zu den Goldwassern und Quellen kleine Kästen ein, gingen einige Zeit fort, um später die indeß voll Goldkörner gewordenen Kästen auszuleeren.

Im Vorarlberg sollen sie mit „Venedigerweibelen" über Sommer gearbeitet haben.

Sie waren kleiner Statur, aber stark und rührig und brauchten nicht zu schlafen, und wenn sie sich kochten, so machten sie das größte Feuer in einem Heustadl auf, zum Staunen der Bauern, und feuerten im Heu oder Stroh, ohne daß die Flamme etwas anzündete. Gleiche Kunst messen deutsche Sagen häufig den Zigeunern bei. Sie sprachen wenig mit den Leuten; wer ihnen gefällig war, dem schenkten sie reichlich Gold, jedoch in versteckter Form, nämlich in Kohlen- oder Wassergestalt. Die meisten Beschenkten warfen die Kohlen fort und schütteten das Wasser aus; andere, so es heim trugen, fanden statt der ersteren schöne Goldklumpen und den Wasserkrug voll Goldkörner.

Wer den Venediger-Manndln hinterlistig Schaden zufügte, war ein verlorener Mensch; sie versteinerten ihn für immer. Sie hatten eine besondere Gewalt über schlechte Menschen, vorzüglich über solche, welche ohne sich zu segnen ins Gebirge gingen, oder an Sonntagen, ohne der heiligen Messe beigewohnt zu haben, herumfanggirten. Des merkwürdigste jedoch war, daß ihr Leib keinen Schatten warf! —

Der Name „fahrender Schüler" ist der allgemeinste im großen Langtaufererthal bei Nauders hinab gegen Vintschgau.

Bei Meran wird „Student" manchmal gebraucht.

Die Langtauferſer erzählen auch, daß einſt ein fahrender Schüler prophezeit habe, daß der Oetzthalerferner, der hinten das Thal abſchließt, über das ganze Thal herauswachſen werde, und die See'n von Graun und Reſchen zu Eis werden, und wo die benannten Dörfer ſtehen, würde eine Alpe ſein.

Jene erzählen weiter, daß einmal ein „fahrender Schüler" zu einem Hirten geſagt habe, der einem Ochſen einen Stein nachwarf: wenn Du wüßteſt, was der Stein werth iſt, ſo würdeſt Du das nicht gethan haben — mit demſelben hätteſt Du Dir eine ganze Heerde kaufen können. Der Hirt ſuchte — fand den Stein aber nicht mehr. Dieſe Redensart iſt auch auf deutſchen Gebirgen gang-und gebe.

Wenn man über die „fahrenden Schüler" bei den alten ſagenbewanderten Bauern näher nachforſcht, erhält man folgende Aufklärung: „In Venedig — der goldreichen und mächtigen Stadt — hatte der Teufel ſelbſt eine Schule eröffnet, wo man Zauberei und Goldmacherei lernen konnte. Die Vorleſungen hielt er in einem tiefen Keller, welchen er allein im Stande war, ſo kunſtreich zu bauen, daß kein Tropfen Waſſer hineindringen konnte, obſchon das Golfwaſſer über demſelben ſtand. Da waren die jungen Venezianer ganz darauf verſeſſen, die magiſchen Künſte zu lernen. Der Teufel jedoch wollte es auch nicht umſonſt thun, er rechnete ganz natürlich auf die Seelen. Endlich kam man überein, daß derjenige der Schüler mit Leib und Seele des Teufels ſein ſolle, der als der letzte aus dem Keller gehen werde, wenn die letzte Vorleſung gehalten werde.

Die Schüler wurden nach und nach ſo pfiffig, und kannten ſich ſo weit ſchon über den Teufel aus, daß ſie ihn weidlich zu prellen ſich verabredeten. Als die letzte Vorleſung zu Ende war, und der Letzte herausging, wollte der Teufel ihn packen, aber der Schüler ſprach ſchelmiſch: Stock an! ich bin nicht der Letzte, da hinten iſt der Letzte, und zeigte auf ſeinen Schatten. Der Teufel ließ ihn los und haſchte nach dem Schatten, während dem war der Student ſchon fortgerannt, und — der Teufel voll Gift und Galle hielt den Schatten feſt in den Krallen. Seitdem konnte der liſtige Schüler ſelbſt im hellſten Licht niemals einen Schatten werfen, eine Eigenſchaft, die fortan allen fahrenden Schülern und den Venedigermanndln blieb. Ein anderer fahrender Schüler, der viele Künſte verſtand, und im Thale (Langtaufers) ſich große Goldreichthümer erworben hatte, wollte den Bauern auf ihre Bitte einen Gefallen thun.

Er war nur ein kleines Manndl, und doch ſprach er großmaulig zu den Bauern: Ich ſehe, Ihr ſeid in Euerem Thale verflirt geplagt von den vielen Beiswürmern, welche Euere Kühe anblaſen und tödten und Euch ſelbſt gefährlich werden, und auf der Neaderſeite (Schattenſeite) des Thales kommt Ihr zu keiner Aernte, wegen der böſen Reifen. Was wollt Ihr nun, ſoll

ich auch alle Würmer vertilgen, oder ſoll ich machen, daß ihr nie mehr einen Reif habt? — Da ſchauten die Bäuerlein ganz perplex das Männlein an, und dachten ſich, ſo etwas kann eigentlich nur Gott Vater thun, wenn er will, doch meinten ſie — wollen wir auch einmal des Manndls Macht ſehen, und baten, es ſolle die Würmer vernichten.

Als dieſer Wunſch ausgeſprochen war, fragte jener, ob die Bauern niemals einen weißen Wurm unter den andern geſehen hätten? Sie erwiederten: Niemals! und es war auch ſo. Der Schwarzkünſtler machte vor Mitternacht ein großes Feuer auf, und als es punkt 12 Uhr war, zog er ein Pfeiflein aus der Taſche und pfiff lange hinein. Da fing das ganze Thal zu zittern an, die Berge wankten wie bei einem Erdbeben, und von allen Seiten ziſchten und pfiffen die Würmer und rollten und krochen zu Tauſenden heran und hüpften ins Feuer, wo ſie mit ekelhaftem Geſtanke verbrannten; und immer kamen neue, weil der fahrende Schüler immer wieder lockte; — doch — auf einmal hört er einen lauten Pfiff, der gerade ſo wie ſein Pfeiflein klang. Als er dieſen Pfiff hörte, wurde er leichenblaß und zitterte am ganzen Leibe und ſagte: O weh, jetzt bin ich ſelbſt verloren, denn das iſt der „weiße Wurm"! Kaum hatte er dieſes geſagt, ſo kam ein großer ſchneeweißer Wurm, wie ein Mannsſchenkel ſo dick, herangerollt, mit einer Krone auf dem Kopf, umſchlang den Wurmverderber, brach ihm alle Glieder ab, und kugelte ſich mit ihm ins Feuer, wo beide zu Aſche verbrannten. Seit dieſer Zeit ſind die Würmer im Langtauferſerthale wirklich verſchwunden, nur einige Nattern unſchädlicher Natur finden ſich manchmal als Seltenheit; aber der leidige Reif ſcheint dafür doppelt ſchädlich aufzutreten, und ſie wären drinnen gar froh, wenn auch ein ſolch ſich ſelbſt aufopfernder Reifenvernichter einmal einwandern wollte.

Man zeigt noch heute den Ort, wo das Feuer angezündet wurde, es iſt ein Hügel zwiſchen der „inneren Kirche" und dem Weiler Malagg.

Die Venediger beſaßen zwei beſondere Wunderinſtrumente, um Goldbergwerke und Goldwaſſer zu finden. Einen Spiegel, der ihnen die Gegend und die unterirdiſche Lage der Erzgänge ſogar in Venedig vor Augen brachte, und eine Kugel, die, wenn ſie an der Stelle des Schatzes gruben, ihnen genau die Richtung nach dem Golde wies. Es war dieß eine Kugel von Meſſingblech, in welcher von allen Metallen ein Stücklein enthalten war, oder ein metallenes Ei, in Leder eingenäht. Die Kugel hing an einem Faden. Mit Daumen und Zeigefinger wurde dieſer gehalten, und bald gewahrte man, daß die Kugel ſich bewege und dahin ſich ſchwang, wo das Gold verborgen lag. Die neueſten Schatzſucher (z. B. der „Lippenthaler" bei Hötting) gebrauchen noch immer eine ſolche Kugel, welche, wie ſie ſagen, von den Venedigermanndln herrühren ſoll.

Auch beſaßen die Venedigermanndln die Kunſt, pfeilſchnell durch die Luft zu fliegen, wozu ſie einen Mantel oder ein Tuch benützten; in

Vorarlberg erzählt eine Sage — die jedoch vereinzelt dasteht — daß einer auf einem Drachen davon flog.

In das Sagengebiet der Venedigermannndl und fahrenden Schüler reicht vielfach noch manche Kunde von sonstigen Landfahrern, namentlich von Zigeunern, so wie von Schatzgräbern, die sich häufig der Hülfe und des Beistandes der ersteren bedienten, von Schätzen, die sie hoben oder auch nicht hoben, von dem „blühen" oder „brennen", aufsteigen oder versinken, daher sich solche bezügliche Sagen am besten hier an- und einreihen lassen.

V.

Oertliche Sagen vom Teufel.

1.

Der Meineid-Schwörer.

Zu Hintersee (Kummersee) besitzt die Gemeinde Schönna zwei schöne Alpen, welche sie früher von den Passeirern nur in Pacht hatten. Am Ende behaupteten die Schönnaer, sie sei ihr Eigenthum, und begannen einen Rechtsstreit, welcher durch einen Eid entschieden werden mußte.

Ein Mann aus Schönna ließ sich zum falschen Eide herbei, meinte aber denselben auf folgende Weise zu umgehen.

Er steckte einen Löffel (Schöpfer) auf seinen Hut, und that Erde von seinem eigenen (Schönnaer) Gute in seine Schuhe.

So erschien er auf der Alpe und schwur: „So wahr ich den Schöpfer über mir und meine eigene Erde unter mir habe, die Alpe gehört an Schönna!"

Die Alpe wurde in Folge dieser Eidesleistung von den Richtern den Schönnaern zugesprochen. Aber alsogleich fuhr der Teufel von den Abhängen herab, faßte den Schwörer beim Hals und fuhr mit ihm mit Gestank, und einen Flammenstreif zurücklassend, stracks zur Hölle. Er schlug mit seiner Beute ein gewaltiges Loch durch die „weiße Wand" bei Hintersee, welches man als Warnungszeichen noch heute sieht; von dort fuhr er über Platt und Christl nach St. Martin hinaus, wo er auf einem Steine rasselte und die Leiche durch den Straßenkoth schleifte. Und dabei soll der Teufel geächzt haben: Nichts ist so schwer, als ein meineidiges Menschen-Aas. Diese Schwur-Sage ist auch in andern Gauen Deutschlands heimisch.

2.

Wildschütz ruft den Teufel.

Ein Wildschütz, der manchen Jäger schon niedergeschossen hatte, und ein unbändig wilder, verdorbener Mensch war, hörte einmal, als er auf

le Würmer vertilgen, oder soll ich machen,
habt? — Da schauten die Bäuerlein ganz
und dachten sich, so etwas kann eigentlich
will, doch meinten sie — wollen wir a
ehen, und baten, es solle die Würme
s dieser Wunsch ausgesprochen war,
s einen weißen Wurm unter den
ten: Niemals! und es war auch s
rnacht ein großes Feuer auf, u
Pfeiflein aus der Tasche und
l zu zittern an, die Berge w
n Seiten zischten und pfiffe
usenden heran und hüpfter
rbrannten; und immer ka
er lockte; — doch —
so wie sein Pfeiflein
blaß und zitterte a
verloren, denn d
so kam ein gro
angerollt, m
brach ihm
zu Asche
serthal
sich
se

sein
über
lichen
hm um
enn die-

nd packte
über eine
ß ihm alle
m Bösen zur

hinzu: des Wilderers Maß
r ihn Macht bekommen.
um, so auch im Stubey, wo der Teufel
nalljuchzer einen Wilderer holte, nachdem er
ezen geantwortet, und mit ihm in rabenschwarzer
atte. Das war der Brugger Franzl, dem es also „schie

3.

„Helf Gott!"

Ein frischer Bauernbub spazierte durch das Alpbachthal, da begegnet
ihm der Teufel in Menschengestalt. Bald kamen beide mit einander in ei
Gespräch, wie es Wandergesellen zu haben pflegen: Ziel der Wanderung
Zweck der Reise. Der Teufel fand Gefallen an dem Burschen und wurd
vertraulich gegen ihn; er sagte ihm, daß er ausgehe, um ein leichtfertige
Dirndl aus einem Bauernhofe abzuholen, über welches ihm Macht gegeben
sei. Der Bub, den das Dirndl dauerte, fragte, ob denn da gar kei
Aufschub stattfinden könne und keine Rettung möglich sei? Darauf vertraut
ihm der Teufel, das Mädchen werde bei seiner Annäherung nießen. Spräch
jemand dazu „helf Gott!" so habe er noch keine Macht, sie von dannen z
führen; spräche man aber vornehm: zur Gesundheit! oder, wie sie in Bayer
sagen: zur Genesung! so werde sie vor ihm nicht genesen, sondern müs
mit ihm gehen.

Selbige Rede merkte sich der Bub, und wie nun beide an den bestimm-
ten Hof kamen, wo sie einkehrten, und noch dazu mit Butter und Milch
gastlich bewirthet wurden, da nieste das Dirndl, und keine Seele rief ihm
ein christliches „helf Gott!" zu, und da streckte der Teufel seine Kralle nach
der Nieserin aus. Der Bub aber schrie laut auf: „helf Gott! helf Gott!

Da fuhr alsbald der Teufel fuchsteufelwild zum Fenster hin-
einen gräulichen Geſtank zurück. Das Dirndl aber war ge-
rte ſich.

4.

Teufels Reitſtatt.

unter der Foißenkar-Alpe im Spertenthale, bei
heimliche Stelle, die heißt des Teufels Reit-
Perſon geritten, erzählt die Sage nicht, nur
in Wilderer auf Gemſenraub umherkletterte.
war, ſah den Wildſchützen und ſchoß ihn
Bilderer ſeinen Stutzen mit geſpanntem
oer Jäger kommt und dem Gefallenen
ßen will, drückt dieſer ab, und das tödtliche
ourchs Herz. Da erhebt ſich unter Sturmbrauſen
u Geſchrei der Habergaiſen ein Rieſenteufel, ſetzt den einen
des Thalgrabens, den andern links auf, davon man noch heute
Spuren ſieht, und ſtreckt ſeinen Schweif, den er ſo gern auf alles legt,
urch den ganzen Foißenkargraben bis zu den beiden Gehöften „auf der
Rauern“ und „Mitteraſt“, nicht weniger als ſechshundert Klaftern lang,
e da liegen, wo der erwähnte Graben in den Spertengrund ausmündet.
arauf hat der Teufel ſich in den Graben herabgebogen, und die Seele
s Jägers, wie die des Wilderers in Empfang genommen, und beide zu-
mmen in einen Topf geſteckt*).

5.

Der grüne Jäger.

Zu St. Johann im Unterinnthale hat ſich Folgendes zugetragen.

Ein Mädchen, die von ihrem Liebſten verlaſſen war, weigerte ſich, als
aſt zu einer luſtigen Hochzeitfeier mit Tanz und Muſik zu gehen. Sie
chte und tobte in ihrem Schmerz zu Hauſe, bis der Böſe in Geſtalt eines
ßnen grünen Jägers zu ihr trat und ſie zum Tanze einlud. Jetzt beſann
ſich nicht lange, und ging mit ihm zum Hochzeittanz ins Wirthshaus,
n ihrem Treuloſen keinen Triumph zu gönnen. Der Jäger tanzte ſo
ſich und ſo flink, daß ihn alle Hochzeitgäſte bewunderten, und ſang und
rang von allen Tänzern am höchſten und beſten; trotz dem allen aber
aute doch jedem in ſeiner Nähe, denn er hatte einen Blick, wie eine
chlange, ſchlau und giftig. Aber die Dirne machte ſich nichts aus allem;
war luſtig die ganze Nacht hindurch. Auf dem Heimwege fragte ſie
r Jäger, ob er nicht in der nächſten Nacht zu ihr „fenſterln“ kommen
irfe? Sie erlaubte es freudig.

*) S. Ritter v. Alpenburg: Märzenveilchen S. 35.

dem Plakerjoch, im Kitzbühler Uebergangsgebirge, wilderte, von einem ihm gegenüberliegenden Felsenhorn einen widerlichen Juchzer — dumpf und zerrissen — welchen der Wilderer sogleich spöttisch wiederholte.

Kaum war aber das geschehen, so hörte er den andern Juchzer in sein Ohr schreien, daß er fast erschrack, und sah einen grünen Jäger hastig über den Grat auf sich zueilen. Der Wilderer schlug nach seinem gewöhnlichen Brauch auf den Jäger an, und feuerte los, aber die Kugel fuhr ihm um seinen eigenen Kopf pfeifend herum, ohne den Jäger zu treffen; denn dieser verstand, wie es schien, das festmachen und bannen.

Jener kam grinsend näher, da faßte der Wilderer Muth und packte ihn mit den Händen; aber der Jäger schleuderte ihn weit hinaus über eine Felsenwand, welche viele hundert Klaftern in die Tiefe ging, daß ihm alle Knochen im Leibe zertrümmerten, worauf seine Seele dem Bösen zur Beute wurde.

Die Leute alldort fügen ihrer Erzählung hinzu: des Wilderers Maß war gefüllt, daher hatte der Teufel über ihn Macht bekommen.

Aehnlicher Sagen gehen viele um, so auch im Stubey, wo der Teufel als Schnalljuchzer oder G'schnalljuchzer einen Wilderer holte, nachdem er letzterem auf sein Juchezen geantwortet, und mit ihm in rabenschwarzer Nacht gerobblet hatte. Das war der Brugger Franzl, dem es also „schiech" (übel) erging.

3.

„Helf Gott!"

Ein frischer Bauernbub spazierte durch das Alpbachthal, da begegnete ihm der Teufel in Menschengestalt. Bald kamen beide mit einander in ein Gespräch, wie es Wandergesellen zu haben pflegen: Ziel der Wanderung, Zweck der Reise. Der Teufel fand Gefallen an dem Burschen und wurde vertraulich gegen ihn; er sagte ihm, daß er ausgehe, um ein leichtfertiges Dirndl aus einem Bauernhofe abzuholen, über welches ihm Macht gegeben sei. Der Bub, den das Dirndl dauerte, fragte, ob denn da gar kein Aufschub stattfinden könne und keine Rettung möglich sei? Darauf vertraute ihm der Teufel, das Mädchen werde bei seiner Annäherung nießen. Spräche jemand dazu „helf Gott!" so habe er noch keine Macht, sie von dannen zu führen; spräche man aber vornehm: zur Gesundheit! oder, wie sie in Bayern sagen: zur Genesung! so werde sie vor ihm nicht genesen, sondern müsse mit ihm gehen.

Selbige Rede merkte sich der Bub, und wie nun beide an den bestimmten Hof kamen, wo sie einkehrten, und noch dazu mit Butter und Milch gastlich bewirthet wurden, da nieste das Dirndl, und keine Seele rief ihm ein christliches „helf Gott!" zu, und da streckte der Teufel seine Kralle nach der Nieserin aus. Der Bub aber schrie laut auf: „helf Gott! helf Gott!

helf Gott!“ Da fuhr alsbald der Teufel fuchsteufelwild zum Fenſter hinaus, und ließ einen gräulichen Geſtank zurück. Das Dirndl aber war gerettet, und beſſerte ſich.

4.

Teufels Reitſtatt.

Im Foißenkargraben unter der Foißenkar-Alpe im Spertenthale, bei Kitzbühel, liegt eine unheimliche Stelle, die heißt des Teufels Reitſtatt. Ob der Teufel dort in Perſon geritten, erzählt die Sage nicht, nur das erzählt ſie, daß dort einſt ein Wilderer auf Gemſenraub umherkletterte. Ein Jäger, der im Walde verſteckt war, ſah den Wildſchützen und ſchoß ihn nieder. Noch im fallen hielt der Wilderer ſeinen Stutzen mit geſpanntem Hahne feſt in der Hand, und wie der Jäger kommt und dem Gefallenen das Gewehr aus der Hand reißen will, drückt dieſer ab, und das tödtliche Blei fährt dem Jäger durchs Herz. Da erhebt ſich unter Sturmbrauſen und dem lachenden Geſchrei der Habergaiſen ein Rieſenteufel, ſetzt den einen Fuß rechts des Thalgrabens, den andern links auf, davon man noch heute die Spuren ſieht, und ſtreckt ſeinen Schweif, den er ſo gern auf alles legt, durch den ganzen Foißenkargraben bis zu den beiden Gehöften „auf der Mauern“ und „Mitteraſt“, nicht weniger als ſechshundert Klaftern lang, die da liegen, wo der erwähnte Graben in den Spertengrund ausmündet. Darauf hat der Teufel ſich in den Graben herabgebogen, und die Seele des Jägers, wie die des Wilderers in Empfang genommen, und beide zuſammen in einen Topf geſteckt*).

5.

Der grüne Jäger.

Zu St. Johann im Unterinnthale hat ſich Folgendes zugetragen.

Ein Mädchen, die von ihrem Liebſten verlaſſen war, weigerte ſich, als Gaſt zu einer luſtigen Hochzeitfeier mit Tanz und Muſik zu gehen. Sie fluchte und tobte in ihrem Schmerz zu Hauſe, bis der Böſe in Geſtalt eines ſchönen grünen Jägers zu ihr trat und ſie zum Tanze einlud. Jetzt beſann ſie ſich nicht lange, und ging mit ihm zum Hochzeittanz ins Wirthshaus, um ihrem Treuloſen keinen Triumph zu gönnen. Der Jäger tanzte ſo raſch und ſo flink, daß ihn alle Hochzeitgäſte bewunderten, und ſang und ſprang von allen Tänzern am höchſten und beſten; trotz dem allen aber graute doch jedem in ſeiner Nähe, denn er hatte einen Blick, wie eine Schlange, ſchlau und giftig. Aber die Dirne machte ſich nichts aus allem; ſie war luſtig die ganze Nacht hindurch. Auf dem Heimwege fragte ſie der Jäger, ob er nicht in der nächſten Nacht zu ihr „fenſterln“ kommen dürfe? Sie erlaubte es freudig.

*) S. Ritter v. Alpenburg: Märzenveilchen S. 35.

In der Nacht vom Stelldichein, als der Kirchthurm die 12. Stunde schlug, klopfte es an das kleine Fenster der Dirne. Das Mädchen machte auf, den Jäger zu grüßen, aber der Jäger, jetzt eine fürchterliche Teufelsgestalt, griff nach ihr und riß sie durch die schmalen Eisenstäbe hindurch, daß Fetzen von Haut und Fleisch an den Stäben hangen blieben, und das warme Blut über die Wände rann, und fuhr mit der Schreienden durch die Luft davon.

Die rothen Blutflecken kann man nicht fortwaschen und auch nicht verstreichen bis auf den heutigen Tag. Es geht damit, wie mit dem Blutfleck am Fenster des Klosters zu Maulbronn in Schwaben, durch das der Teufel den Doctor Faust zerrte*).

6.

Das Teufelsbildniß.

Im Vintschgauthale verabredeten sich einst mehrere Bursche eines Dorfes, zu ihren Mädchen fensterln zu gehen. Ihr Weg führte sie an einem Friedhofe vorüber, an dessen Mauer ein Schnitzbild sich befand, das den Teufel vorstellen sollte, da man nicht selten an Kirchhofmauern Paradies und Sündenfall, Tod und Auferstehung, Hölle und Teufel zur Erbauung andächtiger Seelen anbringt. Da das alte Teufelsbild etwas wackelig war, so kamen die lustigen Buben auf den Einfall, dasselbe mit sich fortzutragen, und damit den Dirnen einen Schreck einzujagen. Eine Strecke lang gegangen, sprach der, der das Bild trug: Jetzt trag ihn einmal ein Anderer, er hebt an, schwer zu werden! Kaum hatte er das gesagt, so sprach das Bild mit einer schrecklichen Stimme: Trag' mich, oder ich trag' Dich! Alle ergriff Entsetzen, niemand griff das Bildniß an; der es trug, mußte es fürder tragen, obschon die Last ihn fast zu Boden drückte. Da gingen die Bursche nicht zu den Mädchen, sie kehrten schleunig um und waren froh, als sie den Widum am Friedhofe erreichten, wo sie den Priester weckten, der den Träger von der Last losbetete, und das Teufelsbildniß wieder an die Stelle setzte, von der dasselbe genommen war. Der Träger aber wurde nicht mehr froh, spürte stets die schwere Last, und starb bald darauf.

7.

Die Teufelsplatte bei Galthür.

Zu höchst im Paznaunerthale und zugleich im Hinterpatznaun liegt Galthür, über 5000 Fuß über dem Meer bei den Uebergängen ins Montafon und Unterengadein. Dort war einst eine Alpe für „Galtthiere", da-

*) S. Bechstein: Deutsches Sagenbuch 900.

her der Name „Galthür". Südlich zieht ſich das Jammthal zwei Stunden lang mit ſieben Alpen gen den Jamm- auch Jammerthaler-Ferner, einen Eiskoloß, der ſeine Eiskruſten und Zungen in die Paznauner-, Montafoner- und Engadeiner-Thäler hinab ſtreckt und reckt.

Im benanten Jammthale liegen herrliche fette Wieſen und die „Teufelsplatte", ein Felſen, der ſchon viel von ſich reden machte. Ein 5 Centner ſchwerer Eiſenring ſoll drinnen ſtecken, den der Teufel ſelbſt gefertigt hat.

Zwei Bauern von Galthür hatten jahrelangen Streit um eine nahgelegene Wieſe; endlich verſtanden ſie ſich darauf, daß die Gemeinde ſelbſt einen Entſcheidſpruch thun ſolle, weil dieſelbe ebenfalls rund herum Wieſen beſaß.

Es wurde nun beſtimmt, daß über der ſtreitigen Wieſe auf einem Felſen die zwei Gegner einen ſchweren eiſernen Ring hinauswerfen ſollten; wer den Ring am weiteſten werfe, ſolle die Wieſe haben, ja ſogar noch allen Grund dazu, über den weiter als dieſe der Ring geworfen werde, denn nach der ſtreitigen Wieſe lagen noch ¼ Stunde breit Gemeindewieſen bis hinüber an die genſeitigen Thalwände, wo gerade die Felſenplatte ſie abgrenzte. Aber, ſetzte der Gemeindeſprecher bei: ſofern einer von euch nicht über die eigene Wieſe hinauswirft, ſo ſoll die Grenze auch nur da bleiben, wo der Ring auf den Boden fällt, der andere Theil gehöre dann unſer, dafür jedoch ſoll euch alles gehören, was ihr vom Gemeindegrasboden überwerfet!

Nach drei Tagen ſolle der Wettkampf ſtattfinden. Nun war einer der beiden Streitenden ein Menſch, der mehr wußte, als andere Leute; er verſtand es, den Teufel zu bannen, und da er gedachte und hoffte, mit ſeiner Kunſt alle Wieſen über die ganze Thalbreite zu gewinnen, ſo ſchloß er mit dem Teufel einen Pakt ab.

Als der Tag des Ringwurfes anbrach, verſammelte man ſich auf dem benannten Felſenhügel, da lag ein Eiſenring bereit, jedoch von — fünf Centner Gewicht. Ha! dachte der Gemeindevorſtand: das iſt ſchon recht, den wirft keiner einen Schuh weit, und wir gewinnen die ganze Wieſe. Zuerſt mußte der Eine der Streitenden werfen, aber, o Weh! er vermochte nicht einmal den Ring vom Boden zu erheben. Nun kam der Andere, und dieſer, durch des Teufels Macht geſtärkt, hob den Ring auf, als wär's ein Fingerreif, und ſchnellte ihn über das ganze Thal bis auf die Platte hinüber, wo er noch tief in den Felſen hineinfuhr, daß man nur noch ein ganz klein wenig vom Eiſen ſehen konnte. Die Gemeinde-Abgeordneten ſtaunten und kratzten ſich hinter den Ohren, der Bauer hatte alle Wieſen gewonnen und lachte und ſprang — aber drüben auf der Platte lachte auch Einer, und zwar ganz teufelmäßig.

Es dauerte aber nur eine kurze Zeit, ſo wurde der reichgewordene Bauer tiefſinnig und immer tiefſinniger; jedermann wich ihm und er wich jedermann aus, und von Jahr zu Jahr wurde er verſtörter.

Einmal brach ein ſchreckliches Unwetter während der Nacht los, es zogen ſich ſchwarze Wolken ob dem prächtigen Bauernhofe zuſammen, welchen der Gewinner auf den ſchönen Wieſengrund hingebaut hatte, endlich fuhr ein Blitzſtrahl in denſelben, und als die Nachbarn helfen wollten, ſahen ſie aus dem Hauſe durch Flammen und Rauch einen Rieſenteufel aufſliegen, welcher den Reichen am Genicke hielt und mit Leib und Seele deſſelben zur Hölle fuhr. Am Morgen waren alle Wieſengründe unter Steintrümmern begraben von den Felſenſtücken, welche der Sturm von den Bergen herab gerüttelt hatte. Als Denkzeichen ſteckt noch der Ring in der Platte, welche ſeit jener Zeit „die Teufelsplatte" heißt.

8.

Der Teufel in Meran.

Beim Waiblwirth zu Meran ſaßen vier Bäuerlein aus der Umgegend und ſpielten 's Berlach (Berlak), ein bekanntes Kartenhazardſpiel für 4 Perſonen, von denen je zwei Partner ſind. Die Spieler waren ſo vertieft in ihr Hazardiren, daß ſie nicht daran dachten, wie es juſt ein Quatemberabend war, und ein Bürger ſie erſt daran erinnern mußte, wie ſich nicht zieme, in eine heilige Zeit hinein zu ſpielen.

Da lachten die Bauern den ſchlichten Bürger aus, hießen ihn einen bigotten Ultramontan und Pfaffenknecht und ſchwuren, daß ſie ſelbſt dem Teufel nicht weichen würden, wenn er herein käme. Und ſiehe da, wie ſie den Teufelsnamen ausſprachen, trat ein ſonderbarer Jäger herein, mit einem ſo häßlichen bocksbartigen Geſicht, und mit grün und roth blitzenden Augen, daß ſich die Gäſte alle entſetzten. Jetzt trat er zu den Spielern hin, ſchlug jeden mit der Hand auf die Achſel (im Volksglauben ein ſehr bedenkliches Zeichen) und graunzte ſie an: Recht habt's, Brüderln! Spielt's nur luſtig zu, trotz Quatember und Chriſtusglauben, da muß ein warer Kerl drüber h'naus ſein! Darauf lachte er grinſend auf die Karten und ſetzte ſich hinter den Ofen. Die Spieler ſagten kein Wort — die Gäſte ſchlichen ſich nach und nach von dannen. Da blickte einer der Spieler zum unheimlichen Jäger hinüber und ſah, wie er mit ſeinen grünen Glasaugen wie ein Luchs ſie anblickte und — daß er Geisfüße habe.

Das war genug — der eine ſtieß die andern an, ſie begannen ſich zu fürchten und liefen davon, und ſpielten nachher nicht mehr an heiligen Tagen. Dazumal wurde beim Waibelwirth faſt täglich geſpielt, und es war zuletzt dieſer Teufel nicht mehr aus der Stube zu bringen. Endlich holte man einen Pater Kapuziner, Anton Maria geheißen, welcher im Rufe ſtand, in ſolchen Angelegenheiten nie vergebens gerufen zu werden. Und ſiehe, der Pater kam und der Teufel mußte weichen.

9.

Der Stelzengänger in der Higna.

In Reit hat man den Brauch, daß bei einer Hochzeit die meiſten Leute von den Höfen der Pfarre eingeladen werden, ſo daß oft über 200 Hochzeitgäſte zuſammenkommen, beſonders die, welche luſtige Leute ſind.

Als einſt ein Brautzug mit ſämmtlichen Gäſten vom Wirthshauſe in der Nacht nach Hauſe ging, kam ein Spaßvogel dortiger Gegend, der Manharſcht Barſchtl von der Higna, auf hohen Stelzen in Teufelsvermummung entgegen gegangen, um die Gäſte zu erſchrecken. Er kam zu ihnen bei der „Mehrerbrücke" am Wege von Reit nach der „Higna". Das iſt eine häßliche ſchrofige Gegend mit ſteilen Thalabhängen.

Alles lief davon und auseinander. Der Barſchtl kehrte lachend und juchzend um, und eilte ſeiner Heimath zu (zum Hofe z'Manhart'n), aber — auf einmal kam ihm ein noch größerer Teufelsrieſe entgegen, auch auf Stelzen, und ſo hoch, daß er faſt zum Himmel hinaufreichte.

Herrgott und alle Heiligen! ſchrie der Barſchtl, warf die Stelzen fort, ſprang über das Gewände gegen den Bach hinab und rannte nach Hauſe, wo er ſo naß ankam, als ob er im Bache gelegen hätte. Wie er über die Felſen, ohne ſich zu beſchädigen hinweggekommen, wußte er ſelbſt nicht mehr. — Er hat ſich nie wieder als Teufel vermummt.

10.

Die beiden Anklöpfler.

An den drei Donnerstagen vor der heil. Nacht iſt in Tirol der Gebrauch, daß Kinder und junge Leute von Hof zu Hof gehen, und dort einen Reim aufſagen, wofür ſie Aepfel, Brod u. dgl. bekommen. Auch in Schwaben und Bayern iſt dieſer Brauch bekannt und üblich.

Man nennt dieſe 3 Donnerstage die „Anklöpfler" oder Klöpflertage.

Am Tage gehen Kinder, bei der Nacht Erwachſene, und letztere übertrieben häufig den Scherz, denn ſie hatten oftmals eine Geige bei ſich, und wo aufgemacht wurde, wurde getanzt und den Anklöpflern auch Schnaps gegeben. Dieſe Mißbräuche zur Nachtzeit hätten die ältern Bauern gerne abgeſtellt geſehen; aber es nützte nichts, es wurde jährlich ärger.

Im Jahre 1804 gingen ihrer acht luſtige Alpbacherburſchen Nachts thalaus von Hof zu Hof mit Geigenmuſik und Klarinette „anklöpfeln".

Einer davon machte ſich eine Teufelsmaske, denn ſie waren alle maskirt, was man auch, weil die Masken ordinär ſind, „Huttler" nennt — und einen unſinnig langen, dicken Schweif. Man kann ſich den Teufelsſchweif wohl vorſtellen, wie groß er war, denn jener gebrauchte dazu einen von den Faltenſtrümpfen, wie ſie in Alpbach im Brauch ſind, welche auseinander gezogen, vom Unterboden bis zum Oberboden reichen.

So zogen sie fort, und der Teufel hüpfte immer lustig mit. Aber auf einmal sahen sie noch einen ganz gleichen, eben solchen Teufel, und da man sie nicht mehr von einander unterscheiden konnte, sah man deutlich und mit Grausen, daß der eine der rechte Teufel sei, denn man entdeckte die Geisfüße. Da zogen nach und nach alle stille heim, aber den verkleideten Teufel schlug der rechte zu Boden, zerkratzte ihn jämmerlich und ließ ihn dann liegen, als Warnung für andere. Mit Mühe wurde der arme Heiter wieder hergestellt. Seit dort hat dieser possenhafte Mißbrauch des anklöpfelns fast ganz nachgelassen, und auch bei andern Gelegenheiten wird vermieden, sich als Teufel zu verkleiden.

11.

Das Teufelsloch am Kunterswege.

Der berüchtigte Kunterswег ist eine gefährliche schluchtenartige Thalenge an der Poststraße von Innsbruck nach Botzen.

Wo die Berge am engsten beisammen stehen, erblickt man hoch oben am kahlen Felsen ein durchgebrochenes Loch, „das Teufelsloch" genannt; unterhalb desselben wurden Kruzifixe und Heiligenbild-Tafeln an die Wand geheftet, die als Erinnerung des Unglückes mancher Menschenseele und zugleich als Christentrost und Gebetmahnung dienen.

Einst war hier ein Fuhrmann bei schlechtem Weg und Wetter in große Verlegenheit gerathen. Die Wagenräder staken unbeweglich im grundlosen Moraste. Ein Peitschenhieb um den andern flog vergebens auf die schweißtriefenden Pferde; vergebens versuchte der Fuhrmann mit Winden und Hebeln zu helfen. In dieser verzweifelten Lage rief er unter furchtbaren Flüchen den Teufel an, und siehe da, ein vornehm in Grün gekleideter Herr mit langen Stiefeln stand plötzlich neben jenem, seine Hülfe anbietend. Der ob dieser unerwarteten Erscheinung anfangs betroffene Fuhrmann sprach: Gut, ich nehme Dein Erbieten an!

Doch aber nicht umsonst, — erinnerte der seltsame Fremdling. Willst Du mir ein Stück von Deinem Leibe dafür geben? — Nach einigem Nachdenken willigte jener ein. Kaum hatte der unheimliche grüne Mann einige unverständliche Worte gemurmelt, so rollte der schwere Lastwagen so leicht und schnell von dannen, als ging es über eine Tenne. Der Fuhrmann ward nun zur vertragsmäßigen Leistung aufgefordert. Flugs schnitt dieser ein Stück von einem seiner überlangen Fingernägel ab, und reichte es seinem Nothhelfer dar. Jetzt verwandelte der überlistete Teufel voll Ingrimm seine Gestalt, und schoß als ein scheußliches Ungethüm, ungefähr wie ein feuriger, riesiger Molch, mit wildem Gezische unter Blitz und Donner, daß die Berge dröhnten, durch die blanke Felsenwand. Daher das von jedem, der die Sage kennt, mit Grauen betrachtete Felsenloch, insgemein das Teufelsloch genannt.

Ohne Zweifel wurden, um allfällige diaboliſche Nachwirkungen von dieſer Stelle zu entfernen, in der Folge jene heiligen Zeichen dorthin geheftet, und der Weg erhielt von dem hölliſchen Kunter, das dem Fuhrmann erſchien, vermuthlich ſeinen unheimlichen Namen.

12.

Der Liebhaber in der Straßer-Au.

Im Hof Kögelen bei Reit diente ein Bauernknecht, das war der Schwarzenberger Veit vom Zimmermoos auf dem Berg über Brixlegg, der hatte eine Bekanntſchaft mit einer Reiter-Dienſtmagd, die aus Schlitters im Zillerthale ſtammte, und wieder nach Hauſe kam, da ſie ihren Dienſt verließ. Deßhalb aber ließ ſie nicht von ihrem Liebhaber, ſondern es wurden Beſuche verabredet, die möglich waren, da man von Kögelen nach Schlitters in anderthalb Stunden gelangen kann. Da nun das Liebespaar einmal mit einander Verlaß gemacht (verabredet hatte), daß der Schatz aufs Fenſterl kommen ſolle, ſo ging ihm, da es ein ſchöner Abend war, die Dirn' entgegen bis in die Straßer-Au, denn ſie konnte ihn faſt nicht erwarten, war ein verliebter Patſch, und nicht gar viel nutz.

Aber ſie wurde dafür übel bezahlt, denn wie ſie ſo dahin ging, kam ihr ein Mann entgegen, den ſie für ihren Buben hielt, der ihr akurat ſo zupfiff, wie es ihr Veit zu thun pflegte, und voll Freude eilte ſie ſchneller; doch was ſah ſie! — Der Mann wuchs immer höher auf und ſie ſah, daß es der leibhafte Teufel ſelbſt war, der recht boshaft lachte, als dächte er ſich: da hab i a mal a recht's Freß'n. Er war ganz grün, wie ein Jäger gekleidet, und zeigte ein Bockgeſicht. Jetzt lief die verliebte Kuntin wie beſeſſen heim und fing endlich zu beten an, und ſoll ſeitdem ganz umgekehrt geworden ſein, und recht brav. So wurde aber der Teufel eigentlich ihr Seelenretter, nach dem Tiroler Sprüchl: Umkehrt is halt a g'fahr'n. —

13.

Der Alber.

Das Floitenthal beim Zillerthal iſt umgeben von ſo abenteuerlichen und ſchreckenerregenden Bergen, Schluchten und Felſengeſtalten, wie faſt nirgends anderswo.

Vor allen fallen auf der Floitenthurm und das Teufelseck. Man nennt den Berg Teufelseck, weil von dieſem Gebirge zu gewiſſen Zeiten der Teufel in Geſtalt eines großen Feuerdrachen herabfährt mit Geräuſch und ſauſen und brauſen. Er fährt durchs Bleiarzkar, eine enge Felſenſpalte, welche einen Uebergang in die Stilluppe geſtattet, dann in die Stilluppe und von da hinaus gegen Zillerthal. Dann wiſſen die Leute ſchon, was zu denken iſt und was da kommt, nämlich: Peſt, Krieg und Hungersnoth. Man nennt dieſen teufliſchen Höllendrachen den Alber.

Wenn ein ſchwarzes Jubiläum vom Pabſte abgehalten wird, dann iſt der Alber am thätigſten und zeigt ſich am häufigſten *).

14.

Der Alber leuchtet zum Kirſchenpflücken.

Einſt geſchah es, daß ihrer zwei in finſterer Nacht auf den großen Kirſchenbaum ſtiegen, welcher gleich ober dem Bußpredigerkreuz zu Algund bei Meran ſtand. Der eine, der „Schneider Hanſer" (Hans) ließ das ſchneidern ſein, zog als Tagedieb und Nachſchwärmer herum, und hatte keine Religion. Gerade in dieſer finſtern Schauernacht hatte er einer lieben G'ſellin verſprochen, ihr Kirſchen beim Kreuz dort herab zu holen. Er überredete den muthigen alten Loaſerer Sepp ihn zum Kirſchenbrocken zu begleiten, weil er allein ſich fürchtete.

Der Loaſerer Sepp ſtieg auf den Baum und ergriff nirgends Kirſchen, ſo daß er bis zum Gipfel kam, welches ihm nach und nach ganz ſonderbar vorkam, nebſtbei rauſchte es wild im Laub. Der Schneider Hanſer blieb weiter unten auf einem Aſt ſtehen und bekam Kirſchen in ſchwerer Menge, ſo daß es ihn ebenfalls überraſchte. Da ſchrie endlich der Sepp herab: Kriegſt Du ihri? worauf Hanſer antwortete: O ja! grad wo i hintapp', ſein ihri! Nun kroch der Sepp herab zum Hanſer, fand aber wieder nichts, während der andere alles voll fand. Jetzt kam ihm die Sache nicht mehr geheuer vor, und wie er ſo am Aſt neben dem anderen ſteht, ſieht er einen „Alber" vorbeifliegen, daß weitum alles beleuchtet iſt. Da fängt der Schneider zu zittern und zu erbleichen an, daß ihn der Sepp feſt halten muß, und ſagt: Iſt's ſchon ſo weit mit Dir, Hanſer, daß Dir der Teufel den Segen giebt und Dir noch dazu leuchten will, daß Du alle Kirſchen findeſt; dann ſei Dir Gott gnädig! Hierauf ſchrie er zum feurigen Alber: He du! wart a biß'l bis i di grüan a ſieh. Aber der Teufel flog von dannen, und noch jetzt bewundert man den Muth des Loaſerer Sepp, der das wagen konnte, weil er ein braver Mann war, und dem der Böſe nichts anhaben konnte, zumal er nebſtbei ein Kreuzeiſen im Sacke ſtecken hatte. — Vom Kreuzeiſen unten im Abſchnitt Aberglaube.

15.

Der Hexenſpielmann.

An dem dreieckigen Hexenplatzl ob der Höttingerkirche, rechts bei dem „Platelehof", ging einmal ein Bauer von den Allerheiligenhöfen mit ſeinem

*) Ueber das „ſchwarze Jubiläum" wird in einem ſpäter erſcheinenden beſondern Werke: Der Tiroler Bauernkalender, das ebenfalls in Beziehung auf Sagenpoeſie ſehr ſtoffreich iſt, vieles anziehende mitgetheilt werden.

Milchmelter vorbei, um die Kühe, welche in den Höttingerbergen weideten, zu melchen, was er jeden Tag beim Morgengrauen that. Dießmal war er aber zu früh am Weg; es war erst Mitternacht, er meinte aber, es sei schon gegen 3 Uhr Morgens vorbei.

Wie er nun vorbei geht beim Hexenplatzl, hört er dort eine herrliche Musik und sieht einen prächtigen Palast oben stehen. Da schleicht er verwundert hinzu, schaut beim Fenster hinein und sieht drinnen stattlich geputzte Frauensleute lustig essen, trinken, tanzen und scherzen. Sie trugen grüne Hüte und weiße Vortücher, wie es die reizenden Unterinnthalermädchen tragen. Inmitten dieser Dirnen saß ein Geiger, der stets munter aufspielte, und wie ein wälscher Tanzlehrer zu den lustigen Tönen selbst wie ein Böcklein mit dem Reigen auf- und abtänzelte. — Das war aber der leibhafte Teufel, das sah der Melcher deutlich. Da dieser nun ein lebfrischer Bua war, der sich vor dem Teufel nicht fürchtete, so that er einen lauten Juchzer beim Fenster hinein. Hu! da war der Teufel los — das ganze Gebäude brach donnernd zusammen, und aus den schönen Bauernmädlen wurden wilde Hexen, die auf ihn losstürzten. Der Melcher aber warf ihnen sein Melter zum Kopf und lief was er konnte — sie ihm nach wie Furien — endlich drüben, wo das Brückele beim Süßmüller über den Höttingerbach geht und wo ein Kruzifix aufgemacht ist, sank er nieder — und die Hexen konnten ihm dort nichts anhaben und fuhren mit langen Nasen unverrichteter Sache ab.

16.

Die beiden Wildschützen.

Es war an einem heiligen Christabend, als zwei Wildschützen aus Eben im Achenthale verabredeten, auf die Hahnbalz ins Sonnenwendgebirge zu gehen und dort einen Spielhahn (Birkhahn) zu schießen, dessen Stand sie erkundet hatten. Um aber dem Jäger auszuweichen, wählten sie den Christtagmorgen, wo sie letztern in der Kirche wußten.

Sie gingen ohne heilige Messe an diesem hohen Feiertage aufwärts, jeder einen andern Weg, um wo möglich auch auf diese Art noch mehr schießen zu können, und machten Verlaß, auf einer bestimmten Alpe sich zu finden.

Der eine stieg schon am Christabend zu Berge und blieb auf jener Alpe über Nacht, welche beide als Sammelplatz verabredet hatten. Er legte sich auf die Heerdbank in der Kaser neben das angezündete große Feuer und schlief bald ein. Um Mitternacht weckte ihn ein schrecklicher Lärm, die Thüre sprang auf und ein wilder schwarzer Stier mit glühenden Augen — der kein anderer war, als der Teufel — sprang herein. Der Wilderer mochte sich bekreuzen und beten, so viel er wollte, es nützte nichts, die

wilde Beſtie ſtieß ihn ſo lange mit ihren Hörnern herum, bis er wie tod liegen blieb, dann ging ſie wieder fort.

Am Morgen erwachte er endlich aus einer Fieberbetäubung, konnte ſich aber nicht rühren; da hörte er draußen ſeinen Kameraden, den anderen Wilderer, ächzen, rehren (weinen) und jammern, und ſah ihn bald darauf auf allen Vieren blutig und zerſchlagen und arg zerkratzt in die Kaſer kriechen. So lagen ſie ſtundenlang beiſamen, und mit Mühe erzählte der Letztgekommene dem andern ſein Erlebniß.

Er ging im Morgengrauen den Pfad auf den Berg, den er wohl hundertmal ſchon gegangen, gegen das Alpthal hinan. Wie er meinte, bald an Ort und Stelle zu ſein, ſah er ſich in ganz unbekannter Gegend und glaubte ſchier, auf eine „Irrwurzl" getreten zu ſein, und ſtrengte ſich an, den rechten Pfad zu finden. Plötzlich aber ſah er eine gelbröthliche und ſchauerliche Beleuchtung der Gegend, und zugleich drei grüne Jäger daher kommen, von denen jedem ein langmächtiger Schweif hinten hinaus wackelte und die mit Geisfüßen auf ihn zu hüpften. Da fing er wohl Kreuzmachen und Johannisſegen zu beten an, aber vergebens, er hatte keine Meſſe gehört und keinen Weihbrunnſegen genommen, daher faßten ihn die Jäger, und ſchlugen und ſtießen auf ihn los, bis er mit einem Mecker zu Boden fiel, die Teufel gingen aber mit einem Höllengelächter von dannen, und jener blieb lange ohnmächtig liegen. Zum Ueberfluß kam noch ein Teufelswetter über ihn; es hagelte ihm Beulen zu den andern ins Geſicht, und Schnee deckte ihn zu. Das brachte ihn wieder zum Leben, und jetzt erſt ſah er ſtaunend, daß er ganz nahe der Kaſerhütte liege, rieb ſich die Augen und wußte nicht, träumte er oder war er verhext. Doch die Schmerzen erinnerten ihn an das, was geſchehen war, und ſo kroch er zur Hütte hinein.

Die Wilderer konnten alle zwei ſich nicht helfen und wären verhungert, wenn nicht ein Knecht vom Bauern, dem die Alpe gehörte, zufällig hinauf gekommen wäre. Sie wurden dann heimgetragen und lagen lange krank.

Seitdem gehen ſie an keinem Sonntag oder Feiertag ſchießen, bevor ſie nicht zuerſt Gott die Ehre gegeben und den Gottesdienſt beſucht haben, wie es Schuldigkeit iſt.

17.

Der hartherzige Vater.

Der „Floigele-Siml" (Fliegen-Simon), Schuſter in der „Higna" bei Reit ober Rattenberg, der noch lebt, iſt ein Mann, welcher ganz verdrehte Füße hat und nur äußerſt langſam mit einem Stock vorwärts zu kommen im Stande iſt.

Sein Vater war ein jähzorniger Oelträger und trank nicht ungern. Als Simele in das vierte Jahr ging, war er ein friſches, geſundes Kind. Einſt kam der Vater ſpät nach Hauſe, das Kind weinte und wollte nicht

einſchlafen. Der Vater ſchrie den Buben an, er ſoll ſtill ſein, aber das ſchreckte letzteren noch mehr auf und er weinte noch ſtärker. Nun wurde der Oelträger ſo zornig, daß er dem Kinde das Teufelholen androhte, und es Teufelsracker hieß, endlich das Fenſter aufriß, den Buben in die kalte Nacht hinaushielt und ſchrie: So hatt'n da Teufl, weil er ka Ruh giebt! — Da heulte es draußen wie böſes Wetter, und die Mutter fing zu weinen und zu zittern an, und wie es jetzt an den Fenſtern rüttelt, erſchreckt auch der Alte, und zieht den Knaben herein, aber — er hatte die Füße verdreht, war wie zuſammengebrochen und ſtill, wie tod.

Seitdem litt der Bub an Krämpfen, lahmen Gliedern und zittern, und blieb bis jetzt ein Krüppel, obgleich er ſchon 46 Jahre alt iſt. Der Vater litt bis zu ſeinem Tode an Gewiſſensbiſſen, denn man machte ihm ſtets harte Vorwürfe. Welche Lehre dieſe Sage giebt, fühlt wohl jeder ſelbſt, der ſie hört oder lieſt.

18.

Teufelsbeſchwörung.

Zwei Bauernburſche von Algund verabredeten ſich mit einem Studenten, in Gemeinſchaft den Teufel „Geld bringen" zu machen. Der Student beſtellte beide in einer paſſenden Nacht auf die „Moſerlahn", wohin ſie mitbringen mußten einen nagelneuen, noch nie gebrauchten Melter (Melchſtutz), ein friſchgelegtes Ei, ein Stück ungewaſchene Butter, und einige ihnen von dem Studenten behändigte, heimlich und ſorglich eingewickelte Sachen.

Als ſie in der beſtimmten Nacht auf der Moſerlahn eintrafen, begann der Student ſonderbare Sprüche herzuſagen und Zeichen zu machen; da fing es an zu ſpuken, zu rollen und zu grunen wie Wetter, doch leiſe; dann kamen auf einmal eine Menge Enten und Gänſe daher, welche an die Füße hinabſchnaberten, d. h. an die Füße der Bauern hinbohrten, wie ſie im Teichſchlamm thun, als wollten ſie die Beſchwörer forthaben. Darauf kam eine Kutſche im vollen Laufe gerollt, als wollte ſie die Männer niederfahren; dann kamen eines jeden Aeltern, auch des Einen verſtorbener Vater war dabei. Die Aeltern fragten, was ſie da machten? ſie ſollten eilig nach Hauſe gehen, ſonſt ſtehe ihnen ein fürchterliches Unglück bevor. Aber die jungen Bauern redeten kein Wort und gingen auch nicht, ganz wie ihnen von dem Studenten befohlen war.

Aber nun fing es an fürchterlich zu krachen, als wollte die Welt zuſammenfallen und es wollte die ungeheuere Berglahn herunter auf ſie, und jetzt erſt ſprangen ſie auf und davon, und liefen auseinander, daß keiner vom andern etwas wußte. Aber am andern Tag vom Schrecken erholt, gingen ſie hinaus, und fanden ihre Sachen alle in beſter Ordnung. — Der Student ſagte, wenn ſie nicht feig entwichen wären, ſo hätten ſie Geld vollauf bekommen, und lud ſie auf ein andermal ein; aber ſie ließen es

für immer beim erſtenmale dabei bewenden, dem Teufel ihr Glück zu verdanken, und der Student iſt hernach nach einigen Jahren traurig geſtorben.

19.

Teufelsbrückenbau.

Die Sage von Brückenerbauung durch den Teufel und wie er dabei betrogen und überliſtet wird, begegnet vielfach; es ſei nur an die Regensburger und an die Frankfurter Brücke, wie an die Teufelsbrücke in der Schweiz erinnert. Auch in Tirol fehlt ſie nicht.

Im Montafonerthale brach die Brücke, d. h. der angeſchwollene Bach hatte ſie fortgeriſſen, und die Gemeinde wollte ſie ſchnell hergeſtellt haben, um zur Kirche von Schruns und zum Arzt, wie zum Geiſtlichen zu kommen.

Man wünſchte, daß die Brücke innerhalb dreier Tage fertig ſei, und ging zu einem dortigen Zimmermann und bot ihm viel Geld an, wenn er die Brücke in der kurzen Zeit wieder herſtellen könnte. Das wurmte den Zimmermann gewaltig; er hatte Weib und Kinder, war arm, und konnte nun faſt reich werden; doch ſah er die Unmöglichkeit, binnen ſo kurzer Friſt das Werk zu vollenden, daher bat er um einen Tag Bedenkzeit. Nun ſtudirte der Zimmermann den ganzen Tag und noch in der Nacht, bis 12 Uhr, wie er's anfangen ſolle, und fand nichts heraus und ſchlug auf den Tiſch, und rief: „zum Teufel, da ſtudir i nix aus!“ Zornig will er ſchlafen gehen, da kommt auf einmal ein Bäuerlein mit einem grünen Jägerhütl auf herein und fragt: Zimmermanndl, warum ſo traurig? — Der Zimmermann erzählt ihm alles. Das Bäuerl meint: Da kann leicht geholfen werden! I bau Dir die Bruck'n bis in drei Tag'n fix und fertig, doch die erſte Seel', welche von Deinem Hauſe über die Brücke geht, g'hört mein! Zuerſt ſchaudert der Zimmermann, der ſich nun auskennt, aber der Geldreiz lockt und nebenbei denkt er ſich, er werde den Teufel foppen. Er geht den Vertrag ein. — Bald iſt die Brücke fertig, feſt und ſtark, und der Teufel ſteht und wartet auf derſelben auf ſeinen Preis. Lange — lange —! Endlich kommt der Zimmermann. Da hat dem Teufel das Herz im Leib vor Freude gehupft, wann er erſt eins g'habt hat.

Aber der Zimmermann hat eine Geis von ſeinem Hauſe bei ſich, dieſe jagt er auf die Brücke. Da haſt die erſte Seel' von meinem Haus! ruft er, und der Teufel fangt die Geis. O Schimpf! Erſt verdutzt und dann erzürnt, reißt er ihr den Schwanz aus und fährt ab, überall ausgelacht. Seitdem haben die Geiſen auch ſo kurze Schwänzlein wie die Gemſen. —

VI.

Oertliche Sagen von Hexen und Truden.

1.

Die Pfuipfui-Nanni.

In der Pfarre zu Stertzing diente ein Burſche, der Franzl Salzburger geheißen, als Kühbub; der hatte viel auszuſtehen von einer alten Hexe, die dort ſtetig aus- und einging und bettelte. Sie war überaus häßlich, zerlumpt, trug einen großen ſchwarzen Schlapphut mit breiten Flügen (Krempen) und konnte keinem Menſchen ins Angeſicht ſehen. Immer nur ſah ſie auf die Füße der Leute. Daß dieſe alte Huttlerin eine Hexe war, wußte jedermann, denn ſie nahm nichts was ihr gereicht ward, mit der rechten Hand an, alles nur mit der linken, und konnte ſie es irgend richten, ſo mußte es ihr auch mit der linken gegeben werden. Sehr häufig wurde ſie geneckt, verhöhnt, verſpottet, und da ſie Nanni hieß, und dabei ſo zottig und ſchmutzig war, ſo legte ihr der Kühbub den Namen Pfuipfui-Nanni bei, unter dem ſie dann in ganz Stertzing bekannt, gerufen und verrufen wurde. Dafür bekam von ihr der Kühbub ſattſam Läuſe angehext, daß er von ſelbigen ſtarrte, wurde Nachts braun und blau gedrückt, von unſichtbarer Hand ins Miſtloch geſtoßen, und wußte ſich zuletzt ſeiner Noth kein Ende, bis ihm endlich ein Gegenmittel gerathen wurde, das er ohne Säumen in Anwendung brachte.

Sobald der Kühbub die Pfuipfui-Nanni dem Widum ſich von weitem nahen ſah, um nach ihrer Gewohnheit zu betteln, und nebenbei ihm Schaden zuzufügen, ſo nahm er einen alten Stallbeſen und die Ofenſchaufel, und legte dieſe beiden Stücke kreuzweis vor die Thüre. So wie die Hexe dieſem Kreuze nahte, rührte ſich's in ihrem Eingeweide, ſie mußte ſich ſchrecklich übergeben und alsbald umkehren, worauf ſie voller acht Tage nicht wieder geſehen wurde. Sobald ſie wiederkam, wiederholte der Kühbub das wirkſame Erfahrungsmittel, und es wirkte abermals, worauf ſie ging, und niemals wieder kam. Gleichwohl lebte ſie noch im Jahre 1830, und kam immer von Zeit zu Zeit noch nach Stertzing herein, niemand wußte, woher? niemand kannte ihren eigentlichen Namen; aber dem Pfarrhofe blieb die Pfuipfui-Nanni ſtets dreißig Schritte fern.

2.

Die Butterhexen zu Völs.

Zu Untervöls im Eiſackgebiet lebten zwei Hexen, die eine hieß 's Tſchelmer Bückele, weil ſie ein Bückelchen zwiſchen ihren Schultern trug;

die andere die alte Knappin, weil ihr Mann ein Bergknappe geweſen war. Sie gingen ſtets gemeinſam aufs Betteln aus, hatten eine beſondere Art zu heiſchen, und waren ſo gefürchtet, daß ihnen die Bauern gern alles gaben, was ſie verlangten, weil erſtere wußten, daß die Hexen es dennoch bekamen, wenn ſie es ernſtlich wollten.

Wenn eine Bäuerin ſchlegelte (butterte) und gab ihnen nicht von der Butter, ſo gingen die beiden Hexen zwar fort, aber ſie traten in einen nahen Winkel, und ſangen:

„Die Bäurin ſchlegelt den Butter, juchhe!
Doch macht ſie koan Butter, koan Butter, o weh!
Sie buttert und ſchlegelt und ſchlegelt, o Graus —
Statt d'n Butter im Kübel — a gräuliche Maus!“ —

Und da hatten die Hexen den Butter in ihrem Schnappſack, und die Bäuerin hatte die Buttermilch. So machten es die Butterhexen beim „Schlechtenbauer“ und vielen anderen, und nachher trugen ſie die Butter feil und machten ſich ein ſchönes Geld.

Einmal kamen dieſelbigen Hexen zum G'ſchlöſſelwirth von Stög, und baten um eine Nachtherberge. Der Wirth getraute ſich nicht, dieſe abzuſchlagen, und ließ ſie ein, ſchlug aber hernach gleich, um eine Probe zu machen, ein Elzenholz (ſ. o. S. 261) unter die Schnalle (Thürklinke), denn man nimmt an, daß dann Hexen weder aus noch ein können, und ließ am andern Morgen aufpaſſen. Und richtig, es ließ ſich keine der Butterhexen ſehen, dennoch aber waren ſie aus dem Hauſe. Sie waren durch die Fenſter zwiſchen ganz engen Eiſenſpangen hindurch und zum Kukuk.

Die alte Knappin wünſchte einem Manne, der ſie beleidigt hatte, einen böſen Fuß an; da wendete ſich der Mann an den berühmten „Binderhans“ von Völs, einen Erzwunderdoctor und Hexenvertreiber, und der machte ſein Stücklein ſo accurat, daß der faule Fuß zur Hexe zurückkehrte, worauf ſie hinken mußte, bis ſie hin wurde.

Dem Baumann in Völs erkrankten zwei Prachtkühe. Der Viehdoctor konnte ſie nicht kuriren; es ſei Hexenwerk im Spiele, ſagte er, was für ungeſchickte Viehdoctoren ſtets eine gute Ausrede iſt. Jetzt wurde der Binderhans gerufen, der ſchon einmal mit dem Teufel ſelbſt gerauft hatte und nicht unterlegen war. Der ſprach: Mit denen zwei Kühen iſt es vorbei — die andern retten wir. Wenn die zwei krepirt ſind, läßt Du ſie im Nebenſtall eingraben, dann wirſt D' bald die ſehen, welche ſo hext. — Solches geſchah, dann mußte der Bauer durchs Stallfenſterl lugen. Hatte nicht lange gelugt, ſo kam das Tſchelener Bückele. Schrie der Bauer: Biſt Du's! und ſtrich der Butterhexe den Buckel, daß ſie ſchier das Aufſtehen vergaß, und Oel gab.

3.

Das Hexenhäusl.

Zu Schlitters im Zillerthale geht die allgemeine Rede: „beim Gräsl ſpuken zwei Hexen".

Im Innerſten des Dorfes ſtand ein Häuschen, zum „Gräsl" benannt, und bewohnt von Mutter und Tochter, die beide als Hexen gefürchtet waren. Man hieß die Alte nur die „Gräsl Thres", auch „Hexentresl" (Thereſia); beide friſteten ihr Leben durch Händearbeit; beide zieh man des Wettermachens und des Umganges mit dem Teufel.

Als Mutter und Tochter tod waren, ſtand das Häuschen lange leer; aber man vernahm, wie es darin in der Nacht Feuer aufmachte, und wenn dann Leute in die Küche gingen, ſo flogen ihnen Holzſcheite auf die Köpfe. Dann rückte es die Betten im Zimmer hin und her, ſtellte ſie ſogar oft auf den Söller hinaus, ohne daß ſich etwas ſehen ließ. Der Spuk machte ganz Schlitters fürchten. Man quartirte Militär ins Gräsl ein, da hat es wie ein Erdbeben das Häusl erſchüttert, ſo daß die Soldaten davon liefen. Nun umſtellte man das Gräsl mit Bewaffneten ringsum, aber der Lärm blieb, und es zitterten die Wände ſo, daß die Säbel und Gewehre an der Wand hin- und herſchwankten.

Man glaubt feſt, daß beide Hexen mit dem Teufel im Bunde als Geiſter im Gräsl wohnen blieben. Die Junge hatte den „böſen Blick" gehabt und auch „Vermeinen" gekonnt.

„Vermeinen" iſt das, was anderwärts „beſchreien", „berufen" iſt; die Hexe lobt z. B. ein Kind, dann iſt es ſchon beſchrien und erkrankt zuverſichtlich (ſo iſt der Volksglaube). Man muß es dann nur ſchnell in einem Abſude vom „Beſchrei- oder Berufkraute" (Stachys annua, vulgo Sideritis) baden. Das hilft. Dieſer Aberglaube iſt durch ganz Deutſchland gäng und gäbe.

4.

Das Heilmittel.

Auf dem Hofe Petnen bei Landeck erkrankte der Bäuerin ihre beſte Kuh unter allen Anzeichen der Verherung, und die Bäuerin entſann ſich auch, daß ſie ohnlängſt einer Hexe, die auf dem Hofe bettelte, nichts geſchenkt, und dadurch den böſen Hexenzorn gegen ſich erregt habe. Da niemand Rath und Hülfe wußte, ſo ging die Petnen-Bäuerin nach Schnan im Stanzer- oder Roſana-Thale, da wohnte der ſogenannte „Schnaner-Draher", der als Wunderdoctor und Schwarzkünſtler weit berufen und zugleich gefürchtet war, und zu dem man daher nur dann ſeine Zuflucht nahm, wenn alle andere gehoffte Hülfe ſich erfolglos erwies. Von ihm unten noch mehr. Der Schnaner-Draher lachte, als ihm die Bäuerin ihr

Leid klagte, und ſagte: Freili is d'Kuh verhext. Schneid' der Kuh die untere Kinnladen wegk, Boarin, und Du wirſt ſchau'n, wie die Hex z'Kreuz kriecht. — Der Rath dünkte der Bäuerin ſehr ſeltſam, doch dachte ſie auf dem Rückweg: Schneid' i der Kuh d'Kinnladen wegk, ſo geht die arme Haut drauf, thun' is nöt, ſo geht ſie von der Hex drauf; drum beſſer g'ſchnitten und den Schoad'n derlitt'n, als nöt g'ſchnitten und den Schoad'n doch derlitt'n. Setzte alſo, nach Hauſe zurückgekehrt, friſch das Meſſer zum Schnitt an, aber da kam auf einmal eine alte häßliche Huttlerin und ſchrie: Boarin! Schneid' nöt, ſchneit nöt! — ſtrich mit der Hand der Kuh über den Rücken abwärts, und von Stund an war die Kuh geſund, und blieb's. Hätte die Bäuerin geſchnitten, ſo wäre zugleich mit der Kuh die Kinnlade der Hexe zum Kukuk geweſen.

5.

Wetterhexen im Oetzthale.

Im „Wiesle" (Wieſelehof), einem Hauſe mit einer ſchönen Wieſe bei Niederthei und Lengenfeld, woher der Hausname geſchöpft wurde, wirthſchafteten zwei Brüder und eine Schweſter, deren Aeltern verſtorben waren. Die Schweſter, bereits fünfzig Jahre alt, wurde allgemein für eine Hexe gehalten, wozu ihr vernachläſſigter Anzug, ihr ſonderbares Herumſchleichen an verrufenen Stellen und in unheimlichen Nächten, und noch mehr der Umſtand beitrug, daß ſie ſelbſt ſagte, ſie ſei vom Teufel beſeſſen. Doch das iſt wohl ſchon ſo lange her, als die älteſten Leute gedenken mögen. Zu dermaliger Zeit gab es zu Au und in Lengenfeld auch dergleichen beſeſſene Weibsbilder (Hexen), beſonders machte die „Scheiber Johanna" in Au, eine ledige, häßliche und äußerſt boshafte Perſon, viel von ſich reden. Außer Lengenfeld beim Hexenwaldele ſah man ſie gern herumwandeln.

Mit der Johanna Scheiber that es nicht mehr gut, ſie wurde abgefangen und zu den Jeſuiten nach Innsbruck gebracht; die haben dieſelbe dann weiter fortgeſchickt und man hat nichts mehr von ihr erfahren. — Aber das Thal war wieder glücklich, die böſen Hexenwetter hatten auf lange Zeit ein Ende. Vorher war es geſchehen, daß die Wieslhöferin, die Scheiber Johanna in Au und auch ein Paar Wetterhexen von Lengenfeld ſich zuſammengethan, und zwar auf einem Bühel zwiſchen den Orten Dorf, Lengenfeld und Gries, und Wetter gebraut hatten nach Herzensluſt. Nachher war zwiſchen Niederthei und Umhauſen im Kenthal oder Hennenthal ein verrufenes Wäldchen, allwo die ſakriſchen Wetterhexen ihre Wolkenſuppen brauten und mit Hagelgries einrührten. Durch jenes Wäldchen ging einmal Abends nach dem Gebetläuten ein armes frommes Weibele auf Berufswegen, das trug einen geweihten Gürtel, weil es in die „Gürtel-Bruder- und Schweſterſchaft" zu Telfs bei den Franciskanern eingeſchrieben war. Auf dieſes Weibele ſtürmte eine Wetterhexe los, und wollte es für

ihre Sippſchaft anwerben, aber die fromme Alte ſchlug ein Kreuz, und da wurde die Hexe gleich inne, wen ſie vor ſich hatte, und ſchrie: Hätteſt Du nicht die „Teufelspeitſch“ um Deinen dürren Leib, ſo wollt ich Dich bekreuzen! und fuhr pfauchend, wie eine böſe Katze, davon. Die Alte hat ihr Hexenabenteuer hernach oftmals erzählt, ſie hieß Kätter Müllerin und war in Neudorf bei Umhauſen zu Hauſe

6.

Der Hexenſpielmann.

Zu Höttingen bei Innsbruck lebte ein armer Spielmann, der ſammelte, was er durch ſein Geigenſpiel erworben, mühſam zu einem Nothpfennige. Einmal hatte er in einem nahen Wirthshauſe aufgeſpielt, und ging Nachts nach 11 Uhr nach Hauſe. Da begegneten ihm von Schneeburg der Gaſſe hinauf gegen des Zimmermeiſters Müßl Behauſung hin, eine Schaar ſchöne Frauenzimmer, die ihn umringten und ihn fragten, ob er ihnen nicht auch noch ein Stündchen lang gegen gute Bezahlung aufſpielen wolle? Gern willigt der Geiger ein und folgt den Damen, die ihm eine weite Strecke vorangehen, bis über Zirl. Endlich wird zwiſchen Aigenhofen und Tſchirſchenbach ein ſtattliches Haus erreicht, das früher geſehen zu haben der Muſikant ſich nicht entſinnen kann. Muſik und Tanz beginnt alsbald; die ſchönen Frauenzimmer ſind ſehr luſtig, geben dem Spielmann auch zu trinken und gute Sachen zu eſſen, Rühreier mit Spinat, geſchlagene Eier und Pfannkuchen, Spritzgebackenes und Würſtl. Der Spielmann geigt, ißt, trinkt und ſackt auch von den Speiſen ein, nach Herzensluſt. Als er alle ſeine Tänze aufgeſpielt hat, und ſehr müde iſt, gedenkt er ein Ende zu machen und einen andächtigen Schluß und ſpielt das heilige Kreuzlied. Da bricht Knall und Fall das ſchöne Haus zuſammen, alles verſchwindet, die Kerzen verlöſchen, und der Spielmann ſitzt auf einem nackten Felſen. Er iſt matt und müde, der Morgen graut, er muß etwas genießen, und hebt den Vorrath aus der Taſche. O wehe, die Eier waren Roßgakkele geweſen, die Pfannkuchen Haarwizl (ausgekämmte, zuſammengerollte Haare) und der Spinat Kuhplapper. O pfui Teufel! Der Spielmann brach alles aus dem Leibe heraus, und kroch mit Mühe vom Felſen, und kam ſchlagerdenmüde nach Hauſe.

Ein anderes Mal ſah ein zur Nacht des Weges daher kommender Bauer auf dem Höttingerbühel ein herrliches Schloß, und ein altfränkiſch gekleideter Mann am Thore lud ihn zum Eintritt ein. Da gab es ſchöne Jungfern und gute Speiſen; er wurde ganz vollgepfropft, und wie er ſchier platzte, ſchrie er: Ach Herr Jeſus! Da war es aus und alle — er lag in einem Dornſtrauch, und was er eingeſackt hatte von Bratenknochen, Kranawittvögeln und Butterbröden waren eitel Todtenbeine, Kröten und Kuhfladen.

7.

Die Hexen beim „G'ſtoag".

Von Tarenz führte früher ein hügeliger Weg nach Imſt, der hieß der G'ſtoag (G'ſteig, Steg) und lief an den linken Höhen hin; jetzt iſt er abgetragen, und die Poſtſtraße verbindet in geraderer Richtung beide Orte, die Benennung aber iſt geblieben. Einſt ging ein Schneider von Stra, Namens „Tonig" (Anton Gurſchler war's) von der Häuſergruppe Grieseck bei Tarenz vom Beſuche ſeines Mädchens nach Hauſe zurück; die Geiſterſtunde war ſchon nahe. Wie der Tonig auf die Hoada-Schmiede beim G'ſtoag kommt, rennt er an ein Martel an, das das Bildniß des heiligen Vitus trägt, und zürnt und flucht, denn er hatte einen Hieb, und wollte wiſſen, wer ihn ſo geſtoßen habe. Da kam auf einmal eine Kutſche gefahren mit Licht, und ſaßen luſtige Frauenzimmer drin, die der Schneider kannte. Sie ließen halten, ſtiegen aus und wollten mit ihm tanzen, und ſtreiften (riſſen) ihn weidlich herum. Dann, als ſie ihn losließen, wisperte ihm eine zu: Segſcht d' oan Wertle aus, ſo ſchaug' auf wia's d'r geaht! — und fuhr mit den andern davon. Der Schneider war ganz daſig und damiſch zugleich. In ſeinem Aerger erzählte er daheim zu Stra die Geſchichte, und daran that er ſehr übel, denn er magerte ab und ging aus wie ein Licht.

Selbiges begegnete einem Schneider; wieder anders ging es einem Schuſter, das war der „Genner" von Tarenz, mit ſeinem richtigen Namen „Jennewein Lambach". Er ging in die Ster*) nach dem ganz nahen Schloſſe Starkenberg, und an der Kirche vorbei, ohne einen Augenblick anzuhalten und ſich zu ſegnen, wie es doch der Brauch iſt. Es war noch dunkel, und der Genner war zu früh aufgeſtanden. Mit einemmale hört der Schuſter eine prächtige Muſik. Eine gute Weile hört er angeſtrengt und mit Wohlgefallen zu, da ſchlägt die Thurmuhr Mitternacht — Eins. Dem Schuſter ſchaudert's und gruſelt's, er eilt nach Starkenberg, hat aber dort keine Ruhe, arbeitet zwar fleißig, eilt aber Nachmittag wieder heim. Wie er beim Marrand (Jauſe) ſitzt und ein Glas Wein trinkt, kommt ein Weibsbild in die Stube, das er kennt, das ſchaut ihn mit ſpöttiſchem Lächeln an und ſpricht: Gelt Genner, die Muſik heut Nacht hat Dir grauſam wohl gefallen? Haſt toll g'loſt (gelauſcht). Der Schuſter ſprach kein Wort. Er merkte, daß das Weibsbild eine Hexe war, und heute Nacht dabei geweſen, und daß er Hexenmuſik vernommen. Dieſer wich der Schuſter hinfort überall aus, ſchwieg gegen jedermann und kaufte ſich eine Weckuhr, die er in ſeine Bettkammer einſtellte, damit er nicht wieder ſo unzeitig und zu früh in die Ster gehe.

*) „In die Ster gehen" heißt bei Handwerkern, namentlich Schneidern und Schuſtern, auf einige Zeit in Privathäuſern arbeiten.

8.
Hexenmuſik.

Sehr ſchöne Hexenmuſik, wie ſie der Schuſter von Tarenz (ſ. die vorige Sage) vernahm, hat man auch zum öftern am Solſtein vernommen, namentlich auf dem „Klamm-Eck" und auf der „hohen Wart". Solcher lauſchte einſt der alte „Butterer-Natzele", mit dem rechten Namen Ignaz Knollinger in der Ried „beim Schindl", Hausnummer 68, wo ſich zum öftern vordeſſen Hexen verſammelten. Es klang gar zu ſchön, aber unverſehens blies ihn eine Hexe an, er fühlte ſich plötzlich betäubt, wankte heim, und als er heimkam, war ſein ganzer Kopf aufgeſchwollen und ſo groß wie ein Melchkübel.

Vor 60 bis 70 Jahren hütete der „alte Knappeler" (eigentlich hieß er Martin Moſer) die Ochſen bei der ſogenannten Ochſenhütte über dem Rauſchbrunnen unterm Klamm-Eck. Dort hörte er bisweilen wunderſchöne Muſik. Einmal aber fühlte er ſich verſucht, zu ſelbiger Muſik den Takt zu pfeifen, da traf er's ſchlecht, denn da entſtand droben in der Klamm und auf der hohen Wart ein brauſen in der Luft, als komme die Runſa, und die Ochſen und das Weidevieh kamen wild und brüllend vom Weideplatze daher geſtürmt und wurde ein gräuliches Wetter und ſchoſſen Muren und Runſen nieder und fiel Hagel in fauſtgroßen Stücken. Gerade trank des Knappelers Bub aus einem Buttermilchſchaffl, dem drückte es mit Gewalt den Kopf ins Schaffl hinein, daß er faſt erſtickt wurde. Seitdem iſt der Knappeler pfiffig geworden, und hat nicht wieder gepfiffen, wenn er droben über ſich die Hexenmuſik hörte.

9.
Der Hexenboden auf dem Kreuzjoch.

Bei Mieders im Stubaythal liegt das kleine Seitenthal, wo ein Badehaus in trauriger Einſamkeit ſteht, gegenüber einer alten, halbverfallenen Bauernhütte. An der Stelle dieſes Häuschens wohnte vor ungefähr 100 Jahren ein böſes Weibsſtück, die „Töglas Moid", welche ſich verheirathete, ihren Mann aber durch einen laſterhaften Lebenswandel dermaßen kränkte, daß er bald aus Gram ſtarb. Sie führte nun ein noch ſchlechteres Leben, und wurde überall als Hexe gefürchtet, zumal ſie beſonders in den Stallungen viele Bosheit trieb. Fünf andere Weibsbilder ihres Gleichen hatte ſie ſich ihr zu Anhängerinnen gemacht, mit denen ſie ſich von Mieders aus auf den Telfeſerberg begab. Unweit der Galthütte, von wo aus man den Miederſergrund und Thalweg ſieht, iſt der nach Telfes*) gehörende obere Platz, auf dem ſie zu gewiſſen Zeiten von den Galthirten geſehen wurden, wie ſie verſchiedene Tänze aufführten. Endlich kamen ſie ſo weit, daß ſie mit dem Teufel Bündniß ſchloſſen.

*) Dieſes Telfes iſt nicht mit Telfs am Inn zu verwechſeln.

In dieser Eigenschaft verursachte dieser Hexenschwarm vieles Unglück, besonders zur Sommerszeit auf der Alpe; die Hexen verstörten das Vieh und machten Hochgewitter, so daß der Bach von Fulpens durch heftiges Anschwellen schreckbare Zerstörungen verursachte.

Da der Schaden, den diese Hexen verursachten, immer unerträglicher wurde, so machte die Gemeinde von Mieders Anzeige bei der Geistlichkeit, worauf diese die Weibsbilder vorforderte, um sie zu Recht zu bringen. Die fünf Anhängerinnen der Töglas Moid gestanden alles ein, und machten sich von derselben los; diese aber trieb ihr Unwesen noch fünf Jahre hindurch allein fort, bis ihre schwarze Stunde schlug.

Es war am 24. Juni, dem Feste Johannes des Täufers, als über Mieders ein fürchterliches Donnerwetter hereinbrach. Felsen zersprangen und Mauern schossen nieder.

Man schaute des andern Tages in die Hütte der Töglas Moid, fand sie aber nicht in derselben.

Aber in der Nähe des Hexenbodens vernahm man ein entsetzliches Schreien, und es wurde am Morgen früh der Melcher von der Alm abgeschickt, weil sich das Vieh bereits nicht mehr erhalten ließ vor „liunen“ (verzagt schreien), um im Thale Hilfe zu bekommen. Wie aber dieser Melcher auf den Hexenboden kommt, so sieht er die Hexe zu Stücken zerrissen dort liegen. Sogleich läuft er zurück in die Kaser, sagt es dem Sennen und dem Hirten, und alle drei gingen hinaus, um das Kunter zu schauen; sie erkannten aus den Stücken die Hexe, und es machte sogleich einer die Anzeige bei der Gemeindevorstehung in Telfes (2 Stunden von dem Hexenplatze), worauf viele Leute hinauf eilten und sich entschlossen, die letzten Ueberreste der Töglas Moid zu sammeln und auf einem Scheiterhaufen zu verbrennen. Solches geschah denn auch, und während des Brennens hörte man ein fürchterliches heulen durchs Thal, so daß jeden, der es hörte, Angst und Grausen ergriff.

Zur Danksagung hat man auf dem „Hexenboden“ ein großes Kreuz aufgestellt, und alle Jahre wird am 24. Juni, als am Feste Johannes des Täufers, eine feierliche Prozession in Begleitung von vier Geistlichen zu diesem Kreuze noch heut zu Tage gehalten.

Der Weg von Fulpens dahin beträgt fast 4 Stunden. Man nennt es das „Kreuzjoch“ und sieht es vom Thale. Man hat eine schöne Aussicht auf Telfes, Stubay mit Gletschern und gegenüber die Waldraft.

10.

Der Hexenboden zu Lengmoos.

Bereits oben wurde des Hexenbodens über Kollmann im Eisackgebiete gedacht. Hier folgt eine der vielen über denselben im Volke umgehenden Sagen:

Ein reicher Bauer von Lengſtein hatte einen Sohn, der in der Welt herumgereiſet war. Als derſelbe heim kam, verlachte er das Roſenkranzgebet, welches alle Bauern Abends zu beten pflegen.

Die Mutter bekümmerte des Sohnes unchriſtliches Gebahren, denn zugleich verlachte er auch alle andern Kirchenbräuche und hieß ſie „Pfaffenpoſſen“ u. dgl.

Einmal ſaßen mit ihm mehrere Burſche beiſammen beim Wirth zu dem Ritter; da wurde erzählt, wie an den Donnerstagen Nachts die Hexen im nahen Birchboden drüben tanzten und ſchändliche Bacchanalien trieben; man ſehe ſie auf ſchwarzen Böcken von allen Seiten herbeireiten, und dort ihren Sabbath halten.

Da lachte der reiche Bauernſohn wieder hell auf, und ſagte: „Wartet, da will ich auch mittanzen!“ denn es war juſt eine Donnerstag-Nacht. Seine Freunde riethen ab; er ging aber dennoch hin, und jene begleiteten ihn bis zum „Mittelberg“, wo die „Kebelſchmiede ſteht“ und der „Finſterbach“ ſich durch eine ſchauervolle Kluft hindurchwühlt. Der Burſche aber ſprang luſtig und juchzend hinüber in den Wald, wo ein freier Platz, der „Birchboden“, ſich befindet, und wo die zahlreichen ſogenannten Erdpyramiden aus Porphyrthonmaſſe obeliskenförmig aufragen.

Da ſah jener wirklich die luſtigen Weibsleute mit und unter einander tanzen, ſpringen und noch anderes thun; das freute den Burſchen gar nicht übel, und er machte mit. Als aber die herrliche ernſte Glocke von der Deutſchordenskirche Lengmoos 1 Uhr ſchlug, da ſchäumte der Finſterbach wild auf, die Erdpyramiden begannen zu wanken, das ſahen deutlich die Freunde des Bauernſohnes, die auf ihn warteten, und wilder Sturm und Hagel kam, ſo daß letztere in die Schmiede flüchten mußten. Es wurde ſchon Morgenzeit, als ſie noch immer nicht den Freund kommen ſahen. Sie warteten auch noch das Morgen-Ave-Marialäuten ab, mit welchem alle Hexenmacht zu Ende geht, und gingen dann zum Hexenboden hin. Aber wie erſchracken ſie, als ſie den Frevler rückwärts verſunken, in Stein verwandelt und wie eingebannt feſt im Raſen wurzeln fanden, nur noch dreiviertel Theile auf der Oberfläche ſichtbar.

Noch jetzt zeigt man ſeine Geſtalt auf dieſem ſchauerlichen Platz und kein Gräslein überwuchert, ja ſelbſt kein Moos, die kahlen Stellen von Kopf, Leib, Händen und Füßen des Hexentänzers.

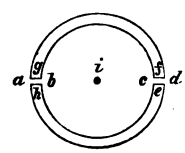
Nachts wagt ſich kein Menſch dorthin, wo jenes Warnungszeichen für junge Religionsſpötter und Religionsverächter ſteht.

11.

Der Hexenkreis.

Den ſchönen Bauernhof Nr. 74 zu Amras bei Innsbruck beſitzt gegenwärtig die wohlhabende Wittwe Nothburg Schneider. Derſelbe gehörte

in den Zwanziger Jahren der Anna Branntnerinn, welche ihn mit ihren Söhnen Matthias, Bart'lme, Johann und Josef bearbeitete. Rückwärts des Hofes in nordöstlicher Richtung ist ein Obstanger gewesen, und der letzte Baum im Eck rechts, ein Pehamer-Aepfelbaum, hat die Gegend in Staunen gesetzt, weil man da eine unbegreifliche Erscheinung wahrgenommen hat, die man „den Hexenkreis" nannte. Zu viele Leute haben das gesehen, als daß es eine Erdichtung sein könnte. Am Donnerstag Abends sah man noch nichts, aber am Freitag, wenn kaum der Morgen graute, war schon ein Kreis rund um besagten Baum getreten, im reinsten Zirkel. Es mußte während der Nacht vom Donnerstag auf den Freitag geschehen sein, daß Leute da herumhüpften. Denn es war der Kreis sieben Zoll breit und das Gras zusammengetreten, daß es erst wieder nach und nach aufstehen konnte, und bis zum nächsten Donnerstag war das Gras wieder so hoch und angeschlossen wie das andere unter den Bäumen; aber seltsamer Weise war an zwei Stellen der Kreis nicht eingetreten, sondern gerade inmitten der entgegengesetzten östlichen und westlichen Seite war das Gras in der Höhe, wodurch derselbe eigentlich in zwei Theile getheilt wurde. Der Kreis sah so aus:



Bei a. b. und c. d. stand das Gras, und es mußte daher von e. f. ein Hüpferl gemacht, dann im Halbkreis gelaufen, bei g. h. wieder ein Hüpferl gemacht worden sein. Bei i. stand der Baum in des Kreises Mittelpunkt.

Die Branntnerinn und ihre Buben gingen fast jeden Freitag mit andern Nachbarn in den Garten, die Stelle anzusehen, und es war immer so. Die Wittwe Branntnerinn verkaufte den Hof 1821 an Josef Schneider, „Späth" genannt. Im Jahre 1824 sah die 19jährige Tochter bei diesem Baume ein Feuer brennen. Sie sagte es ihrem Vater, welcher schauen ging, aber nichts mehr sah, auch keine Asche oder Kohlen antraf. „Späth" vertauschte diesen Hof im Jahre 1832 dem Andreas Schaffenrath, „Schloßanderl" genannt, welcher diesen Baum niederschlagen ließ, und dem Hexentanze eine Ende machte. Jetzt steht ein junger Kirschbaum an dieser Stelle, aber nie mehr ward etwas Ungleiches bemerkt, und der Hexenkreis ist verschwunden.

12.

Hexenrache.

Zu Sterz, eine Stunde von Brixen, im Mittelgebirge gegen Rodeneck zu, lebte ein rüstiges Bauernehepaar mit einem Kinde auf einem

ſchönen Hofe. Dort war eine Bettlerin als Hexe ſehr gefürchtet. Dieſelbe kam oft in den Hof betteln, und man gab ihr ſtets ſogleich, was ſie begehrte, um ſie nur bald hinauszubringen. Einſt beſprachen ſich die Dienſtboten des Hofes, und wollten ſich überzeugen, ob die Bettlerin wirklich eine Hexe wäre, und ſtellten, als dieſe wieder kam, einen Beſen umgekehrt an die Thüre. Es war am Samſtag Abend. Wenn man einen Beſen umgekehrt zur Thüre ſtellt, — ſo iſt der Glaube des Volkes — dann kann die Hexe nicht mehr hinaus, gerade wie wenn Elzenholz unter der Schwelle ſteckt.

Als die Hexe gehen wollte, merkte ſie den Schabernak und blieb bis Abends ſpät in der Stube. Endlich ſagte ſie zur Bäuerin: Laßt doch einmal auskehren! Es iſt ja Samſtag und noch nicht die Stube gekehrt auf Morgen! Und das ſprach ſie oft, aber immer vergebens, denn die Bäuerin wußte um die Sache. Die Hexe aber war gräulich in Aengſten und Nöthen, und endlich befahl die Bäuerin, daß die Magd den Beſen nehme und auskehre. So wie die den Beſen von der Thüre nahm, witſchte die Hexe ſogleich hinaus, aber voll Zorn und Galle, voll Gift und Groll, und voll Rachegedanken.

Und welche Rache übte ſie! Sie melchte die Kühe aus mittelſt eines am Ofen befeſtigten Melchſtrickes und faßte die Milch auf dieſe Weiſe vom Stall der Bäuerin. Sie machte ſchlimmes Wetter, machte das Kind unheilbar krank und ließ es ſterben. Der Bauer bekam die Schwindſucht und die Bäuerin fiel über den nahen Felſen von der Hexe irregeführt und geblendet und brach Arme und Beine.

So grauſam iſt Hexenrache! —

13.

Die Hexe von Thauer.

Hinter der Ruine des Schloſſes Thauer, auf der Wiesmatte gegen Arzl herauf, fielen einem armen Zimmermanne drei Lämmer, die am Abende noch friſch und geſund waren. In des Zimmermanns Hinterhaus wohnte eine Schäfersfrau, die im Rufe der ſchwarzen Kunſt ſtand — folglich für eine Hexe gehalten wurde.

Da ſie gerade an jenem Abend die Lämmer freundlich gefüttert und geſtreichelt hatte, ſo argwohnte des Zimmermanns Weib ſogleich, daß jene „es den Lämmern angethan habe".

In Thauer war damals ein Mehlhändler, der allgemein als Wunderdoctor und überhaupt wegen ſeiner geheimen Kenntniſſe und Künſte berühmt war; dem erzählte die Frau den Vorfall und verſprach ihm guten Lohn, wenn er ſicher ausfindig machen könne, durch wen ihr der Schaden zugefügt wurde.

Der Mehlhändler ſagte: ſie ſolle den Lämmern Ohren und Schwänze

abſchneiden, dieſelbe bei verſperrter Küche auf glühende Kohlen legen, und jede Oeffnung der Küche, ſelbſt das Schlüſſelloch, und alle Ritze wohl verſtopfen, auch müſſe die Stube rein gekehrt ſein, daß kein Abſchnitzl auf dem Boden liege; wenn nun die Ohren und Schwänze anfingen zu brennen, werde die Perſon herbei kommen, welche das Fallen der Lämmer verurſacht habe. Nachdem ſich das Zimmermannsweib mit ihrem Manne verabredet hatte, that ſie alles ſo, wie der Mehlhändler gerathen.

Kaum glimmten die Ohren und Schwänze, ſo kam die Schäfersfrau haſtig zum Zimmermann in die reingefegte Stube, fragte ängſtlich nach ſeiner Frau und wollte in die Küche. Der Zimmermann antwortete, ſein Weib ſei ausgegangen und habe die Schlüſſel zur Küche mitgenommen, ſo daß er ſelbſt nicht hinein könne.

Da wurde die Hexe immer ängſtlicher und jammerte, ſie müſſe verbrennen, wenn das, was in der Küche auf dem Feuer ſtehe, nicht weggenommen werde. Er ließ ſie noch eine gute Weile zappeln, endlich erbarmte er ſich doch und hieß ſeine Frau das Feuer auslöſchen. Ein anderes, weniger mildes Ehepaar hätte die Hexe „zu Staub und Aſchen z'ſamm brennt!“

Dieſe Hexenſage hat auch der Geſchichtſchreiber Freiherr von Hormayer in einem Werke über Tirol mitgetheilt.

14.

Die Wetterhexe von Mannereck.

Am Mannereck, einem Bergjoche über'm Ultenthale, haben die Hexen auch einen Boden gehabt, und die Umgegend baß geplagt. Im Jahre 1777 erregten ſie ein grauſames Unwetter, ſo arg, daß ſich am Mannereck ein Felsſtück von der Wand, an der es feſthing, losſpaltete, und es bildete ſich dadurch eine ſo tiefe Kluft, daß man einen Stein, den man hinabwirft, nicht auffallen hört. Dazu kam auch noch ein kleines wildes Manndl, ganz kurios, man weiß nicht, war's ein Lorgg oder ein Schwarzkünſtler oder ein Venediger, das hatte einen Stecken in der Hand und drohte hinunter und ſchrie: Ganz Ulten ſoll untergehen! und die gräulichen Wetterhexen ſchoben mit aller Macht an einem Bergkopf, den wollten ſie hinunter ins Thal werfen. In dieſer Teufelsarbeit wurden ſie aber plötzlich geſtört, indem der Klang geweihter Glocken aus den Thaldörfern heraufſchallte, der allem Hexenwerke alsbald ein Ende macht. Da zeterten die Hexen ganz giftig: Daß Dich! Daß Dich! Die verfluchte Geisſchelle von Sankt Moritzing, die Stierglocke von Sankt Pankraz und die Mooskuh von Lana bringen uns zum weichen!

Nicht beſſer erging es den Hexen am nahen Kratzberg (Pancratiusberg), auf dem nebſt der Langenſpitze auch ſtets ein ſtarker Hexenritt

ıb eine Hexenauffahrt war. Wenn nun droben die Wetterhexen einen ıgelſturm über die Gegend niederſchauern laſſen wollten, mußten ſie zuvor :renkräuter auf das Bette des Meßmers zu St. Pancraz ſtreuen, damit ſo lange, ſein Mittagsſchläfchen haltend, ſchlafend bleibe, und die Wetter- ocke nicht läute. Aber insgemein gelingt es dennoch nicht, denn andere lockenzungen werden laut, und wenn die Meßmer ſchlafen, ziehen die iligen Schutzpatrone der Kirchen ſelbſt den Glockenſtrang. So klagte ıſt eine daſige Wetterhexe: Ach, hinter mir die heilige Maria von Sennal, r mir der heilige Ritter Hippolitus auf Naraun, zur Seite der heilige lutzeuge Pancrazius! Da ſoll der Teufel ſein Wetter ſelber machen, wir rmögens nicht!

15.

Die Trude zu Unterholz.

Auf einem Hofe zu Unterholz im Pfitſchthale diente eine brave ißige Magd bei einem reichen Bauern; ſie hatte aber die Gewohnheit, r Nachtzeit gar zu gern fort zu gehen. Das gefiel dem Bauer nicht und wollte ſie vom Dienſt entlaſſen. Und die Dirn bekannte ihm, daß ſie s Unglück habe, eine Trud zu ſein; ſie verabſcheue aber dieſe dämoniſche ewalt, daher gehe ſie Nachts in den Wald und drücke die Bäume.

Da erkundigte ſich der Bauer, weil er Mitleid fühlte, bei einem Vieh- ctor im Maruiterthale, der als Hexenmeiſter bekannt war, und bei einem nappen auf dem Schneeberg, der mancherlei Bann verſtand, und beide :then ihm, er ſolle der Dirn ſeine beſte Kuh opfern, d. h. ihr erlauben, ß ſie in der Nacht dieſelbe tod drücken dürfe, jedoch dürfe er nicht das ringſte Leid darum verſpüren.

Der Bauer, um die Seele der braven Magd zu retten, erlaubte es, ıb als die Trude die Kuh um die Mitte nahm und ſo heftig und ſo nge zuſammendrückte, bis dieſelbe tod niederfiel, war ſie für immer geheilt.

16.

Hanſl und Franzl.

Wie der Franz Salzburger (ſ. oben die Pfuipfui-Nanni, S. 289), r jetzt ein Wirthshauspächter iſt, erſt 10 Jahre alt war, diente er im ıdlhof im Dorfe Ried bei Sterzing, und ſchlief mit dem ledigen Radl- uer in einer Stube. Und ſein Herr erzählte dem Buben oft, daß ihn ıe Trud drücke. Er ſehe ſie als junges ſtarkes Weibsbild mit ſtarrem ltem Blick in die Stube treten, ſie ſpringe auf ihn los, und drücke ihn auf die Bruſt, daß er ſich nicht regen und auch nicht ſchreien, ır „gihna“ (ſtöhnen) könne. Dann bat er auch, wenn er rufe: Jetzt mmt ſie! ſo ſolle der Franzl rufen: Hanſel! denn der Bauer hieß

Johannes, weil die Trud weicht, sobald ein Mensch, den sie drückt, beim Namen gerufen wird. Und richtig, die Trud kommt und der Hansl schrie: Jetzt kommt s'! — wer aber nicht Hansl rief, das war der Franzl, dieweil er sich fürchten thäte, und unter die Bettdecke gekrochen war, und hat den Hansl in Gottesnamen gihna lassen.

Einmal ist die Trud wieder gekommen, und ist von den Füßen der Bettstatt „auf ihn drauf g'hupft", wie er selbst erzählt hat, und da hat er seine rechte Hand ausgestreckt, und Haare von ihrem Kopf derwischt, und sie daran gehalten, sie hat sich aber losgerissen mit Verlust des Haares, und als der Hansl das Haar bei Licht besah, so waren es Strohhalme. Endlich wurde dem Hansl die Kunst gerathen, wenn sie wieder komme, so solle er sie auf den morgenden Tag bestellen, und wenn sie dann sich einfinde, ihr die „drei weißen Gaben" geben. Solches geschah, die Trud kam richtig ganz allein in die Kuchl zum Hansl, und er kannte sie recht wohl, es war ein ganz sauberes Mensch aus Stertzing. Sie nahm die drei oben genannten Gaben (vergl. S. 267), aber er mußte sie ihr mit der linken Hand geben, und legte ihm Stillschweigen auf. Darauf hatte der Hansl vor der Trud auf immer Ruhe. Der Franzl aber hat's verplauscht.

VII.

Oertliche Sagen von Schwarz- und Weisskünstlern und Wunderdoctoren.

1.

Doctor Theophrast und der Haselwurm.

Weit verbreitet ist im Zillerthale, im Alpbachthale, ja im ganzen Unterinnthale die Kunde von einem Wunderdoctor, der einst aus Innsbruck nach Alpbach gekommen, und ein Meister in der Schwarzkunst gewesen sei, der mit Teufelshülfe Wunderkuren und Zaubereien verübt und den Haselwurm gefangen habe. Dieser Wurm hielt sich in einer Berghöhle nahe dem Dorfe Alpbach auf, und sein Fang gelang nur nach großen Mühen und nach Ueberwindung bedeutender Schwierigkeiten.

Des Doctors Name lebt nur noch verstümmelt in der Erinnerung der bäuerlichen Thalbewohner: Phrastl oder Phraschtl oder Pratschl. Aber alles deutet dahin, hauptsächlich die Wiederholung bekannter Sagen, die über den berühmten Theophrastus Paracelsus noch in Wien und Salzburg umgehen und nach Innsbruck übertragen wurden, daß kein anderer, als eben Theophrast gemeint sei, und hier wie in Hall »Dr. Scraficus« genannt wird.

Der Haselwurm, über den unten bei der Thierwelt des Aberglaubens

ein mehreres geſagt werden wird, iſt die in mancher Sage wiederkehrende weiße Schlange, deren Genuß die Sprache aller Geſchöpfe kennen lehrt, und den Augen die Kraft verleiht, durch das Geſtein zu blicken, und zu gewahren, wo im Schooße der Felſen Geäder edler Metalle ſtreichen und Kryſtall- und Edelſteingrotten ſich finden.

Lange mußte Doctor Theophraſt in Alpbach verweilen, bevor ihm der ſchwierige Fang des Haſelwurmes gelang; während dieſer Zeit übte er Wunderkuren aller Art und erfüllte die Thäler mit dem Ruhme ſeiner Kunſt und Wiſſenſchaft. Wie der Haſelwurm nun gefangen war, gebot der Doctor, welcher zu einem gefährlich Erkrankten ſchnell über Land eilen mußte, ſeinem Diener, den Wurm zu ſieden, ihn wohl aufzubewahren, bis er, der Doctor, nach Hauſe zurückkehre, und bei Leibe nichts von dem Wurme zu eſſen.

Der Diener des Doctors Theophraſt kochte den Wurm, wie ihm geboten war, aber er empfand durch das Verbot ſeines Gebieters ein ſtarkes Gelüſt nach dem Wurm; denn er hatte, dazu war er ſchlau genug, gar wohl vermerkt, daß dem Wurm gar „fürnehmbe“ Eigenſchaften inne wohnen müßten. Er ſchnitt daher aus dem Wurm inwendig ein Stückchen heraus, und aß es, und legte ihn dann für ſeinen Herrn zurecht, und als dieſer zurückkam, ließ er ſich den Haſelwurm wohl ſchmecken.

In des Dieners Kopf wurde es aber merklich hell, eine ganz neue Welt ging ihm auf; doch er ſchwieg. Er hörte, was die Vögel mit einander ſprachen, was die Hunde bellten, die Katzen miauten, die Pferde wieherten, und dieſe Kunde gefiel ihm ſehr. Einſt begleitete er ſeinen Herrn auf einem Gange in das Innthal, da ſaßen auf einem Baum zwei Elſtern, und ſchnatterten gräulich gegen einander. Sie warfen einander Sack und Seil vor, thaten einander die größten Grobheiten an und ſagten einander die größten Schimpfworte, und alles das über eine Maus, die keine von ihnen erwiſcht hatte. Das machte dem Diener ſo vielen Spaß, daß er laut auflachte. Verwundert wendete ſich der Herr gegen ihn, und fragte, weshalb er lache? — Ueber die Elſtern! erwiederte der Diener: ſie ſchimpfen auf einander wie zwei Doctoren über einen Patienten.

Da wußte Theophraſt, wie viel es geſchlagen hatte, und daß der Diener ſein Nebenbuhler werden würde, zog ſein Schwert, und ſchlug dem Diener den Kopf ab.

2.

Doctor Theophraſt und ſein Diener.

Nach einer andern Sage hat der Doctor Theophraſt den Haſelwurm nicht ſelbſt gefangen, ſondern ein Bauer fing denſelben zufällig und verehrte ihn dem Doctor, weil er wußte, daß derſelbe allerlei Naturalien ſammelte. Das übrige begab ſich in gleicher Weiſe.

Wie nun der Diener des Doctors etwas von dem Wurme gegeſſen hatte, ſo ſah er alles hell und klar bis in die weiteſte Ferne. Er ſah ſeinen Herrn auf dem Nachhauſeritt an einer grünen Wieſe ſein Pferd anhalten, ſah ihn abſteigen und Blumen abpflücken. Mit gewöhnlichen Augen konnte man aber den Doctor nicht ſehen, denn er befand ſich noch weit und hinter einem mit Wald bewachſenen Hügel. Wie der Doctor nach Hauſe kam, drückte es dem Diener faſt das Herz ab, die nagelneue Weisheit, die ihm gekommen war, an Tag zu geben, und er ſprach daher: Ei, welch einen ſchönen Strauß habt Ihr auf jener Wieſe, wo Ihr vom Pferde ſtiegt, doch abgepflückt! — Ha! Schurke! ſchrie der Doctor, feuerroth vor Zorn, von wannen kommt Dir dieſe Weisheit? Du haſt vom Wurme der Erkenntniß gegeſſen, Du Unglückſeliger, und darum mußt Du ſterben, denn Niemand darf dieſe Erkenntniß haben, als ich, Dein Herr Theophraſt! —

Rief's und zog ſein Schwert, und ſtach den Diener, daß er tod hinfiel.

3.

Vögel und Blumen reden.

Gar mannichfach wandelte ſich dieſe Sage vom Doctor Theophraſt und ſeinem Diener um. Beide ritten mit einander, nachdem der Diener den Haſelwurm verkoſtet hatte, die Elſtern ſchimpften, der Diener lachte, der Herr bemerkte letzteres, that aber nichts dergleichen, d. h. er that, als bemerke er des Dieners Lachen nicht. Beide Reiter kamen jetzt an einem Hofe vorüber, da ſahen ſie eine Bruthenne ihre Jungen ausführen, und da die Henne das trappen der Pferde nahen hörte, gluckte ſie, und rief ihren Jungen zur Flucht, da ſtand aber das Gatter im Wege, und da rief die Henne ihren Jungen zu: Wer nöt drüba fliagen kann, der ſchliaf durhi! und flog übers Gatter, und die ſtärkern ihrer Jungen flogen ihr nach, und die ſchwächern ſchlüpften zwiſchen den Gatterpfählen am Boden durch. — Das gefiel dem Diener Theophraſts über alle Maaßen, und er mußte herzlich darüber lachen, über die kluge Einſicht der Bruthenne weit mehr, als über die Schimpferei der Elſtern. Der Doctor hörte ſeinen Diener lachen, aber er that nichts dergleichen, obſchon ihm ein Licht aufging. —

Bald kamen die Reiter an eine blumige Wieſe, da war ein lautes Leben. Wie die Blumen und Kräuter den Doctor erblickten, warfen ſie ſich in die Bruſt und rühmten ihre guten Eigenſchaften. Der Fieberklee, daß er gut ſei gegen Fieber, der Baldrian gegen Krämpfe, die Chamille gegen Kopfſchmerzen, die Münze gegen Leibſchneiden, der Löwenzahn gut für die Bruſt, die Salbei gut für die Zähne, der Steinklee gut für den Magen, ſo auch das Tauſendgüldenkraut, der Enzian und der Calmus.

Mit einemmale ſprang ein winziges rothes Blümchen in die Höhe, und ſchrie mit einem feinen Stimmchen, aber ſo laut, daß es in die Ohren hilderte (gellte):

„I bin gut für die S...
Für d'roath und für d'weiß'!"

Das gute Blüml meinte die rothe und die weiße Ruhr, da es aber ch niemals von seiner Wiese hinweg und in vornehme Cirkel gekommen ır, so folgte es nach dem Sprichwort „ländlich sittlich" seiner Gewohnheit d drückte sich bäuerlich aus.

Darüber aber lachte nun der Diener überlaut und ganz unbändig, an so etwas war ihm noch niemals vorgekommen, so viel liebe Blumentur und Unschuld, und nun erfolgte wiederum, wie in den beiden ersten agen, die traurige Wendung des heitern Scherzes.

4.

Wie Doctor Theophrast den Teufel plagte.

In allen Sagen von Zauberern und Schwarzkünstlern wiederholt sich r Zug, daß sie den Teufel peinigen und plagen, und zwar auf eine ierhörte Weise.

Da nun auch Doctor Theophrast über den Teufel Gewalt hatte, so hielt er denselben stets im Trab.

Einmal gebot er ihm, kleine, dünne, grüne Fichtenstämme so in der litte abzubrechen, daß sie sich nicht bogen, sondern sie mußten, wie dürres olz, auseinander brechen und knacken. Menschenmöglich ist dieß nicht, ıb den Teufel machte es gehörig schwitzen.

Ein anderesmal mußte der Teufel dem Theophrast eine Brücke über n Inn bauen, aber so schnell, daß, wie der Doctor beim Beginn des aues mit seinem Pferde im Trab geritten kam, er auch im Trab über e im Entstehen begriffene Brücke reiten konnte, und dann mußte auch eichzeitig hinter dem Doctor die Brücke wieder abgebrochen werden, damit in anderer sich ihrer bediene.

Dieser Zug der Sage deutet nach der niederländischen Faustsage hin, ı welcher auch für Doctor Faust, wenn er von Warrenberg nach Bommel ihren wollte, der Teufel mit gleicher Raschheit eine Brücke bauen und »brechen mußte. *)

Zu einer andern Zeit mußte der Teufel für den Doctor Theophrast ırch einen Felsen einen Tunnel graben, aber das mußte so schnell gehehen, daß drei Minuten nach Beginn der Arbeit der Doctor schon beginnen »nnte, im Galopp durch besagten Tunnel zu reiten.

5.

Von Doctor Theophrasts Herkunft.

Wenn schon von der Abstammung Doctor Theophrasts aus Hohenheim ı Büchern viel geschrieben steht, so nimmt die Sage davon doch keinerlei

*) Siehe: L. Bechstein Deutsches Sagenbuch: 141.

Kenntniß. In Tirol glaubt und ſagt man, Theophraſt ſei ein Kind der Liebe geweſen, der Sohn eines vornehmen Edelmannes. Andere geben vor, es habe mit ſeiner Herkunft eine Bewandtniß, wie mit der Robert des Teufels. Man weiß nichts gewiſſes, aber in einem ſtimmen die ſagenhaften Angaben in Tirol überein: Theophraſts Mutter war ein Mädchen aus der Schweiz, arm, aber liebenswürdig. Als ſie das Kind unterm Herzen trug, habe es ſchon laut geſchrieen, daß man es weit gehört habe. Man habe endlich, um Theophraſt zur Welt zu fördern, ſeine arme Mutter in vier Theile zerſchneiden müſſen. So geht im Unterinnthal allgemein die Sage.

6.

Wie Doctor Theophraſt kurirte.

Ein ſehr vornehmer Herr zu Innsbruck lag am Tode, kein Arzt gab Hoffnung, und zum Doctor Theophraſt mochte der Herr nicht ſenden, weil er glaubte, dieſer heile nur mit Teufelshülfe. Endlich, da dem Vornehmen das Meſſer an der Kehle ſtand, wurde Theophraſt doch gerufen. Dieſer kam, richtete einen Trank her, und gab dem Kranken davon ein. Der Kranke bekam darauf die heftigſten Schmerzen. Die Umgebung deſſelben, ſo wie er ſelbſt, meinten, das letzte Stündlein habe geſchlagen, es wurde eilend nach dem Doctor geſendet, aber dieſer war nirgend zu finden. Jetzt glaubte der Kranke ſteif und feſt, Theophraſt habe Rache an ihm genommen, weil er ihm nicht gleich ſein Zutrauen geſchenkt, und ihn vergiftet, und befahl daher, denn die Macht hatte er dazu, den Giftmiſcher zu verhaften, wo man ihn fände, und ihm das Lebenslicht auszublaſen. Aber vergebens zogen Bewaffnete durch alle Straßen, ſuchten den Doctor in allen Häuſern und in ſeiner eigenen Wohnung, und rings um die Stadt — er blieb verſchwunden. Nach zwölf Stunden ließen bei dem vornehmen Kranken alle Schmerzen nach, bald war er friſch und geſund, und mit einemmale ſtand der Doctor bei ihm in dem Krankenzimmer. Da bat ihn der Vornehme demüthig um Verzeihung, und bot ihm reichen Lohn. Theophraſt aber flüſterte ihm leiſe ins Ohr: Du biſt ein Lump! und ging zur Thüre hinaus.

7.

Der goldene Küch'lſpieß.

Einſt machte Doctor Theophraſt einen Spaziergang von Innsbruck nach Amras; da kam er an einem Bauernhofe vorbei, auf dem er einmal ein Kind kurirt hatte. Die Bäuerin ſah ihn, und dankbar eingedenk ſeiner Wohlthat lud ſie ihn ein, zu ihr einzutreten, und bewirthete ihn mit friſchgebackenen Nudeln (Krapfen). Darauf wollte ſich der Doctor hinwiederum dankbar erzeigen, er nahm den eiſernen Küchlſpieß (das Kuchen-

eisen) und überstrich ihn mit einer gelben Salbe, worauf derselbe sich alsbald in pures Gold verwandelte. Selbiger Spieß ist hernachmals der Bäuerin um schweres Geld abgekauft worden, und in die Amraser Sammlung gekommen, allwo er sich noch befindet, dermalen im Belvedere zu Wien und hoffentlich bald wieder in Amras.

8.

Hahnenkikerle.

Im Gasthause zum goldenen Stern zu Innsbruck (andere sagen beim Schiffwirth zu Salzburg, ist all eins;) kehrte einst eine sehr reiche fremde Fürstin ein, die von einer sehr schmerzlichen Krankheit befallen war, welche kein Arzt zu heilen vermochte.

Der Doctor Theophrast, von dem diese Fürstin hörte, und dem zu Liebe sie nach Innsbruck gekommen war, wurde gerufen, fand aber da eine Krankheit, über welche er selbst nicht Meister wurde. Das war ihm und noch mehr der Fürstin sehr unlieb, wie jeder sich denken kann.

Die arme reiche Fürstin lag einst trostlos im Bette, da kam ein winziges Manndl zu ihr in die Stube, das ihr Hilfe versprach und ihr etwas eingab, davon sie ganz hergestellt werden sollte. Das Manndl sagte ihr jedoch, wenn es von heute nach einem Jahre wiederkomme, und sie seinen Namen „Hahnenkikerle" vergessen habe, so müsse sie mit ihm als seine Braut unter die Höttinger Klamm ziehen. Die Fürstin ging den Antrag ein und erwachte am anderen Morgen so frisch und gesund wie eine Mairose.

Die Fürstin blieb in Innsbruck, gab dort Feste auf Feste und so kam es, daß das Jahr bald herum war; da erinnerte sie sich an den Zwerg, aber dessen Name war ihr — entfallen. Nun fragte sie viele Leute um Zwergennamen, aber leider immer vergebens. Sie vertraute ihre Angst Freunden und Freundinnen; diese schlugen die Hände zusammen, trösteten mit dem Munde, wußten aber keinen Rath. Nur ein armes Dienstmadl, die es hörte, nahm sich vor, der guten Fürstin zu helfen. Es stieg in die Klamm, dort vielleicht etwas Gewisses zu erfahren. Sie lauerte und schlich bald da, bald dort hin, endlich hörte sie in der tiefen Klamm ein lustiges Gejuchze, und sah unten einen Zwerg toll springend und rufend:

„Juhe! daß die Fürstin im Stern nicht weiß,
Daß ich Hahnenkikerle heiß'!"

Das Mädchen eilte sogleich nach Hause und erzählte der geängstigten Dame, was es gehört habe. Jetzt erinnerte sich die Fürstin an den Namen, und als der Tag kam und der Zwerg erschien, rief sie „Hahnenkikerle!" Sogleich enteilte Hahnenkikerle zornig in die Berge. Das Mädchen wurde von der Fürstin reich beschenkt, und als es einen braven Bürger zu Innsbruck heirathete, fürstlich ausgestattet.

Hier hat die Volksüberlieferung zwiſchen der Theophraſtſage und einem ſehr häufig wiederholenden Märchenſtoff ein ſehr loſes Band geſchlungen, wie es ſich denn gar nicht ſelten trifft, daß Sage und Märchen verſchwiſtert Hand in Hand gehen. So iſt es unter anderm der Fall mit der Zwergenſage von den Schneckhäuſerbergen in der Gegend von Göttingen*), wo die märchenhafte Namenauskundſchaftung auch in die Sage eintritt. Eigen iſt es, daß in dieſer Sage die gerühmte Kunſt den Wunderdoctor im Stich läßt, ohne daß erſtere den Grund, weshalb? näher angiebt.

7.

Doctor Theophraſts Tod.

Da Doctor Theophraſt zu Innsbruck verweilte, hatten die dortigen Aerzte faſt gar keinen Verdienſt mehr, weil alle ihre Kranken ihnen untreu wurden, und ſich zu Theophraſt um Hülfe wandten. Theophraſt war der Mann der Wunder, und Wunder hofft zuletzt jeder Kranke, wenn die Hoffnung auf natürliche Hülfe verſchwindet. Theophraſtus, das war allbekannt und in jedermanns Munde, konnte Gold machen, beſaß den Stein der Weiſen, eine Verjüngungseſſenz, einen gezähmten Haſelwurm, der ihm alle Geheimniſſe der Welt offenbarte, und einige Spinnen, welche alles Gift auf- und an ſich ſaugten und ſogen, das in feindlicher Abſicht dem Doctor nahe gebracht wurde.

Die feindſeligen Aerzte zu Innsbruck verſchwuren ſich aus Collegenhaß und Brodneid, dem Theophraſt an das Leben zu gehen, nur wußten ſie nicht recht, wie? Wohl dachten ſie an Vergiftung, aber auch an die Antidota (Gegengifte), welche Theophraſt alle beſſer als ſie kannte, und an ſeine giftſaugenden Spinnen. Da rieth ein anderer Schwarzkünſtler, der dem Theophraſt ob Neides ebenfalls ſpinnefeind war, zu Diamantkörnern, als welche das ſtärkſte Gift enthielten. Und ſo wurden dem Theophraſt, durch Beſtechung ſeines Dieners, in der That aufgelöste Diamantkörner beigebracht. Theophraſt ſpürte bald genug die Wirkung, ſchloß ſich alsbald ein, und befahl dem Diener, inner fünf Tagen die Thüre nicht zu öffnen. Dann ſetzte ſich Theophraſt in ſeinen Stuhl, nahm eine Kreuzſpinne und ließ dieſe in ſeinen Magen hinunterkrabbeln, damit ſie das Gift heraufziehe. Selbige Spinne that auch redlich ihre Pflicht, ſie holte jeden Tag einen Tropfen Gift, ſo viel als ein Diamantkorn, aus dem Magen durch den Schlund herauf. Den Diener aber plagte die Neugier, er begriff nicht, wie ſein Herr ſo lange allein und ohne ihn leben könne, und öffnete ſchon am vierten Tage die Thüre. Ueber das Geräuſch erſchrack die Spinne, und ließ das letzte Gift wieder fallen, und nun konnte ſie es nicht noch einmal

*) Siehe: L. Bechſtein Deutſches Sagenbuch. 385.

aufſaugen. Solches wußte Theophraſt, doch hatte er immer noch ein Mittel, ſich im irdiſchen Leben zu erhalten. Er übergab ſeinem Diener das Gläschen mit der Goldtinctur und gebot ihm, den Inhalt in den Inn zu ſchütten, dann gab er ihm auch ein Döschen voll Pulvers, und gebot ihm: „Wenn ich geſtorben ſein werde und erkaltet, ſo zerhacke meinen Leichnam in kleine Stücke, lege ihn in dieſe eherne Truhe, ſtreue dieſes Pulver oben darauf, und öffne nach neun Monaten erſt, und keinen Tag früher, das Gefäß. Dafür ſoll Dir reicher Lohn werden.“ Der Doctor ſtarb, die Goldtinctur lag, damit kein Nachfolger ſie beſitze, im Inn, deſſen Waſſer noch heute davon bisweilen goldhellen Glanz ſtrahlt, und der zerhackte Leib des Wundermannes lag in der Truhe. Aber leider ließ die Neugierde den Diener nicht ruhen. Er öffnete ſchon nach ſieben Monaten die Truhe, und erblickte mit Schreck in ihr eine menſchliche Sieben-Monatsfrucht, die krümmte ſich und ſtarb vom Zutritt der kalten Luft.

So wurde Theophraſts Verjüngungsproceß vereitelt, und Theophraſt erſtand nicht wieder zum Leben, lebt aber in der Sage ewig fort, und ſelbſt in Sagenbildern bei tiroliſchem Mummenſchanz und bei Faſchingzügen.

10.

Der Hexenmeiſter von Siſtrans.

In Siſtrans, ohnweit Innsbruck, lebte einmal ein Mann, ein Raufer wie keiner im ganzen Lande; er zog auf alle Kirchweihfeſte, wo ehemals die ſtärkſten und muthigſten Burſchen abſichtlich zum Raufen zuſammenkamen, fand aber nie einen, der ſeiner Meiſter wurde. Aber dieſe übermenſchliche Stärke war nicht das einzige; er konnte noch andere Künſte, er konnte noch mehr als Birnen ſieden und die Stängel nicht naß machen. Lief ein tüchtiger Fuchs oder ein tüchtiger Haſe im Wald draußen, ſo richtete ihnen der Siſtranſer die Latze (Schlinge) gerade hinter dem Ofen auf, und in der Früh hieng das Wild gewiß in dem Drath. Wurde Jemandem etwas geſtohlen, ſo ging man zu ihm; denn er konnte das geſtohlene Gut bringen machen. Er nahm bloß ein kleines in Schweinsleder eingebundenes Büchlein aus dem Kaſten und begann zu leſen, und der Dieb mußte, er mochte wo immer ſich aufhalten, von einer unwiderſtehlichen höheren Gewalt getrieben, die entfremdete Sache wieder aufnehmen und dem Leſenden zutragen, bei dem ſich natürlich auch immer der Eigenthümer befand. Dieſes Büchlein hatte aber eine ſolche Kraft, daß der Dieb bei jedem Worte einen Schritt thun mußte; dreimal Wehe alſo demjenigen, der etwas Großes, Schweres geſtohlen hatte, und mit dieſem aus weiter Ferne oder über ſteile Abhänge gehen mußte, wenn der Mann zu ſchnell las; von weitem hörte man ihn ſchon daher keuchen, ſein Leib war im Schweiß gebadet. —

Eines Tages machte sich dieser Hexenmeister einen Knieschemel von neunerlei Holz, kniete darauf neben dem Orgelkasten in der Kirche, und schaute auf die Leute hinab; da sah er alle Hexen, wie sie hinterlings in der Kirche waren. — Aber nach der Kirche waren diese Hexen haufenweise über ihn her, und hätten ihn zerrissen, hätte nicht der Geistliche ihn befreit; denn die Hexen merkten es wohl, daß er sie jetzt alle kenne.

Dieser Mann hatte einst in der heiligen Nacht dem Geistlichen die consekrirte Hostie, während dieser sie in die Höhe hielt, entwendet, und dieselbe eingewickelt unter einem Tüchlein mit sich fortgetragen, und trug sie nun seit dieser Zeit am linken Arme; daher kamen alle seine Künste, und seine unbändige Riesenkraft. Doch am Ende kam bei ihm der Sensenmann, warf ihn mit aller seiner Kraft und seiner Pfiffigkeit auf das Todbett, und er mußte sterben. Damit aber hielt es schrecklich hart; drei Tage und Nächte lag der Raufbold in Zügen und konnte nicht ersterben; man rief wiederholt den Geistlichen und nach langem Zureden und Bitten fieng der Sterbende endlich an, einzubekennen. Man schnitt aus seinem Arme die Hostie heraus, welche schon in den Arm hineingewachsen war, und verbrannte die vorgefundenen Zauberbücher und Schriften. Als man diese in die Flammen warf, krachte und donnerte es furchtbar, und wurde eine Hitze, daß das Blei von den Fenstern herabrann, und während dieses Höllenlärms starb der Raufbold.

11.

Binder-Hansl.

Zu Wälsch'nofen, vier Stunden von der Pfarre Völs entfernt, lebte ein gewisser „Binder-Hansl", ein sehr starker Mann, mit Weib und Kindern, seines Handwerkes ein Binder, der im Jahre 1824 allgemein betrauert starb; denn er war ein weit und breit berühmter Bauerndoctor, aber „Wunderdoctor" hieß man ihn. Er konnte fast alle Krankheiten heilen, mochten sie Menschen oder Vieh befallen haben, hatte auch das Mittel gegen Hexerei und Verzauberung und wo etwas Verdächtiges im Hause oder Stalle vor sich ging, wurde Hansl gerufen und er half. Ein besonderes Universalmittel besaß er gegen den Wurm am Finger, ein Uebel, das sehr schmerzhaft ist, wie jedermann weiß, der es kennt.

Einst — in den Kriegsjahren — geht der Binder-Hansl nach Botzen, bei der Straße am Kuntersweg, da begegnet ihm der Schmied von Kartaun, welcher von feindlichen französischen Truppen gezwungen, die große Trommel trug. Binder-Hansl ist am Wege hinein nach Botzen zu, der Schmid herauswärts. Mit Schmerzen klagt jenem der letztere seine Noth. Da sagt der Hansl: i stöllat halt d'Trumml nieda! aft war's nöt so schwar. Dem armen Schmied that der Spott weh; doch die Franzosen straften ihn

für's loſe Maul, packten auch den Hansl, und zwangen nun ihn, umzuwenden und die Trommel zu tragen. Er trug ſie wirklich bis zur Feigenbrücke bei Blummau.

Zu Blummau an der Brücke ſtellte Hansl die Trommel auf den Boden und ſagte: Da bin i heraus gekommen, da geh ii wieder hinein! Ein wilder Franzoſe, der recht gut deutſch ſprach, packte ihn beim Rock und ſprach: Kerl, nimm die Trommel auf, oder — da zeigte er auf den Säbel. Doch der Binder-Hansl lachte dazu und ſagte: das wolln ma ſeh'n, macht ein Zeichen mit der Hand, ſtreckte über die Franzoſen die Finger von der ganzen Hand aus und — alle waren wie aus Stein bewegungslos — er hatte ſie „gfrorn gemacht". So ließ er ſie ſtehen und ging lachend von der Feigenbruck'n über den ſteilen Bergſteig hinauf, welchen man „die Katzenleiter" heißt. Erſt ganz oben ruft er hinab: Jazt habts geſehn was i kann, iatzt kinnt's wieder gehn! Dabei machte er wieder ein Handzeichen und ſie waren wieder regſam und lebendig. Aber da hättſt d's ſeh'n ſoll'n, wie ſie die Trommel aufgenommen und davon gerennt ſein!

Der Schmied war früher ſchon abgeſchoben, denn der wurde nicht „gfrorn gemacht", darum mußten die Feinde ſelbſt ihre Trommel tragen.

12.

Der Schnaner Draher.

Zu „Schnan", einem Dorfe unter der berüchtigten Schnanerklamm, wohnte ein gefürchteter Schwarzkünſtler, der ebenſo gut oder böſe, wie die Hexen Unwetter, Viehſeuchen, Hagelſchläge, Bergbrüche u. ſ. w. herbei zu zaubern vermochte, wenn er juſt wollte. Zugleich war er auch ein kunſtreicher Doctor, und heilte Krankheiten, welche Andern zu heilen unmöglich waren.

Von dieſem „Viehdoctor" glaubt man für gewiß, daß er mit und durch den Teufel wirkte.

Ein unbändiger Stier — wild geworden — raſete auf der Alpe Verwall; ein Stier, welcher auf Menſchen losrannte und ſie tod ſtieß. Man ließ dem Eigenthümer ſagen, er möge ſelbſt kommen oder ſeinen Stier abholen laſſen, ſonſt werde man denſelben erſchießen. Da ging der Beſitzer des ſonſt werthvollen Stieres zum Schnaner Draher und fragte den um Rath.

„Das iſt wohl arg" — ſprach der Schnaner — es wird halt das Beſte ſein, den Stier umzubringen; jedoch — ſetzte er hinzu — mi erbarmt das Thier, ich will Euch denſelben zu billigem Preis abkaufen. Da überließ der Bauer ihm gerne den Stier um einen Spottpreis.

Der Schnaner Draher ſendete nun einen nur zwölf Jahre alten Buben hinauf zur Alpe und zu dem wilden Stier. Den lachten droben die Hirten gewaltig aus, als er ihnen ſeinen Auftrag ausrichtete, daß er den Stier heimführen ſolle. Aber bald ſtanden ſie voll Erſtaunen, als ſie ſahen,

wie der Stier zahm und folgſam ſich vom Knaben lenken ließ und ganz gutmüthig nach Schnan in den Stall ſeines neuen Herrn folgte.

Einſt theilten die Bauern von Schnan einen Wald untereinander, ließen ihn fällen, und brachten das Holz mit großer Mühe heim, weil beſagter Wald ſehr entlegen in wildem Bergthale lag.

Der Schnaner Draher jedoch ließ alle geſchlagenen Stämme liegen, dann ging er einmal in der Nacht hinaus, nahm eine „Goaſel" (Peitſche), ſchnalzte über die Stämme hin, und — im Augenblicke ſprangen und flogen alle Stämme durchs Thal zu ſeiner Hütte nach Schnan hinab.

Wie derſelbe Doctor einer Bäuerin zu Petnen einen guten Rath gegeben, ſiehe oben Hexenſagen 4.

Dieſer Schnaner Draher ſoll, als er älter geworden iſt, dem Teufel wieder abgeſchworen haben, und reumüthig und ſtreng büßend als Einſiedler im Gebirge verſtorben ſein.

3.

Der Brugger von Zell.

Zu Zell im Zillerthale lebte einſt ein Mann, den man nur unter dem Namen „der Brugger von Zell" kannte. Er war ein Weißkünſtler; er konnte ſich ſtich-, hieb- und ſchußfeſt, andere aber konnte er „g'frorn" machen, den Teufel konnte er „bringen machen" und Diebe „wiederbringen machen". Ebenſo beſaß er die Goldtinctur oder Verjüngungseſſenz und in der That iſt derſelbe über einhundert Jahre alt geworden.

Der Teufel ſelbſt hat dem „Brugger" nichts anhaben können, denn als letzterer verſtorben war, und zwar als ein guter Chriſt, ſo hat er ein ehrliches Begräbniß erhalten und ſind ihm reichlich Seelenmeſſen geleſen worden; aber etwas Eigenes iſt es doch mit ihm, denn man will für gewiß wiſſen, daß des Bruggers Leib unter der Friedhoferde fort und fort wächſt, und zwar Jahr um Jahr ein kleines Stück, und ſoll ſchon unter der Kirchhofmauer unten hindurch gewachſen ſein, und wenn er endlich bis zur Brücke gewachſen ſein wird, dann wird der jüngſte Tag kommen. Deswegen heißt der begrabene Mann der „Brugger", vordem hieß er anders, aber ſein anderer Name iſt den Leuten längſt vergeſſen.

14.

Der Hexeler.

Zu Hall im Innthale, ohnweit Innsbruck, wohnte ein Mann, der war Bauerndoctor, Viehdoctor und Fiſcher in einer Perſon; war ein gewaltiger Hexenjäger und als ſolcher von allem, was rothe Augen hatte, ſehr gefürchtet. Derſelbe hieß Kolb, und wurde insgemein der „Hexeler" oder auch der „Hexenkolb" genannt.

Einſt fiſchte der Kolb auf dem Achenthalerſee, als ſich plötzlich kohlrabenſchwarze Gewitterwolken über ihn zuſammenzogen und aus ihnen eine Wetterhexe ins Waſſer herabſtürzte, welches Kolb durch einen Bannſpruch und Handzeichen, die er hinauf machte, bewerkſtelligte.

Die Hexe ergriff alsbald des Schiffleins Rand, jedoch Kolb ſchlug ſie auf die Hand mit dem Ruder, und wollte ſie erſaufen laſſen.

Nun bat ſie flehentlich, er ſolle ſie retten, ſie wolle gerne von allen Zaubereien abſtehen. Meinethalben! ſprach Kolb: ich will Dich retten, wenn Du die Zaubereien aufgiebſt, indeſſen mußt mir auch Dein Zauberbuch geben, damit ich alle euere hölliſchen Zauberkünſte kennen lerne und auch die Gegenmittel alle erfahre.

Nach langem Hin- und Herſtreiten, wobei die Hexe faſt erſoffen wäre, gab ſie ihm ein ſolches Buch, in das ihre geheimſten Künſte eingetragen waren.

Seitdem wurde der Kolb einer der erſten Wunderdoctoren. Wenn er jemandem helfen ſollte, ſo mußte der Leidende Nachts zu ihm kommen, nur bei beſondern Fällen kam er ſelbſt ins Haus eines Kranken.

Wenn Kolb „Verhexten" helfen wollte, dann machte er punkt 12 Uhr Nachts den Rauch mit fünferlei Kräutern an, nämlich von Ehrenpreis, Haſelmennig, Widerton (roth Frauenhaar), Gundelrebe und Raute. Während des Rauchens wurde der Verhexte mit einer „Marterdornruthe", die auch in der Nacht abgehauen wurde, ganz gelinde geſchlagen, wobei aber die Hexe blutige Schmerzenſtreiche bekam. Kolb ſchlug ſo lange, bis die Hexe, die es dem Kranken angethan hatte, erſchien, und den Zauber abnahm.

Es durfte jedoch niemand ein Wort reden, nur der Kolb allein unterhandelte mit der Hexe. Hätte ein anderer ein Wort geredet, ſo hätte auch der Hexeler für dieſe Nacht die Macht über ſie verloren.

15.

Das Konradl-Manndl.

Im Alpbacherthale wohnte ein Mann, der ein guter Doctor bei Menſchen und Vieh war. Er galt allgemein für einen Weißkünſtler. Sein wahrer Name war Anton Konrad, aber ſeine kleine Geſtalt und die ländliche Sitte, ſich mehr der Tauf- als der Zunamen zu bedienen, hatte ihm den Namen das Konradl-Manndl verſchafft. Die Rede ging, er leſe und lerne alle ſeine geheimen Künſte aus einem Buche, welches er von ſeinem Vater ererbt habe, und das ſchon lange in der Familie ſich befinde.

Wenn bei einem Bauer die Butter nicht gedieh, ſo rief man das Konradl-Manndl. Da gab er eines ſeiner Geheimniſſe dem Bauer zum Beſten. Wenn Du keinen Butter derſchlägelſt, ſollſt Du warmen Kuhdaſchen (Kuhdreck) in den Rahm werfen, dann hört die Verhexerei für immer auf,

und der Kuhdreck verſchwindet bald, kommt aber zur Her, die muß ihn genieß'n.

Einmal ging ein Bauer von Alpbach auf ſeine Alpe zu, die Krax auf dem Rücken, da klopfte ihm ein Weibl auf die Achſel, und ſagte kichernd: a Tonail (Anton) gahſcht gen Alm? — Ja! antwortete er, und wie er das ſagte, gab es ihm einen ſchmerzhaften Riß in den Arm, der alsbald lahm blieb. Der Bauer gab der Hexe den Schlag nicht zurück, und hatte ihr das Ja gegeben, da blieb er unheilbar. Aber „s'Konradl-Manndl" hat ihn endlich doch hergeſtellt. Dieſes Manndl wäre bald zu weit in die Schwarzkunſt hinüber gekommen, und zwar vor lauter ſtudiren und forſchen; deſſen war ihm dieſes ein Zeichen: er ſah nämlich oftmals in der Kirche nicht mehr das Aufwandeln der h. Hoſtie, vielmehr trat ein finſterer Schatten zwiſchen ſeine Augen und die Hoſtie — das war eine Mahnung, daß er zu weit käme; hierauf ließ er es bei dem bewenden, was er ſchon wußte, und daran that er ſehr wohl.

Im Jahre 1820 iſt das Konradl-Manndl ganz ſeliglich verſtorben.

16.

Der Weber vom Vomperberg.

Die Uebung der ärztlichen Kunſt ſteht in den höher gelegenen Alpenthälern Tirols noch ſo ziemlich auf der Stufe der Paracelſiſchen Zeit. Die Kranken ſenden noch einen gemeinſchaftlichen Boten, dieſer belädt ſeine Krax mit gefüllten Uringläſern, manchmal zwanzig bis dreißig auf einmal, und trägt's zum Doctor. Dieſer beſchaut Glas für Glas, giebt für jedes nach Befinden einen Trank, einen Thee, eine Salbe, und händigt es dem Boten ein. Gut iſt's, wenn dieſer die Medicinen nicht verwechſelt, ſondern hübſch aufmerkt, für wen jede gehört. Auf dieſe Art pflegte der erſt vor einigen Jahren verſtorbene „Vögele" von Matrai, im Unter-Wippthal, mehr als 3000 Fuß über dem Meere, zu heilen. Von früh bis Mittag wimmelte es von Kranken oder deren Boten auf ſeinem Hofe. (Vögele ſtarb 1855.)

Aber die Künſte, welche der „Weber vom Vomperberg" bei Vomp im Innthal, ohnweit Schwaz, verſtand, hat keiner von den „G'ſoachdoctoren" gekannt, denn es ging ins Uebernatürliche; allgemein wird geſagt, er ſei halb vom Teufel gekapert geweſen, ja Augenzeugen haben verſichert, daß ihn der Teufel ſchon gehabt, er aber demſelben entronnen ſei. Dieſer Weber iſt erſt im Jahre 1845 geſtorben.

Der Weber vom Vomperberge verkaufte einſt mehrere junge Schweine an einen Bauern jenſeits des Inn. Der Bauer trieb die gekauften „Ferkeln" über die Rothholzerbrücke, und wie ſie in der Mitte waren — prrr! — waren ſie verſchwunden. Alles ſchrie: das hat der Weber pfiffig gemacht, er hat das Geld, und die Fakln hat er gewiß wieder ins Haus zurück gehext!

Der Bauer trank ſich voll Verdruß erſt einen Dampf, und ging dann zurück zum Weber, welcher juſt zwiſchen Ofen und Mauer auf der Ofenbank lag, und die Füße herausſtreckte.

Der zornige und angetrunkene geprellte Bauer fiel über den Weber her und wollte ihn im Zorne bei den Füßen herausreißen — aber — o Himmel — der Bauer hatte jetzt beide ausgeriſſenen Füße in Händen! — Er erbebte, warf die Füße in die Stube und lief davon und ſagte nie etwas wegen den Fakln.

Hier hat ſich die Sage einiger Stücklein aus dem Doctor Fauſtbuche bemächtigt, und ſie örtlich heimiſch gemacht.

17.

Der Reck.

Inmitten des acht Stunden langen Pitzthales liegt das Dorf St. Leonhard am rechtſeitigen Ufer des Pitzbaches.

In der Nähe des Widums fällt der Schwambach als ſchöner Waſſerfall nieder, dort hatte vor vielen Jahren der Schmiedmeiſter Reck ſeine Werkſtätte.

Dieſer Schmied war ein ganz braver Mann, zwar betrieb er die weiße Kunſt, doch derart, daß männiglich ſtaunen mußte.

Er hatte alles von ſeinem Vater erlernt, und nur durch guter Mächte Hülfe, durch die Gnade des Herrn, vollbrachte er erſtaunliche Kunſtwerke.

Er verfertigte nämlich „Fuchseiſen", denen kein Thier entkommen konnte, wenn das Eiſen einmal gelegt war, ja ſelbſt ohne Köder fingen ſich die ſchädlichen Thiere darin.

Auch Büchſen verfertigte der Reck, welche die Kugeln einen halben Ladſtock tief in den härteſten Granitſtein hineinſchoßen.

Seine Kugeln, welche er mit weißen (frommen) Bannſprüchen während des Mettenläutens goß, trafen eben ſo ſicher, wie die Freikugeln, ohne daß er dafür ſeine Seele verkaufen durfte.

Aber der Wildjäger von Wieſen, eine Stunde hinter Kaltenbrunn im Kaunſerthal, „der Wieſenjackl", der mit der ſchwarzen Kunſt noch größere Stückl machte, wußte den Reck nach und nach zu verführen, ſo daß am Ende ſeine Seele des Teufels wurde, weil er die weiße mit der ſchwarzen Kunſt vertauſchte, mit Hexen ſich einließ und ſeines Seelenheiles verluſtig ging. Der Reck konnte ſich in eine Maus verwandeln und hat es öfter gethan.

18.

Der Wieſenjackl.

Eine Stunde über Kaltenbrunn ſteht der Hof Wieſen, darauf wohnte vor mehr als hundert Jahren ein Wilderer, welcher durch Teufels-

bündniſſe Wunder vollführte. Man hieß ihn nur den Wieſenjackl. Er hatte weiche Kugeln; wenn er eine ſolche weiche Kugel lud und ſchoß, konnte er ſo weit er wollte treffen, und wenn er in ein Rudl Gemſen ſchoß, ſo fielen juſt ſo viele, als er wünſchte.

Auch konnte der Wieſenjackl durch Handzeichen und durch ſtampfen mit dem Fuße das Wild feſtbannen, „gfrorn" machen. Einſt machte er viele Gemſen gfrorn, da ſahen aber die andern Jäger, wie den armen Thieren die Augen voll Thränen ſtanden, worüber ſie ſich entſetzten und dieſe Kunſt nicht lernen mochten.

Der Wieſenjackl betrieb noch mancherlei ſchlimme Künſte; einſt aber fiel er in eine Kluft, und glaubte ſich rettungslos verloren. Da faßte er Reue über ſeine Sünden und betete ſo von Herzen, daß ihn wirklich Gottes Gnade erhörte. Er kam aus dem Spalt, und wanderte alsbald in Folge eines Gelöbniſſes mit bloßen Füßen baarhaupt bis nach Maria von Kaltenbrunn, wo er mit erfrorenen Gliedern ankam, darauf als Eremit ſtrenge büßte, nachdem früher ein anderer Eremit den Teufel von ihm weichen gemacht hatte, der auf den Wieſenjackl paßte, und ſo ſtarb zuletzt der Wieſenjackl noch gut und ſelig. Auf ſeinem Grabe zu Kaltenbrunn ſteht noch heute ein Stein mit folgendem Reime:

„Hier liegt ein Wildſchütz, unverdroſſen
Hat er über 1300 Gams geſchoſſen,
Wie auch viel Füchs und Haſen
Und verthut damit ſein eigen Waſen."

Waſen ſteht hier für „Anweſen" oder Bauerngut; denn der Wieſenjackl hatte ſein ſchönes Gut durchs Wildern vernachläßigt und endlich vollends ganz verthan; es wurde in der Gant verkauft.

19.

Der Matz-Lauter.

Aehnliches, wie von den Wetterheren am Mannereck und St. Pancraziusberg (ſ. Hexenſagen 14), wird aus dem Leben eines berüchtigten Schwarzkünſtlers erzählt. Das war der Matthias Lauter, insgemein der Matz-Lauter genannt, der aus Brixen gebürtig war, und bei Latzfons am Berge wohnte. Er war überall gefürchtet, denn er machte Zaubereien, welche kein anderer Menſch je ausführen konnte. Noch leben viele Leute in jener Gegend, die ihn kannten, und vieles von ihm erzählen.

Der Matz-Lauter fanggirte in der Gegend umher, weil er nirgends Ruhe hatte, betrat die Hütten der Bauern, welche ihm gerne gaben, was er verlangte, nur um ſeiner ledig zu werden und weil er eine grauenhafte Erſcheinung war. Bisweilen gab er wohl einiges von ſeinen Künſten zum Beſten.

Einmal machte er in einer geräumigen Bauernstube in jeder der vier Ecken ein anderes Wetter zu gleicher Zeit. In einer Ecke schien die Sonne; in der zweiten war es düster und pfiff der Wind; in der dritten regnete es sanft, und in der vierten blitzte, donnerte und hagelte es. Ein andersmal zwang er Hennen, die sich jenseits des Eisackthales befanden, zu ihm herüber zu fliegen und Eier zu legen, mit denen er die Bäuerin, welche gastfrei gegen ihn gewesen war, beschenkte.

Seine Wunderkraft, so glaubte man allgemein, müsse er vom Teufel haben, indessen wurde man dabei etwas irregeführt, denn gerade er plagte und peinigte den Teufel am ärgsten, und man berichtete für ganz gewiß, daß der Matz-Lauter einst den Teufel zwang, durch eine furchtbare Wildniß, in der keine Ziege fortkommen konnte, einen Weg zu machen, und zwar mit solcher Geschwindigkeit, als er mit einem schnellen Pferde nachreiten konnte. (Nachhall einer Theophrastsage.)

Ein anderesmal mußte ihm der Teufel einen glatten, ungeheuren Baumstamm unten auffangen, welchen er über eine Felsenwand, mehr denn tausend Klafter hoch, hinunterwarf.

Als Wettermacher war der Matz-Lauter höchst gefürchtet, denn er selbst gab zu verstehen, daß er als Feind der Menschen alles aufbiete, um ihnen zu schaden, und bekannte, daß nur das Läuten der geweihten Glocken seine Macht hemme. Man kennt in dortiger Gegend überall das Sprichwort noch, welches er stets im Mund führte:

„Wenn die Tonnig-Moosgrillen und der Lai'ner-Stier, und die Latzfonser-Muaspfann und die Peterer-Goasschelle nöt war'n, wollt i mit dem Bergl schun achi fahr'n."

Unter Tonnig-Moosgrillen verstand er die Glocken der heil. Antoniuskapelle bei Feldthurns, unterm Lai'ner-Stier die Glocke von Laien, unter Latzfonser-Muaspfann die große Glocke von Latzfons, und unter Peterer-Goasschellen das schrillende Geläute der Kapelle zum heil. Petrus, eine kleine Wallfahrtskirche eine Stunde von Latzfons. Dieses Geläute ist in nächster Nähe seiner Wohnung gewesen (½ bis 1 Stunde entfernt); sonst hätte er schon längst das ganze Gebirge über Latzfons mit Bauernhöfen nach Klausen hinabgeworfen, das meinte er durch den Ausdruck: „wollt i mit dem Bergl schun achi fahr'n".

20.

Der Oberleitner in Terenten.

Zu Terenten im Pusterthale liegt ein Gehöft, welches der Oberleitnerhof heißt, dessen Besitzer vor vielen Jahren lebte, und als der alte Oberleitner im ganzen Umkreis des Gebirges bekannt war.

Dieser Oberleitner war auch ein Schwarzkünstler und nebenbei ein

gewaltiger Wildschütze, der gern über das Gebirg in die wilden Felsenthale des Stillupp- und Floitenthals auf Steinböcke auszog, und viele erschoß. Er hat auch in der That und leider die letzten mit seinem Stutzen weggestutzt. Einmal war er drüben mit einem Kameraden und sagte zu dem: Ei, da schau mal, mein Weib stellt just das Schmalz über das Feuer, um Krapfen zu backen; sie is heunt just nöt gut gelaunt; da müssen wir schon zu Essenszeit anlangen, sonst kriegen wir einen Ausputzer. — Ja, meinte der Andere, da haben wir ja anderthalb Tag' zu laufen. — Noan, noan, meinte Oberleitner, und wie sich die Leute auf dem Oberleitnerhof zum Essen setzten, gehen auch diese zwei bei der Thüre hinein. Natürlich konnte das nicht zugegangen sein, allein wie es geschehen, ist auch nicht zu sagen. Denken kann sich's jeder schon, daß es mit des Oberleitners Kunst zugegangen ist.

Auf dem Zugebäude des Oberleitnerhofes ist noch heute ein altes Gemälde, welches eine Geschichte des frühern Besitzers, der ein leidenschaftlicher Jäger war, festhält, und welches den Beweis liefert, daß das „Festmachen" kein eitel Jägermärchen ist. Der Oberleitner arbeitete im Feld, er sah nahe bei der Eidechsspitze Hirsche. Er befahl dem Knecht, die Büchse zu holen. Dieser lachte aber und meinte, da werden dieselben wohl davon laufen, bis er so weit hinauf „kraxeln" könnte. O, die hab ich schon fest gemacht! sagte der Oberleitner. Und richtig, sie blieben feststehen, bis er oben war, und konnte auf jeden einzelnen ruhig anschlagen und sie niederschießen.

21.

Noch mehr Wunderdoctoren.

Wenn man von allen Wunderdoctoren Tirols erzählen wollte, würde es ein Buch für sich allein; gab und giebt es doch im Landl sogar auch Wunderdoctorinnen, und wo gäbe es die nicht? Sie dürfen nur nicht in allen Ländern doctoriren, thun es aber doch oft heimlich.

In Völser-Aicha war der Bauer Kumpatscher, der konnte g'froren machen; er saß auf dem Harderhof.

Auf dem „Ritten" war der berühmte Pircher, der „bringen machen" vermochte, ein Paar alte Wunderbücher besaß, wofür ihm ein Herr aus Botzen 2000 Gulden geboten hat, und die Kranken oft ganze Tage lang warten ließ, bevor er sie anhörte; dann aber machte er sie schnell gesund.

Der Veitl im Pusterthale kurirt verhexte Kühe und „macht 'sbringen".

Zu Latzfons lebt ein altes, aber noch beinfrisches Weibele, eine weit und breit berühmte Bauerndoctorin, man nennt sie nur die „Mühlelin". Sie holt alle Kräuter, die sie den Kranken giebt, selbst vom Gebirge, kurirt besonders Scrophelkinder, und kurirt, daß es eine Freude ist. Ihre Ziehetochter soll ihre Nachfolgerin werden, und ihre Geheimnisse erben.

Auch im Bregenzerwalde iſt ein ſolches Doctorweibele feſthaft.

So ſteigen aus der Vergangenheit die alten Schwarzkünſtlerſagen in die Gegenwart nieder, und verjüngen ſich in ihr gleich denen von den Göttern, und nehmen niedrige Geſtalt an.

I.

Oertliche Sagen von Venediger-Manndeln, fahrenden Schülern und Schatzgräbern.

1.

Das Venediger-Manndl auf dem Sonnwendjoch.

Vor Alters kam alljährlich ein dunkel gekleidetes Männlein aus Venedig, welches, wie es viele ſeines Gleichen im Brauch hatten, Goldſtufen und Goldſand, ja auch Goldſtaub aus den Quellen und Bächen ſammelte, und ſtets bei letzteren in den Thalengen, beſonders am Sonnwendjoch, arbeitete.

Es kam im Frühjahre und zog im Herbſte ab, war ein gutmüthiges ſtilles Manndl, und blieb jedesmal, wenn es heimreiſete, beim Senn in der nahen „Kothalpe", beim Sonnwendjoch, über Nacht, welche gegenwärtig dem Wirth zu Reit, Praxmarer, und dem Wirth zu Rothholz, Eſterhammer, gehört, und zunächſt „den Kögeln" (Berge) liegt, welche ſich im herrlichen Achenthalerſee ſpiegeln.

Es traf ſich einſt, daß der alte ehrliche Senn von der Kothalpe ſtarb, und an ſeine Stelle ein verſchmitzter alter Böſewicht kam.

Das Venediger-Manndl kehrte wie gewöhnlich wieder zum Nachtlager zu, jedoch der neue Senn, vom Teufel der Habſucht verführt, wollte daſſelbe während der Nacht umbringen, und ſich den Reichthum aneignen; aber der Hirtenbub wußte den Schatzgräber zu warnen, ſo daß er ſich retten konnte.

Seit dieſer Zeit kam der Venediger nicht mehr; der Hirtenbub wurde ſpäter Knecht im „Iſarwinkl" in Baiern. Da traf ihn das Loos, daß er einberufen wurde, und nach Italien marſchiren mußte. Sein Regiment wurde nach Venedig gelegt.

Nach einigen Tagen ſchlenderte der Soldat neugierig an einigen ſchönen Paläſten am Canal grande vorbei, als er aus einem Fenſter des erſten Stockes beim Namen gerufen wurde, und man ihm hinauf zu kommen winkte.

Er ſtieg ſogleich über die breite Marmorſtiege empor, wo ihn ein edler Venediger in ſchwarzer Sammetkleidung empfing, der ihn in ein wundervoll prächtiges Zimmer führte, auf einem Sopha ihn Platz nehmen ließ, ſich zu ihm ſetzte und begann: Ihr habt vor Jahren einem Venediger in der Kothalpe das Leben gerettet, Ihr ſollt nun belohnt werden; daher begehrt, Ihr ſollt alles haben, was Ihr wollt. — Laß das gut ſein,

lieber Herr! antwortete der Soldat, ich that nur meine Pflicht; dafür wird der Himmel sorgen, ob ich Lohn verdiene oder nicht.

Diese Antwort schien den Venediger sehr zu erfreuen, er nahm den Jüngling bei der Hand und sprach: Das zeigt mir, daß Du ein echter Tiroler bist. Er ging nun in ein Nebenzimmer und kam bald darauf ganz so wieder heraus, wie er als „Venediger-Manndl" in der Kothalpe aussah. Der Soldat erkannte ihn nun und hatte große Freude und wurde zutraulich.

Nun wiederholte der Venediger abermals das Anerbieten von Geld und Reichthum, aber der Soldat lehnte es wieder ab, und sagte: Gesundheit und Zufriedenheit ist mein Reichthum und diesen wird mir der liebe Herrgott bescheeren, so lange er es für gut findet. Einen Wunsch aber hätte ich wohl, und dieser wäre, daß ich vom Militär ohne zu desertiren nach Isarwinkel fahren könnte, wo ich mein Schatzerl habe, ein Mädl wie Milch und Blut.

Der Venediger hatte diesen Wunsch kaum gehört, als er sogleich ein großes weißes Tuch herbrachte, in welches ein Mantel eingehüllt war.

Er nahm den Mantel heraus, und legte ihn dem Soldaten über den Rücken, und schlug das weiße Tuch auch noch darüber. Auf einmal fühlte der Soldat sich in die Luft gehoben. Grüß' mir Deinen Schatz! hörte er nur noch den Venediger nachrufen; denn pfeilschnell flog er aus dem hohen Fensterbogen — wie sie in Venedig gebräuchlich sind — fort, das weiße Tuch breitete sich wie eine weiche Wolke aus, trug ihn sanft, und ließ ihn bei dem Hause seines Mädchens nieder. In der Manteltasche fand sich ein reicher Brautschatz.

Das Glück verließ den Burschen nimmer. Er wurde bald ein glücklicher Gatte, kaufte sich vom Soldatenstande los, und hat sein Abenteuer oft genug erzählt.

2.

Die Goldbrünnlein.

Wenn man von Schmirn gegen den Kasererberg hineinkommt, ein Weg von 1½ Stunde, sprudeln am Fuße des Schmirnerferner einige Quellen hervor, welche die Goldbrünndln benannt sind, und Gold führen sollen.

Hierüber weiß man vielerlei Wunderbares zu erzählen, besonders auch das, daß in frühern Jahren Venediger und Juden (Goldjuden genannt) sich vieles Gold daraus geholt hätten. Sie gruben kleine viereckige Kästen (Teichl) in die Erde und leiteten die Goldwässerlein darüber, Goldkörner und Goldstaub sank darin zu Boden, welche sie dann jährlich zweimal leerten.

Im Jahre 1849 fanden die Hirten alldort ein solches Teichl, welches durch eine Abrutschung im Frühjahr ausgegraben und zu Tage gebracht wurde, seitdem ist diese Sage wieder lebendiger als je im Thale verbreitet.

Der Wirth im nahen Orte Kasern, „der Schirmerwirth auf Kasern" genannt, weiß hievon mehr zu erzählen.

Ohnweit der Alpe „Steinkaſer" quillt neben dem „Oberberg" auch ein Goldbrünnlein. Ein Hirte hat in demſelben einmal ein Tröglein entdeckt, das ein Venediger da zurückgelaſſen. Waſſer war darin, Schlamm und Steingries auch, Gold aber nicht.

Nicht weit von einer Schäferhütte am „Vorbergerſee" quillt das Schwarzbrünndl, eine ſchwache Quelle. Auch dieſe ſoll, gleich unzähligen anderen, vor Zeiten Gold geführt haben.

Auf der Latzfonſer-Alpe bei Klauſen zeigen die Hirten dem Wanderer gerne eine von ihnen ſehr hochgehaltene Quelle, und erzählen, wie vordeſſen aus ihr ein Venediger-Manndl ſchreckhaft viel Gold von dannen getragen. Das Manndl war in ein ſchwarzes Sammtröckl gekleidet, aber ſehr finſter, und Niemand hat gerne mit ihm reden mögen.

Auch an der ſchönen Alpe „Hinterkaſer" zeigt man noch von den Venediger-Manndlen leider ganz ausgebeutete Waſſerquellen, zu denen man vom Kaſerbache aufſteigt.

Ueber Hötting beim Bergfall hat man vor alten Zeiten am Rauſchenbrunnen auch ein Männlein angetroffen, welches dort eine heimliche Goldwäſche hatte, und den Goldſand auffing und von dannen trug.

Und ſo ließen ſich noch gar viele Quellen namhaft machen, wie von anderen deutſchen Gebirgsquellbrunnen auch, welche die Sage goldführend nennt, und an welche ſie Venediger Goldſucher verſetzt. Und allen dieſen Sagen liegt eine Wahrheit zum Grunde; das Gold war wirklich da. Einiges Gold liegt in jedem Gebirge; einzelne Theile deſſelben entführten dem tiefen Erdſchooße die Quellen im Laufe der Jahrtauſende; es lag lange in den Quellrinnen — da lernte man es ſuchen und finden, und ſuchte und fand ſo lange, bis nichts mehr ſich finden ließ.

3.

Der Goldſucher auf dem Hofe Tendres.

Zwiſchen Reſchen und Nauders liegt der Hof Tendres, darauf lebt noch der alte Tendreſer Bauer, der erzählte Wort für Wort:

„Jedes Jahr im Herbſt kam ein Venediger-Manndl, in dunkelm aber oft zerriſſenem Gewande, wie ein Bettelmännlein, das auf meinem Hofe über Nacht lag, am andern Morgen gegen den grünen See hin bis an die Schweizergrenze ging und Abends wieder zurückkehrte."

„Da ich nicht begreifen konnte, was dieſes Bettelmännchen in dieſer Gegend alljährlich zu ſuchen habe, und da es in einem Tage weder Alpen noch Hütten oder Höfe erreichen konnte, wo ſich etwas erbetteln ließ, ſo ging ich ihm nach und fand es am grünen See bei einer Quelle, wo es eben den Sand aus einem hölzernen Troge, in welchen die Quelle hinein rann, herausnahm, und in ſeinen Sack ſchüttete."

„Ich dachte mir nun: Warte, warte, Männchen! ich werde Dir dieſes Geſchäft erleichtern, und vor Deiner Ankunft den Trog ausleeren.“

„Iſt der Sand etwas werth, ſo kann ich ihn auch brauchen, und wäre er nichts werth, ſo würdeſt Du nicht jährlich hieher kommen und den Sand holen.“

„Im nächſten Jahre gegen den Herbſt ging ich zur Quelle, deckte die Steinplatten vom Troge ab und fand ihn voll Goldſand. Ich machte mich, obſchon er ſehr ſchwer war, damit nach Venedig, wo ich einem reichen Herrn denſelben zum Kaufe anbot. Der Mann ſchlug die Hände zuſammen und ſagte: O Du reicher Mann! Ich habe nicht ſo viel Geld, um das Gold zu bezahlen. Aber gehe hinab in jene Gaſſe, dort findeſt Du ein großes, aber verſchloſſenes Haus; klopfe an, und dort wird Dir der reichſte Mann von Venedig aufmachen, und Dir Deinen Sand abkaufen. Als ich in die Nähe des Hauſes komme, ruft ſchon von weitem eine Stimme aus dem Palaſte herab: Tendreſer Bauer! komm herauf mit dem Gold! Ich begriff nicht, wer mich ſo weit von der Heimath kennen ſollte, ging hinauf in das Haus und fand darin eine Pracht und einen Reichthum, daß mir völlig die Augen weh thaten. Als ich in das Zimmer zum Herrn hintrat, fand ich auf einem goldenen Seſſel ſitzend das Bettelmännchen, das ſo oft bei mir über Nacht gelegen. Er ſtand auf, drohte mit dem Finger und ſagte: Du haſt nicht ehrlich gehandelt, da Du mir meinen Trog ausgeräumt haſt. Weil Du mir aber oft zu eſſen und Nachtlager gegeben haſt, will ich Dir für dieſes Gold, das mein gehört, doch einen kleinen Taglohn geben. — Er gab mir für jeden Tag, den ich auf der Reiſe war, ein Goldſtück, dann hielt er mir einen Spiegel vor; ich ſah darin meinen Hof Tendres, und Weib und Kinder auf dem Felde arbeiten, kurz alles ſo, wie wenn ich vor meinem Hof ſtände; dann drehte er den Spiegel um, und ich ſah die Quelle am grünen See mit dem Troge, dann wiſchte er über den Spiegel und ſagte: Jetzt geh nach Hauſe, und Du wirſt weder Quelle noch Trog mehr finden.“

„Und ſo war es auch. Als ich nach Hauſe und zum grünen See kam, war es mir nicht mehr möglich, die geringſte Spur von jener Goldquelle zu finden.“ — Es iſt eine ſchöne phantaſtiſche Gegend, die, zwiſchen Reſchen und Nauders.

4.

Die Pfrillen.

Zu hinterſt am Krummbach bei der Gerlos liegen drei kleine Bergſee'n, wovon einer noch Millionen von „Pfrillen“ enthält, eine ſonſt beliebte Fiſchgattung. Aber kein Menſch im ganzen Thale ißt davon, weil ſie von einem „Venediger-Manndl“ hineverpflanzt wurden, und die Eigenſchaft beſitzen, daß ſie den davon Eſſenden eine langſame Abzehrung bringen.

Die Sage kündet von dieſen Pfrillen, daß vor alten Zeiten ein dortiger

böſer Bauer die Nachbarn ſämmtlich vertilgen, oder „zur Sterb bringen“ wollte, ohne Aufſehen, um nach und nach das ganze Thal zu bekommen, und daß er ſich durch den Venediger ein ſolches Giftſtückl machen ließ. Sein ſündhaftes Thun aber hat ihm ſchlechten Lohn getragen, denn er ſteckt nun als Verdammter drunten im See, und die Pfrillen freſſen fort und fort an ihm, weil ſie außerdem keine Nahrung drunten bekommen, und was ſie ihm abfreſſen, wächſt immer wieder nach, wie in der antiken Götterſage die Leber des Prometheus. So lange nun der Glaube an dieſe Nahrung der Pfrillen im Volke lebt, iſt es keinem Menſchen zu verdenken, wenn er auf deren Genuß verzichtet.

5.

Der beſchriebene Stein und die Seeſchlange.

Zu hinterſt des Vigarthales im Unter-Wippthal-Gebiet ſteht ein rieſiger Steinblock, hoch und breit, wie ein dreiſtockiges Haus, in welchen verſchiedene Zeichen und Buchſtaben eingegraben ſind, die nicht mehr zu deuten. Das ganze Thal war einſt ein Alpenſee, ſeine Vertiefung heißt noch jetzt „Seegrub“, und im Hintergrunde liegen unterm Abhange des Glunkezers die fünf kleinen dunkelgrünen Vigarſee'n, aus denen der Mühlthalbach fließt, der etwas weiter vor einen ſchönen Waſſerfall bildet. In einem der See'n, der Blauſee geheißen, ruht ein Goldſchatz, der bisweilen blüht. Der Schallerwaſchtl von Tarzens hat ihn einmal blühen ſehen, und da er eine Art Bergknappe war, ſtets allerhand im Grind hatte, und überall herum knappte, ſo dachte er auch dieſen Schatz zu heben. Daher kam ihm ein „fahrender Schüler“ oder Student juſt gelegen, der einen Bergſpiegel (was man in Deutſchland Erdſpiegel nennt), eine Zeig- oder Wünſchelruthe und ein Zauberbuch hatte. An dieſe drei Stücke hing der Schallerwaſchtl ſein letztes Geld, und der Student grub in jenen Stein die magiſchen Zeichen. Der Schatz wurde nun beſchworen, da kam aus dem blauen See eine unthümlich große Schlange, zehn Schuh lang, und ſo dick wie ein Menſchenſchenkel, das mochte vielleicht der Schatzhüter ſein; ſie hatte einen Kopf, ſo dick wie ein Butterſchaff, und fuhr auf die Beſchwörer los, dieſe aber riſſen aus wie Schaafleder, und für ſie hatte der Schatz nun einmal nicht geblüht, das war ausgemacht.

Die große Schlange dieſer Gegend iſt aber eine nahe Muhme zu der bekannten Seeſchlange, die von Zeit zu Zeit im Meere der Zeitungen, wenn es recht politiſch windſtill iſt, auftaucht. Selbige erſtere ließ ſich 1849 in der Nachbarſchaft der Wegſcheideralpe von dem Stiels Hans, Bauer zu Patſch, ſehen, der auch vor ihr davon lief. Im Jahre 1856 ſah ſie am Herz-Jeſu-Sonntag der Melcher Franzl auf derſelben Alm im Möſl am Bach beim Waldele. Sie ſchwamm im Bach abwärts, ſtieg dann

heraus ins Moos und rückte auf den Wegscheiderfranzl zu, der lief geschwind davon und kam todbleich zu dem Hirten auf der Alm. Der Kühbub sah sie zweimal, am Peterstag und zuletzt am Montag den 14. Juli 1856. Er heißt Franz Anker aus Patsch. Seitdem haben sie drei geladene Büchsen in der Hütte, haben die Löcher unter Hütten und Häg gut verstopft. Man soll sie öfter im Moos vor einem Hochwetter sehen; wenn's recht warm ist, kriecht sie gerne im Wasser des Baches, der allda ganz ruhig läuft und Möser bildet. Sie spürt das Wetter. Schleicht gerne beim Bach unter den großen dortliegenden beschriebenen Stein. Der Doll Natz (Nagiller mit Schreibnamen), Bauer zu Tarzens, ein sogenannter „der viel versteht", hält sie für den Schatzwächter und war heuer schon dort, meint sie mit einem großen Angel zu fangen. Ein Naturforscher war auch dort, um sie als große Wasserschlange zu schießen. Was er aber geschossen hat, verbietet die Sittsamkeit zu nennen.

6.

Das Zauberbuch.

Im Pusterthale starb einst ein Jäger, dessen Ur-Ahnl sich von einem fahrenden Schüler ein großes Zauberbuch verschafft hatte, und wegen seiner Bannkünste (er konnte sowohl sich als andere fest machen, und traf alles sicher, was er nur wollte) absonderlich berufen war. Er hatte alles aus jenem Buche gelernt, welches als geheimes Vermächtniß seit einem Jahrhundert vom Vater auf den Sohn überging. Daraus wußte er viel Künftiges zu deuten, ja sogar seinen Tod, und das ging also zu:

Im Winter spürte der Jäger sich unpäßlich und lag hinterm warmen Ofen. Eine Kuh, die er besonders pflegte und lieb hatte, brachte ein Kalb. Er fragte angelegentlichst die Magd, was das Kälbchen für eine Farbe habe? Sie sagte, daß es schneeweiß sei. Als er dieses vernahm, sprang er auf, sperrte sich in die Kammer und brachte bald einen Pack Schriften und allerhand Zeichen und Bücher und warf alle in die Flammen des geheizten Stubenofens, die er tüchtig anschürte. Auf dieses alles legte er noch jenes dicke große Zauberbuch. Während diese Dinge verbrannten, floß aus den Blättern des Buches ein Blutbächlein heraus und zischelte sonderbar in den züngelnden Flammen. Der Besitzer starb kurz darauf und somit waren alle seine Kunstgriffe seinen Erben für immer verloren.

7.

Irregang.

Auf dem Weg von Innbach nach dem Eben zu ist der wohlhabende Bauer Wallner von Innbach (er lebt noch, ist jetzt siebzig Jahre alt, noch

ſehr munter und brav) Baumrinden kaufen gegangen, um Loh für die Gerber zu machen. Das war im Jahre 1814.

Wie er den Berg hinauf geht, ſo iſt ihm alle Augenblicke der Weg unbekannt vorgekommen, wo er doch jeden Stein kannte, und es war ihm ganz eigen zu Muthe, weil er auch in die Irre geführt wurde, bald da bald dort ab vom Pfade.

Er ging fort, immer aufwärts hin, und ſchon $4^1/_2$ Stunden war er am Weg und doch noch nicht nach Eben gekommen. Da findet er endlich am Berg ein Manndl auf dem Moosboden ſitzen, im grauen Gewand, welches ein Jagdgewehr an der Seite liegen hatte; das Manndl ſagt: Guten Morgen! wo denn heunt hin? heunt hin? Sagt der Bauer: Rinden kaufen, aber ich glaub', ich bin nicht auf dem rechten Weg. Sagt das Manndl: O ja, Du haſt oft gnua den rechten Weg gemacht, werſcht'n heunt wohl a haben!" Der Bauer ging weiter und nach einigen Minuten kommt er zu Felſenkluppen (Klammen), glitſcht aus und fällt ſich faſt zu tod. Da unten kommt er ſpäter wieder zu ſich, und fängt an, dem Manndl zu ſchreien; ſchreit aber vergebens bis ſpät Abends. Der Bauer ſchrie immer ſo: Hundert Gulden und einen Staar Waitzen! ſonſt brachte er nichts von ſich. Die Nacht vergeht. Am anderen Tage ſchreit er bis Abends wieder ſo. So vergehen drei Nächte und drei Tage. Am letzten Tag war der Bauer ſo entkräftet, daß er einſah, wie aus dieſer Klamm keine Erlöſung zu hoffen ſei; er macht daher Reu und Leid, betet und ergiebt ſich in den Willen Gottes recht als ein braver Chriſt. Hat ſich auch noch verlobt, wenn er dennoch gerettet würde, zu den armen Seelen im Volderer Walde zu gehen, und dann ſank er um. Die Nacht geht vorbei, am Frühmorgen aber kommt er dennoch wieder zu ſich und hört Menſchentritte. Er nimmt die letzte Kraft zuſammen und ruft: Hundert Gulden und einen Staar Waitzen! Zwei Bauernknechte, welche droben gingen, hörten ihn rufen; ſie hatten glücklicherweiſe Stricke bei ſich, um das Heu vom Berge zu ziehen, und riefen ihm hinab: Wo biſt D'! Er antwortete: Da! und ſie fanden ihn endlich tief unten. Sie mußten jedoch die zwei großen Seile zu einem zuſammen binden, und dieſes hinab laſſen, und endlich wurde der Wallner heraufgezogen. Er hat die hundert und einen Staar Waitzen gegeben, und die Wallfahrt ſogleich ausgeführt.

Ob es das Manndl ihm angethan hat durch Blendung — ob er auf eine Irrwurzel gekommen iſt — das weiß er ſelbſt nicht. Aber ſchneeweiß iſt er am Kopf geworden, und vergeſſen hat er zeitlebens nicht die Angſt und Fährlichkeit ſeines Irrganges.

8.

Die Wechſelmünze.

Im Lande Tirol iſt faſt bei den meiſten Bauern der Gebrauch, daß ſie zu ihrem Gelde einen geweihten Benediktuspfennig, oder ein geweihtes Kreuzl,

beſonders wenn es durch lange Jahre an einem Roſenkranz hing, oder auch drei Palmkätzchen von gewelhten Palmzweigen hinzu legen. Eben ſo wird man bei den frommen Viehhändlern oder Fuhrleuten oder Marktleuten u. a. m. im Geldbeutel ſtets einen Benediktuspfennig oder ein Kreuzl finden.

Dieſer Brauch ſtammt aus uralter Zeit, als noch die vielen herumziehenden obdachloſen Fremden, zum Theil mit Familien, dem Lande eine große Laſt, und ſehr gefürchtet waren. Erſtens kannte man dieſe Leute nicht, ſie hatten fremde Tracht und Geſichtszüge und übten allerhand Schwarzkünſtlerſtücklein, wahrſagten aus der Hand, ſchlugen Karten auf, und ein Fluch von ihnen brachte namenloſes Unheil, daher gab man ihnen überall aus Furcht, ja ſie brandſchatzten faſt manche Häuſer. Wer nichts gab, dem ging es ſchlecht, meiſt brannte dann das Haus ab. Man hieß ſie Zigeuner, obgleich unter dieſem Ausdrucke alle unbekannten Durchzügler, fahrende Schüler, Studenten und dergleichen, die Laninger oder Törcherartig herumſtreiften, verſtanden wurden. Die Hauptkunſt von ihnen war „das Geldwechſeln“ oder „d'Wechſelmünz“. Es waren Münzen von Pfennig- bis Thalergepräge, welche ſie bei ſich trugen, und wenn ſie ein ſolches Geld unter fremdes Geld zu bringen wußten, dann verſchwand alles andere, nur die Wechſelmünze blieb dort, das andere Geld jedoch kam in die Hände der Zigeuner und Streuner.

Daher kam es ſo weit, daß mancher einem Unbekannten niemals Geld verwechſeln mochte, und manchen gibt es im Lande, der es noch nicht thut. Wem ſich kein Geld in der Sparkaſſe erhalten will, der ſagt: ich glaub ich hab einen Wechſelpfennig in der Sparkaſſe gehabt; oder von einem, der nie Geld daheim hat, heißt es: der hat eine Wechſelmünz daheim.

Ein Mädchen wurde Braut; am Wege fragte Einer den Andern: was bekommt ſie für ein Heirathgut? Der Andere ſprach darauf: von der Mutter das Mütterliche, vom Vater einen Wechſelthaler! — Dieß war ein übles Nachreden, denn es wollte ſagen nichts! wohl noch ärger iſt ſolch ein Ausdruck, es bedeutete hier: daß dem Bräutigam Gefahr bevorſtehe, daß ſie ihn um ſein Vermögen bringen werde — oder das Mädchen ein von der Mutter verzogenes Kind ſei, welches für die Wirthſchaft nichts tauge, was für eine Bauernſchaft freilich ſehr gefährlich iſt; denn ohne eine brave Bäuerin kommt die Bauernſchaft auf die Rodl (geht zu Grunde).

Ein Achenthaler Kohlenführer, welcher Kohlen zu den kaiſerlichen Schmelzhütten im Innthal fuhr, hielt am Ufer des Achenthalerſee's ſtill, und ſchlug ſich ein Feuer. Da trat zu ihm ein fremder Mann in einem Soldatenrock, mit breitgekrämptem Wallachenhut, und bat, ihm einen Sechſer (ſechs Kreuzer) zu wechſeln. Der Kohlenführer zog ſeinen Beutel, darin er einen Thaler und kleine Silber- und Kupfermünze hatte, gab jenem ſechs einzelne Kreuzer, und warf den Sechſer in den Beutel. Faſt mit auffallender Eile entfernte ſich der Törcher, und der Kohlenführer dachte: Sicher hat mich der Kerl

mit einem falſchen Sechſer angeſchmiert, zog abermals den Beutel, den Sechſer näher anzuſehen. Das konnte er thun, der Sechſer war da — aber alles übrige Geld war pfutſch.

9.

Der Wechſel-Achtzehner.

Zur Zeit als die Säumer über die Berge mit Saumröſſern vom Südtirol mit Wein und Branntwein ins Nordtirol herüberfuhren, begegnete es einem Händler, daß von Jaufen herab gegen Sterzing zu, eine wandernde Zigeunerbande ihm begegnete und ein Mann der Bande gar ſchön bat, jener möchte ihnen für einen Achtzehner Kreuzer geben. Der Händler entſprach alſogleich dem Wunſche und warf den Achtzehner in ſeinen ledernen Fuhrmannsbeutel, wo er nahe bei dreißig Gulden darin hatte. In Sterzing verkaufte er Wein beim Adlerwirth, und mußte etwas herausgeben; aber wie er den Beutel öffnete, war alles Geld verſchwunden, und nur der Achtzehner lag darin. Wie der Händler nun ſtaunte, ſagte ihm ein alter Schnapsbruder, der juſt am Tiſche zechte, daß er vom Zigeuner vermuthlich eine Wechſelmünz erhalten habe — den Achtzehner ſolle er nur gleich verwerfen, ſonſt komme er noch um mehr, und erzählte ihm auch, daß es mit einem ſolchen Geld die Bewandtniß habe, daß es alles andere verſchwinden mache und in die Hände desjenigen bringe, welcher die Wechſelmünz hergegeben habe. Der Säumer lachte den Alten aus, und behielt ſeinen Achtzehner, ſteckte ihn aber ins Seitentaſchl.

Nach ſeiner Heimkunft erzählte er die Geſchichte den Nachbarn im Wirthshauſe, von denen einige jedoch auch ſchon etwas von Wechſelmünz gehört hatten, und dieſe fragten ihn alsbald, wo er den Achtzehner aufbewahrt habe? Er ſagte ihnen, daß er ihn in ſein Geldkaſtl geworfen habe. Das könnt' halt doch gefährlich ſein, — meinte der andere — denn man weiß doch nicht, was ſo ein Sakaravolk für Zauberkünſt' verſteht, und es kann Dir leicht auch das ander Geld zum Teufl gehen!

Dieß war dem Händler ein Floh ins Ohr, er rannte ſogleich in ſein Haus, das gerade über der Straße war, und kam ganz beſtürzt zurück, brachte den Achtzehner, und erzählte, daß alle ſein Geld verſchwunden ſei, und es betrage über zweihundert Gulden. Jetzt wurden alle nicht wenig aufgebracht über ſolche Bosheit und ſie machten ſich über den Achtzehner her, und ſchmolzen ihn beim Schmied im heißen Kohlenfeuer flüſſig, dann warfen ſie alles in den Wildbach hinein. Das geſchmolzene Silber ſoll ſchrecklich gepfiffen und geſprüht haben — 's hat vermuthlich den Teufel ſelbſt gezwickt und gebrennt, denn daß die Wechſelgelder vom böſen Feind herrühren, darüber braucht keiner lange im Zweifel zu ſein.

10.

Venediger Brutpfennige.

Eine ungleich beſſere Münze, als die verrufene Wechſelmünze, gaben öfters denen, die ihnen Gutes erzeigten, die Venediger-Manndl. Solche Münzen waren kleine, unſcheinbare Pfennige, mit dem Löwen von San Marco auf dem Gepräge, meiſt ſehr abgegriffen, und die alten Dogennamen auf der anderen Seite kaum noch lesbar. Wurde ein ſolcher Venedigerpfennig zu anderem Gelde gelegt, ſo nahm es niemals ab, wenn auch täglich etwas davon verausgabt wurde. Am anderen Tage war die Summe immer wieder vollzählig. Aber dieſe Brutpfennige dienten nur dem Guten und Redlichen, nicht dem Verſchwender. So wie der Beſitzer eines ſolchen Pfennigs zu unnützen oder gar zu ſündlichen Zwecken Geld von dem Haufen nahm, ſo verſchwand alsbald der ganze Zauber, und der Venedigerpfennig verlor ſeine ſammelnde und erhaltende Kraft.

Vom bekannten Heckthaler gehen in Tirol nur wenige ſeltene und dunkle Sagen. Derſelbe konnte nur durch den Teufel erlangt werden, durch Beſchwörung um Mitternacht auf einem Kreuzweg, und unter ſehr gefährlichen Umſtänden und Ceremonien.

11.

Schätze und Schatzheber.

In das Bereich der Venediger-Manndl- und fahrenden Schülerſagen fallen auch noch die zahlreichen ſagenhaften Mittheilungen über verborgene Schätze und deren Hebung, bei welcher letzteren die erſteren ſehr häufig betheiligt erſcheinen, beſonders wenn von den flüſſigen Schätzen, den Goldbrunnen (vergl. o. Sage 2) die Rede iſt, aber außerdem nicht ſelten.

Schätze — dieſe Ideale irdiſcher Seligkeit, beſchäftigten einſt, wie zum Theil immer noch viele Köpfe, und wohl viele ehemals wohlhabende Männer leben noch im Lande, vom Almoſen der Gemeinden unterhalten, die unglückliches Schatzgraben dahin gebracht, denn es ging ihnen, wie der anderen Hälfte ſolcher Bedauerungswürdigen, welche ihren letzten Heller auf „Hoffnungsbauten“ ergiebiger Bergwerke verausgabten, und jahrelang gruben und ſchaufelten, daß man es kaum glauben kann, wie es möglich war.

In ihrer Leidenſchaft vernachläſſigten ſolche Männer ihre häuslichen Beſchäftigungen, und ſtanden unverſehens am Bettelſtabe, eben ſo überraſcht, wie davon — daß ſie nichts gefunden hatten.

Eins iſt als unumſtößliche Wahrheit anzunehmen, daß das ſogenannte „Goldgraben und Schätzeheben“ eine gleiche Leidenſchaft werden kann, wie das Lotterieſpiel der armen Leute, denen Gutmüthigkeit nicht, wohl aber vernünftige Ueberlegung fehlt, daher der vernünftige Bauer Schatzbann und

Traumbücher aus dem Fenster oder ins Feuer wirft, und sich um den Hausſegen an den Himmel wendet.

Die Urſache, daß die edlen Metalle der Bergwerke nicht mehr angetroffen werden, ſieht die Sage darin, daß ſie verſanken, beſonders wegen dem Glockengeläute; mit den Schätzen hat es eine andere Bewandtniß.

Die Schätze können in der Regel gehoben werden, daher nur das Wann und Wie zu erforſchen iſt, welches ſich aber meiſtens zur Unmöglichkeit ſteigert.

Schätze ſind in allen Theilen des Landes vorhanden; auf den Bergen, im Thale, unter Felſen, Bäumen, im See, auch im Keller, unterm Heerd und hinter Mauern. Vor allem ſind es die „Ruinen" der einſt mächtigen Burgen, in welchen die Schätze in verſchiedener Form ruhen.

Jede alte Burg hat ihre Schatztradition aufzuweiſen; einſt war es mit den Burggeiſtern eben ſo, dieſe ſind ziemlich verſchwunden (erlöst), nur die Schätze blieben unveränderlich ruhen.

Unter der Schloßruine zu Thaur liegt ein großer Schatz verborgen, nicht weniger als neun große goldene Kegel und dazu eine goldene Kugel. Auf dieſen Schatz haben ſeit Jahren in den dortigen unterirdiſchen Gängen Leute gegraben, nun ſind die Gewölbe faſt alle eingefallen.

12.

Das Kegelſpiel der Margarethe Maultaſch.

Ein goldenes Kegelſpiel iſt auch im Schloſſe Maultaſch bei Terlan verborgen, welches alle hundert Jahre „blüht", d. h. durch einen Glanz auf der Oberfläche der Erde ſich anzeigt, wo man hinuntergraben müßte, den Schatz zu heben.

Beda Weber erzählt hievon ausführlich in ſeiner Beſchreibung von Tirol, daß das Kegelſpiel der Margaretha Maultauſch gehört, und daß es ihr Jäger „Georg" geſtohlen und vergraben habe, als ſeine Herrin zu Botzen 1363 das Land Tirol an Oeſterreich abtrat. Als er es vergraben hatte, traf ihn zwei Tage darauf ein Schlagfluß, und niemand wußte darum. Er wandelt als Schatzhüter ſchwer geſtraft umher; um Mitternacht ſtellt er die Kegel ſeufzend auf, wirft die goldene Kugel ans Schloßthor, dieſes fliegt dann mit Krachen auf, und es treten heraus die alten Grafen von Tirol und Görz, manche mit Kronen auf dem Haupt, und Margarethe „die Maultaſch" mit ihrem ſchimmernden Halsband. Sie kegeln — der unglückliche Georg muß aufſtellen, aber die Kugel trifft ſtets ſeine Füße ſo ſchmerzvoll, daß er ſo laut ſchreit, daß mans über Botzen bis nach Sigmundskron hört.

Nur wer den Schatz hebt, der erlöſet auch Georg. Es iſt nicht ſo lange her, als einſt zur günſtigen Stunde ein Eierweib den Schloßweg hinaufging. Die arme Seele Georgs nahm ihr den Eierkorb vom Kopfe, und ſtellte ihn am Thurm nieder, wo das Kegelſpiel vergraben lag. Auf

einmal sah man im Korbe zehn schwarze Kohlen statt der Eier liegen. Wirf geschwind einen Rosenkranz darauf, sagte der Geist. Allein sie hatte leider keinen bei sich, riß aber das Skapulier vom Leibe und warf es darauf. Leider auch vergebens, denn das liebe Frauenbild darauf war durch das lange Tragen verwischt worden.

So ging die Glücksstunde unbenützt vorüber, die zehn Kohlen, welche sich ins Kegelspiel von Gold hätten verwandeln sollen, wurden wieder gewöhnliche Eier, und erst nach hundert Jahren schlägt solche Stunde wieder. Der Geist ging weinend hinauf zum höchsten Thurmfelsen, und seufzte seine gewöhnliche Klage in die Lüfte:

„Wer will mich erlösen
Vom Bann des Bösen,
Muß in Schlosses Gründen
Neun Kegel und Kugel finden,
Die hab' ich der Fürstin gestohlen,
Die hab ich der Fürstin verhohlen!"

Hier hat sich die alte Riesensage vom Kegelschieben, wie in gar vielen Gegenden Deutschlands, zur Ritterſage verjüngt, und die Romantiker haben das ihrige gethan, sie entstellen zu helfen.

13.

Schätzeblühen.

Wenn man von Hochlizum zu hinterst im Wattenthal ins „nasse Dux" hinübergeht, zeigt man dem Wanderer einen großen Hügel, wie ein Kohlenhaufen gebildet, in der Nähe des schönen „blauen See's". Vor sechzig Jahren ging ein Duxer, Hirte der nassen Dux-Alpe, hier vorbei, der öfter z'Nachts einen schönen Glanz da gesehen hatte, und sah dießmal den ganzen Kohlenhaufen voll Goldklumpen liegen, der so schön glänzte, daß er sich nicht getraute, näher zu treten und etwas davon zu nehmen, oder etwas Geweihtes darauf zu legen; er lief vielmehr auf die Alpe, und erzählte es seinen Kameraden. Wie diese mit ihm kamen, war nichts mehr zu sehen.

Aber seit damals sah der Hirte nicht ein einzigesmal das Schatzblühen mehr, weil er es ausgeplauscht hat.

In der Jaufenburg im Passeierthale liegt ein Schatz in Gold, Silber und Juwelenpracht unter den eingefallenen Gängen, mit welchem man ein Königreich kaufen könnte.

Im Schloß Maienburg liegt der Schatz im ehemaligen Schloßteich, jetzt sumpfiges Krötenwasser, der blüht sehr oft und wunderlieblich. Ein schwarzer Hund bewacht denselben.

Im Weiherburgerteich bei Innsbruck ruht ein goldener Schatz, welcher vor mehr denn 500 Jahren dort vergraben wurde, und zu gewissen

iten in Form ſchöner Schlangen herumgeſchwommen ſein ſoll mit fun-
ndem Goldglanz. Dann wollte man einen Schatten, den ehemaligen
ſitzer Langenmantel, um Mitternacht ächzend herumwandeln geſehen haben,
ien Erlöſer ſuchend, der ihm die langgehoffte Ruhe geben könnte.

Noch andere haben dort eine ſchatzhütende Schlange mit einem goldenen
chlüſſel im Munde geſehen. —

Im Jahre 1681 kam das Jeſuiten-Kollegium zu Innsbruck in den
ſitz des Schloſſes und der Güter von Weiherburg. Der Orden trat
r energiſch gegen den Aberglauben, gegen Hexereien und dergl. auf,
mmelte die Zauberbücher und vernichtete ſie zum Theil, daher konnte bald
n Menſch mehr Zauber ausüben. Die Patres bannten den Geiſt des
ngenmantel auf der Weiherburg, und hoben ſeinen Schatz.

Im Innsbruck ganz nahen Schloſſe Büchſenhauſen ruht ein Schatz
n ſchweren Thalern. Vor 140 Jahren blühte er ganz feurig unter einem
aume. Die Sache kam aus, wurde überall beſprochen und reizte die Habgier
r Schatzgräber. Selbſt der Sohn eines vormaligen Beſitzers, ein Student,
ıd ein Studiengenoſſe deſſelben, gruben zur Nachtzeit fleißig nach, entblößten
e Obſtbäumewurzeln, daß die Bäume in Gefahr kamen, abzuſterben, und
mußten förmlich Wachen gegen die unberufenen Schatzgräber ausgeſtellt
erden, die planlos bald an dieſem, bald an jenem Baume ſuchten.

Das Schatzblühen findet in jeder Sonnwendnacht überall Statt; man
mmt dieſe nicht nach dem Kalender, den 21. oder 22. Juni an, ſondern
n 23., dem Vorabende des Feſtes Johannes des Täufers. In dieſer
erden auch die Sonnwendfeuer auf den höchſten Bergſpitzen entzündet.

Bei Arams aber, im Mittelgebirge ob Innsbruck, da blüht an einer
ten verfallenen Bergwerkhalde, wo man es „zum Knappenloch" nennt, ein
rborgener Goldſchatz ſogar am hellen Tage. Von weitem ſieht man ihn im
llen Sonnenſchein karfunkelartig glühen, geht man hinzu, ſo iſt nichts an
r Stelle.

Das blühende Schatzlicht iſt bläulicht wie Weingeiſtflamme, oder grünlich,
ie Johanniskäferſchimmer, oder phosphorescirend, wie faules Holz.

Ueber Mittel zur Schatzgewinnung ſiehe ein Mehreres in der
btheilung **Aberglauben.** Zuvor noch einige Schatzſagen.

14.

Der Schatzhafen.

Der Berg Jaudenſtein liegt zwiſchen Schlitters und dem Weiler
agering; dort war ein altes Weibsbild von Schlitters Holz ſammeln auf
n Jaudenſtein gegangen, und zu einem Baume gekommen, wovon eine
urzel hervorſtand. Dieſe wollte ſie abbrechen, hat ſie aber nicht abgebracht,
ıher riß ſie dieſelbe aus, und hörte alsbald drunten einen lauten Ton,

als ob ein irdenes Geſchirr gegen einen harten Gegenſtand fiele und bräche. Die Alte bückte ſich, grub nach und fand einen zerbrochenen Hafen, und einen Haufen Goldſtücke darin. Die Finder in raffte inihre Schürze, ſo viel die nur faſſen konnte, und wollte nach Hauſe eilen. Da fiel ihr ein, daß, wenn man einen Schatz findet, man vom Skapulier ein Fleckl, oder einen Roſenkranz darauf lege. Das wollte ſie nun thun, fand aber den Ort nicht mehr, und ihr Gold war in eitel Laub verwandelt, während ſonſt nicht ſelten eine gegentheilige Verwandlung, des Laubes in Gold, berichtet wird. Der Schatzhafen ſoll noch immer am Jaudenſtein ſtehen und bisweilen brennen.

15.

Die Blechplättlein.

Vor beiläufig 60 Jahren ging die Frau Maria Moſer als Mädchen von 13 Jahren in der Frühe um 6 Uhr von Fallbach ob dem Venusberg im Vorarlberg vom letzten Hauſe hinab nach St. Nikolaus in die Frühmeſſe, in Begleitung der Schmankerburg'l, welche vor ein Paar Jahren geſtorben iſt.

Bevor man zur Schmiede kommt, ſteht beim „Zunterſchmiedhaus" ein Wehrſtein, da ſahen ſie beim Wehrſtein einen großen Haufen von Blechplattln, und meinten, daß ein Pfannenſchmied die verſchiedenen Blechabfälle dahin geworfen hätte.

Die Maria Moſer bückte ſich und nahm vier kleine Blechl'n auf, ging in die Kirche, und betete andächtig; denn es war noch dazu St. Johannisfeſttag. Am Rückweg von der Kirche ſahen beide beim Wehrſtein kein einziges Blech'l; zu Hauſe nahm Frau Moſer die vier eingeſteckten aus dem Sack, und ſiehe — es waren — vier ſchöne Frauenachtzehner von Silber.

Nun erſt ging beiden ein Licht auf, und ſie bedauerten ſehr und äußerſt, nicht den ganzen Schatz gehoben zu haben.

16.

Der Römermünzenſchatz.

An der Poſtſtraße von Imſt nach Landeck liegt der Weiler Starkenbach mit ſieben Häuſern und einem Wirthshauſe am linken Innufer, in welchen der Wildbach gleichen Namens hineinſtürzt. Rechts vom Weiler ſiebzig Schritte ſteht ein altes „Törchenhäuschen", in deſſen Nähe manchmal ein Glanz bemerkt wurde, wie bei dem Knappenſtollen bei Arams.

Dort lebt noch ein ſehr braver, wahrheitliebender Bauer, „der Hirsl" (Matthias Staggl), den jedermann als kreuzbraven Mann kennt, welcher noch vor nicht gar langer Zeit, als er im gegenüberliegenden Walde arbeitete, dort den hellen Glanz deutlich ſah. Es war ein grünliches Leuchten, dauerte aber blos einige Minuten. Dießmal war der Glanz ſo großartig, daß der

Hirsl sich aufmachte, und hinzu gehen wollte, obgleich er weit davon war; aber er merkte nach einigen Minuten, wie das Licht gleichsam als ein leuchtender Nebel zerfloß und verschwand. Man glaubte allda einen Schatz oder ein reiches Bergwerk verborgen. Auch ein Schönwieser Törcher, der zugleich Todtengräber ist, hat vor zwei Jahren in dortiger Gegend — im Feld ob Schönwies — einen Schatz blühen gesehen. Er ist nicht so sehr glaubwürdig, hat es aber dem Kurat als Wahrheit versichert.

Einige Männer von Starkenbach arbeiteten am 10. Oktober 1854 an dieser Stelle unter Aufsicht des Wegmachers Tschober. Der Arbeiter Rundl riß einen Rasen mit dem Grabscheit auf, und wie freudig erschrack er — nahe an 200 Stück silberne Münzen lagen zu seinen Füßen. Meistens gut erhaltene römische Münzen aus der Zeit der Kaiser **Antonius Pius, Septimus Severus, Marcus Aurelius, Geta, Caracalla, Maximinus Aug.**; auch von den Kaiserinnen: **Faustina Augusta, Julia Augusta.** Die Umschriften der Kehrseiten sind fast auf allen Seiten verschieden und deuten auf siegreiches Vordringen und andere glückliche Ereignisse, z. B. **Marti Vict., Fortunæ Reduci, Felicitas, Providentia, Venus Genetrix,** und nebstbei spielt die **Juno** eine hervorragende Rolle. Die Münzen sind alle gleich groß, fünf wiegen ein Loth. Nach diesem Funde an derselben Stelle des Glanzes wird Niemand mehr es den dortigen Leuten ausreden können, „daß die Schätze blühen" — wenn man sie nur alle so mit Händen greifen könnte, wie diesen Römermünzenschatz! —

V.

Aberglaube.

Der Volksaberglaube Tirols ist eine überreiche Schatzkammer von mündlichen und theilweise selbst schriftlichen Ueberlieferungen, die noch immer vom Ahn auf den Enkel forterben, nicht völlig auszutilgen sind, und da, wo man sie mit frommem oder aufklärerischem Uebereifer mit Gewalt austilgen will, sich eben so tief in die Gemüther, wie in die Thalengen des Hochgebirges zurückziehen.

Dieser Aberglaube ist ein Riesenstoff, den völlig zu umfassen und ganz zu überwältigen, ihn in die Form eines Buches gleichsam einzubannen, wohl keinem gelingen wird, am wenigsten ist es möglich, ihn als einzelnen Abschnitt dieses Werkes erschöpfend vor Augen zu legen.

Geheimnißvoll und wunderbar erscheint dieser Aberglaube, wie in sternenklarer Nacht unter dem ewigen Gewölbe des Himmels die Zacken und Wellenlinien der Hochgebirge — dort glänzt von Fernern Mondlichtschimmer, dort blitzt es aus einer Thaltiefe herauf, dort lagern zu Haufen geballt die dunkelsten Schatten — die schweigenden Wälder in ihrer großartigen Ruhe, alles so ernst und still, so sicher, so unvergänglich.

Fast überall übt der Aberglaube Zauber, die Geisterwelt gehorcht ihm, die Menschenwelt ist ihm unterworfen, die organische, wie die unorganische Natur ist ihm zinspflichtig und stets dienstbereit.

Wo beginnen mit seiner Schilderung, und wo enden? Es giebt zu richtiger, volksmäßiger Auffassung des Aberglaubens eines Volkes so wenige Vorbilder.

Die Gelahrtheit, der hohe Ton, thun es nicht. Soll unser Volk verstehen, was ihm geboten wird, so dürfen wir nicht zu ihm in fremden Zungen reden, ihm nicht mit alt- und mittelhochdeutsch oder scandinavisch zu Leibe rücken, wie verdienstlich in Werken strengwissenschaftlicher Forschung diese Formen der Behandlung immerhin sein mögen. Nicht als ob es nicht auch sogenannte „populäre" Schriften über den Aberglauben gäbe; es giebt deren in Hülle und Fülle, aber sie machen einen, wenn man sie liest, durchaus nicht zum Geistseher.

Deshalb wird hier in völlig unbefangener Weise, ohne irgend welchen Anspruch, ein ganz selbstständiger Weg eingeschlagen, und wenn nicht alles, doch vieles aus unmittelbar ursprünglicher Quelle, aus dem Volke selbst,

mitgetheilt. Steht einiges ſchon da und dort irgendwo zu leſen, ſo ſchadet dieß nichts, doch abgeſchrieben aus ſchon gedruckten Büchern wurde gefliſſentlich nichts. Vieles wird Vielen ganz neu ſein. Manches, was da ſtehen könnte oder ſollte, werden Kundige vermiſſen, aber ſie mögen eben bedenken, daß die Ueberfülle dieſer Stoffe nicht alles hier zu geben erlaubte. Wenn die Theilnahme dem Buche vergönnt, in einigen Jahren etwa „vermehrt und verbeſſert" wiederzukehren, wird vielleicht dem **Aberglauben** ein beſonderer Band gewidmet werden können, oder dieſer mit dem Bauernkalender verbunden, der einen großen Schatz der anziehendſten volksthümlichen Anſchauungen auch auf dieſem Gebiete bringen wird.

Mancher Aberglaube, der in andern Ländern allbekannt iſt, findet ſich nicht in Tirol, anderer iſt dem Lande ausſchließlich und vorzugsweiſe eigen; Verwandtſchaft mannichfacher Formen, mit denen anderer, namentlich deutſcher Länder, iſt vielfach nachweisbar, kann aber hier nicht des breiteren verfolgt werden.

Zwei große Gruppen treten entgegen. Der Menſch in Beziehung zu ſich ſelbſt und zu ſeines Gleichen, und der Menſch in Beziehung zu der ihn umgebenden Natur.

In der erſten Gruppe erſcheint des Menſchen ſeeliſches Leben im Hinblick auf deſſen Verbindung mit dem Aberglauben, Beziehungen zum Jenſeits, zur Geiſterwelt, zum Daſein nach dem Tode; dann zu Geſundheit, Krankheit, Tod, dann folgen Bräuche und Mißbräuche, Zauberübung und geheime Künſte, bis zu todten Werkzeugen herab, durch deren Mithülfe nur allein ein Theil dieſer Künſte vollbracht werden kann.

Die Natur bietet in ihren organiſchen Reichen dem Menſchen lebendige Werkzeuge zu oft nur vermeinten Künſten, zur Hut und Abwehr gegen feindlich-dämoniſche Einwirkungen. Der Thiere- und Kräuter-Aberglaube iſt ungemein umfaſſend, doch ſelbſt das ſtarre Steinreich läßt ſich nicht völlig ausſchließen. Der Menſch, auch nur ein organiſches Glied in der Reihe der Hervorbringungen der **alma mater**, obſchon das höchſte auf der Stufenleiter ſterblicher Weſen, führt auch hier den Reigen an; ſein Körper tritt in den Vordergrund, ſeine Körpertheile werden zur Mitleidenſchaft, wie zur Mitthätigkeit des Aberglaubens gezogen.

Die große Copula zwiſchen dieſen beiden Kreiſen bildet der **Bauernkalender**, der aber mit der Fülle ſeiner altheidniſch-planetariſchen, chriſtlich-mythiſchen, d. i. legendenhaften, die ganze überirdiſche Welt und die ganze irdiſche Natur umfaſſenden Bilder hier nur in leiſer Andeutung vorgeführt werden kann, und nothwendig als ein in ſich abgeſchloſſenes ſelbſtſtändiges Werk erſcheinen muß.

Oertliche Sagen können in dieſer Abtheilung nur ſparſam eingeſtreut werden, und erſcheinen dann gleich als Belege da wo ſie hingehören, zu beſſerem Verſtändniß theils, theils zu angenehmer Abwechſelung für Leſer,

die für das Abſtracte und rein Belehrende keine innern Organe haben, auf die aber doch durchaus nicht verzichtet werden ſoll.

Auch der Aberglaube hat als eine mächtig ſtarke Wurzel am Baume des germaniſchen Mythus ſeine volle Berechtigung, und denen, die ihn blind ſchmähen und verfolgen, weil ſie ihn nicht verſtehen, oder ihn mißverſtehen, ſei das ſchöne, ſinnvolle, auch für Tirol bedeutungsvolle Wort eines Schweizer-Dichters und Sagen-Sammlers, Ernſt Ludwig Rochholz, an dieſer Stelle zugerufen:

Um dem Himmel Licht zu rauben,
Steige in der Forſchung Tiefen;
Gönne ſanft dem Aberglauben
Seine finſtern Nebelhauben,
Welche ihm ſein Glück verbriefen.

I.

Der Menſch in Beziehung zu ſich ſelbſt und zu ſeines Gleichen.

1.

Erſcheinungen.

Alles, was der ländliche Bewohner der Thäler und Berge Tirols zu erblicken vermeint, dem er in ſeinen Begriffen keine rechte natürliche Stelle anzuweiſen vermag, und es ſich nicht natürlich erklären kann, mithin alles, was man unter dem „Hereinragen der Geiſterwelt in die Menſchenwelt“ begreift, nennt er eine Erſcheinung, d. i. ein Sichtbarwerden ſolcher geiſtigen Weſen, gegen die er Liebe und Ehrfurcht fühlt. Niemals erſcheint der Teufel, oder ein Putz, oder ein Klamm-Mann u. dgl., wohl aber erſcheinen Engel, Heilige und ſchon geläuterte oder in der Läuterung begriffene Seelen. So geht manche Tiroler Sage auf der Brücke der Erſcheinung zur Legende hinüber, und manche dieſer Legendenſtoffe, die nicht aus Büchern gefloſſen, die das Volk ſich ſelbſt geſchaffen, ſind gar lieblicher Natur, unendlich fromm und kindlich.

Die Seelen verſtorbener Freunde und theilnehmender Verwandter, die um der Liebe willen liebten; Gatten, Aeltern, Geſchwiſter, deren Herzen innige Sympathie gegenſeitig an einander feſſelte, dieſe zeigen ſich häufig ſchon vor dem Uebertritte in das verhüllte Jenſeits den zurückzulaſſenden Lieben. Sie erſcheinen bisweilen öfter und längere Zeit hindurch im Hauſe, oder auf dem Friedhofe, wenn die Zurückgelaſſenen betrübten Herzens am Grabe beten, und dann tröſtet der vollendete Geiſt die Trauernden, und bittet ſie, nicht zu weinen und zu trauern, weil er ſonſt im himmliſchen

Paradieſe nicht ſo ſelig ſein könnte, wie ihm beſtimmt iſt, und daß es nicht gottgefällig ſei, wenn ſie ſich nicht ruhig ergeben und dem Geiſt ſelbſt ſein Glück verkümmern würden. Da hat dann die Trauer bald ein Ende, der Verſtorbene und die Hinterlaſſenen fühlen nur Freude.

Sehr häufig begegnen Erzählungen von Erſcheinung abgeſchiedener Seelen, welche denen, die für ſie gebetet und Meßopfer für ſie dargebracht haben, danken, und ſich ihnen im Glanze der nun erlangten Verklärung zeigen.

In den Zwanziger Jahren geſchah es, daß der Pfarrer zu St. Nicolaus bei Innsbruck zwiſchen dem Allerheiligen- und dem Allerſeelentage Mitternachts erwachte. Er blickte vom Fenſter nach dem Gottesacker hinüber, da ſah er auf jedem Grabe Lichter brennen, auf manchem ſogar deren mehrere, und alles voll Leute dort herumgehen. Damals war der Widum im Hauſe, welches jetzt der Kaufmann Handl beſitzt, daher heißt man es noch jetzt „den alten Widum", von wo aus man, wie jedermann weiß, ſehr gut in den Gottesacker ſieht.

Der Pfarrer weckte die Häuſerin und ſchalt ſie aus, daß ſie ihn nicht früher geweckt habe; es ſei ſchon alles aufgezündet und bereit zum Umzug auf den Gräbern; denn er glaubte, er habe ſich verſchlafen.

Die Häuſerin ſchaute auch beim Fenſter hinaus, ſieht, und wundert ſich, und ſagt: Es iſt ja erſt zwölf Uhr Nachts! aber der Geiſtliche geht bald ſich anzuziehen, und in die Sakriſtei, zu der durch den Gottesacker der Weg führte. Wie er nun auf dieſen kommt, iſt alles finſter.

Da hat ihn ein Schauer überfallen; er betete, und da ſchlägt es juſt zwölf Uhr. Dann kam der Nachtwächter vorbei und ſagte zum Geiſtlichen: Das war eine merkwürdige, ſchöne Allerſeelenbeleuchtung auf dem Gottesacker — er hatte es auch geſehen. Hierauf betete auch er einige Vaterunſer für die armen Seelen.

In Beziehung auf die jenſeitigen Strafen wurde ſchon oben bei den „armen Seelen", den „Klamm-Männern" u. dgl., der „heißen" und der „kalten Pein" gedacht. Die Tiroler Sage hat ſich eines allbekannten Märchens, das überall anders lautet, bemächtigt und es landesüblich eingekleidet, es iſt das Märchen vom Mann im Mond, und es lautet daſſelbe:

Ein Beſenbinder ging an einem Sonntage ſtatt in die Meſſe, in den Wald, ſchnitt und band dort Beſen, und pfiff. Da iſt ein Geiſt zu ihm gekommen und hat gefragt: Feierſt Du ſo den Tag des Herrn? Arbeiten und pfeifen, ohne eine heilige Meſſe! Darauf droht er ihm mit dem Finger und ſagt: Willſt D' brennen in der Sonn' oder frieren im Mond? Der Bauer ſieht jetzt klar und deutlich, daß ein ſtrafender Engel vom Himmel geſendet worden ſei, und denkt ſich: da nutzt kein Hinterthürl — haſt gſtohln, g'hört dir's henken! — und ſagt: Wenn die Straf' ſchon ſein muß, ſo will i lieber im Mond frieren. Wie er das geſagt hat, packt ihn der Geiſt und

fliegt mit ihm in den Mond, und nun friert er dort und hat einen Beſen auf dem Kopf. —

Einer ſchon oben mitgetheilten Sage von der kalten Pein (Seite 158, 18) verwandt iſt dieſe:

Im Dorfe Rum im Unterinnthal war ein Bauer, der ſtack bis über die Ohren in Schulden und die Kinder brachen ihm völlig das Herz, denn er konnte ſie nicht ſatt ſpeiſen, weil er ganz ohne Verdienſt war. Da ging er mit völlig verzweifelnden Gedanken in den Wald hinauf, wo ihm alſobald ein Mann in altfränkiſcher Tracht erſchien, der ihn fragte, was ihm fehle? Der arme Bauer erzählte ihm ſein Elend. Hoho! ſprach der Andere: da kann Dir ja leicht geholfen werden. Ich will Dir Geld genug geben, und haſt nichts anderes zu thun, als wenn Du geſtorben biſt, für mich die kalte Pein zu leiden. Was bekümmerte den Bauer die kalte Pein; ihm war nur daran gelegen, etwas zu bekommen, und als er jenen ausfratſchelte, was die kalte Pein etwa wäre, und der Andere ſich luſtig ſtellte und ſagte: So geht's Dir hernach wie mir, denn nichts geſchieht Dir, als immer zu kalt wirſt Du halt haben, ſo lachte auch der Bauer und ſprach: Kälten dertrag' i leicht, nur der Hitz' bin i ſpinn'feind! und ſchlug ein. Als er heim kam, ſprangen ihm die Kinder luſtig entgegen, alle Milchſchüſſeln waren voll Geld. Der Bauer zahlte ſeine Schulden, blieb jedoch brav und fromm bis zu ſeinem Tode. Aber bevor er ſtarb, ließ er ſich Hoſe, Joppe, Haube und warme Handſchuhe aus dickem Loden machen, und als er geſtorben war, ſahen ſeine Buben und die Nachbarn, wie er Abends beim Gebetläuten vom Hauſe im Lodengewand fortging hinten durch den Garten und das Gitter hinter ſich ſchloß.

Die Leiche war natürlich nicht mehr zu finden. Er iſt auf den Glunkezerberg gegangen, wer ihn ſehen will, kann dort paſſen, und beobachten, wie es mit dem Leiden der kalten Pein ausſchaut.

2.

„Voarweiling" oder „Fürweiling".

Voarweiling heißt in Tirol jenes Ahnungsvermögen gewiſſer Leute, welche den Tod anderer oder ihrer ſelbſt vorausbeſtimmen.

Ein ſolcher Mann war „der Zacherl" in Imſt, oder der Zacharias Gſtrein, Büchſenmacher, welcher im Jahre 1852 im neunzigſten Lebensjahre geſtorben iſt. Er war ein redlicher Mann, von der ganzen Gemeinde ſehr geachtet, und hat die Sterbetage von Bekannten ſo genau angegeben, daß ſogar gerichtliche Unterſuchungen deshalb Statt fanden.

Am unliebſten war ihm dieſe Wiſſenſchaft ſelbſt, er machte ſogar ein Gelübde, damit ihm die merkwürdige „Voarweiling" genommen werde; er verlobte nämlich gewiſſe tägliche Gebete und daß er mit einem jeden Ver-

ſtorbenen vom Markte Imſt als frommer Leichenbegleiter gehen wolle, was er auch unverbrüchlich gehalten hat.

Er hatte ſeine Wohnung nahe am Friedhof; wenn er Nachts durch das Fenſter darauf hinaus ſah, bemerkte er den Leichenzug derjenigen Perſon, welche zunächſt ſterben mußte. Anfangs glaubte er ſelbſt nicht daran, ſondern hielt alles für ein Geſicht reger Phantaſie; als er jedoch nur zu oft ſchon die Erprobung an den Todesfällen ſah, ſo ermahnte er ſolche Perſonen, daß ſie ſich zur Reiſe ins Jenſeits mit jenem guten Reiſepaß verſehen möchten, welchen die heilige Kirche zu ſpenden gerne bereit iſt. Dieſes brachte ihm Verdruß und Unterſuchungen zu Wege, denn die Leute nahmen es ihm übel, ſie an das letzte Stündlein zu mahnen; gleichwohl mußten ſie fort.

Es iſt noch jetzt in Imſt die gewöhnliche Redensart: „den und den hat da Zacherl a ſchon übars Bargla (Berglein) tragen g'ſehn", wenn man von einem redet, der bald ſterben wird. „Uebers Bargla" ſagt man darum, weil der Friedhof auf einem Berglein liegt.

Eine ähnliche Erſcheinung wurde vor vielen Jahren in Zierl beobachtet. Dort ſtehen eine Reihe Häuſer, deren Fenſter auf den Kirchhof hinaus gehen, in dem die Leute in der Mitternachtzeit den Leichenzug wandeln ſahen, und zwar mit jenen Perſonen, welche bald ſterben ſollten, und wirklich geſtorben ſind. Wegen dieſer Voarweiling wollte kein Menſch da wohnen, was den Armen ſehr zu gut kommt, denn ſie haben nun in dieſen Häuſern unentgeltliche Wohnungen.

Etwas Aehnliches wird auch vom Telfſer Friedhof und an manchen anderen Orten erzählt.

Solche Todtenvorahnungen durch die Augen von Menſchen ſind am meiſten bekannt; jedoch auch lebende Hunde bilden Todtenanzeiger, das iſt eine allgemein verbreitete Annahme. Man nennt ſie die: **Todtenrerer**, im Dialekt: **„Toad'nreara"** („a Reara" iſt ein „Weiner" oder weinerlicher Heuler). Die Toad'nreara gehen in der Nacht herum, bleiben vor einem Hauſe ſtehen, ſchnuffeln mit der Naſe daran herum, ſtrecken die vier Füße weit auseinander und fangen ſo wüſt zu „rearn" an, daß es einem hölliſchen Geheule gleich kommt, und — ſigſcht d' as! da haſcht d' as! in kurzer Zeit ſtirbt eins aus dem Hauſe.

Neueſter Zeit iſt der große ſchwarze Hund vom Matthias Hechenblaikner, Pächter der Büchſenhauſeneriſchen Oekonomiegüter, Sultan genannt, im Verruf der Toadtenreaererei geweſen, ſonſt ein guter Hund, doch war's in der Nacht manchesmal wirklich, als ob er ein Putz wäre, ſo ſchlich er in die Bauernhöfe oder Häuſer von Ried und Hötting, und machte die entſetzlichſte Todtenmuſik. Als er dreimal die Todtenfälle errathen hatte, wurde er mit Steinhagel und Schuß verjagt; da er aber kugel- und ſteinfeſt zu ſein ſchien, wurde er im vorigen Jahre vergiftet, denn der Prophet gilt einmal nichts im Vaterlande.

Eine besonders im Unterinnthale bekannte „Voarweilung des Todes“ heißt „das Erschthammerl“, Erdhämmerchen. Es klopft nämlich in der Nacht oder auch nach Gebetläuten Abends bis früh zum Aveläuten zu unbestimmten Stunden, wenn alles im Zimmer mäuschenstille ist, unter dem Stubenboden oder unter der Erde, auf die Art, wie sich auch Geister — Klopfgeister — anmelden. Es ist jedoch ein feines Picken, meist dreimal nach einander. Wer das Erschthammerl zu hören bekommt, hat eine besondere Gnade Gottes, denn er mahnt den Menschen, daß er gut versehen seine Reise dahin antreten kann, von wannen er gekommen ist.

Die „Toad'nglock'n“ (Todenuhr) zeigt das gleiche an, durch klopfen an den Wänden, wenn man das hört, stirbt gewiß recht bald jemand im Hause.

Der „Toadalacha“ (Todlacher) ist ein gefürchtetes Kunter, eine Art Habergoas — jedoch etwas kleiner; es ist der kleinste Kautz, anderwärts in Deutschland Leichhuhn, Todtenvogel, Vogel Kreideweiß genannt; seine Stimme lautet: Komm mit! Komm mit! — Wo er sich hören läßt, stirbt bald jemand im Hause.

Auch eine Voarweilung ist diese, wenn man von Weihnachten bis Neujahr sich selbst sieht, dann muß man im Laufe des neuen Jahres sterben, „für Sünder eine saure Wurst, dem frommen Armen aber eine gemachte Wiesen!“ wie die Tiroler sagen.

Wer sich in den drei Loosnächten (Weihnacht, Neujahr und heil. Dreikönig) zur Mitternachtstunde auf einen Kreuzweg stellt, der sieht alle jene vorbei ziehen, welche in diesem Jahresabschnitte sterben; dieß heißt „Sterbschaun“, wobei jedoch mancher Neugierige übel ankommt, weil er möglicherweise sich selbst vorbeigehen sehen kann.

Auch über bevorstehende Unglücksfälle giebt es Voarweilungen, dahin gehören Absturz von Felsen, Brücken, Schneelawinen und andere Mißgeschicke. Man hört vorher an solchen Stellen, wo das Unglück geschehen wird, eigenthümliche Klänge, Jammergeschrei oder Heulen, und nur wenige Tage früher; es erscheineu solche Voarweilungen gleichsam als Warnungsstimmen.

Feuersbrünste, Ueberschwemmungen, Krieg und pestartige Krankheiten zeigen sich durch sonderbare Brandwolken, Wasserrauschen, Menschengeheul, streitende Krieger in den Wolken oder blutigrothe Zeichen und kometenartige Phänomene am Himmel während der Nachtzeit schon vor ihrem Eintreffen an.

Endlich ists eine Voarweilung ohne Gesicht und Gehör, wenn sich, ohne zu wissen warum, das Herz zusammen schnürt und die Seele wie trostlos niedergeschlagen ist; da schreitet bald das Unglück ins Haus, der Tod wird vielleicht das Liebste rauben. Das Thalbäuerlein betet dann desto eifriger und sagt: Herr, dein Wille geschehe!

Im Jahr 1807 kam im Alpbachthal folgender Fall vor: Zu Alpbach mußte ein Mann im Winter ins Gebirg gehen; dreimal hatte er zu Hause etwas vergessen und jedesmal kam er zurück. Er sagte zum Weib: Ich weiß

nicht, was es ist, daß es mich heut nicht fortlassen will. Sie sagte, bleib daheim, das ist eine Voarweilung. Er aber redete ihr und sich die Sache aus dem Kopf, ging auf den Berg, und — eine Schneelawine begrub ihn. Erst lange danach ward er gefunden.

Ein Bauer, Johann Schönach von Gries bei Steinach, hatte Bekanntschaft mit der Maria Plattner, und weil er sie heirathen wollte, ging sie auf einige Zeit zur Köchin beim Platzwirth in Wattens im Innthale, um kochen zu lernen. Der Bauer war zugleich Fuhrmann, und hatte eigene Pferde und Wagen.

Einmal fuhr er ins Unterinnthal, auf dem Rückwege kehrt er in Wattens ein, machte vollends die Heirath aus und bestimmte die „Verkündigung" von der Kanzel mit seiner Braut. Sie waren so glücklich in ihrer Liebe, daß Maria den Wunsch äußerte, daß sie auch mitsammen sterben und ein Grab haben möchten. Der Bräutigam fuhr dann wieder fort nach Botzen um eine Ladung Wein, und ließ ihr ein Brautringl von Gold zurück.

Beim Abschied schon und auf der ganzen Fahrt war ihm stets so eng und weh ums Herz, daß er sich es nicht erklären konnte. Nach zehn Tagen kam er wieder nach Wattens, und da hörte er mit Entsetzen — daß seine Braut gestorben und am Abend vorher schon auf dem Gottesacker begraben worden sei. Das kann nicht sein! meinte er. Die Köchin erzählte ihm, daß seine Maria gebeten habe, ihr den Brautring mit ins Grab zu geben, und daß sie ihn, den Schönach, vielmals grüßen lasse. Das rührte ihn, und er wußte die Köchin, welche ihm Freundin war, zu überreden, mitsammen das Grab aufzugraben. Er bricht den Sargdeckel auf, küßt die tode Braut, betet und weint, und kann sich nicht von ihr trennen. Aber die Köchin treibt zum Abschiede, weil sie sonst noch aufkommen (ins Gerede kommen) könnten. So drückt er denn den Deckel wieder auf den Sarg; die Köchin steigt voraus herauf, er will auch hinauf, fühlt sich aber gewaltsam gehalten und zurückgerissen, und mit einem Schrei des Schreckens sinkt er tod auf den Sarg der Braut nieder. Beim zuschlagen des Sargdeckels war sein Fuhrmannskittel erfaßt, und von ersterem festgehalten worden. Jetzt ruhen Beide in einem Grabe; die Vorahnung wurde wahr.

Auch Glockengeläute giebt sich bisweilen als Voarweilung oder Ahnung kund. Es wechselt dasselbe vom grausam schrillenden Mißton bis zum zarten himmlischen Klang. Bekanntlich ist in manchen Städten Europa's die Sage von Todtenglocken heimisch, welche, ohne von Menschenhand gezogen zu werden, dennoch große Trauerereignisse vorahnend läutend verkündigen. Daß man an stillen Wintertagen zu allen Stunden fernherschallendes Glockentönen, ohne zu wissen, woher es komme, bisweilen vernehmen kann, ist außer aller Frage.

Zwei Bauern von Lavis, im Bergthale zwischen Matrai und Steinach (Avisiothalgebiet), machten Schindeln bei der Weihrach-Alm, als schon tiefer

Schnee lag. Gegen Abend zogen sie die Schindeln auf Schlitten hinab zur Kirche, wo sie niedergelegt wurden und von wo aus die Käufer dieselben abholten. Als die Schindeln endlich abgeladen waren, und die Bauern, sie hießen Johann Marquart und Erasmus Penz, zu ihrer Hütte zurückkamen, hörten sie ein merkwürdiges Glockenläuten, nnd wußten sich nicht zu deuten, woher es komme. Es schien von der gegenüberliegenden Urbansbauernalm herüber zu tönen, aber dort war doch keine Kirche. Drei Tage nachher brannte ein benachbartes Dorf nieder.

In der Pfarrkirche zu Amras ist auch ein Glockengeläute, das schon zum öftern ganz von selbst angeschlagen hat, wenn ein Unglück sich ereignen wollte. Insonderheit war dieß einmal in einer Christnacht der Fall, als drei Geschwister, arme Kinder, zur Christmette gegangen waren, in der kalten Winternacht und im Schnee den Weg nach Hause nicht fanden und erfrieren mußten.

3.

Die große Sterb. Tod und Todin.

Mit dem Glauben an Erscheinungen und Ahnungen ist in der Tiroler Sagenwelt nahe verwandt die persönliche Erscheinung des Todes nicht nur, sondern auch, originell genug, einer weiblichen Gefährtin desselben, gleichsam als wenn dieselbe Macht, die einst sprach: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, auch gesprochen hätte: Es ist nicht gut, daß der Tod allein sei. Diese Todesbilder stehen nun wieder in innigem Zusammenhange mit Sagen von der „großen Sterb" — für welche übrigens eine bestimmte Jahrzahl durchaus nicht angegeben wird, sondern die Sage weiß eben nur, daß einst eine große Sterb (alles hinwegraffende Seuche) gewesen sei. Weder spricht man von einem großen Sterben, noch lautet es, wie in alten Chroniken so häufig vorkommt: der große Sterb, sondern unbedingt: die große Sterb, folglich weiblich, und so viel wie Pest oder Seuche, oder tödliche, unheilbare Krankheit.

Diese Sterb-Sage ist eine allgemeine, und jedes Thal weiß davon Wunder über Wunder zu erzählen. Diese Art Pest wüthete so furchtbar, daß alles ausgestorben war bis auf zwei Menschen, ein Mann und ein Weib, welche zur Erhaltung des Menschengeschlechtes übrig geblieben sind. Somit hat Tirol auch eine Art Deukalion und Pyrrha, nur daß die Fluthsage fehlt.

Die „große Sterb-Sage" erzählt, daß im Wildschönauer Thal Eins von den Menschen übrig blieb, und in einem der zwei Nachbarthäler, Alpbach- oder Zillerthal, das Andere, wobei aber keines vom anderen etwas wußte. Sie gingen traurig umher, um ihres Gleichen zu finden, doch vergebens — alles war ausgestorben. Da fügte es Gott der Herr, daß beide auf dem Bergrücken ob dem grünen Wildschönauerthal zusammen trafen,

welches die Thäler von Alpbach und Wildschönau abtheilt; eins kam vom Sonnenjoch, eins von der Neaderseite hinauf, und just bei dem Gatterl, welches man noch jetzt das „Halsgatterl" heißt, stießen sie an einander.

Warum nennt man das das Halsgatterl? — Die zwei Menschen hatten eine solche unendliche Freude mit einander, daß sie sich um den Hals fielen, wie es bei den Bauern der Brauch ist, und sich so herzhaft bußten (küßten) und völlig nicht mehr von einander wollten. Sind auch nimmer von einander gegangen.

In einem äußerst abgelegenen Hof, wo nur wenige Leute hinkommen, zu hinterst im Kalmthale, einem Seitenthale vom Passeierthale, berühmt wegen dem seligen Fräulein, der Gemsenreiterin, steht der Lucimes-Hof, und auch in dieser Gegend hatte die große Sterb alles — alles getödet.

Doch im Lucimes-Hofe blieb die ganze Familie erhalten, es waren aber auch solche fromme Leute, daß sie durch ein Gotteswunder erhalten wurden.

Die Zillerthaler haben ebenfalls eine Sage, welche die ausschließliche Erhaltung der Tiroler nicht dem nahen Wildschönau- und Alpbachthale vergönnt, und erzählen also:

Als die große Sterb alle Menschen vertilgte und das ganze Thal ein entvölkerter Thränengarten, aber ein überfüllter Friedhof war, blieben zwei ganz arme fromme Leutchen hinter Zell am „Burgstallschrofen" übrig. Dort, wo die Ziller läuft, diesseits, blieb in einem Hüttchen eine Dirn übrig, jenseits wohl weit weg im Berg ein Bauer. Als es so todenstill und menschenleer geworden war, ging er einmal hinab gegen die Ziller und staunte und freute sich, die Dirne zu sehen, welche er kannte, die just auch am jenseitigen Ufer stand. Er rief: Ja Burgail lebscht a no? — Sie rief sogleich hinüber: Ja freila! und Du a Seppail? — Er aber sagte gar nichts mehr, sondern watete gleich über den Fluß, und nach kurzer Zeit heiratheten sie sich und sind, wenn nicht vom ganzen Lande, doch die Stammältern der lustigen Zillerthaler geworden, darum tauft man dort die Kinder auch gar gern auf Seppail und Burgail.

Zu Zirl bei Innsbruck lebt diese Sage:

Zur Zeit der großen Sterb war das Innthal fast ganz ausgestorben, nur einige Menschen — zwei Familien — waren noch übrig. Diese beteten nun so andächtig zum Herrn im Himmel um Rettung, daß er sie erhörte und zeigte, daß über dem Tod ein Allmächtiger steht. Aber auf recht wunderbare Weise zeigte er das. Am nahen Hügel ertönte in der Nacht eine gewaltig laute Stimme, so daß man Wort für Wort genau verstand, und die Stimme sprach:

„Kranawittbeer und Bibernell:
So eilt der Tod nit so schnell!"

Sobald die zu Zirl das gehört hatten, räucherten sie mit solchen Kräutern, thaten davon an ihre Speisen und tranken einen solchen Thee, und keines starb. Zur Pestzeit Bibernell im Munde gehalten, schützt vor Ansteckung.

Dieſer Hügel oder Bühel wird ſeitdem „der Geiſterbühl“ genannt, weil Gott durch einen Schutzengel die Stimme erſchallen ließ, dann haben die Geretteten eine Kapelle dahin gebaut, die noch jetzt zu ſehen iſt, und eine Stiftung verlobt, welche noch redlich gehalten wird. Am Sebaſtiantag wird allda Meſſe geleſen, und jeden Monat im Sommer zieht ein Kreuzgang dahin.

Zur Zeit der großen Sterb, als die „Höttingerried“ ganz ausgeſtorben war, wovon noch jetzt der „Peſtfriedhof“ auf einem Hügel zu ſehen iſt und als Wallfahrt beſucht wird, kam in der Regel gegen Mitternacht der Tod mit einer Senſe über die Achſel und eine Todin mit einem Rechen und einem Beſen in der Hand auf dem Platzl vorm „Stamſer“ zuſammen. Er kam von Kranwitten über die Allerheiligenhöfe und die Höttinger Seite dahin, ſie aber kam von Weiherburg, Büchſenhauſen und Ried. Der Tod fragte nun die Todin aus, und ſie gab Rechenſchaft über ihr Vernichtungswerk. Es ſchien, daß ſie ihm unterthänig war.

Einſt kam die Todin auch, und der Tod fragte ſie: Häſcht D' toll ausköhrſcht? (haſt Du viele ausgekehrt?) Darauf ſagte ſie! Ausköhrſcht han i heint nöt, g'rad alls z'ſamm g'recht. Da zeigte ſich der Tod zufrieden und grunte ſie nicht an, wie ein Bär, wie er ſonſt zu thun pflegte. Die Leute meinen, daß ſie an dieſem Tage ſo viel tödtete, daß ſie nicht zum kehren Zeit hatte, ſondern den Rechen hernehmen mußte.

Als die „große Sterb“ ins Land kam, aber im Innthale alles noch friſch und geſund war, da ſahen die Leute auf einmal den Tod mit einer Senſe, und eine Todin mit einem Rechen über der Achſel neben einander eilig hingehen. Das verſtanden die Leute alſogleich, daß es jetzt Matthäi oder Bartholomai am letzten gehe, und daß man ſterben müſſe. Und da das ſterben nun viel leichter geht, wenn man es friſch weiß, ſo bereiteten ſie ſich auch gleich zur letzten Fahrt. Doch der Bauer auf dem Peater Franzenhof im Valſerthale, bei St. Jacob, lachte und ſprach: i brauch nöt viel Reu und Leid z'machen; hab alleweil g'recht g'löbt und vazag' nöt ummi z'fahrn, aba i glab's nöt, daß 's mi packt. Schaut's nur den Rechen von der Todenmenſchin an! dort fehlt ein Zahn, und das iſt ein Zeichen, daß ein Menſch übrig bleibt. Und die Leute ſahen, daß wirklich ein Zahn an dem Rechen ausgebrochen war, und in Zeit von drei Tagen waren alle geſtorben, und richtig blieb der fromme, luſtige Peater Franzen, Hofbeſitzer, übrig. Nachdem alles vorbei war, dankte er Gott und heirathete eine brave Dirne, die auch übrig gelaſſen wurde, von Pfitſch herüber, und ſeitdem hat ſich das Thal wieder recht gut bevölkert. —

4.

Sandwerfen und Steinwerfen.

Zu den geiſterhaften Aeußerungen, welche zu erfolgen pflegen, wenn die Weſen der unſichtlichen Welt ſich zu Kundgebungen gegen die Menſchen-

welt herbei laſſen, gehört auch das werfen mit Sand oder mit Steinen, davon es übrigens faſt in jeder deutſchen Stadt eine und die andere Spukſage giebt. Es iſt eine unheimliche Sache, da und dort vorgekommen, von den glaubhafteſten Leuten wahrgenommen und erzählt worden, und dabei von den klügſten nicht aufgehellt. Doch ſoll damit dem Aberglauben keineswegs das Wort geredet ſein.

Auf dem Wege von der Riederkapelle zum nahen Peſtgottesacker zu Hötting wird derjenige, welcher um Mitternacht dort geht, nicht ſelten mit Sand beworfen, und geht er nicht ſogleich weiter, ſo fliegen wohl auch Steine auf ihn.

Daher iſt dieſer Weg zu nächtlichen Wanderungen nicht beliebt, und wer vorbei muß, eilt, was er kann, vorbeizukommen.

Der Peſtfriedhof liegt ob dem Riederweg beim „Venusacker"; dort wird Nachts ein Seelenlicht gebrannt vor dem Chriſtusbilde.

Der Weber in der Nachbarſchaft, genannt der „heilige Weber", ging vor einigen Jahren ſpäter wie ſonſt dahin, und zündete das Seelenlicht an. Wie er herab geht, fliegt ihm eine Menge Sand und Steine zu. Er ſtutzt erſt — meint es ſind Buben, die ihn necken wollen, und geht zum Peſtfriedhof zurück und lauert. Da war aber alles ruhig; daher ging er abermals herunter, und wieder flogen Steine und Sand vor ihm und hinter ihm, ohne daß er getroffen worden wäre.

Das große Gebiet der Krankheit, ſowohl der Menſchen als des Viehes, das ſich in viele andere Sagenkreiſe einſchlingt, kann hier nicht ausführlich behandelt werden.

Bei den Sympathie- und Antipathie-Mitteln, deren es unzählige giebt, die hier aber nicht zuſammengeſtellt ſind, ſondern in die Reihen der heilkräftigen Naturkörper eingereiht wurden, wird Andeutung beſſer an ihrer Stelle ſein, als Ausführung. Ein Krankheit-Erregungsmittel ſei aber hier vor allen abergläubiſchen Annahmen genannt.

5.

Anblaſen, Anpfeifen.

Im Volksglauben der Aelpler und Bauern iſt ein tiefeingewurzelter Glaube, daß durch „Anblaſen" Leute und Vieh verwirrt, ſchläfrig und krank gemacht werden können. Man erzählt ſich darüber ſtets Beiſpiele, Seitenſtücke zu ähnlichem „Schadenmachen durch Berührung" und durch den böſen Blick.

Früher ſei es häufig vorgekommen, daß Männer oder geheimnißvolle Manndle, auch unheimliche Weibsbilder, die ſtärkſten Burſchen durch Anblaſen in einen Schlafzuſtand verſetzten, der ſie „g'frorn" machte, anderen ſchwoll der Kopf davon auf u. ſ. w.

„So ein Blaſen vergifte die Luft", ſagen die Aelpler.

Noch jetzt wird angenommen, daß Dattermanndl, Wieſel, Kröten, Habergeis, Kuhduddler, Schlangen oder Nattern, beſonders die Beiswürm', die eigentlich giftigen Nattern, ſolche Macht beſitzen. Ein gleiches verſteht man auch durchs „anpfeifen".

Oft geſchieht es auf Alpen oder auf Bauernhöfen, daß eine Geis oder ein Vieh mit geſchwollenem Maule heimkommt, dann heißt es: „'s iſcht halt anblaſ'n oder anpfiff'n worn"! wogegen man die Thiere mit geweihten Dreisgenkräutern räuchert, was auch bald hilft.

6.

Amulette und Sympathie.

Magiſche Mittel gegen Krankheiten der Menſchen und des Viehes giebt es zahlloſe, beſoners gegen den äußerſt gefürchteten Viehſchelm (vergl. oben S. 62). Dieſe Mittel beſtehen theils im Gebrauche von Kräutern und Wurzeln, die unter beſondern Verhältniſſen ausgegraben und in der Regel „geweiht" werden müſſen, als Arzneien, als talismaniſche Anhängſel, als Räucherungen; theils aus anderen Naturkörpern, endlich auch aus Zettel-Amuletten, aus Anwendung heiliger Namen, und aus ſympathetiſchen Mitteln.

Es iſt ein „Peſtilenzſchild" vorhanden, beſtehend aus 75 in Reihen ſtehenden lateiniſchen Buchſtaben, Chirogrammen und Zeichen, welche, auf Pergament geſchrieben, an Thüren, Oefen und andere Orte befeſtigt werden; ſie finden ſich indeß auch nebſt anderen auf Pfennige geprägt, um als perſönlicher Schutz am Halſe getragen zu werden.

Manche Bauern brennen als Schutzmittel ihrem Hornvieh den Namen Jeſus auf beide Hörner.

Weißblühendes Fünffingerkraut und Wiederton, in der Dreisgenzeit vor Sonnenaufgang ausgegraben, noch grün in geweihtes Wachs eingemacht, und den Kühen in einem Säcklein um den Hals oder in ihren Glockenriemen angehängt, bannt den Viehſchelm vom Vieh hinweg und hält ihn ſtets ferne.

Kleine Zettel mit † Sancta † Lukas † beſchrieben, am St. Lukastage in der Kirche ſegnen laſſen, dem Vieh ein Löchlein ins rechte Horn gebohrt, den Zettel hinein geſchoben, das Loch mit geweihtem Wachs verſtrichen, das bei der heil. Wandlunggebrannt hat, iſt auch gut gegen den Viehſchelm.

Oder: einem jungen Rind ins rechte Horn einen Zettel, darauf † elion † agne non orale †, dazu Weihrauch, Myrrhen und geweihtes Salz, in gleicher Weiſe vermacht, und das Rind zur Heerde laufen laſſen, ſo bleibt die ganze Heerde getröſt't und erlöſt vom ſchrecklichen Viehſchelm.

Im Salzburgiſchen und im angrenzenden Tirol wird einem Bettler,

der ins Haus kommt, ein Stück Brot geschenkt, dann wird er um Gottes Willen gebeten, das Brot zurück zu schenken, dafür schenkt man ihm drei Pfennige. „Von diesem Brot" — so lautet die alte Lehre: „gieb dem Vieh Gott zu Lieb. Mag (vermag) kein Schelm nit mit solchem Vieh was anfanghen."

„Fleisch, das in der Fastnacht übrig geblieben ist, mit Brot, das am Charfreitag an das heilige Schmerzenskreuz gelegt wurde, am Charfreitage dem Vieh zu essen gegeben, ist probatum gegen den Viehschelm," sagen die Bauern.

Ein Fleckl (Stückchen) Scharlachtuch, von eines Pfennigs Größe, den Kühen im Brot zu fressen gegeben, ist gut gegen den Viehschelm.

In Deutschland näht man etwas Kamphor in Scharlachtuch ein, und hängt es an einem rothen Faden den Kindern um den Hals, als Abwehr gegen das Scharlachfieber.

Es giebt eine Kuhkrankheit, die heißt: „die Kröte", oder bäurisch: „'s Krötl", eine Art Klauenseuche. Dagegen wird an vielen Orten diese Sympathie gebraucht: Die kranke Kuh wird auf die Almwiese gestellt und um die Klauen herum wird in den Wasen geschnitten. Wenn die Kuh dann weg ist, wird dieser Wasen von der Erde herausgenommen (er hat natürlich die Form des Fußes), dann steckt man drei Hölzchen derart in die Grasseite, daß sie ein Dreieck bilden und hängt dann denselben in dem Rauchfang oder ober dem Heerde der Sennenhütte auf. Sobald er dürr wird, verschwindet auch die Krankheit. Diese Heilungsart nennt man das „Wasenreißen".

Andere bohren ein Loch in einen Baum in der Nähe, stecken ein Stück von diesem Wasen hinein und machen es gut zu, daß keine Luft hinein kommt. Auch dieses soll helfen.

7.

Scherzhafte Zukunftstrafen.

Der allenthalben in den Völkern mehr oder minder ausblühende Humor blieb auch dem Volke Tirols nicht fern, und macht eine Reihe scherzhafter Strafen für diejenigen namhaft, die das eheloſe Leben dem ehelichen mit Absicht vorziehen, oder auch deren Geschick es war, ehelos zu bleiben.

Die Bauern Tirols haben einen natürlichen Widerwillen gegen das Hagestolzenthum beiderlei Geschlechts, am meisten aber gegen das männliche.

Allbekannt ist die Scherzrede vom Sterzinger Moos.

Die Tiroler Stadt Sterzing liegt in einem weiten Thalbecken, dessen tiefste Stelle „das Moos" ist — ein ehemaliger großer Seeboden, demnach feucht und kalt, im Umfang von $^1/_{12}$ Quadrat-Meile. In ganz Tirol gilt dieses Moos als ein Sammelplatz der alten Jungfrauen. So wie eine in

die Jahre gekommen ist, heißt es bald genug von ihr: Die gehört ins Sterzinger Moos. Sie müssen dort im naßkalten Moorboden verweilen, und das Moos mit den Fingern nach Spannen ausmessen, bis zum jüngsten Tage.

Nahe über dem Sterzinger Moos erhebt sich der Roßkopf, ein Berg. Auf diesem müssen in den windigen kalten Höhen im Angesichte der armen Schönen des Sumpfes die Hagestolzen jahraus jahrein „Wolken schieben". Es lagern sich da auch gerne Wolken und Nebel an. Da sprechen die Vorübergehenden dann unter einander: Heut haben die Hagestolzen wieder viel Arbeit!

Die alten Leute behaupten, daß oftmals zur Nachtzeit vom Moos aus die alten Jungfern ein erschrecklich trauriges Geklage ausstoßen, während oben am Roßkopf die Hagestolzen heiseres Geheul herab schreien. Wer zur Sommerszeit Nachts dort steht, überzeugt sich wirklich von dem Mordspektakel. Viele tausend Kröten und Schlammthiere pfeifen und unken, und oben brauset der Wind dahin und rauscht oft wie kreischendes Gebrüll.

Ein anderer Hagestolzen-Strafort ist Petereck im Wippthale Dort ist ein besonderer Platz in der Nähe, auf welchem die Hagestolzen sich sammeln, um allerlei Arbeiten auszuführen, die von etwas ungeheuerlicher Art sind. Sie müssen „Felsen abreiben", „Steinböcke salzen", rings auf dem Gebirge und in den Wildthälern, wo es doch überall keine Steinböcke mehr giebt; sodann Beer-Ameisen ringeln. Beer-Ameise heißt die kleinste Ameisenart, die nun geringelt werden soll, gleich den Schweinen, denen ein Drahtring durch den Rüssel gesteckt wird, um sie am wühlen zu verhindern. Ferner müssen die Hagestolzen „Nebel schöbern", d. h. häufeln, wie man das Heu häufelt; wenn sie nun denken, sie hätten ihre Sache gut gemacht, so kommt die Sonne, die Nebel fahren auseinander, und am andern Morgen geht die Arbeit von neuem an. Andere müssen Linsen linen, das ist aufklaftern, wie Scheitholz; da nun aber die Linsen glatt und conver sind, so rutscht jeder Haufen stets wieder ab, und die verzweifelte Arbeit ist umsonst. Noch andere Hagestolzen haben die Aufgabe, den schwarzen Gänsekoth so lange zu kauen, bis derselbe zu weißem Wachs wird.

8.

Das Frühlingswecken.

Von den Volksbräuchen früherer Zeit, die sich meist verloren haben, ist noch einer im Ultenthale und dessen nachbarlichen Höhen und Berggeländen im Schwang, der an das im übrigen Deutschland so häufig verbreitet gewesene, aber auch meist verklungene Todaustreiben, Sommergewinnen, brennendes Spulrad bergab laufen lassen u. dgl. erinnert. Die Ultener pflegen nämlich gegen das Frühjahr hin, wenn die Saat aufgeht, auf solchen Aeckern, die steil abfallen („anlag" in der Volkssprache) Reiser

und Strohbüschel anzuzünden, und diese dann brennend hinab laufen zu lassen. Diesen Nachklang altgermanischer Kultübung nannten die Ultener schön und sinnig zugleich „das Frühlingswecken".

9.

Hirtenkünste.

Wie durch ihr „Frühlingswecken" die Ultener Ackerbauern gewissermaßen eine magische Kunst üben, so verstehen dergleichen anderorts und in anderer Weise auch die Hirten. So zum Beispiel zieht sich zwischen Inichen und Sexten im Pusterthale, ein Alpengrund — „das Fischleinthal" — durch rauhes Gebirge hin, in welchem die Hochalpe „Innerfeld" liegt, welche jährlich mit Galtvieh befahren wird. Eigentlich wird sie „Hinterfeld" geschrieben, im Volksmunde hat sie jedoch ersteren Namen.

Da ist bis auf den heutigen Tag das böswillige „Innerfeldmanndl", ein von Neulingen gefürchteter Gast, doch die älteren Hirten sind ihn gewohnt, und vertreiben ihn augenblicklich durch — fluchen.

'S Innerfeldmanndl hat noch keiner gesehen, nur das dumme Vieh vermag seine Anwesenheit wahrzunehmen, welches dann brüllt, springt, stößt und zittert, kurz wie rasend herum poltert.

Seit uralten Beobachtungen kommt dieser unsichtbare Kobold am ersten, zweiten oder dritten Tage, sobald die Heerde im Frühjahr auf die Alpe eingeführt, und in den „Pfarrer" eingestellt wird. Pfarrer heißt man in dortiger Gegend die Häger (eingezäunte Gehege) bei der Almhütte, darin das Vieh gemolchen wird, und in die man es bei der Auffahrt hinein treibt, um es zum Ueberblick beisammen zu haben, dann wird es erst auf die bestimmten Weiden frei gelassen.

Die drei ersten Tage im Pfarrer sind nun die verhängnißvollen. Da schrecken die Thiere zusammen, und das zeigt das Nahen des unheimlichen Gastes an; nun ist's Zeit zu helfen. Die Hirten schreien einen ganzen Schwarm von Scheltworten, Schimpfnamen und Flüchen, je ärger — desto besser — und wenn die Viecher nun rebellisch werden und aus dem Pfarrer springen, dann ist alles vorbei, sie sind außen auf einmal ruhig und zufrieden und, was das beste ist, sie sind für immer gerettet vor neuer Tücke.

Es scheint, daß das Innerfeldmanndl dem Vieh in die Ohren bläst oder ihm außerdem unangenehme Empfindungen verursacht, denn man gewahrt oft ein Drehen neckender Wirbelwinde um die Füße des Vieh's, daß am Boden liegende Blätter und Halme auffliegen und sich wie Kreisel drehen, was das Vieh nicht leiden kann und sich deshalb wild und unsinnig geberdet.

Der Galtviehhirt Andre Steidl, von Inichen, der verstand es, als der bravste Christ, so mörderlich zu fluchen, und den Teufel aufzubegehren, wie kein Straßenfuhrmann und kein Droschkenführer und gar niemand, z. B.

„Höllen Sakara Teufl! Teufl! Teufl! Teufl! Vermaledeiter Höllenteufl und Sakara-Welts-Höllen-Luada, verdammt's! Da „derſchrack" das Innerfeldmanndl und das Vieh, und gaben Fried' und die wilden Viecher ſprangen über den Zaun und wurden drüben ruhig und fromm wie Lämmer und haben geäſet.

10.

Robblerkünſte.

Die Naturwüchſigkeit des Tiroler Bergvolkes äußerte ſich früher noch mehr als jetzt, gern im Ringkampf, im ſchlagen, ſtoßen, heben, zu Boden ſchleudern des Ringers nach kunſtgerechten Regeln und im Steine werfen. Trutzfedern auf dem Hute, Trutzlieder im Munde, und eine furchtbare „Schneid'" oder „Kuraſchi" im Herzen, zeichneten den Robbler aus vor den andern Burſchen eines Dorfes, und es gehörte, um Robbler zu heißen, nicht nur das Bewußtſein, ſondern das Vorhandenſein einer gewaltigen Körperkraft dazu. Wenn der herausfordernde Juchzer erſcholl, wenn Angeſichts eines Gegners die Herausforderung entgegen geſungen ward, wie:

„A friſcha Bua bin i,
Hab d'Födarn au g'ſtöckt;
Im Raff'n und Schlag'n
Hot mi's koana daſchröckt!" —

dann entbrannte ſehr häufig ein heftiger und oft lebensgefährlicher Kampf.

Einſt war die Gilte der Robbler ein wildes, unbändiges Volk, gefürchtet im ganzen Lande. Die Raufereien wurden förmlich ausgeſchrieben, und Wetten dazu gemacht. Der Robbler trug eine Hahnenfeder auf dem Hut, und litt nicht, daß jemand eine trug, der nicht Robbler war. Robbler mußten auch Trutzlieder ſingen können; kamen ihrer zwei zuſammen, ſo ſangen ſie erſt ſtundenlang aus dem Stegreif, dann ging's übereinander her.

Es zeigte von unbändigem Kraftſprudel. Man hat Beiſpiele, daß die Gerichte gegen dieſe wilden Kämpfer einſchritten und durch Strafen oder Ablieferung zum Militär ſie zu bezähmen ſuchten, daß mancher Robbler in den Wald lief und Bäume ausriß, um „ſeine Hitz auszulaſſen".

Es iſt etwa dreißig Jahre her, als zu Patſch bei Innsbruck ein bekannter Robbler, da er nicht mehr raufen konnte, alſo keine Aderlaß mehr erhielt, zu gewiſſen Zeiten wie ein Wilder auf die Wieſe hinaus ging, ſich auf den Bauch hinlegte, und wie ein Pferd zu wiehern und zu zappeln anfing, dann mit den Händen, liegend, die Grasflecken herauskratzte und hinter ſich warf, mit den Zähnen Waſen herausriß und es abbeutelte, wie die Hunde thun, und dabei mit den Füßen auf und ab ſchlug, ſo daß man ihn für raſend hielt. So machte er es eine Zeit lang fort, bis er ermattet wurde, dann hatte er für einige Monate Ruhe. Deſſen erinnern ſich noch viele Leute.

Die Thaten der Robbler bilden in Sage und Gesang Seitenstücke zu den Gesängen der Serben, welche ihre Räuber so besingen, wie die Tiroler ihre Robbler, welche Raufer dabei nur gemüthredliche Leute, treue Unterthanen und nie weichende Landesvertheidiger waren.

Die Robbler sind, und waren besonders in früheren Zeiten, mit einem gewaltigen Schlagring bewaffnet, der noch dazu in der Mitte mit einem Heiligenbild, meist dem heil. Antonius, versehen wurde — und mit einem spitzen, böse Wunden beibringenden Zähnekranz umgeben ist.

Damit nun diese Schlagringe tüchtig wirken sollen, aber nicht bösartige oder allzu gefährliche Wunden machen, so lassen die Unterinnthaler Robbler dieselben in Altötting weihen. —

Dieselben bedienen sich auch folgender Anweisung, ihre natürliche Stärke noch zu steigern:

Am Charfreitage muß man guten Wein in eine Flasche thun, diese fest zumachen und sie in einem Waldameisenhaufen vergraben, den man sich im Herbste wohl gemerkt hat, weil er sonst durch den Schnee verdeckt und unkenntlich würde.

Da muß der Wein ein ganzes Jahr drin bleiben, dann nimmt man ihn heraus, und trinkt nur ein klein wenig davon, das verleiht Riesenstärke.

Der Pfeiffer Jakele (Jakob Prazeller), Maurer in St. Nikolaus, und der Pfoseler Hansl (Johann Dollinger) von Mühlau, waren im Jahr 1807 die ärgsten Raufer und machten aus der Robblerei ein förmliches Gewerbe. Einmal jedoch, im Jahre 1813 auf dem Kirchtag zu Arzl, wurden sie jämmerlich abgeprügelt, so daß sie nach Hause getragen werden mußten. Da meinte einer davon, daß das eine große Schande sei, und daß man diese Scharte auswetzen müsse. Sie kamen überein, ein magisches Mittel anzuwenden, durch dessen Macht kein Robbler überwunden werden kann. Dieses Mittel ist aber ein ganz grauenhaftes und entsetzliches. Wenn eine Wöchnerin mit dem Kinde stirbt, und beide begraben worden sind, so muß man dieselben in der Nacht zwischen 11 und 12 Uhr ausgraben, der Wöchnerin das Hemde abziehen, und sich dasselbe selbst am bloßen Leibe anziehen, darauf unterm 12 Uhr schlagen dreimal um den Gottesacker laufen, dann die Leichen wieder einscharren und heim gehen. Wer dieses Todtenhemd nun anhat, der siegt überall, ihm selbst kann nichts widerfahren. Diese zwei Robbler thaten genau so, als dort zu Mühlau eine Wöchnerin starb und auf dem Gottesacker begraben wurde.

Der Pfoseler hatte das Hemde angezogen, aber zu Hause haben sie es zwei Stücke getheilt, und jeder von ihnen nahm eine Hälfte von seinem Hemd, und ließ es zu einem Ganzen zusammennähen. Nun warteten sie einen Feiertag ab, gingen nach Arzl und suchten hin und her Händel und die Burschen recht „wild" zu machen, damit sie sich mit einem „tollen Gschlag" rächen könnten. Es kam auch zu einer blutigen Rauferei, wo

die zwei Robbler trotz ihres Talismans so zusammengeschlagen wurden, daß sie sich nicht mehr rühren konnten.

Sie lagen lange krank, da meinten sie, die Theilung des Hembes sei die Ursache ihres Unglückes gewesen, aber nach und nach machte einer dem anderen Vorwürfe über das frevelhafte Beginnen; es drückte sie die Sünde, den Frieden der Todten gestört zu haben, und es kam so weit, daß es der Pfeiffer Jakele dem Herrn Pfarrer Loringa in St. Nikolaus erzählt hat, welcher die Hände über dem Kopf zusammenschlug und ihnen befahl, sie sollten das Hemd in Gegenwart des Seelsorgers von Mühlau wieder ins Grab zurück geben, und zwar zur gleichen Stunde, in der sie es genommen hatten, und gab ihnen nebstbei eine Buße auf.

Die zwei reumüthigen Robbler thaten, wie ihnen befohlen wurde; der Herr Kurat Peter von Mühlau wohnte bei, als sie das Hemd wieder ins Grab legten, welches derselbe einsegnete und zuscharren ließ, und alles blieb still abgemacht.

Aber der Pfoseler, der Anstifter, wurde gleich darauf melancholisch und endlich ganz irrsinnig, und ist im Jahre 1847 auch irrsinnig gestorben. Der andere ist ein alter Mann, den es oft noch beunruhigt — in Nächten — wie er sagt, und bereut noch heute den Frevel an der Grabesruhe einer Verstorbenen.

11.

Scheibenschützen- und Scheibenschlager-Stücklein.

Das schießen nach Scheiben und das Scheibenschlagen sind nationale Lieblingsvergnügungen der Tiroler Jugend und auch reiferer Männer. Auch das geht nicht ab ohne sympathetische oder sonstige Geheimkunst, und auch die Sage nimmt ihren Antheil von diesem Volksvergnügen.

Johann Pair, der Sohn eines Leistschneiders (Bruchschneiders), zu Innsbruck, ein Büchsenmacher, ließ sich an jedem Vorabend, bevor er zu einem großen Schießen ging, tüchtig zur Ader, um sich „ruhiges Blut zu machen", wie er sagte. Da er nun im Jahreslaufe jedem gehalten werdenden großen Schießen beiwohnte, so konnte es nicht fehlen, daß der Mann sich ruinirte, aber sein Centrum traf er, wie kein anderer, das mußte wahr sein. Er hat das große Hall- und Schalljahr 1848 nicht erlebt, sondern ist bereits 1847 gestorben.

Ein anderer Innsbrucker Büchsenmacher, mit Namen Schlegl, kehrte stets um, wenn er zu einem Schießen ging, und ihm eine Katze begegnete. Dasselbe that der berühmte Schütze Meggendorfer zu Innsbruck, sobald ihm beim Ausgang ein altes Weib entgegenkam, und ging in sein Haus zurück. Dort verweilte er eine Zeit lang, und ging dann von neuem aus.

Der Schlossermeister Bergmann trägt, wie auch viele andere Schützen thun, so oft er zum Schießen geht, eine „Allermannsharnischwurzel" bei

ſich, und ſchießt dann ausgezeichnet. Ohne dieſen magiſchen Talisman trifft er nichts. Thut es nun das Bewußtſein oder thut es die Wurzel? Wer kann das wiſſen.

In einem Weiler, Pettnau gegenüber, gingen einmal die Buben ſcheibenſchlagen. Wie ſie mitten in der Unterhaltung waren, krachte es auf dem Bergesgipfel, und ſie ſahen ein ungeheures feuriges Faß mit ſchrecklichem Lärm und ringsum fliegenden Funken gerade auf ſie herabrollen. Voll Schrecken eilten ſie dem Thale zu. Das Faß kam immer näher, und rollte ihnen bis zum Hauſe nach, in welches ſie alle ſammt der Thüre hineinfielen. Einer hatte ſich den Fuß gebrochen, alle waren mehr oder minder verletzt und mußten ihre Unterhaltung theuer büßen.

Es war in der Nacht eines Scheibenſchlagſonntages, als die Burſchen von Imſt auf ihren Scheibenhügel „Scheibenſchlagen" gingen. Da war aber ein luſtiger, verwegener Bube, der wollte ſeine Kameraden fürchten machen. Er höhlte zu dem Ende einen großen Kürbis in Form eines Todtenkopfes aus, ſteckte ein Licht hinein und ging ſo, dieſen auf dem Kopfe tragend, in abenteuerlicher Kleidung aus dem Walde heraus den Burſchen zu. Sobald ihn dieſe ſahen, ließen ſie alles liegen und ſtehen und liefen davon. Der Verſtellte ging lachend zum Feuer hin, blickte aber von dort zufällig auf den Wald zurück, von wo er gekommen war. Doch eiskalt fuhr es ihm über den Rücken, als er von dorther einen gleichen Mann, wie er war, in furchtbarer Majeſtät ſchreiten ſah. Gleich nahm er reißaus, und eilte über Kopf und Hals bis zu den erſten Häuſern herab, ohne im Schrecken den Kürbis wegzuwerfen, und blickte jetzt wieder zurück. Der andere ſtand am Scheibenfeuer. Mit zu Berge ſtehenden Haaren eilte der Burſche ſeiner Heimath zu, wo alles, ſogar ſein Hund, vor ihm floh; er ſelbſt aber, weil er die Urſache nicht ahnte, in immer größere Furcht gerieth, bis einige beherzte Leute die Sache verſtanden und dem Zitternden die Maske abzogen. Das furchteinjagen mußte er alſo mit eigener Furcht und noch dazu mit bedeutenden Unkoſten büßen, denn ein Bube hatte beim davonlaufen einen Fuß gebrochen, wofür er verantwortlich gemacht wurde. Wer aber der war, der droben erſchien, iſt leicht zu denken.

Es mag wohl vierzig Jahre her ſein, als die laute Jugend vom Dörflein Perjen in der erſten Sonntagnacht in der Faſten, wie gebräuchlich, auf dem nahen Leitenhügel mit Scheibenſchlagen ſich unterhielt, und daß die brennenden Scheiben gar luſtig hinab flogen. Jedoch einen von den Buben rief ein dringendes Geſchäft nach Landeck hinab, daher ſagte er zu ſeinen Kameraden, ſie möchten ihm ſeine Scheiben bei Seite legen, wenn er zurückkomme, werde er auch allein die ſeinen herabſchlagen. Der Burſch wurde lange aufgehalten, und als er ſpät Nachts zurückkehrte, ſah er mit freudigem Staunen, daß die Scheiben heute bis auf den benachbarten Krähberg, wohl eine Stunde weit, hinüberflogen. Er eilte den Hügel hinauf,

fand aber mit ungeheuerm Schrecken niemand mehr droben als einen einäugigen, gewaltigen Mann mit Hörnern, die ſich rückwärts bis auf die Füße hinabbogen, der am Feuer ſtand und die Scheiben hinausſchlug. Voll Entſetzen eilte er nach Haus, und war lange Zeit krank.

12.

Jäger- und Schützenkünſte.

„A Büchſal zum ſchiaß'n,
An Stoaßring zum ſchlag'n,
A Dianarl zum liab'n,
Muaß a friſcha Bua hab'n."

So klingt allüberall durch ganz Tirol das Volkslied, und zeigt, daß das „Büchſal" vor Allem ſteht. Und ſo iſt es auch; da iſt kein Bauernhof, wo nicht ein Krummſchnabel in der Mitte des Zimmers und eine Büchſe am Geſimſe hangen.

Daher beſchäftigen der Aberglaube oder die Sympathie, wie der Bergbewohner ſagt, ſich lebhaft mit der Kugelbüchſe, und mehr als mit jedem anderen Gegenſtand.

Eine bekannte Erſcheinung an Jagdgewehren iſt, daß ſie den „Brand" oder „den Tod" (die Tödung) verlieren. Damit ſie wieder den Brand bekommen, ladet man den Kopf einer Blindſchleiche hinein und ſchießt ihn in die Luft.

Oder man ladet ein Dattermanndl, und ſchießt es hinaus.

Oder man ſchießt ſeine gewöhnliche Ladung auf einen Beiswurm ab, daß er getödet wird; alſogleich bekommt das Gewehr wieder Tödung und Brand.

Wer aber mit einem guten Gewehr auf eine Katze ſchießt und ſie tödet, dem bleibt daſſelbe von nun an verdorben, verliert den Brand, und tödet kein Wild mehr. Eben ſo iſt es, wenn man die Büchſe bei aufnehmendem (zunehmendem) Mond friſchen läßt, daher läßt der Schütze ſein Gewehr beim Abnehmen des Mondes friſchen, das erhält Tödung und Brand.

Als beſonders wirkſames Arcanum, ſolche verdorbene Gewehre herzuſtellen, welche man manchesmal für verzauberte, „vermoante Gwöhr" hält, gilt folgendes. In der Sylveſternacht putzt man das Gewehr recht ſauber mit reinem Waſſer; dann nimmt man Schuſterſchwärze (Kupferwaſſer), ſchneidet Knoblauch hinein und legt ſeine Schroten und Bleikugeln dazu hinein, läßt es einen Tag weichen, nimmt etwas Schrot oder Kugeln heraus und reibt ſie ſo lange, bis ſie grau werden, ſo fährt man fort, bis man zu Ende iſt. Dieſe Kugeln oder Schroten bewahrt man in einer gut ſchließenden Büchſe, damit der Geruch nicht entweichen kann.

Wenn man mit ſolchen Schroten oder Kugeln auf das Wild ſchießt, ſo töden ſie daſſelbe ſogleich, es mag getroffen werden, wo immer.

Dieſe Kunſt hat der „Bäckerhansl" (Johannes Niedermoſer) zu Hopfgarten von einem alten Jäger gelernt; er iſt jetzt einer der erſten Wild- und Scheibenſchützen im Unterinnthal.

Eine Meinung iſt auch folgende:

Wer bei abnehmendem Monde Kugeln gießt, dem gehen ſie gerne zu kurz, d. h. ſie ſinken; man muß daher beim ſchießen auf Gams oder Scheibe höher antragen (anlegen).

Die Jäger haben einen Bannſpruch, welcher in ein rothes Herz von Wollenſtoff eingenäht, in der Schützentaſche, im Sack oder am Leibe getragen wird. Die Wilderer tragen dieß Amulet ebenfalls bei ſich, und meinen, wenn ein Jäger auf ſie ſchießen wolle, ſo verſage ihm dadurch das Gewehr.

Ein Jäger traf im Jahre 1852 am Mappenberg bei Pletzach einen fremden Wildſchützen an, nahm ihm den Stutzen und riß ihm die Wildtaſche vom Leibe, der Wilderer ſelbſt entkam ihm durch die Flucht.

In der Taſche fand ſich ein ſolches Amulet vor und wurde dem Forſtamte Brixlegg übergeben. Der Reim lautet:

Jeſus, Maria und Joſeph!
Stein, Stahl und Eiſen halt ein deine Flammen,
Wie Jeſus ſeinen Namen,
Pulver, dir nimm ich deine Kraft,
Durch Maria ihre reine Jungfrauſchaft.

Darunter ſtehen neun Kreuze und neun Mondzeichen. *)

† † † † † † † † †

Ein alter Jäger, K. zu Angern bei Gurgl, theilte folgendes mit:

Man ſammelt Blei von alten Kirchhofkreuzen, gießt davon in der Sylveſternacht — zwiſchen 11 bis 12 Uhr — Kugeln und kratzt ein † hinein.

Mit dieſen Kugeln wird man jedes Wild niederſchießen können, ſelbſt wenn es gefeit wäre, und den Böſen ſammt ſeinem Geiſterſpuk vertreibt man ſogleich, wenn man damit drein ſchießt.

„Sich gfrorn machen" oder kugelfeſt machen, kann ſich ein Jäger durch den Genuß von „Lämmleinbrod". Im Puſterthale bei alten Gamsjägern iſt's noch in Brauch. Dieſes Lämmleinbrod muß während der Chriſtmette gebacken werden, von einem Mehl, das während der Mette gemahlen worden, und der Teig muß mit dem Blute eines Lammes angemacht werden, welches während der Mette geſchlachtet wurde.

„Gfroren machen" kann man ſich ferner auch dadurch, daß man etwas

*) Aehnliche Zeichen haben auch die ſogenannten „Zaubermeſſer oder auch Pinzgermeſſer", ſ. u. Werkzeuge.

eigenes Blut in einen angebohrten frischen Baumstamm hineinrinnen läßt, dann das Loch so verschließt, daß es einwächst.

„Einen zu stölln" (stellen), d. h. sich selbst untreffbar zu machen, oder einen Verfolger zu bannen, dazu dient dieser Weidmannsspruch:

O Jesu, Du kommst vom Himmel gesund,
Und wurdest auf der Erden verwundt;
Gib, daß es so sei —
Daß mich nicht treff' weder Pulver noch Blei!

Spruch, einen andern fest oder „gfroren" zu machen:

Oben überseh ich Dich,
Unten überwind ich Dich,
Und in der Mitt bind ich Dich
Mit dem Band, da Jesus gebunden,
Mit Dornenkron und Wunden
An die Säulen an,
Da halt ich Dich fest,
Wie der Baum seine Aest,
Daß Dich kein' Kreatur mehr ablösen kann.

Nach Hersagung eines jden solcher Sprüche muß mit der linken Hand ein Kreuz gemacht werden.

Mit dem Herzen einer ganz schwarzen Katze, welche aber nicht ein weißes Flecklein an sich haben darf, das in Milch von einer ganz schwarzen Kuh gesotten wurde, kann man sich unsichtbar machen, wenn man es bei sich trägt.

Eben so soll dem Schützen, welcher es bei sich trägt, keine Kugel schaden können, daher die Wildschützen dieses Mittel anwenden. Wenn dann ein Jäger auch auf sie schießt, so macht es ihnen nur ein kleines blaues Mal.

Wer sich eine geweihte heil. Hostie in den Leib, mittelst einer Wunde, einheilt, kann wunderbare Schützenkünste üben.

Im Dorfe Mellau, im Bregenzer Walde, lebt ein Gemsenjäger, der in großem Rufe solcher Künste stand.

Dieser „Gemserer", der im Jahre 1796 starb, konnte mehr als andere Jäger, wußte keiner von wui (woher)? Was ein unerhörtes Kunststück war, war das, daß er alle Gemsen an gleicher Stelle des Leibes traf, so zwar, daß durch die vielen Häute, welche er zusammengebracht hatte, wenn sie über einander gelegt wurden, ein Loch hindurch ging. Bei seinem Sterben konnte aber dieser Schütz nicht zu Ende kommen, und war voll Angst. Er deutete auf den Ballen der rechten Hand, reden konnte er schon Tage lang nicht mehr, und sterben auch nicht. Man holte Menschen- und Viehdoctor, niemand verstand, was er wollte. Ein Kapuziner, der seine Seele aussegnen sollte, untersuchte ihn genau, und fand wirklich im Ballen der rechten Hand eine heil. Hostie eingewachsen. Er löste das entweihte

Heiligthum heraus, und nun erſt konnte der Gamsſchütz ſterben. Er hatte ſich dieſe Hoſtie einwachſen laſſen, welche konſekrirt war, und die er aus der Kirche entwendet hatte.

Das haben viele ſchon gethan, und haben ſolche Künſte vollbracht, wie man weiß und hört. So lange die Hoſtie nicht aus dem Leibe kommt, ſo lange kann der Menſch nicht ſterben, und müßte er bis zum jüngſten Tage liegen.

13.

Wachkunſt und Schlafkunſt.

„Ein rechter Gemsſchütz muß mit dem Schlaf nit viel Bekanntſchaft haben, ſonſt g'hört er der Katz! — Wenns halt z'lang andauert, ſo packt auch den Rüſtigſten der Schlaf;“ ſo ſagen die Gemſenjäger, daher haben dieſelben folgende Mittel gegen den Schlaf:

„Trage eine Fledermaus bei dir, dann bekommſt d' keinen Schlaf.“ — Oder: „Verfertige dir oder ſuche ein „Wachbeutele“ zu bekommen. Man macht ſich dieſes ſo: Fange Fröſche, ſtich ihnen die Augen aus, und laſſe ſie wieder lebendig ins Waſſer hinein ſchwimmen. Die Augen aber umhülle mit dem Fleiſch von einer Nachtigall, und nähe alles in ein kleines Flecklein von Hirſchhaut. Das Beutelchen hänge dir um den Hals; ſo kommt kein Schlaf durch viele Tage, und biſt trotzdem gleich ſtark zum ſteigen und könnteſt ſogar mit den ärgſten Robblern es wagen.“ — Oder: Hänge ein Rabenherz um den Hals, ſo meidet dich der Schlaf. — Oder: Wann die Sonne im Zeichen des Löwen iſt, ſammle weiße Lilien, vermiſche ſie mit dem Safte der Lorbeeren und lege alles in ein Miſtbett hinein. Nach einiger Zeit wachſen Würmer daraus; von dieſen mache ein Pulver, leg's um den Hals in einem Beutel — dann ſchläfſt du nicht mehr.

Einem ein „Poaßat“ (Poſſen) anzuthun, wiſſen die Jäger eine Kunſt, die ſie jedoch von den Aelplern erlernt haben, daß einer drei Tage fort ſchläft, ohne zu erwachen. Sie ſtreichen einem Schlafenden auf die Schläfe Saumilch (Schweinemilch), dann wacht er drei Tage lang nicht mehr auf.

Dieß gilt als Neckerei; jedoch das weiß jedermann, daß nach vielem herumſteigen in den Bergen der Jäger vor lauter Müdigkeit faſt nicht ſchlafen kann, wenn es ſich gehören thäte, wie z. B. wenn's Tage lang ſtürmt und wittert oder Nebel iſt. Da wär' ihm ein guter Schlaf wohl zu gönnen und würde ihn auch ſtärken.

Darum hat für ſolchen Fall ein kluger Jäger einen „Schlafapfl“ bei ſich, den legt er ſich untern Kopf; nun mag er auf einem Stein liegen, ſo wird er ſo gut liegen wie auf dem weichſten Moos. Der Schlafapfel iſt gar leicht zu finden; es iſt nichts anderes als der rothe oder gelbe Anwuchs an den wilden Roſenſträuchen, der wie ein Moos ausſieht, und den jedes Kind kennt.

14.
Soldatenſtücklein.

Zaubermittel, Zauberſagen kommen auch beim Soldatenvolke vor, und mögen in früherer Zeit noch häufiger als jetzt geweſen ſein.

Der Gemeindediener zu Vöran ober Meran war ein guter Schütz; er hieß Matthias Zöggeler. Er mußte unter General Laudon mit den Schützen durch Langtaufers über den Ferner entfliehen, um im Innthal ſich an den Landſturm anzuſchließen. Wie ſie ſo dahin marſchirten, kam ein flinker Jäger auf den Zöggeler zu, welcher aber nichts als eine Gabl in der Hand hatte, und mit dieſer fuhr er dem Schützen aufs Stutzenrohr und ſagte: Mit Verlaubniß zu fragen, wie viele haſt Du erſchoſſen? Da verſpürte der Zöggeler, daß er völlig gefrorn ſei, und hatte Angſt über den unheimlichen Jäger, der mit ſeiner Gabel ſolche Gewalt ausübte. Aber er half ſich aus der Schlinge, indem er antwortete: Ja mein guter Landsmann, man hat im Krieg keine Zieler.

Darauf ging der Andere brummend weiter, welcher niemand als der Teufel ſelbſt war, der ihn geholt, ſobald er angegeben hätte, wie viel er Menſchen erſchoſſen, denn dann hätte er Macht über den Zöggeler gehabt.

15.
Anwünſchung.

Daß es eine geheime Kunſt und Mittel gebe, Jemand „öppas ankleppen machen“ (anwünſchen, anfluchen) zu können, iſt ein weitverbreiteter Glaube auf den Alpen, und dieſer Glaube ſteigt auch tief herab ins Innthal und iſt überall heimiſch geworden.

Zwei Weibsbilder zu Völs, welche kaum ½ Viertelſtunde von den Weinbergen von Ried wohnten, gingen im Herbſt nach der Winnzeit, wie es überall der Brauch iſt, in benannten Weinberg, um Weinlaub für die Geiſen zu klauben.

Sie kamen in Streit, da ſagte die Eine zur Andern, welche nur zwei Geiſen beſaß: i wöllt Deini Goas varökat'n! — und am anderen Tage lagen beide Geiſen tod in dem Stalle. —

16.
Vermeinung, Verneidung.

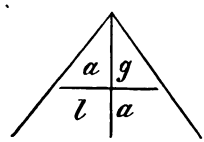
Menſchen und Vieh können durch böſe Leute, wie bereits oben angeführt wurde, „vermeint“, d. h. berufen, beſchrieen werden. In manchen Thälern Tirols heißt dieſer Zauber auch „Verneidung“, einfach „Neid“. Zum Glück giebt es dagegen auch Mittel.

So unter anderen gegen Vieh-Vermeinung dieſes:

Nimm Erde vom neueſten Grabe auf dem Kirchhofe, und zwar dreimal

mit der rechten Hand und gieb sie jedesmal in die linke, und sage beim ersten Handvoll: im Namen Gottes des Vaters, beim zweiten: im Namen Gottes des Sohnes, beim dritten: im Namen Gottes des heiligen Geistes, Amen. Hernach bete zur heiligen Brigitte um Hilfe und Beistand, hernach gieb dem Vieh etwas davon mit geweihtem Salz ein. Es muß aber am heiligen Brigittatage geschehen, sonst ist die Mühe fruchtlos, und der Zauber ohne Wirkung.

Gegen böse Hexen- oder Teufelwetter mache vor's Haus oder an den Stadl, oder an Bäume, oder wo du willst, dieses Zeichen:

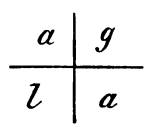


Zu oberst an die Spitze stecke ein Messer hinein, daß die Schneide davon über sich stehe. Wenn das Wetter kommt, drehe das Messer, ohne es herauszuziehen, so, daß die Schneide gegen die Seite hingewendet ist, wo das Wetter herzieht; du darfst aber dabei kein Wort sprechen, sobald das Zeichen und das Messer eingesetzt ist, als nur: „im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geistes, und im Namen aller heiligen Engel." Da wirst du Wunder sehen, wie das Wetter davon floicht (flieht), oder ohne Schaden vorbeigeht.

„Ist gar gut, wenn man diesen Segen oder Bann mit dem bekannten fürnemben Pinzgermesser macht, thuts auch ein anderes im Fall der Noth und mit gutem Vertrauen." —

Glück mit dem Vieh zu haben, kaufe am St. Martinstag ein Pfund Fleisch, dazu Semmelbrod, gieb es an diesem Tage den Kühen „um Gottes Willen" zu fressen, so hast du gutes Glück damit. —

Eben so dient am Butterrührbaum gar trefflich als wirksames Mittel: Wenn das Butterrühren nicht mehr geht, so nimm Weihbrunn an einem neuen Sonntag in ein Pfännchen, laß ihn neunmal sieden, gieße ihn dann in den Rührkübel, nachdem an dem Boden desselben folgendes Zeichen eingegraben worden ist, da wird es eine treffliche Butter.



17.

Der Melchstrick.

Ein Hexenstücklein ganz eigenthümlicher Art ist der „Melchstrick" (Melkstrick), wie schon oben bei den Hexensagen erwähnt.

Man glaubte, wenn man einen Strick bekomme, an welchem eine Kuh ngere Zeit gehangen hat, so könne man ihn durch geheime Kunst so be- iten, daß man davon täglich diese fremde Kuh ausmelchen könne, man ge sich mit dem Stricke befinden, wo es immer sei.

Hinter Ellenbog im Lechthal, etwa eine Stunde vom Holzgau, wenn an nach dem Tanberg geht, kommt man zu einer Stelle, welche man Bettler Umkehr" nennt; da steht ein Büchsenschuß weit davon ein Bauern- us, „in der Brenta" genannt.

Dort erzählt man: Der Besitzer, Franz Wolfegger, hatte einen treit mit dem Nachbar, der ihn nicht durch seinen anstoßenden Grund hren lassen wollte, wenn er Futter heimführen mußte. Da hat er diese iesen verkauft, und ist nach Niederland auf Maurerarbeit gegangen.

Aus Rache hat er aber einen Strick mitgenommen, an welchen der indliche Nachbar die Kühe im „Scherm" (Sommerstall) angebunden hatte, id hat dort in Niederland von diesem Strick des Nachbars seine zwei ühe ausgemolchen. Dieses Stücklein hat der eigene Bruder des Franz olfegger dem Hafner Prewang vor etwa zwölf Jahren noch für wahr id wahrhaftig erzählt.

18.

Alpen-Verfluchung.

Von Fend oder Vent (im Niederthal unterm Oetzthaler Ferner), zwei tunden entfernt, liegt eine „Ochsenhütte" (Almhütte), welche seit undenk- h vielen Jahren verlassen wurde, denn ein augenscheinlicher Unsegen ruht f dieser Alm. Daher ist schon lange das Dach fort und nur die Mauern hen noch als Zeichen einstiger Rührigkeit.

Von hier aus überblickt das Auge drei große Fernerthäler, die sich zu em Eismeere vereinen. Ein Ferner steigt fast senkrecht mit tausend Zer- iftungen hernieder, wie ein großer gefrorener Wasserfall anzuschauen, und hts ruht ein ungeheures Eismeer, während der Beschauer auf grünem eideboden steht. Und keine einzige Kuh kann hieher getrieben werden, so t es auch versucht wurde, denn der Boden wurde einst verflucht und ther unbrauchbar.

Zu jener Zeit, als der Urähnl noch lebte — und auf dieser gesegneten ilchkaser die beste Butter und Käse bereitet wurden, da kam eine arme anderfamilie an, die wie Zigeuner herumzog, und übers Miedenjoch und chnals ins Pinzgau reisete, und bat, da schlechtes Wetter einfiel und es bend war, um Herberge. Der Oberhirte oder Kaser aber hatte kein Er- rmen; eben so wenig die Almleute, die sich eben versammelt hatten. Sie rspotteten sogar die armen Heiter, bis endlich der Schäfer selbst sie barsch it den Worten von der Hütte schob: Bleibts außen bei den Schafen und eisen im Stall! Sie folgten dem Befehl, und in der Nacht fanden sich

die vier Leute um ein Kind vermehrt. Dennoch wurden sie am Morgen fortgewiesen. Da machten sie sich auf zur Weiterreise, aber der Vater verfluchte vorerst die Alpenflur und sprach: So sollt Ihr Schäfer bleiben bis zum Gerichte Gottes, und nie mehr Kuhhirten und Ochser sein. Und das Gras Euerer Alm soll kein Rind mehr nähren. Im selben Jahre noch starben Kühe und Ochsen, vierzig der schönsten Rinder, am schwarzen Brand. — Man muß noch bis jetzt die Ochsen abhalten, damit sie nicht dahin kommen; aber fast zweitausend Schafe haben dort ihre Weide, wie in keinem Theile Tirols.

Man hört oftmal die einstmaligen Hirten jammern und sieht sie als traurige Schatten herumschleichen.

19.

Die Zweifelbücher.

Im Tiroler Landvolk lebt der Glaube, daß es Bücher gebe, in welchen alle möglichen magischen Mittel geschrieben oder gedruckt stehen; es nennt dieselben aber niemals Zauberbücher, sondern Zweifelbücher. Originale dieser Bücher sind fast nicht mehr aufzutreiben, obschon es deren viele gegeben haben soll. Die Sorgfalt der weltlichen wie der geistlichen Behörden hat sich sehr lobenswerth bemüht, solche gedankenverwirrende und verderbliche Bücher dem Volke zu entziehen. Der volksthümliche Name derselben ist keineswegs davon abzuleiten, daß das Volk gegen diese Bücher Zweifel gehegt oder hege, im Gegentheil, es hatte an dieselben einen Berge versetzenden Glauben, und es blickt nur der im alten deutschen Worte Zwivel enthaltene Gegensatz gegen das rechte, von Gott gebotene, gegenüber der trostlosen verzweifelten Teufelsmacht, die stets das entgegengesetzte, das unrechte thut, aus dem altüberkommenen Worte hervor.

Selbst Gebete zur heil. Corone und zum heil. Martin um irdische Schätze, statt um himmlische, gehören in jenes dunkle Bereich, obgleich man meinte, daß das „Geld bringen machen" durch Hülfe gewisser Gebete, Gelübde und Segnungen im Namen der genannten Heiligen durchaus dem göttlichen Gebote nicht zuwider sei. Aber sehr schwer ist bei alledem die Erfüllung der Vorschriften, um im Gnadenschutze von St. Corone zu Schätzen zu gelangen. Tiefes Stillschweigen, fromme Kasteiung, Beichte und Communion, beten von 93 Vaterunsern und Avemaria, 7 Credo, dann durch drei Nächte die besondern Gebete zu der Heiligen, dann am Martiniabende und am darauf folgenden Tage wieder 5er Vatunser, u. s. w. wie zuvor, und dann noch die Gebete: Vier Ermahnungen an die Heiligen und ein Schlußgebet. Kommt nun ein Geist, so wird auch dieser durch Gebete beschworen, und wenn derselbe fragt, was das Begehren sei, so lautet die Antwortformel in aller Bescheidenheit: Ich will Gottes Huld, Gnade und

Barmherzigkeit, gute Geſundheit und langes Leben, auch einen verborgenen Schatz mit neunundneunzigtauſend Dukaten gangbarer Münze; nach dieſem zeitlichem Leben aber die himmliſche Freude und Seligkeit. Amen. Kommt aber kein Geiſt, ſo iſt das ein Zeichen, daß Gott dem Herrn der Wunſch nicht wohlgefällig iſt, und derſelbe in ſeiner Weisheit es für beſſer hält, der Menſch lebe in Armuth und Demuth, ſtatt im Beſitz von neunundneunzigtauſend Dukaten. —

Noch geht auch die Rede von einem „Zweiundfünfzig Meſſenbuch", das, wenn ein Menſch es bei ſich trage, gegen allen böſen Zauber ſchütze; ein Alpenjäger könne ſich dann nicht „erfallen" u. dgl. Schutzgewährung. Wahrſcheinlich enthielten ſolche Bücher, wenn ſie wirklich vorhanden waren, Gebete und Segen gegen allerlei Unglück, und wurden mißverſtanden.

20.

Magiſche Geräthe.

Mehrere Geräthſchaften giebt es, die vorzugsweiſe zur Uebung gewiſſen Zaubers dienen können.

Dieſe ſind zunächſt das Pinzgermeſſer, das Pfaffeneiſen und das Kreuzeiſen der Saltner, dann auch noch das Schrettlgatter.

An Meſſer knüpft ſich ohnehin auch im übrigen Deutſchland mancher Aberglaube, beſonders wenn ſie mit drei Kreuzen verſehen ſind.

Wenn einem vom Tiſch ein Meſſer auf den Boden fällt und es bleibt mit der Klinge im Boden ſtecken, ſo zeigt es an, daß ein Fremder ins Haus kommt — oder Beſuch von Ferne her. Sonach gehört das Meſſerfallen zu den „Voarweilungen".

Metzgermeſſer verlieren auch, gleich Schießgewehren, die Tödung. Man ſoll mit ihnen niemals friſches Brot oder Käſe anſchneiden; ein allgemein verbreiteter Glaube in Tirol, wie in Deutſchland iſt der, Meſſer nicht mit offener Klinge auf den Rücken zu legen.

Das Pinzgermeſſer iſt ſehr eigenthümlich geformt und gearbeitet. Auf der einen Klingenſeite iſt I. N. R. I. eingravirt, die andere zeigt neun kleine Halbmonde und darüber neun kleine Andreaskreuze, ſo ☽. Dieſe Klinge hat außerdem die Form eines Schnitzers. Am Heft befindet ſich nächſt der Klinge eine Meſſingeinfaſſung, zwei Zoll lang, mit feinen Verzierungen; auf dem glatten Beingriff zeigt ſich zu beiden Seiten eine von einem Hunde verfolgte ſpringende Gemſe. Der Griff iſt oval-rundlich.

Die Klinge eines ſolchen Meſſers auf Blutungen feſtgedrückt, ſtillt letztere augenblicklich.

An eine Thüre geſteckt, kann keine Trude in das Zimmer kommen, mindeſtens nicht durch dieſe Thüre.

Wenn der Wirbelwind einen Heuhaufen packt und in die Luft führen will, und man wirft ſo ein Mondſchein- und Neunkreuzmeſſer darauf, ſo

bleibt alles Hen ruhig liegen. Es bricht allen hösen Zauber. Bei bösem Hexenwetter in die Luft geworfen, verwundet das Pinzgermesser die Hexe, die das Wetter braute.

Des Pfaffeneisens wurde oben schon gedacht. Man kennt dasselbe vorzugsweise nur in der Umgegend von Rettenberg und Schwaz. Es unterscheidet sich von andern Hufeisen meist dadurch, daß es nur drei Löcher hat. Teufelsrösser haben auf hohen Alpen und ehemaligen Saumpfaden solche Eisen verloren. Jeder siebente Stamm einer Schmiedefamlie wird der Auszeichnung gewürdigt, ein solches Teufelsroß zu beschlagen, das früher eine Pfaffenköchin oder Haushälterin war.

Das Eisen diente, gleich der ebenfalls schon erwähnten Metallkugel der Venetianer, an einem Faden aufgehangen und am Finger gehalten, zur Schatzauffindung.

Das Kreuzeisen der Saltner ist vorzugsweise in Südtirol im Gebrauche und dort von großer magischer Bedeutsamkeit. Es ist ein Werkzeug der Weinbergwächter oder Saltner (doch heißen in manchem Gau auch Ochsenhirten, welche über hundert Stücke Ochsen auftreiben, Saltner). Fast könnte man sich versucht fühlen, die Bedeutung dieses Wortes im mittelhochdeutschen sëlten zu suchen — spricht doch der Tiroler auch Galtvieh statt Geltvieh — und zwar in Beziehung auf die seltsame und wunderliche Gestalt und Erscheinung dieser Wächter, welche einer Schilderung schon deshalb werth ist, weil sich durch diese das Werkzeug mehr erklärt.

Dem Reisenden um Meran begegnen zur Zeit der Traubenreife nicht selten sehr auffallende und schreckhafte Gestalten.

Der Saltnerhut ist ein „Krapfenhut" mit breiten Krämpen, rundum mit den buntesten Hahnenfedern aufgeputzt, die der Saltner im Dorf durchs ganze Jahr gesammelt hat, so bunt übersteckt, daß man vom Filz gar nichts sieht. Außer diesen hunderten von Federn hangen rund herum Eichhorn- und Fuchsschwänze über die Krämpen herab, so daß er nur mit Mühe durchblicken kann, und der Wanderer fast gar nichts von des Saltners Gesicht sieht. An den spitzigen Ausläufen des Krapfenhutes sind ausgestopfte Dachsköpfe mit aufgesperrtem Rachen angebracht, oder auch anderes Gethier, je wilder, desto besser. Das so gebildete Hutdreieck sitzt der Quere nach auf dem Kopf, eine Gallerie von Federn, Schwänzen und wilden Thierköpfen mit aufgesperrten Rachen.

Der knochige Körperbau des Saltners trägt bei feierlichen Gelegenheiten und Sonntags stets ein rothes Wams, breite lederne Hosenträger darüber, Bauchbinde mit Pfauenfederkielen weiß ausgenäht, kurze lederne Hose, weiße Strümpfe, zwischen Hose und Strümpfen blickt das nackte Knie hervor. Statt der Joppe trägt er einen schwarzledernen Koller ohne Kragen, die Aermel daran sind von der Achsel bis zum Ellenbogen nach spanischer Art aufgeschlitzt, so daß das weiße Hemd grell durchscheint. Dort ist eine eigene

große Seitentasche links, welche für das Kreuzeisen Platz genug hat, denn es ist wenigstens einen Schuh lang, nicht ganz so breit, und fast ein Pfund schwer, besonders die alten Eisen, die neuern sind leichter, während die alten Saltner die Wirkung nach dem Gewicht berechneten und das Eisen zum Dreinschlagen gebrauchten, wenn just der Teufel in ihre Nähe kam.

An den Knöcheln trägt der Saltner eine Art Gamaschen von Leder. In der Hand hat er eine mächtige Hellebarde nebst einer Ruthe. An der Hellebarde ist ein langer Spieß, dann hat er noch einen Stock, einige Pfeifchen von Schweinszähnen an gelben Ketten am ledernen Koller hangend, einen Löffel, eine Pistole und ein Messer, „die Groadl".

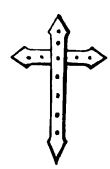
Er tritt vom „Hohen Unserfrauentag" bis „Kirchtag" in den Wachdienst. Nun geht er in den Berg, und wohnt in einem „Lueg", das ist ein kleines pyramidales Strohdächlein, den Triangulirungspyramiden aufs Haar gleichsehend.

Indeß streift er meist im Berg herum, straft die Weintraubendiebe oder liefert sie ein, je nach Größe des Frevels.

Sein Kreuzeisen pflanzt er gern neben sich auf über Nacht und schläft und ruht ein Stündlein, denn schlafen soll er eigentlich gar nicht — obgleich er nur fünfzig bis sechzig Gulden Lohn hat.

Seine Wachsamkeit zu zeigen, muß er zu gewissen Zeiten den „Spieß schreien machen"; er streift oder streicht mit der Spitze der Hellebarde über eine Mauer so kunstgerecht, daß sie einen lauten grellen Ton hervorbringt, den man „weitmächti" hört. Sie müssen sich lange einüben, bis es der Saltner zur Virtuosität auf dem „Spießschreien" bringt. Auf diese Weise weckt er auch die Leute zu gewissen Zeiten auf, wo er vorbeizieht.

Das Kreuzeisen besteht aus zwei an allen Enden zugespitzten, nicht abgerundeten, sondern viereckten, scharfkantigen Eisenstücken, ist mit Sternen und Kreuzchen geschmückt und hat diese Form:



Soll dasselbe recht wirksam sein, so läßt der Eigenthümer dasselbe, nachdem es ohnehin in der Pfarre Mais bei Meran (Untermais) geweiht worden ist, noch ein ganzes Jahr in der Kirche unter dem Hochaltar versteckt liegen. Der Saltner trägt dieses Eisen in der innern großen Seitentasche des Lederrockes, steckt es Nachts auf seine Hellebarde, und zur Zeit, wenn schlechtes Wetter ihn zum Unterstand nöthigt, zur Seite an einem Pflock und schläft wohl auch so sicher und beruhigt daneben, als wenn er von hundert Garden bewacht würde.

Manche Saltner erzählen Wunderdinge von der Kraft solcher Eisen, wie z. B. der Franz Gapp, der auch zu Algund sieben Jahre Bodensaltner war, aber seit 1849 im Grabe ruht. Ebenso der noch lebende „Warter Luis", Saltner von Algund, kann aber wegen Alter nicht mehr den beschwerlichen Dienst übernehmen. Er ist jedermann wegen seinem weißen Bart bekannt, und wird von den Algundern mitleidvoll unterstützt, denn er ist ganz arm.

Algund nahe steht ein Winzerhof, „beim Schoat'nguata" genannt, wo vor einigen vierzig Jahren ein bischen gar zu flotte Dirnen wohnten, und es gern sahen, daß, je mehr desto besser, zu ihnen lustige Bursche ins „Madlerwalken" kamen. Man nennt dort das Fensterln „Madlerwalken". An andern Orten heißt man's „aufs Gaßl gehn". Da fand sich auf einmal allnächtlich ein feiner schöner Gesell ein, der mit ihnen so zärtlich reden, singen und kosen konnte, daß sie ganz vernarrt in ihn wurden, und sich leichtsinnig hätten zu allem verleiten lassen, wenn nicht noch zur rechten Zeit ihr Schutzengel ein Saltner geworden wäre. Es ging nämlich der „Maretscher Natz", Bodensaltner des Ortes, der im Maretscherhof wohnte, welcher neben dem Schoat'ngut steht, nachdem er die Runde gemacht hatte, Mitternachts vorbei und sah und hörte am Fenster den kecken Gesellen die bethörten Dirnen unterhalten. Das ärgerte ihn gewaltig, denn der Natz war ein frommer, gottesfürchtiger Mann; er näherte sich und staunte nicht wenig, am Gesellen Bocksfüße und einen glühenden Schweif hintenausgestreckt zu erblicken. Das ist der leibhafte Teufel selbst, dachte er sich. Warte, dich werde ich zurechtweisen. Er nahm sein Kreuzeisen zur Hand und sprang ihm zu und befahl ihm, augenblicklich von dannen zu fliehen. Aber der Böse wollte nicht folgen, sondern setzte sich trotzig zur Gegenwehr, jedoch der Maretscher Natz schlug mit dem Eisen auf ihn derb drauf und der Satanas entfloh rauschend und flammend, und ließ nichts als gräulichen Gestank zurück. Darauf hielt der Natz den erschreckten Mädchen eine Bußpredigt, und sie wurden fromm und brav.

Auf dem Hofe „beim Hall am Frauenberg", ohnweit Untermais, wurde lange ein altes Kreuzeisen aufbewahrt, das dem Algunder Boden-Saltner Peater gehört hat, der es gegen böse Hexenwetter und allerlei Unglück sehr werth hielt. Einst warf er damit eine Hexe auf den Fuß, und da machte es ihr eine Wunde, die nimmer geheilt werden konnte. Doch hatten auch ihm die Hexen sehr übel mitgespielt.

Der Franz Gapp war Saltner bei Algund, er ist im Jahre 1849 gestorben. Derselbe wurde einmal von einem Bauern in der Gegend gefragt, was er thun solle, indem er auf dem Wege, den er manchmal zur Nachtzeit passiren müsse, einen unheimlichen Schatten sehe, welcher gewiß kein gutes Wesen sei.

Der Franz gab dem Bauer den Rath, dort ein Kreuzeisen aufzustecken. Der Bauer that es, und seitdem war nichts mehr zu sehen und zu hören.

Das Schrattlgatter hat die unmittelbare Bestimmung, gegen das schon oben S. 269 erwähnte Schrettl oder Schrattl zu dienen. Eine volksthümliche Mittheilung darüber lautet wörtlich:

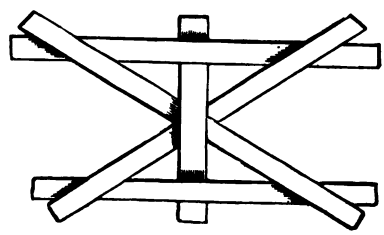
Im Mittelgebirge um Innsbruck und Hall und hinab ins Unterinnthal — sowohl in Dörfern, wie auf Einzelnhöfen — eben so auf den in den Bergen liegenden Alpen ist „d'Schrattl" oder „s'Schrattl" ein gefürchtetes Etwas, was noch kein Mensch gesehen hat, aber fürs Vieh gerade das ist, was für den Menschen die Trud ist.

Es sucht Kühe auf, welche es so drückt, daß sie dann den Kopf nicht mehr in die Höhe bringen, weil der Rücken ganz gelähmt ist, „s' hat'n Schrattldruck kriegt", auch andere Gliedmaßen drückt d'Schrattl lahm.

Kommt's über Schweine, dann strecken sie alle vier Füße von sich und liegen wie tod da.

Auch Küniglhasen (Kaninchen) druckt es z'samm, und gar gerne die Hennen. Vor dreißig Jahren ists im Bauernhof zu Windeck ober Hall passirt, daß man s'Schrattl gespürt hat, wie es in den Hühnerstall hineingegriffen hat, um die Hühner abzufochen und zu drucken, und die es erwischt hat, sind z'Morgits ausgestreckt drin gelegen; man hat die andern gerettet, indem man ein „Schrattlgatterl" in den Hühnerstall aufgehangen hat.

Schrattlgatterl kennt fast jeder Bauer und ist leicht zu verfertigen mit



fünf schmalen Spänen; von geweihtem Palmholz in einandergeschoben, hält das Schrattlgatterl von selbst, ohne daß es braucht genagelt zu werden.

Hat man kein geweihtes Palmholz, so hat man sich auch mit anderem Palmholz, ja auch mit anderem Holz gut geholfen. Es scheint, daß dieses Schrattlgatterl d'Schrattl gar nicht leiden mag; denn wenn man es im Kühstall oder wo immer ob der Thüre aufhängt und d'Schrattl sieht es, so eilt es flugs davon, als ob's zornig wär ob dem Gatterl, und man ist sicher. Daher soll es in keinem Stall fehlen, um so mehr, weils keine Unkosten macht, und wenns nichts nützt, so schadets auch nichts, meint der alte Windegger-Seap (Josef Köbler von Windeck am Tulferberg, Bauer von Aldrans bei Innsbruck).

Man hat auch d'Schrattl geziehen, daß es andere Schäden im Stall mache, z. B. Zusammenhängen zweier Kühe in eine Kette, Vermeinungen und Verzauberungen beim Vieh; doch das scheint nur aus der Luft gegriffen,

weil man keine ſicheren Beweiſe hat. Das Drücken iſt klar und wird von hunderten glaubwürdiger Leute beſtätigt. Man hält dafür, daß das Schrattl ein paar Brazen mit langen Fingern hat, faſt krallenartig, daher entwiſcht nichts mehr, was es ergriffen hat. Soll bei Tag in den dichteſten Wald verſteckt ſein und nur bei der Nacht ausgehen, daher hat man es noch nicht geſehen und iſt ein myſteriöſes Ding.

Hieher gehört auch noch der Bergſpiegel, mit dem ſchon manche verſucht haben, das Zeiſigneſt zu finden.

Es wird ein Schaff mit Waſſer unter einen Baum geſtellt, und ein Glasſpiegel in ſolchem Winkel darüber gehalten, daß die Abſpiegelung des Baumes im Waſſer in dem Spiegel erblickt wird. Iſt aber nicht erprobt.

Der richtige Bergſpiegel, den die Venediger-Mannbl gebrauchten, war von Metall, und doppelt; man ſah mit ihm in das Innere der Erde, in fremde Länder, in verſchloſſene Zimmer. Nur ein „Weißſonntagkind“ (ſ. u. Kalenderaberglaube) konnte einen ſolchen Spiegel beſitzen, der das größte Meiſterwerk der Venetianer-Künſte war.

Die Wünſchelruthe, eines der wichtigſten magiſchen Geräthe, ſiehe unten unter Haſelſtrauch.

II.

Der Menſch in Beziehung zu der ihn umgebenden Natur.

1.

Leib und Glieder.

Gehirn.

Im Gehirn liegen drei Blutstropfen neben einander. Fällt der linke Blutstropfen herab, ſo wird des Menſchen linke Seite gelähmt; der rechte, ſo trifft die rechte Seite der Schlaganfall. Fällt der mittelſte Blutstropfen, ſo bleibt der Menſch auf der Stelle tod.

Haare.

Die Tiroler Bauern halten ungemein viel auf tägliches auskämmen der Haare, denn wer ungekämmt früh aus dem Hauſe geht, über den haben die Hexen Macht, und ebenſo der Teufel; einem ſolchen Ungekämmten kann alles Ueble angethan oder „angewünſcht“ werden. Eben ſo ſoll niemand „ungewaſchen“ ausgehen.

In ungekämmtes Haar niſtet gern die Perchtl, wenn ſie einem zufällig begegnen ſollte, der das Gebot der Reinlichkeit hintanſetzte, etwas hinein, ſollten es auch nur kleine oder größere Läuſe ſein. Die Hexen aber

*) Gisperl oder „'s Giſchperl“ heißt die feine Zugluft, die ſelbſt durch Schlüſſellöcher pfeift und anbläst. Sie wird in Tirol faſt dämoniſch perſonificirt.

führen durch die „Windgisperl" Krankheitſtoffe auf die Köpfe. Desgleichen ſoll auch niemand in Stube oder Kammer Unreinigkeiten, Haarwuzeln, Hudern, Fleckl und Papierſchnitzel umherliegen laſſen, ſonſt bekommen die böſen Menſchen Macht zu „Vermeinungen". Ethiſcher Glaube, der Reinlichkeit lehrt.

Ohren.

Ueber das Ohrenklingen lebt in Tirol derſelbe Aberglaube, der im übrigen Deutſchland auch heimiſch iſt. Klingt das rechte, ſo wird irgendwo Gutes von dem geſprochen, dem das Ohr klingt; beim klingen des linken Ohres findet das Gegentheil Statt. Denkt man an die allenfallſigen Sprecher, ſo hört, wenn man in Gedanken den richtigen trifft, das klingen alsbald auf.

In Alpbach und den Nachbarthälern heilt man das Ohrenweh auf folgende Weiſe:

Ein krankes Ohrlappel wird an einen Hackſtock gehalten, daneben ſtellt ſich einer mit der Stockhacke, erhebt ſie und thut, als ob ers abhacken wollte, er thuts aber nicht, ſondern ruft dreimal: Ohrwitz'l floich! oder er ſchlägt mit dem Stockhacken auf die Koi, und ſchlägt dann dreimal auf den Stock. Es iſt probat. Kinder werden mit Gewalt an den Hackſtock gehalten, und möglicherweiſe helfen Furcht und Angſt mit zur erfolgreichen Cur.

Naſe.

Kitzeln in der Naſe zeigt das baldige erfahren einer Neuigkeit an. Im rechten Flügel Kitzel verſpüren, zeigt dieſe Neuigkeit als eine angenehme an, im linken als eine unangenehme. Das linke gilt immer als übelbedeutend, ungelegen, täppiſch, tölpiſch, als Unrechtes, Gegenſatz des Rechten.

Der „Helf Gott!"-Wunſch wird in Tirol alſo erklärt:

Es war einſt eine böſe Krankheit, faſt wie die große Sterb, im Lande; ſie endete ſchnell mit dem Tode, wenn man nieste.

Nichts konnte helfen, bis ein frommer Klausner den Leuten den Rath ertheilte, ſie ſollen geſchwind ſagen „Helf Gott!", wenn den Kranken das nieſen ankam. Die Leute thaten das, und alſobald genaſen die Kranken, daher ſagten Andere ſpäter auch „Helf Gott!" und der Dankende rief „Vergelts Gott!", nämlich den Wunſch. Dieſes iſt bis auf heute noch der Brauch bei den Bauersleuten; aber die Herriſchen ſagen: „G'ſundheit" oder etwas in einer andern Sprache, und das gefällt den Bauern nicht, weil ſie gerne Gott die Ehre laſſen.

Gähnen.

Mit dem Gähnen fahren den Leuten leicht böſe Dinge in den Leib. Ein uralter Brauch iſt daher noch jetzt erhalten, daß ſich der Gähnende alſogleich beim öffnen des Mundes bekreuzt, und zwar im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, damit nichts böſes in den Mund komme. Wär' gut, meint der Butterer Natzl in der Ried: „wenn ſich die böſen Weiber ihr weites Maul auch bekreuzten, damit nix Böſes heraus käme."

Zu den ungeſchlachten Räkeln und Rüpeln, die gegen jedermann ihr Maul gähnend ſperrangelweit, wie ein Stadelthor, aufreißen, ohne die Hand, wie ſich ziemt, davor zu halten, ſagt man in Deutſchland: Ich danke, daß Du mich nicht verſchlungen haſt. Eine ſonſtige Bedeutung hat das Maulaufreißen in keiner Weiſe.

Kröpfe, Warzen.

Kröpfe und Warzen, erſtere in Gebirgsländern vorzugsweiſe heimiſch, vertreibt der Volksaberglaube mit dem Beſtreichen einer Todtenhand, oder auch mit dem Beſtreichen rother Waldſchnecken — die ſchwarzen ſollen es ebenfalls thun — im abnehmenden Mond.

Eines der vielen Sympathiemittel gegen Warzen iſt in Tirol auch das: Man gehe, wenn es geregnet hat, zum Strunk einer abgehauenen Eiche, ſchöpfe mit einem Löffel das auf demſelben noch ſtehende Waſſer ſtillſchweigend und beſtreiche damit die Warzen zu wiederholten Malen.

Fingernägel.

Wenn auf den Fingernägeln kleinere oder größere unregelmäßige weiße Flecken entſtehen, ſo nennt man das „Naglblüh“ (Nagelblüthe) und dieſelbe zeigt Glück und Fruchtbarkeit an.

Füße.

Wenn in einer Geſellſchaft, wie man in Deutſchland zu ſagen pflegt: „Ein Engel durchs Zimmer geht“, d. h. wenn zufällig alle Rede verſtummt, ſo ſagt man in Tirol, es ſetze einer der Anweſenden die Füße übers Kreuz, und wenn man dieß thut, ſoll es allgemeines verſtummen auf kurze Zeit bewirken. Wäre ein herrliches Mittel gegen die, welche immer gern das große Wort allein führen, und andere gar nicht zum reden kommen laſſen.

2.

Halbmythiſche Thiere.

Drachen.

In der kleinen Reihe völlig ſagenhafter Thiere, die im Volksglauben Tirols leben, und zum Theil Rollen geſpielt haben ſollen, behaupten die Drachen den erſten Rang.

Man hat und zeigt Drachenlöcher, Drachenſteine, Drachenklammen und Drachenböden. Dieſe und der Drachenſee, welcher in beträchtlichem Umfang auf dem Mieminger-Hochgebirge, zwiſchen dem Marienberge und der Sonnenſpitze mit ſpiegelklarem Waſſer fluthet, ſind die unzerſtörbaren Dokumente der Drachenſagen und des Glaubens einſtigen Vorhandenſeins dieſer Ungethüme, wozu die Drachenhöhle bei der Sill zu Wilten vorzugsweiſe gehört. Endlich die Drachenzunge, welche im Kloſter Wilten aufbewahrt wird, ſollte über das einſtige vorhandenſein keinen Zweifel übrig laſſen.

Dieſer Drache ſoll ausgeſehen haben, wie man ſie in alten Büchern abkonterfeit findet, und wie er ob der Wiltauer Stiftskirche neben Haimon, dem Rieſen, der ihn tödtete, in Stein ausgehauen ſteht, ſo:

Drachenkopf mit kurzen Ohren, vier Füße mit Krallen, großer geringelter Schweif, zwei Fledermausflügel, welche zuſammengelegt werden konnten, daß man von weitem keine Flügel erkannte, deßwegen man auch ungeflügelte Drachen vermeinte. Der Hauch war giftig.

Die Geſtalt der Drachen, wie ſie in den Tiroler Sagen vorkommen, iſt ſo: Ein Kopf, halb ſchlangenartig, halb hundartig mit kurzen Ohren, ſo wie man den Metzgerhunden die Ohren ſtutzt, kurz, jedoch ſpitz-aufwärts. Wohl langen Hals, Leib wie ein Stier ſo ſtark und gedrungen. Der Rachen weit mit zwei Reihen Zähnen wie geſchliffene Schwerter. Die Augen feurig und groß, faſt Feuer ſchießend. Vier Füße mit Bärentatzen und mit erſchrecklich ſcharfen Adlerklauen daran. Alles ſchuppig und rauh. Der Drachenſchwanz war lang und ſo ſtark, daß er die ſtärkſten Röſſer niederſchlagen konnte, mit dem vertheidigte ſich der Drache auch am meiſten, mit dem ſchlug er die Bauern nach Dutzenden zu tod — ein Hieb vom Drachenſchwanz war genug, ein Stück Felſen, wie ein Haus ſo groß, weg zu ſchlagen. Die Fledermausflügel dienten ihm beim laufen, daher konnte ihm kein galoppirendes Pferd entfliehen, wenn er ihm nachlief. Die Farbe war gelblich braun, da und dort röthlich, beſonders unter den Flügeln blutigroth. Wenn der Drache lief, da hörte man ſein Schuppengeraſſel von weitem ſchon, und konnte ſich oftmals retten. In ſeinem Hirn hatte er einen Stein, der abſonderliche Kräfte beſaß, der aber ſchwer zu bekommen war, denn man fand ihn nur dann und konnte ihn herausnehmen, wenn der Drache noch nicht tod war. Dieſer Stein iſt der Drachenſtein, wovon die Weiß- und Schwarzkünſtler und Wunderdoctoren gar vielerlei Gebrauch machten. Wer den Stein haben will, muß den Drachen ſo weit verwunden, daß er nicht tod iſt, denn mit dem Tod verſchwindet er zu Luft, wenn er aber noch etwas Leben in ſich hat, muß man die Hirnſchale aufſchlagen und geſchwind das Hirn herausnehmen, und der Stein wird dann dabei ſein. Der iſt ein wahrer Schatz für die Familie, zu allerlei gut, gegen Schäden und Unglück.

Die Drachen wohnten in feuchten Höhlen neben einem fließenden Waſſer oder See, denn ſie entſtanden aus der Feuchtigkeit oder faulenden Näſſe, in welches das Drachenei gelegt worden war.

Der Glaube an das einſtige Daſein der Drachen hält feſt, weil man in Kirchen den heiligen Georg mit dem Drachen ſo oft ſieht; die reichen Bauern auch gerne dort, wo das Waſſer vom Dache rinnt, mit beſonderer Vorliebe einen Drachen anbringen laſſen, welcher daſſelbe weit heraus auf den Weg ſpeit, und weil auch die Wappenbilder ſo viele Drachen enthalten. Wenn ſich in den älteren Zeiten die Tiroler auszeichneten, und als

Lohn mit einem Wappenſchild belohnt wurden, fehlte ſelten der Adler — Tirols Symbol — und eben ſo wenig ein drachenartiges Thier.

Daß Drachen große Ungeheuer geweſen ſein müſſen, beweiſen die Schauergeſchichten, daß ſie einen großen Ochſen im Rachen davontragen konnten. Hatten ſie nichts zu eſſen, ſo war das gleich, ſie leckten vom Geſtein in ihren Schluchten jenen ſalzigen Ueberzug, der ſich wie z. B. das Bitterſalz anſetzte und gut für Hunger und Durſt war. Wer ſolchen Ueberzug fand, konnte damit viele Monate lang exiſtiren. Dieſes Drachenſalz entſtand vom Ausathmen des Ungethüms, welches an den Wänden anſchlug und als chemiſcher Niederſchlag eine ſolche Lebens-Auswitterung hervorbrachte; wenn der Drache aber lange Zeit fort war, hörte auch die Auswitterung auf. Eine Schweizerſage beſtätigt dieß. *)

Die Größe des Drachenkopfes läßt ſich durch ſeine lange Zunge abſchätzen, welche, wie ſchon geſagt, im Kloſter Wilten aufbewahrt iſt.

Gleich beim Eingange von der Poſtſtraße hinter der Pfarrkirche zu Wilten ſteht rechts ein hohes Gebäude an der Friedhofmauer. Es iſt eine Kapelle (mit Beinhaus), dem heil. Georg geweiht; zu beiden Seiten des Hochaltars ſind zur Zierde wirkliche Todtenſchädel aufgethürmt, welche den Weltkindern ſchauerlich vorkommen, das brave Bäuerlein aber gar nicht erſchrecken, denn das geht alle Samſtag da hinein, betet für die armen Seelen, und ſagt ſeinen Buben oder Madlen: Da ſchaut's, ſo werd's a heunt oder morgen — drum ſeids brav und laßt nöt vom Schutzengel! und dieſe Predigt merken ſie ſich immer.

In dieſer hohen Kapelle ſteht links vom Eingang der Rieſe Haimon mit einem furchtbaren Schlachtſchwert an der Seite, im Harniſch, die Drachenzunge in der linken Hand und auf ein Wappenſchild die rechte Hand ſtützend, welches am Boden ſteht und an ſeinen rechten Fuß ſich lehnt.

Rieſe und alles andere iſt von Holz gehauen. Ein ſtarker Mann, der ſich neben den Rieſen ſtellt, reicht ihm bis zu den Schenkeln hinauf, nicht weiter.

Der Rieſe ſteht auf einem Piedeſtal, darauf iſt in alter Schrift zu leſen:

Als Tag und Jahr
Verloffen war,
Acht hundert ſchon verſtrichen,
Zu ſiebzig acht
Hats auch ſchon g'macht,
Da Heymon Tod's verblichen.
Der tapfre Held
Hat ſich erwählt
Ein Kloſter aufzuführen,

*) Siehe: L. Bechſtein Deutſches Sagenbuch: 14.

Gab alls hinein
Ging ſelbſt auch drein,
Wollt doch nicht ſelbſt regieren.
Hat löblich g'lebt,
Nach Tugend g'ſtrebt,
Ein Spiegel war er allen.
Riß hin, Riß her (Rieſ'),
Iſt nicht mehr er,
Ins Grab iſt er hier g'fallen.
Requiescat in pace.

Auf der Nebenwand ſind zwei Holztafeln, ſo groß, daß ſie die ganze Wand überdecken, darauf ſteht mit deutlichen Lettern geſchrieben:

„Uralte in Reimen verfaßte Nachrichten vom Rieſen Heymon."

I. Tafel.

Viel Zaichen ſeind in dieſem Land — Daß Rieſen haben allda g'wohnt,
Alß haust im Schloß Tirol, Signoth der Riß bekannt gar wohl,
Von Bern (Verona, Bern) den Herrn Dietrich, Beſtreiten thäte ritterlich,
Der Herkules gleich wie vor Zeit — Erſchlug den Cacum in den Streit,
Dergleichen auch an Orten mehr, Findt man von Rieſen hin und her,
Der Held Seifried wohnt wie man ſagt, Am Rein bei Worms unverzagt
Vor Sib'n hundert ſechsfünfzig Jahr, An dieſen Ort ein Riß auch war
Heymon genannt zur ſelben Zeit — Im Gotteshauß hier begraben leit,
Remt ſein Begräbnß hier in Acht, Sie iſt nur bloß von Holz gemacht,
Sein Läng zwölf Schuh und vier Zoll thut: Er liegt allda in guter Hut.
Von wo der Riß ſei kommen her, Findt man noch nicht in g'wiſſer Lehr,
Onzweifelt iſt daß dieſer Mann, Geboren ſei von hohen Stamm,
Die Wappen zeigen dieſes an, So g'mahlen hier im Gotthaus ſtahn,
Ob ſeinen Helm ein Leopardt, Auf rothen Kiß gemalen ward
Mit grien und weiß der Schild geziert, Der tapfre Held dies Wappen fihrt.
Als aber Er kamm in das Land, Viel wilde Thier er allda fand,
Von Rauberei es auch voll ſteckt — Mit Wäldern weit und breit bedeckt,
Jetzt iſt's ein Gegen (d) fruchtbar ſchön, Zur Sommerszeit in Waſen gren (grün),
Die Felderzierd nach rechter Weis, Das thut der Bauern Müh und Fleiß.
Zur ſelben Zeit im Land auch wohnt — Ein andrer Riß war Thyrſus g'nannt,
Zu Seefeld er ſin Wohnung hält, Da noch das Heiltum aufrecht ſteht.
Als dieſer g'hört daß Heymon wär Ankommen wollts nicht leiden er,
Den G'walt er haben wollt allein, In dieſer Gegend Herr wollt ſein.

II. Tafel (Fortſetzung):

Er wollt vertreiben den Heymon — Trug aber böſen Lohn davon,
Sein Tod iſt noch gar wohl bekannt, Iſt auch der Ort von Thyrſo guannt,
Der Heymon Chriſti Lehr empfing — Hernach auch in ſich ſelber ging;
Das fruchtbar Ort nahm er in Acht, Ein Kloſter z'bau'n er da gedacht,
Aufs Werk weil er gedenken thätt', Sein Bau ein Anfang g'machet hätt.
Sieht zu ein Drach dort auf dem Stein — Kommt, hindert da die Arbeit ſein,

Speit aus das Gift und wind (wind't) den Schwanz, Zerkratzt ihm auch die Mauren ganz:
Auch wie das Waſſer reiſſen thut, Wann's aufbrich (t) auf ein Archen gut,
Sodann bringts durch die Felder aus, Daß ſicher iſt kein Hof noch Haus!
Heymon die Sach zu Herzen nahm, Wußt doch nicht was er fing an,
Ob alles wär zu unterlahn, Zuletzt doch griff er's wieder an,
Gar bald er Weis und Weg erdacht, Daß er das Thier von dannen bracht,
Verfolgt es bis an ein Loch, Darinnen ſich der Drach verkroch,
Sein Kräften braucht er alleſammt, Den Drachen ſchädigt er zur Hand,
Im engen Thal durch Gottes Hand, Zuletzt er ihn auch umbracht hat,
Die Zung riß er dem Drachen aus, Ganz fröhlich kehrt er z'rugg nach Haus,
Seine alte Arbeit er vollzoch — Und dankte Gott dem Herren hoch
Daß er ihn hätt die Gnad gethan, Den Drachen bringen ganz hindan.
— Zum Gottshaus alle Ding zuricht, Um Ordensleut ſich bald umſicht,
Um Gottes Will an dieſe Statt, Er all ſein Gut auch geben hat,
Allda wollt' er begraben werden — Im Gott'shaus Wiltau beſtatt' zu Erden,
Achthundert ſiebenzig und acht, Daſſelb' Jahr zum Tod ihn bracht',
Das Gottshaus dieſer Urſprung iſt: Bitt Gott dafür mein lieber Chriſt!

In dieſem alten Gedichte heißt es: „iſt auch der Ort vom Thyrſo genannt", will ſagen, daß der Ort Tyrſchenbach von ihm den Namen hat; Tyrſchenbach, ein Weiler von drei Häuſern, zwei Stunden ob Zirl an der Poſtſtraße nach Telfs, wo der Tyrſchenbach in den Inn läuft. Hier iſt eine Kapelle, wo benannte zwei Rieſen angemalt ſind. Vergleiche in den Mythen und Sagen S. 40 u. ff. die Haimon- und Tyrſenſage.

Im Vintſchgau taucht die Drachenſage in unbeſtimmten Nachklängen noch hie und da auf.

Auf der Tarſcheralpe, zwei Stunden ober Laburns, ſoll im Jahre 1772 ein gräulicher gifthauchender Drache von einem Tarſcherbauer geſchoſſen worden ſein, welchen Drachen man in eine Kluft hinab warf, als er tod war. Man beſichtiget mit beſonderm Intereſſe deſſen ehemalige Wohnung in einer Felſenhöhle, wo man noch deutlich viele Eindrücke vom Kopf, Füßen, Tatzen mit Krallen, und dem Schweif zu ſehen meint; denn der Drache hatte ein eigenes Plätzchen, wo er tagelang unbeweglich lag, daher die Eindrücke im Stein. Er verwüſtete nur zur Nachtzeit die Alpe, in der kein Hirte und kein Vieh vor ihm ſicher war.

Man findet in Tirol oftmals in Höhlen und auf Bergen Verſteinerungen wie große ſpitze Zähne, dieſe werden „Drachenzähne" genannt und dafür gehalten. Es ſind meiſt Zähne von Sauriern, deren rieſige Ueberreſte wohl ohne Zweifel die Drachenmären mit hervorriefen.

Eine überall wohlbekannte Sage läßt die Drachen ſo entſtehen:

Wenn ein kohlſchwarzer Hahn ſieben Jahre alt wird, dann legt er ein großes Ei. Wenn er daſſelbe in einen feuchten oder naſſen Ort legt, ſo wird ein Drache daraus, der hunderte von Jahren lebt und immer, wenn auch langſam wächſt.

Legt er das Ei an eine trockene Stelle oder in Sand, dann wird ein Baſilisk daraus.

Dieſer unter den Bauernweibern allgemein verbreitete Glaube macht, daß keine einen Hahn ins ſiebente Jahr leibet, im ſechſten Jahr ſchon kommt er unter das Meſſer; ſogar anders gefärbte Hahnen, wenn ſie ſelbſt weiß wären. Ein ſchwarzer Hahn wird ohnedieß nicht lange am Leben gelaſſen, weil er als „nöt g'recht" mit verdächtigen Augen angeſehen wird.

Baſilisk.

Der Baſilisk wird mehr gefürchtet als der Drache und deſſen Abart der „Lintwurm".

Der Baſilisk ſieht einem Hahn ganz ähnlich, hat aber einen Drachenſchwanz. Er iſt ſchrecklich giftig, ſein Blick tödtet auf der Stelle, wächſt alle Jahre und in die Hunderte von Jahren fort. Niemand kann ihn umbringen, weil alles Lebendige in ſeiner Nähe tod umfällt und ſelbſt Stauden und Gräſer verdorren. Nur die giftigen Nattern halten es aus und folgen ihm. Auf dem Kopf iſt der anderthalb Schuh lange Kamm wie eine Krone geſtaltet, die zwei blutrothen Augen ſtehen weit und ſpitzig heraus; er iſt ſchwarz mit gelblichen Flecken und Streifen. Nur das Wieſel vermag ihm anzukommen zur Zeit, wenn es ganz weiß iſt — die weißen Wieſel ſind die Retter vor dem ſchwarzgelben Höllenhahn geweſen, die haben ſie ausgerottet, daher Wieſel gerne im Hauſe gelitten werden, obgleich man ſie für giftig hält und ſie „anblaſen" können.

Lintwürme.

Der Lintwürme wurde ſchon mehrfach bei den Mythen und Sagen gedacht.

Der Lintwurm iſt vorzugsweiſe Schatzhüter, daher auch Lintwurm, und nicht Lindwurm zu ſchreiben, ſoviel wie Glanzwurm; er heißt ſo vom Glanze des Hortes, den er bewacht, und wird nur deshalb mit dem Drachen gemeinſam genannt, verwechſelt, oder für gleichbedeutend mit dieſem gehalten, weil ſeine Geſtalt der des Drachen ganz gleich gebildet wird. Der Lintwurm aber beharrt bei ſeinem Schatze, er zieht nicht umher, wie der Drache, er raubt nicht Heerden, ſchädigt nicht das Land, er bekämpft nur den, der den Schatz wegnehmen will. Da aber viele Leute ſchwer begreifen, und über dergleichen zu denken oder gedachtes feſtzuſtellen, für höchſt überflüſſig halten, ſo wird ſich die ſtete Verwechſelung zwiſchen den Begriffen eines Drachen und eines Lintwurms ſchwerlich austilgen laſſen.

Haſelwurm.

Des Haſelwurmes wurde bereits einigemale gedacht, inſonderheit bei dem Zauberer Theophraſt (ſiehe oben S. 302).

Es iſt über denſelben vieles bekannt und viel zu ſagen. Der Glaube an ſein Vorhandenſein iſt der verbreitetſte.

Der Haſelwurm iſt unter den halbmythiſchen Thieren das allgemeinſte

und allbekannteſte, kein Thal macht eine Ausnahme; doch iſt eine Benennung deſſelben vonhöchſt einfachen alten Bauern auffallend, welchen ihn „Wurm der Erkenntniß“ benannten.

Dieſer Wurm wohnt nach der abergläubiſchen Annahme in der Nähe oder unter den Wurzeln von Haſelſtauden in einem großen Loch. Seine Anweſenheit zeigt ſich, wenn auf der Haſelſtaude eine „Miſtel“ (Viscum) wächſt. Durch ein ſolches Zeichen angelockt, hatte vor vielen Jahren ein Bauer im Alpbachthale, nahe beim „Lechenhof“, einen Haſelwurm ausgeſpürt, hatte tagelang gepaßt und konnte ihn nie bekommen. Einmal wär's ihm bald geglückt, aber er iſt ihm dennoch „hineinderſchloffen“ und kein Menſch ſah ihn ſeitdem wieder.

Da war hingegen im Zillerthal ein Ubernſerbauer glücklicher, der paßte durch acht Tage — Tag und Nacht. Einmal ſchlof der Wurm heraus; der Bauer ſprang aufs Loch, ſetzte ſich darauf und fing ihn mit einer Decke, die er auf ihn warf, und ſchlug ihn damiſch (halbtod). Zu Hauſe ſott er ihn, aß davon gute Trümmer, und — gewann jene übernatürlichen Kräfte, die der Genuß des Haſelwurms mit ſich bringt. Er wurde ſo reich, daß es nicht zu ſagen iſt, und am meiſten unterhielten ihn die Geſpräche der Vögel und Thiere.

Dem Wunderdoctor zu Alpbach brachte, wie oben (S. 302) erzählt wurde, ein Bauer einen Haſelwurm, der war ſo groß, wie ein Windelkind und ſchimmerte ſo ſchön, wie der ſchönſte Regenbogen.

In der Nähe der romantiſchen Burg Itter, am Eingange in das Brixenthal, liegt ein mit Haſelſtauden bewachſener Hügel, an dem man noch eine Vertiefung ſieht, die durch fruchtloſes Graben nach einem Schatze entſtand. Nahe dabei iſt ein anderes Loch, darin man einen Haſelwurm geſehen haben wollte. Ein Bauer grub nach dem Wurm, doch vergebens. Hätte er den Wurm gehabt, ſo wär alles zu Tag gekommen, denn wer davon ißt, der ſieht auch alle Schätze in der tiefſten Tiefe.

Wo ein Haſelwurm vorhanden iſt, zeigt ſichs nicht nur an der Miſtel an, ſondern auch dadurch, daß an den friſchen Haſelblättern mitten durch eine runde Oeffnung iſt; dieſes Loch beißt er über Nacht aus, denn das iſt ſeine Nahrung.

Er geht nur Nachts aus und bleibt bei Tage verſteckt. Wer vom Haſelwurm gegeſſen hat oder auch einen bei ſich trägt, kann ſich unſichtbar machen, d. h. wer Haut und Zunge in der rechten Hand hält. Wer dvon gegeſſen, hört auch die Kräuter und Blumen reden, die ſagen ihm, zu was ſie zu gebrauchen ſeien u. ſ. w.

Mit der Geſtalt des Haſelwurmes ſind nicht alle einverſtanden; einige behaupten, ſie ſeien ganz weiß; andere ſagen, „der Nattern“-, d. h. der „Wurmkönig“ ſei der Haſelwurm; andere gaben ihm bunte Farben, daher

der „Murbl“ oben am Wurmbach ob Arzl auch für einen Haſelwurm gehalten wird.

Ueber den Haſelwurm giebt es eine ſehr alte, und ſehr weitläufige Niederſchrift, ſeine Beſchwörung, ſeine Tugenden und Kräfte, durch welche der Gedanke blitzt, daß die Schlange des Paradieſes ein Haſelwurm geweſen ſei.

Murbl.

Ein ebenfalls halbmythiſcher ſonderbarer Wurm, der weder in alten noch neuen Fabeln, Märchen und Sagen begegnet, iſt „der Murbl“, ein Wurm, den viele Leute im Wurmbachthale geſehen haben wollen, der alle fürchten machte, und vor welchem auch der Muthigſte davon liefe, der ihn zu Geſicht bekäme.

Daß eine ſonderbare Gattung Würme dort leben müſſe, beſtätigten ruhige, furchtloſe Hirten, die ihn geſehen haben wollen.

Alte Erzählungen laſſen den Ort einſt von vielen ſolcher Ungeheuern bevölkert ſein, daher der Bach, welcher durchs Wurmthal läuft, „Wurmbach“ genannt wird.

Anfangs vom Wurmbach, unweit der Arzleralpe, am ſogenannten Arzlerberg, bewohnt ein ſolcher Wurm ein großes Loch, welches unter einem Waldbaum hineinmündet. Er wird ſo beſchrieben: Der Murbl iſt nicht länger als gut 1½ Schuh, wie ein eingefatſchtes Kind, oder ein guter Mannesſchenkel dick, „tſchekat“ (ſchäckig), mehr roth, gerade ſo, wie man türkiſchen Perſch (Pers) als Weiberleutkleider trug; ſo daß es manchem geſchah, daß er den über'n Weg oder vor'm Loche liegenden Wurm für ein Stück türkiſchen Pers hielt; ein anderer meinte, es ſei ein in bunten Windeln mit rothen Bändern eingebundenes Kind, denn es hatte der Kopf viel Aehnliches mit einem Kindskopf der Rundung nach.

Es iſt erſt vier Jahre her, als der „Josl Hansl“ (Johann Dollinger) von St. Nikolaus in dortiger Gegend im Holzen war, und den Murbl außem Loch rauſchen hörte, und ihn bald wieder hineinſchlüpfen ſah. Da machte ſich Josl Hansl bald durch.

Die alte Roslerinn, eine Bäuerin von Hötting, hat ihn vor dreißig Jahren genau geſehen und beſchrieben; dieſelbe ſah ihn jedoch weiter unten beim ſogenannten „dritten Schuß“ im Geſträuche beim „Dorishäusl“, im Weierburger Bezirk.

Der Todtengräber Fleckinger zu St. Nikolaus ſah ihn vor einigen Jahren bei der Arzleralpe. Er ſagte, daß „die Murbl“ in frühern Zeiten erſchoſſen wurden, und das Fett davon gut zu brachen war. Er ſelbſt aber hat noch keinen erſchoſſen und hat gewaltigen Reſpekt vor dem Murbl.

Stollwurm.

Ein und daſſelbe ſagenhafte Geſchöpf mit dem Murbl Tirols ſcheint der Stollwurm des Berner Oberlandes zu ſein. Er heißt auch Berg-

ſtutz, Birgkſtutz, und ſoll im Thale der Goſau nahe dem Hallſtädter See ebenfalls vorkommen, abſonderlich auf den Alpen, die das Gamsfeld heißen. Die Bergjäger ſchildern dieſes räthſelhafte Geſchöpf von Farbe hell ſilbergrau, glänzend, mit dunklen Längsflecken auf dem Rücken, Schlangenkopf, Leib zwei Fuß lang, dick wie ein Mannsarm, nach hinten zu abgeſtumpft, vier kurze, kaum bemerkbare Füße, ſchuppig. Der Stollwurm beißt mit giftigem Biß; es ſoll auch eine kupferfarbig glänzende Art geben, dieß wäre der persfarbige der Tiroler Schilderung. Die Naturgeſchichte kennt den Stollwurm nicht. *)

3.

Säugethiere.

Katze.

Jäger geben dem Hunde, daß er bei ihnen bleibe, ein Katzenherz zu freſſen.

Gegen das Quartanfieber hängt man ſich Katzenkoth auf die Herzgrube mittelſt eines rothen Fadens um den Hals. Derſelbe ſoll auch die Sehkraft ſtärken. Katzenblut iſt heilſam gegen die Fallſucht. Katzenohren auf Wunden und Geſchwüre aufgelegt, heilen dieſe ſchnell. Katzenleber, zu Pulver gebrannt, wird gegen den Stein eingenommen.

Wolf.

Gegen Kolik hing man ſonſt ein Beinlein, welches in Wolfskoth gefunden wurde (die Wölfe geben viele kleine Beinlein von ſich), an einem Faden um den Hals, jedoch mußte der Faden von der Wolle eines Schafes geſponnen ſein, welches von einem nämlichen Wolfe zerriſſen wurde.

Dieſes Geheimniß haben vor uralten Zeiten Tiroler Kanarienhändler ins Land gebracht, und ward ſeither von Alpenleuten, wo es möglich war, gebraucht. Seitdem keine Wölfe mehr da ſind, iſts Mittel auch weg.

Ferner hilft gegen Kolik ein Gürtel von einer Hirſchhaut, in welche Wolfskoth eingenäht iſt, um den Leib gebunden.

Hund.

Daß der Hund, nächſt der Büchſe, das werthvollſte für den Jäger bleibe, wurden manche Stücklein in Anwendung gebracht. Man giebt ihm ein Stückchen unter der Achſel getragenes Brot zu freſſen; man ſpuckt dem Hunde früh nüchtern in das Maul; man trägt das Amnium, in welchem ein junger Hund im Mutterleibe gelegen, in einem Tüchlein bei ſich und läßt den Hund öfters daran riechen. Diebe wenden auch beſondere Künſte an, daß die böſeſten Hunde ihnen nichts thun.

---

*) Vergleiche G. v. Schultes: Neues Taſchenbuch für Natur-, Forſt- und Jagdfreunde auf das Jahr 1836. Weimar. Darin eine Beſchreibung und Abbildung des Stollwurmes enthalten iſt.

Lamm.

Ein Jägerkunststück ist noch dieses: In der Christnacht während der heil. Mette mußt du Mehl mahlen, ein Lamm schlachten und das Mehl mit dem warmen Blute zu einem Brote anmachen und backen. Es muß aber alles während der Mettenzeit geschehen. Dieses ist das „Lammbrot", wovon ein rechter Jäger sonst immer etwas vorräthig hatte. Wer davon aß, der konnte von keiner Kugel getroffen werden.

Gemse.

Von großer Wichtigkeit werden in Tirol die Gemskugeln, eine Art Bezoarstein, gehalten.

Nicht selten findet man im Innern der Gemsen Kugeln, welche von Haaren zusammengewuzelt und rund oder etwas oval sind.

Mit diesen Gemskugeln kann man sich gfrorn (schußfest) machen.

Wenn sie wirksam sein sollen, so muß man eine solche Kugel zum Meßopfer bringen, ohne daß der Geistliche davon etwas weiß. Man verbirgt sie unterm Hochaltar, so wird die Messe darüber gelesen.

Andere sagen, man finde, obwohl selten, im Munde geschossener Gemsen einen runden Stein von schwarzer Farbe. Wirft man diesen gegen eine Mauer, so macht er ein Loch, daß man bis hinein ins Innere sehen und alle Geheimnisse des Hauses wissen kann.

Die Gemsenkugeln sind wichtig wie kein anderes Ding im Lande, die Jäger und sympathetischen Bauerndoctoren und die Bauern führen sie in der Hausapotheke.

Mit einer Gemskugl im Sack hat man einen Universaltalisman für Seele und Leib gegen die Uebel der Natur, wie gegen böse Geister.

Sie muß aber vom 14. August bis 8. September, also im Dreiß'gen, erobert werden.

Im Dreißgen wird die Gems geschossen, sogleich ausgeweidet und der Magen ausgeleert, und wenn dann eine Kugel drinen liegt — was sehr oft vorkommt, das ist die rechte Gamskugel.

Sie ist selten ganz rund, meist länglich abgerundet, gelblich, röthlich, graulich oder schwärzlich.

Manche sind wohl weich, andere etwas härter, als ob sie von Leder wären, andere wie von Holz und sehr hart.

Reißt man sie von einander, so findet man fäsrige Theile untereinander zusammengewunden und gepreßt, wie Haare oder Wolle oder feine Pflanzenfasern und Kräuterwurzeln, oftmals mit aromatischem Geruch.

Zum schießen muß man sich solche Gemsen aussuchen, welche in den unzugänglichsten und wildesten Orten hausen, damit sie von den Menschen noch wenig gesehen wurden, und wo die wirksamsten und zauberkräftigsten Kräuter wachsen, welche sie genießen, und wodurch diese Kugeln in ihrem Innern zubereitet werden.

Wenn man eine weiche Kugel bekommt, ſolle man den feuchten Saft nicht herausdrücken, ſondern eintrocknen laſſen, denn das iſt eigentlich die koſtbarſte Eſſenz. Eine ausgedrückte Kugel erkennt man an den Riſſen auf der Oberfläche, die iſt nicht viel werth.

Einſt gab es Gemskugelhändler, welche die Eſſenz herausdrückten und aufbewahrten, und die taube Schaale noch theuer verkauften; man nannte ſie „taube Gemskugeln" und damit iſt mancher angeführt worden, aber zu hinterſt bei der Stillupp im Zillerthal wandelt ein ſolcher Betrüger als Klamm-Mann noch immer herum und büßt, daß er einen erbarmen ſollte, wenn er nicht ſo viele Leute angeführt hätte.

Für die Hausapotheke iſt die Gemskugel unentbehrlich. Faſt für alle Krankheiten, in gewiſſen Gaben eingenommen, iſt ſie heilſam. Darüber haben viele Wunderdoctoren ſchon Büchlein geſchrieben; ſo iſt ein weitverbreitetes Buch über die Gemskugel von Dr. Georgius Hieronimus Velſchius eines der wichtigſten, und wem daran liegt, mag daraus ſtudiren, wenn er des Buches habhaft wird.

Haſt du Grimmen, ſo binde die Gemskugel auf den ſchmerzenden Theil — und es wird aufhören.

Bei Kopfſchmerzen räuchere mit Gemskugel die Schlafhaube.

Bei ſich getragen, nimmt die Kugel allen Schwindel.

Früh ein wenig davon verſchluckt, ſo kann keine Peſt und kein Gift wirken, eben ſo kann man nicht „vermeint" werden.

Zum Kugelgießen iſt ſie vor allem anzuwenden. Man gießt die Kugelform halbvoll Blei, legt etwas von der Gamskugel darauf, und gießt die andere Kugelhälfte darüber. Eine ſolche Kugel trifft ſicher — beſonders die Gemſen.

Die Faſern, beſonders die größern, härtern, welche in der Kugel ſind, zu Pulver gerieben und eingenommen, bewirken, daß man durch 24 Stunden lang ſich ſtich- und ſchußfeſt (gfrorn oder gfrert) machen kann.

Manche Jäger trinken ein wenig Gemſenblut, dieſes ſoll ſie ganz ſchwindelfrei machen.

Haſe.

Als ein Mittel gegen den Rothlauf wird in Tirol empfohlen: Man ſchießt im März an einem Freitage einen weißen Haſen. Wenn man von dieſem ein Stück Fell mit der rauhen Seite dem Rothlauf zu auflegt, ſo vergeht er bald. Wirft man dann dieſes Stück Fell in rinnendes Waſſer, daß es nicht mehr angewendet werden kann, ſo kommt der Rothlauf nimmer wieder.

Jäger außerhalb des Alpenlandes würden ſich freilich lange nach einem weißen Haſen umſehen, doch thut vielleicht ein Kaninchenfell dieſelbe Wirkung. Der die Alpen bewohnende veränderliche Haſe wird im Winter weiß.

Viele Haſen zu fangen: Nimm Bilſenkraut (Hyoscyamus), vermiſche es mit Realgar, Hermodactilen und mit dem Kraute der Zeitloſen. Dazu

ue von dem Blute eines jungen Hasen, vernähe alles in einen Hasenbalg
ıd lege es wohin du willst, so versammeln sich alle Hasen der Gegend an
eser Stelle und du kannst sie leicht schießen und fangen.

Eichhorn.

Wer etwas Pulver vom Kothe eines ganz rothen Eichhörnchens (besser
's von einem Weibchen) in der Frühe in ein Getränke, das Ganze etwa
ıen Dukaten schwer, mischt, der kann steigen, klettern und über Abgrund-
nder gehen, ohne daß ihn dabei Angst oder Schwindel erfaßt.

Die Gemsjäger geben daher ihren Weibern auch Eichhörnchenfleisch zu
en, wenn sie einen kleinen Jäger erwarten. Ein solches Knäblein wird
nn schon von klein auf auf Klippen und Felsenspitzen lustig und ohne
efahr klettern.

Wiesel.

Wer einem lebenden Wiesel das Herz ausreißt, und dasselbe noch
ckend ißt, kann in die Zukunft schauen, ist ein Tiroler Volksaberglaube.

Den Fuß eines Wiesels zu Rosen- und Senfkörnern gethan und in
ı Fischernetz gehängt, lockt die Fische von weitem zusammen, so daß man
mit Händen fangen kann. Dieß lehrte ein Schwarzkünstler, der bei
undl zu Ende des vorvorigen Jahrhunderts lebte.

Der Balg eines Wiesels fehlt in keinem Bauernhause. Er ist ein
efflices Amulet gegen „anblasen" oder giftigen „Anpfiff". Eine dadurch
tstandene Geschwulst damit bestrichen, vergeht sehr bald.

Wiesel bekämpfen die giftigen Schlangen mittelst der Raute, welche
im Mund verbergen.

Wieselblut, noch ganz frisch und warm, einige Tropfen getrunken,
ilt die hinfallende Krankheit.

Murmelthier.

Ein eigenthümlicher Glaube herrscht über die Murmelthiere in Tirol,
n mehrere Sagen bestätigen.

Die zwei Brüder Jakob und Bernard Wolf zu Graun, zwei ehrsame
eber, waren nebstbei gar wackere frische Jäger. Sie hatten im Jahr 1780
ı Paar lebendige Murmentl in der Kammer zu ihrer Ergötzlichkeit, und
merkten, daß im Herbst diese muntern Thiere die „Webermutzen" (das
ıb die Abfälle vom Leinen) sammelten und sich in der Kammer eine Lie-
rstatt machten, wo sie dann, als der Winter kam, und die Kammer kalt
ır, wie tod darauf liegen blieben, wie sie es auch in den Berglöchern thun.

Als in der heiligen Nacht alle Leute vom Hause in die Mette gingen
ıb nur ein Weibsbild ganz allein beim kleinen Kind zu Hause bleiben
ußte, machte hieß die Kammer etwas auf, weil die Stube gar so warm
ır. Als es 12 Uhr schlug, kamen die Murmentl hervor, thaten einen
ıff und darauf lagen sie wieder wie tod auf ihrem Bette.

Im Jahr 1840 hat der Alpenhirte Johann Wolf, ein Verwandter der

Wolf'ſchen Jägerfamilie, mehrere Murmentl von dem Roierthal heimgetragen, um zu prüfen, weil er von dem Murmentlwunder gehört hatte, welches ſeine Vorfahren erlebten, ob die Sage wahr ſei, daß in der heiligen Nacht um zwölf Uhr die Murmentlen aufſpringen oder ſich umdrehen und pfeifen. — Er hatte ſeinen Murmentlen im Keller eine kleine Hütte gemacht und ließ ſie gegen den Winter dort einſchlafen. Vor der heil. Nacht prüfte er genau, ob ſie wohl ganz ſtarr ſeien, und fand ſie ſo.

Vor 12 Uhr in der heiligen Nacht begab er ſich in den Keller und hörte wirklich punkt 12 Uhr von jedem der Thiere einen Pfiff, darauf erfolgte Todtenſtille und die Murmentl lagen wie früher, wie tod. Hervorſpringen hat er ſie nicht geſehen. Sie drehten ſich bloß um.

Maulwurf.

Wenn ein Maulwurf — ein Scheer — an deiner Hausmauer einen Erdhaufen aufwirft, da mag ſich einer g'faßt machen im Hauſe — es wird eins bald ſterben.

Der Graſchberger Simmal hat ſich davor geholfen; er hat alſogleich in den Scheerhaufen ein Stück Teufelsdreck gegraben und es zugeſtampft und will dadurch manchen vom Tod gerettet haben.

4.
Vögel.

Allgemeiner, mehr ſittlicher Glaube, als Aberglaube, iſt in Tirol, daß der, welcher im Walde auf einen ſingenden Vogel, folglich auf das „Gotteslob", ſchießt, kein Glück mehr habe. Wer junge Vögel ausnimmt und martert, über den kommt ihr Blut und der „Vogeltod". —

Adler.

Adlerhirn auf dreimal vertheilt, gekocht und gegeſſen, iſt gut gegen Erſchlaffung der Harnwege.

Adlerzunge in ein Tüchlein genäht und am Halſe getragen, heilt Schwerathmen und Huſten.

Man kann merkwürdig leicht Berge ſteigen und Bergreiſen machen, ohne Lungen- und Athmenbeſchwerden zu fühlen, wenn man dieſes unſchädlichen Mittels ſich bedient, und iſt ſolches dem tödlich giftigen Arſenik weit vorzuziehen, den manche zu dieſem Zweck einnehmen.

Die großen Adler und Lämmergeier haben unter ihrem Schweif einige Flaumenfedern, wovon zwei ſo groß und ſchön ſind, daß ſie weit über den Hutgupf emporſtehen und zur Seite ein Drittel deſſelben zudecken.

Die friſchen Jäger glauben, daß wenn man Adlerflaumen am Hute trägt, ein herzhafter Muth und ein ſchärferes Geſicht ſympathetiſch dem Träger zu Theil wird; ein Muth, der ſich vor gar nichts fürchtet. Wäre daher für Robbler eine werthvolle Hutzier, wenn ſie nicht ſo theuer

wäre; denn es klingt unglaublich, welche Preiſe jetzt dafür gezahlt werden. Der Adler hat unterm Schwanz zwei große Flaumen, dann zwei mittlere und vier kleine. Die zwei erſteren zahlt man mit zwei bis drei Thalern in Silber, die zwei mittlern mit ein bis zwei Thalern. Die vier kleinen jedoch haben faſt keinen Werth.

Eulen.

Von einer Habergeis (Strix Ortus) Herz und rechten Fuß auf einen Schlafenden gelegt, verurſacht, daß er auf befragen im Schlafe alle ſeine Heimlichkeiten ausplaudert.

Beides vereint unter den Achſeln getragen, beißt einen kein Hund, und wenn er noch ſo böſe iſt, und einen grimmig anbellt.

Der Fußtritt einer Habergeis wird „'s Gſparr'" genannt.

„Ins Gſparr treten" iſt ſehr gefährlich, alſogleich ſchießt der ſchmerzhafte „Gallſchuß" in den Fuß und oft ſo bösartig, daß es kaum heilbar iſt. Der ſogenannte „Gallſchuß" iſt ein ſtechender Schmerz im Fuße, wie verübelter, alter Rheumatismus, Krampf und Gicht; derſelbe wird aber unheimlichen Teufelskräften zugeſchrieben, nämlich der Habergeis. Wenn ein Menſch oder Vieh bloßfüßig aufs Gſparr tritt, ſo fährt ſogleich der Gallſchuß ein. Solche gefährliche Habergeisgſparr (Tritte) ſieht man bei naſſer Witterung im Wege eingedrückt, vornhinaus drei Zehen und hintenaus eine Zehe, letztere bedeutend kleiner.

Daß dieſe Gſparr ſo verderblich wirkt, kommt davon her, weil die Habergeiſe verdammte Teufelsvögel ſind, ja wohl Teufel ſelbſt; man heilt daher auch nur durch kräftige Segen, Gebet, Räucherung und überlegen von Kräutern, die geweiht und geſegnet ſind und in den Dreisgen gepflückt wurden.

Daß das Leichhuhn, der kleine Kauz, durch ſein rufen: „Komm mit" den Tod anſagt, wurde oben erwähnt. —

Rabe.

Die Raben heißen in Tirol Rappen, und in der Schweiz ebenſo. Man hat viele abergläubiſche Meinungen von dieſen Vögeln, z. B. den Raben-Stein zu gewinnen.

Suche ein Rappenneſt, koche die Eier hart und lege ſie wieder zurück ins Neſt. Wenn der Rappe kommt, ſo holt er einen Stein, berührt damit die Eier und ſie werden ſogleich roh und lauter, und es kommen die Jungen heraus. Den Stein läßt er liegen, den holſt du, und wenn du ihn in den Mund nimmſt, ſo verſtehſt du die Sprache aller Vögel.

Wenn man den Rabenſtein in einen Ring über ein Lorbeerblatt faſſen läßt, und trägt den Ring, ſo fallen die Ketten vom Gefeſſelten und ſpringen die verſchloſſenen Thüren von einander, wenn man ſie damit berührt.

Offenbar iſt hier von dem Tiroler Volksaberglauben das auf den Raben

übertragen, was im übrigen Deutschland von dem Specht erzählt wird: die ganze Springwurzmär.

Raben werden, nach dem Tiroler Volksglauben, mit Recht für „Unglücksvögel" gehalten. Sie sind auch — besonders die Joch- oder Alpenraben, recht listige und tückische „Sauvicher". Sie lauern auf den Hirten oder Wanderer, wenn er über einer steilen Wand vorbei muß, und oft ein Tritt, falsch gethan, stürzt ihn hinunter. Sobald sie das sehen, so schießen sie zu ihm her und streifen ihn mit dem Flügelschlag so fest an, daß er hinabfällt. Dann fliegen sie nach und zehren den Kadaver auf.

So machen es auch die großen Geier.

Solche Raben greifen auch, wie die Geier, junge Hasen, Kaninchen und Hühner an, und streiten mit dem größten Habicht. Mehrere Raben zupfen an dem Habicht so lange, bis er unterliegen muß oder durch eilige Flucht sich rettet.

Doch eins ist gut an ihnen: Wenn man ein Rabenherz in ein Tüchlein einbindet und um den Hals hängt, so verliert sich jede Schlafsucht, wie schon oben gesagt.

Kukuk und Wiedehopf.

Der Kukuk gilt, wie bekannt, als Teufelsvogel und ist verschrieen, nicht allein im Süden Deutschlands, sondern auch im Norden. Darum singt Claudius, der „Wandsbecker Bote", in seinem Rheinweinliede vom Brockenberge im Harzwald:

„Der Blocksberg ist der lange Herr Philister,
Er macht nur Wind, wie der;
Drum tanzen auch der Kukuk und sein Küster
Auf ihm die Kreuz und Quer."

Dieser Küster des Kukuks ist der Wiedehopf, Widhupf in Tirol, der auch Kukukslakei heißt. Wenn namentlich Nachts der Kukucksschrei auf dem Gebirge erschallt, hat es ein bedenkliches Aber. Es giebt davon viel und mancherlei Geschichten.

Wiedehopfsblut in einem Tüchlein, damit es aufgefangen worden, auf den Puls gebunden, soll angenehme Träume verursachen.

Gegen Teufel, Unholde, Truden, Hexen und Zauberer trugen alte Jäger einen Talisman bei sich, welcher aus einem Spahn von einem ausgeschnittenen Pfosten bestand, Wiedehopfsaugen und Federkugeln, die man im Magen der Todteneulen findet, und alles in ein Säcklein gebunden. Das galt als ein gewaltiger Harnisch gegen Zauberei aller Art.

Wer dieses Säckchen bei sich hat, „da kann van nix anchi", sagte ein ergrauter Jäger.

Dieses Säcklein muß aber in der Sylvesternacht, in der Mitternachtstunde, gemacht und diese Sachen hineingegeben und noch vernäht werden, daß es ganz fertig wird.

Wiedehopfsaugen bei ſich getragen, machen gnadenreich, angenehm und gern geſehen, und ſtimmen auch Richter günſtig.

Wer einen ganzen Wiedehopfskopf bei ſich trägt, bleibt von Jedermann unbetrogen.

Wachtel.

Wachtelaugen in ein Tüchlein gebunden und an den Hals gehangen, vertreiben das drei- und viertägige Fieber.

Kreuzſchnabel.

Ein Vogel, der faſt in keinem Hauſe fehlt, darin Kinder ſind. Er nimmt die Kinderkrankheiten vorzüglich an ſich, daher fällt er oft tod vom Spreiſſel.

Auch die Frais nimmt er auf ſich.

Iſt ein feiner Burſch der Kreuzſchnabel, nur macht er es oft zu bunt mit den Eß- und Trinkgeſchirren. Wenn er getrunken und gefreſſen hat, ſo nimmt er das Geſchirr und wirft es um oder heraus auf den Boden. Die alten Vogelfänger ſagen, er thue es aus Zorn, weil er ſein krummes Maul nicht ſehen mag, welches ſich im Waſſer ſpiegelt.

Amſel.

Wenn Schwarz-Amſelfedern vom rechten Flügel mit einem rothen Faden aufgehängt wurden, ſo kann niemand im Hauſe mehr ſchlafen, ſo lange dieſe Federn nicht entfernt werden.

Rothſchwänzchen.

Ein Haus, darin ein „Branderl“ (Rothſchwänzchen) niſtet, iſt ſicher vorm Blitzſtrahl.

Wer ein Branderlneſt ausnimmt, und die Jungen martert, dem tragen die Alten Feuer ins Haus und zünden es an.

Zaunkönig.

Wer beim Morgenausgang einem „Zaunkonkerl“ (Zaunkönig) begegnet, der hat den ganzen Tag Glück.

Zeiſig.

Niemals erblickt man ein Zeiſigneſt, obſchon die Vogelfänger wiſſen, daß die Zeiſige im Lande brüten, und öfters kaum flügge Junge fangen, die nicht fern her gewandert ſein können. Dadurch iſt der Volksglaube entſtanden, die Zeiſige machten mittelſt des Blendſteins ihr Neſt unſichtbar. Viele haben ſich ſchon Mühe gegeben, das Neſt aufzufinden, den Stein zu nehmen, und ſeiner Gabe theilhaft zu werden, doch vergebens.

Schwalbe.

In ein Haus, daran ein Schwalbenneſt iſt, in welchem eingebaut wird oder die Jungen drinnen ſind, ſchlägt kein Blitz ein; das wiſſen die Schwalben, darum bauen ſie hin; auch bringt es Segen und Friede dem Hauſe.

Wehe dem, der ein Schwalbenneſt zerſtört, für das Haus iſt's nicht gut; aber den Frevler wird bald ein großes Unglück treffen.

Mit dem Schwalbenſtein wird die fallende Sucht vertrieben, indem man ihn als Amulett um den Hals trägt.

Der Schwalbenſtein iſt ſo zu finden: Suche vor allem ein Schwalbenneſt, darin Junge mit den Köpfen zuſammenſchauen und nicht wie gewöhnlich aus dem Neſte herausgucken; von erſteren nimm eine junge Schwalbe im erſten Abnehmen des Mondes, ſchneide ſie auf und da findeſt du zwei Steine drin, der eine iſt aber nicht zu brauchen und du mußt errathen, welcher der wirkſame ſei. Dann binde ihn in Hirſchleder und trage ihn am Halſe.

5.

Amphibien.

Schlange.

Nattern mit Krönlein auf dem Kopfe ſollen in manchen Bauernhäuſern heimiſch ſein. Man hält dafür, daß ſie denſelben Glück bringen; man nennt ſie „Krönlnattern".

Schwalben, Wieſel und Krönlnattern ſeien der größte Segen fürs Haus, iſt Volksglaube.

Ein reicher Bauer aus der Umgegend von St. Ulrich hatte ſeit vielen Jahren eine kinderloſe Ehe, was ihm und ſeiner Frau vielen Kummer verurſachte.

Er ſetzte ſich einſt in ſolchen trüben Gedanken an den Pillerſee und dachte, wenn mir der gute Gott doch ein Kindlein zuſenden wollte, ſo wären wir gewiß glücklich.

Auf einmal ſchwammen zwei Nattern aus dem See zu ihm her, wovon die eine ein weißes, die andere ein rothes Krönlein auf dem Kopfe hatte, und legten die Krönlein in ſeinen Schoß. Die weißgekrönte ſagte: Bring' die Kronen Deinem Weibe, dann wird alles recht werden.

Er that es und kaum ein Jahr darauf brachte ſie Zwillinge, und nach Jahren kratzte ſich der Bauer in den Haaren vor allzugroßem doppeltem Kinderſegen, denn Jahr um Jahr — kam ein kleines Paar.

Kröte.

Daß Kröten einen Stein im Haupte tragen, der ganz beſondere Tugenden an ſich haben ſoll, iſt auch in Tirol ein ziemlich verbreiteter Volksglaube.

In der Pertisau, auch in Bayern, wird die große Kröte „Broz" genannt. Man legt dieſe gerne bei der Kräuterweihe unter die zu weihenden Kräuter. Man gebraucht ſie dann gebiſſenes oder vom Brande angeſtecktes Vieh zu heilen. Fehlt es dem Vieh auf der rechten Seite, ſo nimmt man einen Viertheil von der linken Seite der gedörrten Kröte und räuchert den kranken Theil damit ein. Iſt das Vieh links ſchadhaft, ſo räuchert man mit einem rechten Viertheil der Kröte.

Ein Mittel gegen das Fieber iſt, wenn man ſich den rechten Fuß einer „Dreisgenkröte“ mit einem rothen Faden über die Herzgrube hängt.

Der oben erwähnte Krötenſtein hilft gegen Vergiftung. Wenn man den vergifteten Theil in der Wunde damit ſtreicht, vergeht in einer Stunde ſchon die Geſchwulſt.

Der Krötenſtein liegt im Kopfe der Kröten, iſt aber ſchwer zu finden, außer man zerſchlage ſie und lege ſie in einen Ameiſenhaufen, wo das Skelett dann ausgegraben wird, und der Stein bei den Knochen liegt.

Wer einen Krötenſtein im Ringe trägt, der wird wahrnehmen, daß der Stein beim annähern von Gift ſchwitzet.

6.

Inſekten.

Bienen.

Die nützlichen Immen oder Bienen in ihren Stöcken gegen Wegflug zu ſichern, hat man ſich früher manches magiſchen Mittels bedient. Ein ſolcher Immenbannſpruch lautete:

O ihr Dienerinnen des Herrn, die ihr thut die Werke des Herrn, ich beſchwöre euch ihr Impen durch den Vater † und Sohn † und heil. Geiſt †, daß ihr allenthalben gänzlich wegfliegt von dem Angeſichte der Menſchen. Ihr Impen getreu und redlich folgt; ihr ſollt nicht gehen in Holz und Wald entweichen; † Abraham halt euch auf, † Iſaak halt euch auf, † Jakob bring' euch wieder am dritten Tag. Amen.

Es giebt dergleichen Formeln noch mehr, doch mag es bei dieſer einen bewenden.

Weſpen.

Beim Heumähen, wenn es warm iſt, ſtechen die Erdweſpen fürchterlich, ſie ſchwärmen über einen gleich her und ſtechen. Aber folgender Spruch hemmt und bannt ihre Stechluſt:

„Weſpen, Weſpen ohne Angel,
Wie d'Mutter Gottes ohne Mangel,
So wenig könnts ös mi beißen,
So wenig wie die Juden haben könna unſern Herrn beſchmeißen.“

Dieſer Spruch muß dreimal geſprochen werden, und nach jedesmaligem Spruch muß aber ein Vaterunſer gebetet werden.

Anfangs vor jedem Spruch bekreuzt man ſich und auch nach Schluß eines jeden Spruches.

Dieſer Spruch iſt bei den Zimmerleuten gut bekannt. Da war vor drei Jahren eine Wette in Mühlau, und der alte Zimmermann, „der Mohrenhäusler-Michl“, welcher eifern an dieſen Spruch glaubt, gewann wirklich die Wette. Er ging nach dem Spruche hin und her, und ſtand

ganz nahe dem Loch, in welchem die Wespen ein- und ausflogen. Einen Zuschauer stachen sie, aber dem Michl geschah nichts.

Spinnen.

Spinnen sollen sehr heilsam gegen das dreitägige Fieber sein. Man thut eine Spinne in eine ausgehöhlte Nußschale, näht diese in ein ganz neues Linnentüchlein, und hängt sie um den Hals. Man trägt es neun Tage lang, wornach es akkurat zur selben Stunde abgenommen werden muß, in der man es umgehängt hat; hierauf wird es in fließendes Wasser geworfen, und das Fieber ist für immer verschwunden.

Krebs.

Mancher Hirte trägt einen Krebsstein (Krebsaugen) bei sich, weil man glaubt, wer einen solchen Stein im Sack habe, dem könne kein Leid geschehen, wenn er auch noch so hoch von einem Felsen oder Baume herabfalle.

In Deutschland stecken manche, denen etwas in das Auge gefallen ist, ein kleines Krebssteinchen hinein, und behaupten, dieses irre nun im ganzen Auge herum, suche das hineingefallene, und ziehe es an sich.

Auch soll der Krebsstein, wenn man ihn zu gewisser Zeit von einem lebenden Krebs nimmt, Glück ins Haus bringen. Er hat dann fast die Farbe des „Türkis", nur ist er etwas blasser.

Läuse.

Gegen viele Läuse hilft, den Daumen eines verstorbenen Menschen bei sich zu tragen.

Oder ein kleines Menschenbein oben in den Strumpf genäht und getragen, vertreibt ebenfalls alle Läuse.

Die Törcher (Landstreicher) werden von Läusen sehr geplagt; um sich davon zu befreien, trägt mancher einen Eselsschweif bei sich — thut gut, und man weiß häufig, warum mancher keine Läuse hat.

7.

Bäume und Sträucher.

Das Pflanzenreich bot dem Aberglauben zu allen Zeiten reichen Stoff, zahllose Mittel. Man wird diese nicht hier der Reihe nach aufgeführt suchen. Es würde mühe- aber auch verdienstlos sein, die alten Kräuterbücher, die auf jeder größeren Bibliothek sich finden, auszuschreiben, und die, oft nur vermeintlichen, Heilkräfte aller und jeder Vegetabilien namhaft zu machen. Es muß sich auch hier nur auf das beschränkt werden, was davon vorzugsweise dem Tiroler wichtig ist und von dem Volke der Aelpler und Hirten, Jäger und Waldleute hoch gehalten wird. Manches davon schlägt in den Kalender-Aberglauben, in Tagewählerei u. dgl. ein, so z. B. ist ein Volksglaube der Waldleute in nachstehenden alten Versen enthalten, der sich auf das zu fällende Bau- und Nutzholz überhaupt bezieht, und vielleicht uralte Erfahrung für sich hat:

Alles Holz, was man thut niederſchlagen
Im Merzen an den letzten zwei Freitagen,
Das bleibt gerad und entwirft ſich nicht,
Wie mich ein weiſer Mann hat unterricht.
Auch wenn ein Holz am Abend des Hornungs wird abgehauen,
Das mag man wohl gebrauchen zum bauen,
Denn man ſagt uns ein ſolche Lehr',
Daß daſſelbig Holz fault nimmermehr.
Hör', hör', was ich dir weiter will ſagen:
Was Holz man abſchlagt an letzten zwei Tagen
Des Chriſtenmonats, deßgleichen im erſten
Des neuen Jänners, ſolch Holz wird am ſchwerſten,
Es bleibt unverfault, auch frißt kein Wurm nicht,
„Je älter, je härter," der Weis ſpricht.
Auch wird's aufs älter ein'm Stein gleich geſchätzt,
Für dießmal ſei genug davon geſchwätzt.

Für ſchadhafte Obſtbäume wird folgendes Mittel gerühmt: In einem efäße werden Blut, ungelöſchter Kalk und Ochſengalle mit einem Holze ıreinander gerührt, was aber an einem Charfreitage geſchehen muß. lit dieſer Maſſe werden die Schäden an den Bäumen mittelſt des Holzes erſtrichen, ſo heilen ſie, und die Bäume werden wieder tragbar.

Eiche.

Von dem Eichenlaub giebt es im Unterinnthal und bis in das Salz- ırgiſche hinüber ein hübſches Teufelsmärchen.

Der Teufel verſuchte einſtmals Gott Vater und wollte, daß er ihm ne Bitte gewähre. Gott der Herr verſprach, ſobald den Eichen alle Blätter ürden abgefallen ſein, wolle er die Bitte gewähren. Der Teufel war darüber oh und wartete den Herbſt ab, aber die Blätter fielen nicht. Es kam der linter — die Blätter fielen noch nicht ab, obſchon ſie ganz gelb und braun ı Winde rauſchten. Als der Frühling kam, wuchſen wieder neue grüne lätter, und als dieſe ziemlich ſtark waren, fielen erſt nach und nach die rjährigen ab. Da ſah der Teufel, daß ſeine Bitte niemals in Erfüllung hen werde, weil vom Eichenbaum nie alle Blätter abfallen. Das erzürnte n Teufel dermaßen, daß er in die Eichenbäume wüthend fuhr, und mit n Krallen die Blätter zerfetzte. Und bis jetzt trägt der Eichenbaum ſeine lätter durch den Winter bis die neuen ſtehen, und das Laub zeigt noch e zerſchlitzten Blätter von den Teufelskrallen.

Elze.

Kaum hat ein Baum ſo viele ſogenannte Trivialnamen, als die Trau- nkirſche (Prunus Padus L.). Sie heißt unter andern auch Alpenkirſche, lpe, Elſe, Elze, Elxe, die letzteren Namen ſind in Tirol üblich.

Giftige Thiere kann man von der Alpe vertreiben mittelſt des weißen lzenholzes. Man ſteckt nämlich dort und da ein ſolches in den Boden,

beſonders auch eins bei der Alpenhütte. Das Elzenholz aber muß zu dieſem Zwecke in der Sylveſternacht geſchnitten werden.

Haſel.

Der Haſelbaum iſt von uralten Zeiten her wichtig, ja heilig geweſen. Nächſt der Eiche durfte er nicht umgehauen werden. Daß nur an ihm der Haſelwurm gefunden wird, deutet nach uralten Mythen hin. Mit Unrecht heißt er eine Staude, er iſt ſogar mehr als Strauch, er wird in ſüdlicheren Breiten leicht zum Baume. Man ſchrieb ihm mancherlei magiſche Wirkung zu.

Ein Knabe weidete einſt Schafe nahe den Felſenwänden von Seben im Eiſackgebiete. Auf einmal ſah er einen ungewöhnlichen hellen Glanz auf einem der Felſenblöcke. Er lief dieſem zu, um zu ſchauen, was das wäre. Wie er in die Nähe kam, ward er einer Felſenhöhle gewahr und einer Jungfrau, die faſt am Eingange der Höhle weinend auf einem Stein ſaß. Beherzt redete er ſie an: Warum weinſt Du denn?

Die Jungfrau ſeufzte erſt, und dann ſprach ſie: Du kannſt mir helfen, und dadurch die große Kraft der Haſelſtöcke inne werden, welche für die Menſchen bis jetzt ein Geheimniß war.

Wie kann ich das thun?

Morgen um dieſe Stunde kommſt Du wieder hieher mit mehreren ſtarken Haſelſtäben; Du wirſt da drei Schlangen finden, welche Dir gewaltig zuſetzen werden, aber verzage nur nicht, nimm Deine Haſelſtäbe und ſchlage friſch darauf los, bis ſie alle drei tod ſind, dann bin ich gerettet; es wird Dich zwar große Anſtrengung koſten, aber Du wirſt ſie überwinden, es kann Dir nichts zu Leide geſchehen, und der Lohn wird groß ſein.

Der Knabe machte es ſo, er nahm ſeine Häſeler und ging des andern Tages zur Höhlung; er fand die drei Schlangen, von denen er zwei bald erlegte, die letzte aber war ſo groß und gräßlich, krümmte und wand ſich, ſprühte Feuer, und ſchlang ſich dem Knaben um Hals und Füße, ſo daß er nach längerem Kampfe endlich wich. Ein Wehruf erſcholl aus der tieferen Höhle und Geldmünzen klingelten über die innern Felſenabſtufungen hinab.

Der Knabe wollte mehrmals die Höhle wieder ſuchen, fand ſie aber nicht wieder. Man meint, jene Jungfrau ſei eine Schatzhüterin geweſen doch ſeitdem weiß man, daß Haſelſtöcke gegen giftige Würmer helfen, und die Bergler und Aelpler tragen ſtets Haſelſtöcke bei ſich. Auch wurden dieſelben hernachmals in allen Schulen und Zuchthäuſern eingeführt, allwo ſie gar große Kraft bethätigten und noch immer da bethätigen, wo die Humanität die Prügelſtrafe nicht abgeſchafft hat.

Die wichtigſte Bedeutung gewinnt der Haſelbaum dadurch, daß ſeine Sproſſen zur Wünſchelruthe, einem der bedeutſamſten magiſchen Werkzeuge, verwendet werden können. Ueber die Wünſchelruthe, ihre Bereitung und Anwendung ließe ſich leicht ein Buch füllen, es muß ſich aber hier nur auf das nothwendigſte beſchränkt werden.

Die Wünſchelruthe muß von einem Haſelſtrauche und zwar im Neumond geſchnitten werden, doch von jener Art, welche man „Weißhaſel“ nennt und die auf einem Kreuzwege wachſen. Man begiebt ſich vor dem Aufgange der Sonne dahin; am kräftigſten wird das Werkzeug „am noich'n Suntig“ (am neuen Sonntag), und ſchneidet mit einem noch niemals gebrauchten Meſſer im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes in drei Schnitten; wenn die Conſtellation der Tage nicht zuſammentrifft, ſo kann man für ſie auch im Neumond vor Sonnenaufgang am Tage St. Johann des Täufers (Sonnenwend) oder am heil. Dreikönigstage ſchneiden. Hernach tauft man ſie auf den Namen der heiligen drei Könige, d. h. ſoll ſie auf Gold zeigen, erhält ſie den Namen Kaſpar, auf Silber: Balthaſar, ſoll ſie verborgene Quellen und gute Waſſer anzeigen, ſo wird ihr Melchior zum Namenspatron gegeben. Die Taufe der Wünſchelruthe muß mit ganz reinem Gemüthe, ohne Sünde und Feindſchaft, vor ſich gehen, demnach muß eine Generalbeichte, wahre Reue und Buße und die heilige Communion vorhergehen. Jeder Schaden gegen Nebenmenſchen muß gut gemacht ſein, und darf man keine Feindſchaft haben, muß auch drei Tage zuvor beten, dann ſchneiden und taufen. Da braucht es nicht mehr als mit reinen Händen und reiner Seele zu ſprechen: Ich taufe Dich im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, daß Du ſollſt genannt ſein — — — (kommt der Name von einem der heil. drei Könige). Hierauf wird das Haſelrüthlein mit Weihwaſſer beſprengt und ein Kreuz darüber gemacht.

Nun mag man mit der Wünſchelruthe, welche man gewöhnlich „Zoagruath'n“ (Zeigruthe) nennt, herumgehen, mit der Hand waagrecht gegen den Boden gehalten. Wo Gold- oder Silberadern oder Schätze liegen, wird ſie ſich vorn abwärts biegen.

Man gebraucht gerne zwei Ruthen, hält jede in einer beſondern Hand, hebt ſie aber vorn zuſammen, daß ſie eine Spitze, eigentlich einen ſpitzen Winkel bilden, die ſollen beſſer zeigen.

Endlich hat man auch Wünſchel- oder Zeigruthen, welche zwei Ruthen, unten zuſammengewachſen, vorſtellen. Das iſt einer der Zwieſel, welche unten, wo ſie auseinandergewachſen ſind, abgeſchnitten werden, damit ſie beiſammen bleiben. Bei ſolchen muß man die Ruthe umgekehrt gebrauchen, man hält nämlich die beiden Ausläufer einen in der linken und einen in der rechten Hand, und hält den dickern Theil, der die Spitze bildet, vorwärts, denn es biegt ſich der dicke Theil abwärts, wenn etwas vom Schatz oder Waſſerquellen vorhanden ſein ſollte.

Einige „Zeigrutheler“ behaupten, daß man ſie ebenſo wirkſam in der Sylveſternacht während des Mettenläutens ſchneiden könne, da ſoll man jedoch nur „Jahrlinge“ (einjährige Triebe) nehmen.

Vom Haſelnußbaum hat man in Tirol eine allgemein erzählte Legende, nämlich daß einſt, als die Mutter Gottes einen Gang im Gebirge

machte, und von einem wilden Wetter überfallen wurde, ſie unter einem großen Haſelbaum Schutz fand, und demſelben eine ſo „fürnembe“ Weihe verlieh, faſt wie die „Einhankenblumen“ auf den Bergen, und ihm ſo viele Wunderkräfte gab. Die Weißkünſtler haben ſich ſtets der Wünſchelruthen als Werkzeuge bedient, deren Gebrauch Gott zuläßt, und die niemals böſen und ſchädlichen Zauber üben.

Hollunder.

Holler (Sambucus nigra) iſt auch ein Baum von altheidniſch mythiſcher Bedeutung, dem große Verehrung zu Theil wurde, und in Tirol noch zu Theil wird. Der Bauer ſieht ſchon gerne, wenn der Hollunderbaum voll weißer Blüthen prangt; das iſt ihm der ſchönſte Anblick, das hebt ihm das Herz — denn es deutet ihm und ſeinem Hauſe Glück.

Stirbt ein Hausvater, dann trägt man ihm von dem lieben Hollunderbaum ein einfaches Kreuz vor der Bahre, „Lebelang“ geheißen. Das iſt eines der ſchönſten Freundes- und Liebeszeichen und nützt dem Todten zum letzten Gang. Daher beeilen ſich namentlich die Nachbarknaben, gleich auf die Todesbotſchaft ein ſolches anzufertigen, und wer das erſte bringt, wird mit Dank begrüßt. Es herrſcht der Glaube, daß ein ſolches Hollunderkreuz, auf das Grab geſteckt, lange fortgrüne, wenn der Verſtorbene wirklich ſelig geworden.

Der Blitz ſoll nie in Hollunderbäume fahren und einſchlagen.

Wer Luſt und Neigung hat, daß ihm Hexen und Truden nachlaufen, der ſchnitze einen Löffel aus Hollerholz, lege den am Oſterabend nach Sonnenuntergang in gute Milch, daß Rahm daran hangen bleibt, und laſſe ihn dann trocknen. Am Sonnwendabend lege er den Löffel nochmals in gute Milch, und laſſe den anhangenden Rahm abermals eintrocknen, dann berge er ihn unter Gewand und Gürtel auf dem Rücken, und gehe ſo zum Sonnwendfeuer, da müſſen ihm die Hexenmenſchinnen alle nachlaufen.

Hollerbeeren ſind gut gegen den Viehſchelm.

Kirſchbaum.

Von Kirſchbaumblüthe im Winter giebt es eine hübſche örtliche Sage.

Eine arme Wittwe in Thaur hatte vier unerzogene Kinder. Der ältere Bub war während des Sommers Hirt auf der Thaureralm; man kann ſich ſelbſt denken, wie kümmerlich ſie lebten.

Ein eiskalter Winter hatte das Bischen geſammeltes Brennholz in Anſpruch genommen, welches ſie bei der Hütte hatten; da ſagte die Wittwe zum älteſten Buben: Jörgl, geh in Gottesnamen in die Berg' und ſuche altes Holz zuſammen.

Jörgl ging ſogleich — es war im Jänner — hinauf auf den Haſelberg, klaubte Holz zuſammen, und wie er eilig am „Schloßbauernhof“ vorbeilief, ſah er beim Wieſenzaun aus dem Schnee einen grünenden Kirſch-

baum ſtehen, der voller Blüthen war. Das kam ihm abſonderlich merkwürdig vor, er pflückte einen Strauß und ſteckte ihn auf den Hut.

Wie er mit dem Holz in die Stube trat, liefen ihm die Mutter und Kinder zu und fragten erſtaunt, wo er die Silberblumen her habe. Er nahm den Hut ab, und wollte vom Baume erzählen, aber er verſtummte faſt ob dem neuen Wunder, denn ſtatt der vielen Blüthen war alles voll ſilberner, funkelnder Liebfrauenthaler daran, und Luſt und Freude zog ins Haus.

Am andern Tage lief Jörgl ſogleich zum Baum, um noch mehr zu holen, aber der Baum war verſchwunden.

Später gruben Leute an der Stelle in dem Boden, wo der Baum geſtanden haben ſoll, denn ſie meinten da einen Schatz verborgen, welcher nach einer ältern Sage dort vergraben ſein ſollte, aber gruben vergebens. Sie fanden nichts.

Linde.

Die Linde mit ihren Herzblättern iſt ſelbſt des deutſchen Volkes Herzblattbaum, von alten Zeiten her verehrt, geliebt, geſchätzt, Zeuge der alten Rechtspflege, der ländlichen Feſtluſt, der Gottesruhe im Grabe, angepflanzt auf Wahlſtätten, Gemeindeverſammlungsplätzen, auf und vor Kirchhöfen, vor und auf Burgen.

Die Lindenblüthe wird arzneilich hoch gehalten, ſie iſt Heilblüthe. In der Dreisgenzeit, zwiſchen den zwei Frauentagen, gewinnen die Lindenblüthen inwendig rothe Krönlein, dieſe helfen, eingenommen, gegen die rothe Ruhr.

Preiſſelbeerſtrauch.

Von den Preiſſelbeeren, Granglbeeren, wurde oben bei den Teufelsſagen (S. 254) eine mythiſche Sage mitgetheilt, die Tirol eigenthümlich angehört. Eine nicht minder poetiſche Sage lebt von einem Alpenroſenſtrauch.

Roſenſtrauch (Rosa alpina, nicht Rhododendron).

Im Vintſchgau „auf der Muld", wo die Poſtſtraße ſich gegen Mals hinabzieht, ſteht ein ſolcher Roſenſtock, der herrlich tiefroſenroth mit gelben Sternen blüht. Die Stämme dieſer Roſen, die hoch zu den Alpen hinaufgehen, ſind dornenlos, und nur die einjährigen Schößlinge haben feine Stachelborſten. An jener Stelle wurde einſt ein unſchuldiges Mädchen von einem Wüſtling verfolgt, und verlor über der Vertheidigung ihrer Unſchuld ihr Leben. Da iſt aus ihrem Blute der dornenloſe Roſenſtock emporgeſchoſſen, der noch ſteht und alljährlich inmitten der reizvollen Umgebung herrlich blüht.

Des an Roſenſtöcken häufig gefunden werdenden Schlafapfels, der vom Stich einer kleinen Weſpe, Cynips Rosæ, in ſeiner ſeltſamen, krauſen, moosartigen Form entſteht, wurde ſchon oben bei der Wach- und Schlafkunſt (S. 360) als magiſchen Mittels gedacht, und von der Roſenfrucht iſt in der Abtheilung Früchte und Wurzeln noch etwas mitgetheilt.

Sadebaum.

Der Sadebaum, auch Siebenbaum, Sevenbaum und Segl-

baum genannt (Iuniperus Sabina), deſſen arzneilich ſchädliche Wirkung im Volke leider mehr bekannt und benutzt iſt, als es ſein ſollte, wird auch gegen Viehbezauberung angewandt, dann muß er am Palmſonntage bei der Palmenweihe mitgeweiht werden, was aber Manche thun zu laſſen ſtrikt widerrathen, weil er die andern Kräuter verderbe. Er heißt auch in Tirol „wilde Zypreſſe".

Seidelbaſt, auch Kellerhals (Daphne Mezereum), binden die Hirten gegen Krämpfe um die Füße. Dieſelben behaupten, man könne mit Seidelbaſt ſogar den Teufel feſtbinden. Daher heißt er wahrſcheinlich auch Wolfsbaſt; denn die Beziehungen zum Wolf ſind ſtets denen zum Teufel nahe verwandt, und ſind germaniſch-mythiſchen Urſprunges.

Wachholder.

Auch der Wachholderſtrauch, der bisweilen zum Baume wird, genoß bereits in den Heidenzeiten beſondere Verehrung und Werthſchätzung. Ihn abzuhauen, war nicht gut. Er war ein Bild des Lebens, der Verjüngung, daher er auch Quickholder heißt, und Weckholder.

In Tirol heißen die Beeren dieſes Strauches Kranawittbeeren. Wenn ſie in der Dreisgenzeit gebrochen und zu Waſſer ausgebrannt werden, d. h. zu Wachholderſchnaps deſtillirt, ſo dienen ſie als ein wirkſames Gegengift gegen böſen Zauber, abſonderlich auch gegen die dicken Frühnebel, trotz dem Enzianſchnaps.

Weide.

Die Weide dient durch ganz Tirol ſtatt der Palmenzweige und heißt auch Palme; ihre Blüthenſproſſen heißen Palmkätzchen. Sie werden ſammt den Ruthen am Palmſonntage geweiht, und denſelben wird dann eine ganz beſonders wunderthätige Kraft zugeſchrieben. Die geweihte Palme verjagt die Hexen und den Teufel; ohne einen Palmſtab wird kein Senn auf der Alm ſein. Wenn ſich die Kühe ſo eng mit den Köpfen verketten (meiſt in Folge von elbiſchem Zauber), daß ſie nur mit der größten Mühe von einander zu bringen, löſt ein geweihter Palmzweig leicht den ſchlimmen Zuſtand.

9.

Kräuter und Blumen.

Häufig werden als Heilmittel wie zu Zauber und Gegenzauber mehrere Kräuter, Knollen, Wurzeln und Früchte gemeinſam und zuſammen gebraucht, die ſich nicht wohl trennen laſſen. Eben ſo bilden die ſogenannten Planetenkräuter eine in ſich abgeſchloſſene Gruppe, die nicht überall in Deutſchland als dieſelben galten. Eine noch ungleich zahlreichere Gruppe bilden aber die ſogenannten „Dreisgen-Kräuter". Beiden Gruppen gebührt beſondere Beachtung und Betrachtung, doch möge erſt eine Reihe Einzelne folgen.

Attich.

Der Attich, Zwergholunder (Sambucus Ebulus), dient in Tirol zu einem abergläubiſchen Mittel: um zu erforſchen, ob irgend ein Stück Vieh, das für den Beſitzer einen beſondern Werth hat, im Laufe des Jahres, an welchem die magiſche Probe gemacht wird, am Leben bleiben, oder ob es ſterben werde.

Man nimmt am St. Johannis-Sonnwendtage Attich, ſtreut ihn unter das Vieh, und läßt daſſelbe darauf ſtehen. Legt ſich das Vieh auf die Attichblätter, ſo bleibt es am Leben, bleibt es ſtehen, ſo fällt es. Das hat ſchon manchem lieben Stück Vieh das Leben gekoſtet; denn der Bauer hat es lieber geſchlachtet, als an einer Krankheit fallen laſſen wollen.

Brenn-Neſſel.

Die Brenn-Neſſel (Urtica urens) dient in Verbinduug mit dem Waſſer-Tauſendblatt (Myriophyllum), die Furcht zu bannen. Beide Kräuter in der Hand zuſammengehalten, aber friſch, wird man unheimliche und verrufene Stellen ohne Furchtanwandlung durchwandern; doch auch gedörrt in einem Säckchen getragen, äußern ſie noch gute Wirkung.

Diptam.

Der weiße Diptam oder die Aſcherwurz ſchützt, wenn man ihn in Gemeinſchaft mit Wermuth bei ſich trägt, gegen alles vermeinen.

Diſtel.

Unter den zahlreichen Arten des Diſtelgeſchlechtes hat nur eine Wichtigkeit, das iſt die Martendiſtel, Carduus Marianus L. oder benedictus, die auch mit in die Reihe der Dreisgenkräuter gehört. Sie heißt in Tirol Karbendl. Wenn die Bauern hie und da erzählen, die Mutter Gottes habe „Karbendlin" geheißen, ſo gewahrt man gleich, daß dieſe Benennung nur ein mißverſtandener Nachhall des lateiniſchen Cardo-benedictus iſt. Andere nennen auch die Wieſendiſtel (Cnicus oleracens, Cardo-benedikten). Wenn man ſich im Gewitter auf dieſes Kraut ſetzt, ſo kann einen kein Blitz erſchlagen.

Eiſenkraut (Verbena officinalis)

iſt auch von Alters her als ein Zauberkraut berühmt. In Tirol preiſt man daſſelbe an als ein Mittel gegen das Hinfallende (Epilepſie) mit einigen Roſenkörnern vermiſcht und gepulvert, wenn täglich eine Meſſerſpitze voll davon eingenommen wird. Es muß aber das Eiſenkraut zu dieſem Behufe am Morgen des Tages, wenn die Sonne in das Zeichen des Widders tritt (20. bis 22. März), geſammelt werden, eine Zeit, in welcher daſſelbe ſich wohl nicht alle Jahre finden und pflücken laſſen dürfte.

Klee.

Daß vierblättriger Klee, ungeſucht, und wo möglich früh nüchtern gefunden und abgepflückt, dem Finder Glück bringe, iſt allverbreiteter Volksglaube.

In Tirol lebt noch die beſondere Annahme: Wer ſich an gewiſſen Quellen des Berges auf den Rücken legt, zu dem kommen weiße Tauben, die haben einen Vierklee im Munde und legen ihn dem Schläfer aufs Herz. Erwacht er, ehevor die Blätter welk werden, ſo kann er ſich mit einem ſolchen Vierklee im Munde unſichtbar machen. Als die Seligen noch im Lande waren, konnte man auch ihre Wohnungen mit denſelben finden.

Lilien.

Gelbes Lilien-, in Tirol „Gilgenkraut", in ein Imbfaß (Bienenkorb) gelegt, ſo fliegen ſie nicht hin, d. h. ſie ſchwärmen nicht ſo weit hinweg, daß man ſie nicht wieder faſſen könnte.

Marienblümchen (Bellis perennis).

Wie man in Tirol dieſe Blumen mit einem ungleich höheren und ſchöneren Namen, als im übrigen Deutſchland, benennt, ſo hat man auch in dieſem Lande eine ſchöne Paramythie von ihnen. Als Maria mit dem göttlichen Sohne und Joſeph nach Aegypten fliehen mußte, vergoß ſie viele Thränen, und alle dieſe Thränen wurden zu Marienblümchen.

Majoran.

Majoran hilft im Bunde mit Raute und Thymian gegen ſchädliche Verzauberung der Milch. Dieſe zu löſen und aufzuheben, genügt es, einen Büſchel aus den Dreien neben das Gefäß zu legen, in welchem ſich die Milch befindet.

Miſtel.

Die uralt heilige Miſtel, das Kraut, welches niemals auf dem irdiſchen Boden wächſt, und aus der Erde mittelbar keine irdiſche Nahrung ſaugt, gilt auch in Tirol für ein magiſches Mittel. Unter andern ſoll die auf Eichen gewachſene vorzugsweiſe die Kraft der Springwurz äußern, und unter Umſtänden verſchloſſene Schlöſſer öffnen.

Miſteln wachſen vorzugsweiſe auf Eichen und auf Birnbäumen, auf Haſeln ſehr ſelten, wo ſie ſich aber auf letzteren finden, liegt ein Schatz unter dem Haſelbaume.

Natterwurz.

Eine ſeltſame Kunſt wird von der Natterwurz (Echium vulgare), die auch Nattern- und Otternkopf heißt, berichtet. Man miſcht das Kraut nebſt der blauen Blüthe mit vierblätterigem Klee und vergräbt beides. Nach ſieben Wochen werden daraus grüne Würmer oder Schlangen, die jedoch noch nicht leben. Dieſe genommen, gedörrt, gepulvert und in eine Ampel geworfen, machen, daß nach deren Anzündung man überall Schlangen ſieht. Mit ſolcherlei Kräutern iſt früher manch anderer Frevel, z. B. Frucht abtreiben, getrieben worden. Die Kräuter mußten aber zu jedem Behufe unter beſtimmten Zeichen gepflückt werden.

Raute.

Die Gartenraute (Ruta graveolens L.) ist lange gegen Teufelszauber für wirksam erachtet worden, sowohl bei Menschen als beim Vieh, in Form von Räucherungen angewandt, zu denen fast immer geweihter Weihrauch (Olibanum) kam. Auch jetzt noch ist beinahe in jedem Bauernhause ein Vorrath von geweihter Raute zu finden.

Für eine besonders Hexen und Teufel besiegende und ferntreibende Räucherung galt das Recept:

Raute, Rosen und Weihrauch, allzumal in der Dreisgenzeit geweiht, mit Weihwasser bespritzt, auf gute Gluth geworfen.

Andere verwarfen die Rosenblätter und nahmen dafür Marienröslein (Lychnis diurna), in der Walburgisnacht gepflückt.

Mit diesem Rauch wurde das Vieh geheilt, wenn es „angeblasen" war.

Salbei.

Dem bösen Zauber mußte Salbei dienen. Zu diesem Zwecke wurden Salbeiblätter in einem bösen Zeichen abgepflückt, in ein Glas in den Mist gegraben, um dort zu verfaulen. Daraus wurde ein Wurm oder ein Vogel mit einem Schwanz, wie eine Drossel. Wenn mit dem Blute dieses Thieres die Brust eines Menschen bestrichen wurde, so wurde er unsinnig und wüthete wie besessen. Von dieses Thieres Asche in das Feuer gestreut, erzeugte Blitz und Donner. In eine Lampe geschüttet, läßt es das Haus voll Schlangen erscheinen.

Schöllkraut.

Das Schöll- oder Schwalbenkraut (Chelidonium majus L.) im April oder im September gepflückt und um das Herz eines Maulwurfes gewickelt bei sich getragen, verleiht übernatürliche Kraft und läßt alle Gegner überwinden. Dieß ist Robblerglaube.

Sinngrün.

Auch das Sinngrün oder Immergrün (Vinca) ist ein Hexenkraut, aus dem die Hexen, indem sie es mit gedörrten Regenwürmern und mit Hauswurz pülvern, ein schädliches Zaubermittel bereiten. Sie streuen es braven Eheleuten auf das Essen, da weckt es Entzweiung und heftigen Streit, und wenn es im Stalle die Kühe als Futter bekommen, so platzen sie mitten auseinander, ebenso die stärksten Büffel und Stiere. Gleichwohl soll Sinngrün, in der Dreisgenzeit geweiht, ein Gegenmittel gegen Hexenzauber sein.

Sonnenwende.

Sonnenwende, Sonnenwirbel, wilde Vanille (Heliotropium europäum) wächst, obschon nicht häufig, auf Feldern Tirols, und muß im August, wenn die Sonne in das Zeichen des Löwen tritt, gepflückt werden.

In ein Lorbeerblatt gewickelt und einen Wolfszahn dazu gelegt, bewirkt sie, gegen den, der sie bei sich trägt, Liebe und Zuneigung; niemand kann gegen ihren Träger böse und unfriedsam sein. Ist derselbe bestohlen worden,

ſo lege er den Talisman Nachts unter ſein Haupt, ſo wird er im Traume den Dieb gewahren.

Taube Neſſel.

Die weiß und großblühende Taube Neſſel, zur Dreisgenzeit geſammelt, in Cypreſſenſaft, der ein Jahr alt iſt, gelegt und gut verwahrt bei ſich getragen, macht ſanft und gütig, und hilft allen Widerpart überwinden. Wer einem Rind das Kraut um den Hals bindet, dem folgt es überall nach.

Zwiebel.

Die Sennen ſtoßen rothe Zwiebeln mit Weihrauch und Myrrhen zu einem Brei, und thun ein Brodſtückchen dazu. Dieß muß an einem Donnerstag Nachmittag geſchehen; dann wird der Teig mit etwas geweihtem Salz beſtreut und am Freitag früh vor dem Austreiben dem Milchvieh etwas davon eingegeben. Dieß ſoll vor jeder böſen Einwirkung befreien.

9.

Die Planeten-Kräuter.

Die Alten ſchrieben den ihnen bekannten ſieben Planeten ebenſo, wie den zwölf Thierkreiszeichen, großen Einfluß auf die irdiſche Natur zu, Einfluß auf den Menſchen, ſeine Glieder, auf die Tagesſtunden, die Wochentage, die Monate, auf Thiere, Kräuter und Steine. Darüber iſt genug in Büchern zu leſen. Hier ſollen nur die in Tirol gültigen Planetenkräuter ſtehen.

I. „Der Goldapfel“ (Türkenbund, Goldwurz, Krulllilie, Lilium Martagon L.), welcher im Juli auf den Gebirgen, in Gebüſchen und Wäldern blüht und vom Alpenvolke mit vielerlei Kräften begabt wird, ſteht unter dem Planeten Saturn. Der Saft von der Wurzel ſtillt Nieren- und Schinkhen- (Schienbein-) Schmerzen, auch auf andere Glieder eingerieben, vertreibt er deren Weh.

Die Wurzel ein wenig gekocht, daß ſie nicht faulen kann, in einem ſaubern Tüchlein getragen, heilt die Melancholie und ſtillt die Beſeſſenen, macht ſie ganz ruhig. Der Teufel kann den Goldapfel nicht leiden.

Hängt man dieſe Wurzel den Kindern, welche zahnen, an, ſo kommen die Zähne ohne Schmerzen hervor.

Die Wurzel bei Nacht bei ſich getragen, ſchützt vor Unfall durch den Böſen.

Man kann die Wurzel auch gedörrt die ganze Lebenszeit bei ſich tragen.

Ein rechtes Bäuerlein hat den Goldapfel gern bei ſich im Sack, wie auch die Allermannsharniſchwurz.

II. Natterwurz (Schlangenwurz, Drachenwurz, Knöterich, Polygonum Bistorta L.) ſteht unterm Planeten Sonne. Das Kraut heilet Herzen- und Magenweh. Die Wurzel bei ſich getragen, heilet Augenweh und Augenkrankheiten. Denen, die ſie auf der Bruſt tragen, verleiht ſie guten Athem. Den Saft getrunken, macht unkeuſch. Sie iſt gut gegen Blutfluß der Frauen und die güldene Ader-

III. Kappernſtrauch (Capparis spinosa).

Dieſer wächſt in der Lombardei auf Mauern. Er gehört dem Planeten Mond. Der Saft wirkt heilend auf den kranken Magen, die Hüften und Rippen. Deſſen Blume purgirt, und heilt die Milz. Die Staude wächſt und nimmt ab, wie der Mond. Dieſelbe iſt auch gut, um die ſchwärenden Augen zu heilen und hilft zu ſcharfem Geſicht, ebenſo heilt ſie krankhafte Beſchaffenheit der Drüſen.

Die Wurzel der Kappernſtaude geſtoßen auf die Augen gelegt, giebt ihnen ſogleich wunderbarliche Klarheit.

Den Saft des Krautes getrunken, heilt böſen Magen, und ſteuert der Unverdaulichkeit.

Die Blüthenknospen ſind als angenehme Zuthat an Saucen bekannt, üben aber keinen Zauber.

IV. Wegerich (Wegtritt, Wegwart, Plantago ſowohl major wie media), iſt des Planeten Mars. Die Wurzel des Krautes heilt Hauptweh und iſt auch wider faulende Geſchwüre, wie gegen Blutſpeien und Magenſchmerzen gut, wenn man davon trinkt.

V. Fünffingerkraut (Potentilla argentea und alba) wird regirt vom Planeten Merkur. Die Wurzel heilt Beulen und Geſchwülſte, geſtoßen und in Pflaſter, und vertreibt die Drüſen, wenn der Saft getrunken wird. Letzterer heilt auch Bruſt- und Zahnſchmerzen. Wird derſelbe im Munde behalten, ſo heilt er alles Mundleiden. Iſt auch gegen rothe Ruhr heilſam.

Fünffingerkraut im Sack macht Wohlwollen gegen einen, und Gnade, wenn man etwas von einer Perſon, z. B. von einem Fürſten, erbitten will.

Das Kraut in Eſſig geſotten und auf Geſchwüre oder Gebreſten des Rothlaufes gelegt, zieht die Hitze aus.

Die Blätter über Nacht in Wein gethan und den Wein morgens nüchtern getrunken, iſt gut für die fallende Sucht.

Die Wurzel ſtillt Blutſpeien und Blutfluß.

VI. Odermennig (Agrimonia Eupatoria) ſteht unter dem Planeten Jupiter. Die Wurzel geſtoßen auf die vom Podagra ſchmerzenden Glieder gelegt, ſtillt den Schmerz. Den Saft getrunken, heilt Leberkrankheiten, denn Jupiter regiert die Leber. Odermennig bei ſich getragen, macht, daß einem die Frauen und Mädchen lieb haben.

Grün geſtoßen und aufgelegt, heilt böſe Geſchwüre und auch den Wolf.

In jeder Speiſe gegeſſen, iſt dieß Kraut heilſam für den Krebs.

Odermennig in ein Schweißbad gethan, iſt gut für den Stein.

VII. Eiſenkraut (Eiſenhart, Verbena officinalis) ſteht unter der Venus.

Die Wurzel auf den Hals gelegt, heilt Geſchwüre des Halſes und Feigwarzen.

Der Saft des Krautes mit Honig gekocht und getrunken, macht die Lunge rein und guten Athem. Eiſenkraut in einen Haus- oder Weingarten gelegt oder ins Feld gepflanzt, verſchafft Wachsthum im Ueberfluß.

Die Wurzel iſt ſehr wirkſam und bringt Segen allen, die da pflanzen wollen, ſei es Reben oder Fruchtbäume. Die Kinder, welche ſie bei ſich tragen, werden wohl gezogen, kunſtreich, froh und heitern Gemüthes.

Dieſe ſieben Planetenkräuter muß man graben vom 23. bis 30. des Monats, dann haben ſie Kraft und Wirkung.

Viele laſſen die „Siebenkräuter" oder „Planetenkräuter" im Dreisgen graben und weihen, wodurch ſie ſich der Zahl der Dreisgenkräuter anreihen.

10.

Dreisgenzeit und Dreisgenkräuter.

Vom „Im Dreisgen" oder „In der Dreisgen" kann man in jedem Bauernhauſe das Jahr hindurch oft reden hören, es iſt darunter der kurze Zeitraum von Mariä Himmelfahrt bis Mariä Geburt begriffen.

Alle Hausmittelkräuter und Blumen und was man zu Thee und Medizin oder zu anderm Hausgebrauch nothwendig hat, wird in den Dreisgen gepflückt, denn in dieſer Zeit liegt ein dreifacher Segen auf allen Gewächſen der Erde, welche dem Menſchen nützlich ſind; bringt auch dreifach beſſere Wirkung hervor. Die alten Hausmütterlein, welche „doctern", wiſſen hunderte von Beiſpielen anzuführen, daß dem ſo ſei, daher iſt kein Dorf im Lande, wo nicht an dieſem Tage geſammelt wird. Wer Zeit hat, pflückt ſeine Kräuter am Vorabende vor Mariä Himmelfahrt, alſo am 14. Auguſt, jedoch erſt dann, wenn Feierabend geläutet wurde; denn nach dem Feierabendläuten geht ſchon der Feiertag an, und zählt zum Feſt Mariä Himmelfahrt, welches auf den 15. Auguſt fällt. An dieſem Tage läßt man ſie dann weihen. Die Weihe findet beim vormittägigen Gottesdienſt ſtatt. Dieſer Tag heißt der „große Frauentag", zum Unterſchiede vom „kleinen", welcher Mariä Geburt iſt. An vielen Orten iſt um Mariä Geburt die Blumen- und Kräuterweihe, was den Leuten darum um vieles lieber iſt, weil ſie ihre Blumen und Kräuter mit Muße in der eigentlichen wirkſamſten „Dreisgenzeit" ſammeln können. Daher werden in der Prämonſtratenſer-Abtei zu Wilten an Mariä Geburt dieſe Weihen ertheilt, wohin man ein beſonderes Vertrauen hat (wie zu den Franziskanern), und wohin von allen Seiten das Landvolk mit Kräutern und Blumen herzu ſtrömt. Nach Wilten tragen auch jene Städter von Innsbruck ihre Dreisgenkräuter, welche noch an der alten frommen Sitte ihrer Vorfahren halten und den kindlichen Glauben noch nicht verloren haben, daß mit dem Gottesſegen, welchen die Kirche ſpendet, alles wirkſamer ſei. Dieſe Weihe zu

Wilten iſt vermuthlich Urſache, daß in der Stadtpfarre Innsbrucks ſeit vielen Jahren keine Weihe nach dem Gottesdienſte ſtattfindet, nur in der Vorſtadtpfarre St. Nikolaus findet ſie jährlich noch ſtatt. Auch auf dem Lande bei Innsbruck geſchieht in den meiſten Dörfern die Weihe am kleinen Frauentag, obgleich im Rituale „die Kräuterweihe" auf den großen Feſttag Mariä Himmelfahrt geſetzt iſt.

Man bringt beſonders wohlriechende aromatiſche Kräuter zur Weihe und verbindet damit eine fromme Erinnerung an das Grab Mariens, denn als die Apoſtel nnd Jünger am dritten Tage nach der Beſtattung der ſeligſten Jungfrau zu ihrer Gruft gekommen waren, um ihren Leichnam noch einmal zu ſehen, fanden ſie die Stätte leer, und ſtatt des heiligen Leibes alles voll duftender Blumen und Kräuter; daher, ſo ſagen mit frohem Blick die guten Landleute, freuen ſich auf den Dreisigſt der lieben Frau durchs ganze Jahr die Kräuter, und blühen um dieſe Zeit in der ſchönſten Pracht und Fülle und legen ihre Blumen in dankbarer Demuth vor ihr nieder, und der Segen der Kirche träufelt dann auf ſie hernieder wie wunderbarer Himmelsthau, und befreit ſie von dem auf der ganzen Natur ruhenden Fluch — erlöſet ſie — damit ſie kräftig und heilſam und ſtark gegen natürliche und widernatürliche Schäden des Leibes und der Seele werden.

Solche Kräuter, in dieſer Meinung geweiht, bilden die bäuerliche Hausapotheke.

Man wünſcht, daß zur Zeit der Kräuterweihe ſchönes Wetter ſei, wodurch die Mutter Gottes ein beſonderes Wohlgefallen zeige, und die Blumen einen goldenen Erlöſungstag feiern können. Bei dieſem ſchönen Dreisgenfeſte fehlt es nicht, daß der würdige Seelſorger auf der Kanzel und der brave Hausvater den Seinen einige ſchöne Lehren giebt, und ſpricht:

Kräuter und Blumen ſind durch Farbenpracht und Wohlgeruch und nährende und heilende Kraft ein liebliches Sinnbild der Schönheit und Fruchtbarkeit der Seele an guten Werken. Blumen ſtreut man den Siegern auf die Wege und umwindet mit Kränzen ihr Haupt. — Nun hat es nie eine Seele gegeben, welche durch Reinheit, Heiligkeit und Reichthum aller Tugenden mehr ausgezeichnet war, und Gott wohlgefälliger geweſen wäre, als die Seele der heiligen Jungfrau Maria; daher wird ſie durch die Kräuterweihe gleichſam bekränzt als die glorreichſte Siegerin. Zugleich ſoll es eine Aufforderung ſein, daß die Gläubigen an Tugend blühen und durch gute Werke der Gottes- und Menſchenliebe gleichſam duften; ſo will die Kirche den Segen verſtanden wiſſen. Wer kann nun ein ſolches Feſt ungerührt betrachten, und wer wird lächeln wollen, wenn ſolche geſegnete Kräuter der einfache Bauer im gläubigen Vertrauen manchmal unter das Futter ſeiner nützlichen Hausthiere miſcht, um ſie vor Uebel zu ſchützen? oder Haus und Stall zu gleichen Zwecken damit beräuchert?

Während der Dreisgen verlieren die giftigen Pflanzen und Thiere alles

Gift oder einen großen Theil deſſelben, und das „Anblaſen" und „Anpfeifen" macht keinen Schaden.

Bei beſonderem Verlangen wird die Kräuterweihe auch an einem andern Tage der Dreisgen vorgenommen, wie es z. B. bei den Kapuzinern in Meran geſchah; dann iſt die Weihe nicht öffentlich, ſondern in der Sakriſtei.

Im Vintſchgau wird am großen und kleinen Frauentag geweiht.

Die gewöhnlichſten Kräuter und Blumen, welche man weihen läßt, ſind um Innsbruck:

Münzen, Krauſemünze, **Menta crispa und sylvestris.**

Wermuth, **Artemisia Absynthium.**

Raute, **Ruta graveolens.**

Kamille, **Chamomilla vulgaris.**

Krabendl, **Thymus serpillum** (auch Quendl und hochdeutſch Thymian geheißen).

Sinngrün, **Vinca**, das kleine Todtenveilchen genannt, manchmal auch das große Sinngrün.

Himmelbrand, **Verbascum Thapsus L.**

Saturei, **Satureja hortensis L.**

Tauſendgüldenkraut, **Erythæa Centaurium.**

Wem es möglich iſt, der legt auch Edelweiß, **Gnaphalium Leontopodium**, dazu und Johanniskraut, **Hypericum perforatum**, und noch eine Menge anderer Kräuter und Wurzeln. Andere Gegenſtände, welche verborgener Weiſe zu meiſt abergläubiſchem Gebrauch häufig beigelegt werden, werden ſtreng zurückgewieſen. Die geweihten Blumen und Kräuter (Weihbüſchl) werden dann aufbewahrt und nebſt beſagten Benützungen auch beim herannahen oder während der Gewitter mit Palmzweigen, Oelzweigen u. ſ. w., welche am Palmſonntag geweiht wurden, verbrannt, bei welchen die ganze Familie großen Troſt empfindet; ſie meint, daß durch dieſen Brauch und durch das Wetterläuten das Gewitter unſchädlich vorübergeht.

Zu den Dreisgen-Weihbüſchl bindet man auch gerne Donnerkugeln oder Stechapfel (**Datura**), geſchwänzten Amaranth (**Amaranthus cautatus**), Rosmarin, Baſilikum, Sonnenblumen, die gelben Ringelblumen (**Calendula officinalis**), jedoch häufig nur zur Zierde des Weihbüſchels verwendet.

Weiß- und Schwarzkünſtler ließen einſt den Beifuß (**Artemisia vulgaris**) zu myſtiſchen Dingen weihen, ebenſo den Wermuth (**Artemisia Absynthium**), welche Kräuter man acht Tage vor Bartholomäi oder acht Tage nach Bartholomäi in der Mitternacht ausgrub.

Eben ſo wurde die Brunelle (Veitsblume, **Prunella vulgaris**) zu ähnlichen Zwecken verwendet, beſonders auch die Wurzel, wenn ſie doppelt war. Solche doppelte Wurzel ſoll für Zahnweh ſehr gut ſein, auf den Zahn gelegt oder in einem Säcklein um den Hals getragen.

Auch die Alraunwurzel ließ man weihen, ebenſo Vierklee, Haſelſtauden, Hollunder, Erlenzweige u. ſ. w.

Die Dreisgenkröte wurde unter den Blumen und Kräutern verſteckt und ſo mitgeweiht.

Woher der Name Dreisgen? Ob von der heiligen Dreifaltigkeit, ob vom M. Dreisgen, welcher im ſechszehnten Jahrhundert über verſchiedene myſtiſche Dinge und Künſte, beſonders über den Drachenſtein, geſchrieben hat, und über ähnliche Kräuter ſehr vieles bekannt gab? Vielleicht brachte man durch beſondere Zählung mit Hinzurechnung der Feſtvorabende und Doppelzählung der Feſte, da auch Johannes Enthauptung und Veronika in dieſe Zeit fallen, dreißig Tage heraus.

Eine bekannte Sache iſts, daß die Bäuerinnen jene Eier, welche die Hennen in der Dreisgenzeit legen, aufbewahren; dieſe werden nicht faul, und wenn dann die Hennen nach Ende Oktobers zu legen aufhören, wie es in der Regel geſchieht, dann nehmen die Bäuerinnen dieſe Eier in Gebrauch. Dieſes iſt ſogar am Wochenmarkt wahrzunehmen; zur Dreisgenzeit kommen wenig Eier zum Verkauf, werden daher theurer, weil dieſe Eier die Bäuerin nicht auf den Platz ſchickt.

Die Einſanken-Blume, ſehr verwendet von den Hirten und Fütterern, wird nicht zur Weihe gebracht, weil dieſe ſchon von Natur aus geweiht iſt.

Die Zahl der gewöhnlichen Dreisgenkräuter umfaßt deren etwa dreizehn (doch nicht von dieſer Zahl der Name?). Es liegt aber ein Namenverzeichniß von gegen fünfzig Kräutern und Blüthen vor, die alle auch in dieſen Kreis gehören, und deren zumeiſt geſchätzte Johanniskraut, Obermennig, Gundelreben, Bilſenkraut, Himmelbrand, Hollerblüthe und Erdweihrauch ſind. Letzterer heißt auch Erdkäfer, Feldcypreſſe, Tannenwedel und Schlagkraut, es iſt Veronica Chamædris, in Tirol vorzugsweiſe „Vermoankraut“ (Vermeinkraut) genannt.

11.

Früchte und Wurzeln.

Allermannsharniſch.

Unter allen Wurzeln ſteht im Bereiche des Aberglaubens die des Allermannsharniſch, Allium Victorialis, auch „wilder Alraun“ genannt, mit in vorderſter Reihe. Wie dieſer vorzugsweiſe in Tirol im Teufelswurzgarten wächſt, wurde bereits oben erwähnt; hier ſei deſſelben noch etwas ausführlicher gedacht.

Eine hübſche Bergwanderung, um den ſagenreichen Kaiſerberg zu betrachten, führt von St. Johann im Unterinnthale über Litzfelden ins Kolbenthal. Hier ſieht man den Kaiſer bedrohlich ausgeprägt und rieſenhaft, ein bewunderter Kalkſteinkoloß. Von hier aus vermag ein muthiger

Bergsteiger hoch empor zu klimmen und zu staunen. Wenn der Haunzer-steffel, ein Gemsjäger, noch lebt, so mag ersterer ihn mitnehmen, allein geht es nicht. Ober Gstaig im Föhrenwald steht eine Kapelle, „im Jöchl" genannt, da war einst der Teufel eingenistet, der die Bergleute, welche zur Kirche gingen, neckte und verhöhnte, der aber dennoch fortgebannt wurde.

Man geht dann zur wilden Schlucht des Kaiserbachs, über die Alpenwiesen des „Hinterkaiser", wo einst die Venedigermanndln die goldführenden Wasserquellen ausbeuteten, und übersteigt zu hinterst den schmalen Gebirgsrücken, „Wildanger" geheißen, welchem den „Hinterkaiser" mit dem „großen Kaiser" verbindet. Der Wildanger liegt 5000 Fuß hoch.

Vom Wildanger hinab kommt man zu dem „Teufelswurzgarten", zwei Felsenschluchten, merkwürdig reich an sonderbaren Blumen und Kräutern, besonders übersät von dem Allermannsharnisch, welchem das Volk so viele Wunderkräfte zuschreibt, besonders daß er jeden schuß- und stichfest mache, der ihn bei sich trägt.

Hier habe der Teufel, meldet die Sage, einen Wohnsitz gehabt, er sei von da herumgewandelt und draußen sei er oft gesehen worden, wo ob Gstaig die Kapelle steht.

Von einer dieser Schluchten kann man hinausgehen in den sogenannten „Kessel" — einen merkwürdigen Riesenkessel, von drei Seiten mit 2000 Fuß hohen steilen Felsenwänden umschlossen, ½ Stunde breit und ¾ Stunden lang.

In diesem Teufelswurzgarten hat mancher Wilderer sich dem Teufel verschrieben, und die Wunderdoctoren, welche dir Schwarzkünste ausüben, pflücken noch heute allda ihre kräftigsten Wurzeln und Kräuter.

Die Allermannsharnischwurzel gilt auch bei den Roßhirten ein gutes Stück. Es lebt bei ihnen der Glaube, daß wenn Pferde „vermeint" oder „beschrieen" wurden, dürfe man ihnen nur diese Wurzel um den Hals hängen, dann höre der Zauber auf. Und gleichwie man in manchen Kuhställen die Dreisgenkröte hängen hat, so fehlt auch eine aufgehangene Allermannsharnischwurzel nicht, besonders im Roßstall.

Ueberhaupt findet sich die Allermannsharnischwurzel in den meisten Bauernhäusern zur Viehdoctorei, wie als Talisman aufbewahrt, denn die Bauern sagen: Diese Wurzel sei „ein Harnisch für Allermann", d. h. für Jedermann, jede Frau und jedes Vieh.

Gemswurz.

Wie sollte die, vorzugsweise Gemswurz heißende Alpenpflanze den Gemsjägern nicht wichtig sein?

Die Gemswurz, **Doronicum Pardalianches L.**, mit den gelben Blüthen, auch in der Apotheke als **Radix Doronici** bekannt, wird im Dreisgen gesammelt, getrocknet und pulverisirt. Davon in Wein getrunken, giebt dem Jäger einen absonderlich guten Muth, bringt Weidmannsheil und macht ihn g'frorn, d. h. fest.

Die Alten kannten beſondere Plätze, wo ſie beſonders kräftig wuchs. Nur jene Gemswurz, welche an den ſchattigen wilden Klüften am Schattenſtein wuchs, welches Felſengebirg in der Zemm-Alpenregion liegt, wurde für ſo mächtig gehalten, andere minder. Die Jäger behaupten, daß wenn die Gemſen erkranken, ſie ſich ſelbſt mit dieſer Wurzel heilen.

Hagebutten.

Die Früchte der Roſen, Hagebutten in Deutſchland, heißen in Tirol „Hetſchebetſch". Man bricht ſie am Weihnachtabend, ſchneidet die Putzen ab, läßt ſie, an Zwirnsfäden gereiht, dürr werden und pulveriſirt ſie dann. So mit Erdbeer- oder Peterſilienwaſſer eine Priſe davon eingenommen, heilen ſie Stein und Gries.

Haſelwurz.

Haſelwurz (Asarum europæum L.), die in Tirol auch Natterwurz genannt wird, im Dreisgen gegraben und im Regenwaſſer der Dreisgenzeit geſotten, getrocknet, aufbewahrt, gepulvert und dem Vieh eingegeben, iſt ein Mittel gegen den Viehſchelm.

Meiſterwurz.

Die Meiſterwurz (Astrantia imperatoria L.) wird hoch geprieſen von den Gebirgsbewohnern, wie in allen alten Kräuterbüchern. Sie iſt die „Wurz aller Wurzeln", das fürnembſte Kraut, faſt Staude, ſo mannshoch aufwächſt auf hohen Bergen. Das haben ſchon die Alten erkannt und ſie *Imperatoria* (Ostruthium) — die Kaiſerliche — geheißen. Heilt faſt alle Krankheiten auf natürliche Weiſe, und auch vermöge influentiſcher und elementariſcher Kräfte, und bei rechter Conſtellation alles andere von böſen Mächten gezauberte.

Die Wurzel treibt im Mai braune Dolden, die thun ſich auf zu Blättern, jedesmal drei an einem Stiel, und dieſe drei Blätter jedes nochmals dreifach ausgezackt.

Die Wurzel iſt gut gegen Gift, gegen Vermeinung und gegen Peſtilenz. Sie hilft dem alten Manne wieder auf.

Man hat ſie auch in Oel eingemacht, und die Zillerthaler „Oelhändler" machten lange Zeit gute Geſchäfte mit dem Meiſterwurzöl.

12.

Farren und Mooſe.

Farrenſamen.

Ueber den geheimnißvollen und myſtiſchen Farrenſamen (eigentlich Fahrſamen, weil er zu Hexenfahrten gut iſt) ſind durch ganz Deutſchland bis nach den Niederlanden hin, Sagen verbreitet; daher wurde deſſelben auch ſchon oben gedacht. Die Tiroler Sagen über die Gewinnung dieſes unſichtbar machenden und Freiſchüſſe verurſachenden Samens ſind ganz von denen anderer Länder verſchieden. Da dient er hauptſächlich zur Hebung von Schätzen.

Man muß am Abend nach dem Gebetläuten vor dem Sonnwendtag juſt im Augenblicke, wann die Sonne untergeht, zu einem Farrengewächs ein Tüchlein legen, welches beim heil. Meßopfer über den Kelch gebreitet worden iſt. Dann fällt über Nacht der Farrenſamen darauf; es heißt jedoch paſſen, daß man juſt vor Sonnenaufgang denſelben wegnimmt, weil er ſonſt verflüchtigt.

Hat einſt, erzählte ein Bauer: ein geiſtlicher Herr von wegen des Kelchtüchels einen Knappen von Schwatz ſchiech g'hachelt und ein'n abergläubiſchen Dattl (Dummkopf) geheißen, konnt es ſein Leben nit vergeſſen, hat's nicht mehr gethan. Daher gebraucht man die andere Methode, denn man kann auch den Samen auf folgende Weiſe ſammeln:

Man geht am Sonnenwendabend ohne jemand ein Wörtlein zu ſagen und ohne zu ſchwatzen, hinaus in den Wald, dort zieht man ſich nackend aus und breitet das Hemd unter die Farren hin, und ſteckt ringsherum ſieben Kreuze von grünen Hollunderreiſern in die Erde, verbirgt ſich in den Stauden, wacht — wenn's kalte Nacht iſt, vergeht jedem ohnehin der Schlaf — und am andern Tage vor Sonnenaufgang liegt dann ſicherlich der Samen auf dem Hemde.

Widerthon.

Goldener Widerthon heißt das ſchöne Farrenkraut, welches auch Jungfrauhaar und Frauenhaar genannt wird. Nach Jak. Grimm Widertâ (Myth. 1164). Es gilt als ein beſonders kräftiges Zauberkraut und iſt das Adianthum Capillus Veneris — man giebt auch einigen andern Kräutern den gleichen Namen. Um dem Widerthon die rechte Kraft als ein Mittel gegen allen ſchädlichen Zauber zu verleihen, muß er in heilige Zeit, bevor er gepflückt wird, mit einem Bannſegen „angeſprochen" werden; dieſer lautet:

„Grüß Dich Gott, Du edler Widerthon! Weißt nit, was unſer lieb Frau zu Dir ſprach, da ſie Dich abbrach für alles das, ſo dem Menſchen ſchadet? Durch dieſelben Wort' und durch das göttliche Wort brech ich Dich ab in dem Namen des Vaters, im Namen des Sohnes und im Namen des heiligen Geiſtes, daß Du Vieh und Leuten heilſam ſeieſt für alle Unthat und alles, was Vieh und Leuten ſchad't. Amen." — Dann ſprich noch fünf Vaterunſer, fünf Ave Maria, ein Credo, und wiederhole dieſes noch zweimal.

Rennthiermoos.

„Rispail-Rispail" nennen die Hochalpenbewohner Tirols eine weiße, bäumchenförmig geſtaltete, vielveräſtelte Flechte, welche ſtundenweit das Gebirge überzieht und die Viehweiden verderblich überwuchert. Es iſt das Rennthiermoos (Lichen rangiferinus L., Cladonia rangiferina Hoffm). Die Aelpler des Unterinnthales haben davon eine Sage.

Einſt waren alle Kräuter milcherzeugend, auch dieſes Moos war eine

gute Kuhnahrung. War das ein Segen und ein Reichthum auf den Alpen! Aber die Beſitzer und Melcher und die Almleute trieben vielerlei Frevel mit der Milchblumen-Gottesgabe, indem ſie dieſelben zum putzen, reiben und wiſchen verwendeten; mit Butterkugeln und Butterkegeln ſpielten und mancherlei mehr. Da verfluchte Gott der Herr dieſe Kräuter und donnerte hinab auf die Tiroler Alpen:

„Rispail — Rispail
Nimma grüen,
Im Summa dürr,
Im Winta blühn!“

Im Oberinnthal über Nauders und Vintſchgau nennt man dieſes Moos Miſere; es wird dort die gleiche Sage erzählt, der Gottesfluch jedoch lautet droben ſo:

„Du, Miſere!
Blühſt im Winter unter'm Schnee
Und im Summa nimmameh.“

Nach dieſem Fluche ward das ſchöne Grün der Pflanze in blaſſe Steinfarbe verwandelt, ſie ſelbſt verlor allen Nahrungsſtoff und blüht nun im Winter unterm Schnee. Im Sommer ſcheint das Moos völlig ausgedorrt. Kein Thier frißt davon, höchſtens eine leckermaulige vorwitzige Geis, und zu nichts iſt es zu gebrauchen.

13.

Die Irrwurzel.

Während man in Deutſchland blos ein Irrkraut nennt und auch kennt, und darunter das Hexenkraut, Circæa Lutetiana, verſteht, nennt das Tiroler Volk auch eine Irrwurzel, aber nur im allgemeinen, ohne eine beſtimmte Pflanze als ſolche zu bezeichnen. Der Bericht über dieſelbe iſt ziemlich ausführlich.

In Wäldern und Auen, zu Berg und Thal, wächſt eine Wurzel, welche die Eigenſchaft beſitzt, daß derjenige, ſo auf ſie tritt, tagelang irre geführt wird, juſt ſo, wie es Hexen und Schwarzkünſtler verſtehen, einen Menſchen zu verblenden und irre zu führen.

Man kennt die Irrwurzel jetzt nicht mehr; ein Zillerthaler Oelhändler hat die letzte vor ſeinem Tod verbrannt, und zwar im Jahre 1803 auf Befehl des Geiſtlichen, den er beim Sterben ſich kommen ließ; ſo ſagen ſeine Nachbarn.

Es iſt jedoch nicht ſchwer, dieſe Wurzel anzutreffen, denn ſie iſt wie nirgends im ganzen Tirolerlande ſo häufig, als in der „Au unter Tratzberg“ — zwiſchen Schwatz und Innbach am Inn.

Da hütet ſich jedermann, mit bloßen Füßen durchzugehen, denn ſobald man auf eine ſolche Wurzel tritt, wird man ſo verblendet, daß man den

ganzen Tag herumirrt und ſich nirgends ausfindet; noch übler iſt's zur Nachtzeit.

Noch leben Männer und Weibsleute, welche, wenn ſie ſpät Abends da durchgingen, die ganze Nacht herumwandern mußten und am Morgen endlich einen Ausgang fanden; und das iſt dabei das übelſte, es hilft gar nichts dafür, nicht einmal der kräftigſte Segen, weil es eine Naturkraft zu ſein ſcheint, nicht Wirkung eines Geiſtes. Sie folgt alſo keinem Segen.

Und was unten im Innthal oft geſchehen iſt, das iſt oben auf der „Kupalalpe" neben dem hohen Gumparberg in der Hinterriß einem Schmalzträger im Jahr 1832 begegnet.

Der Schmalzträger (Butterträger) Jakob Tunner von Alpbach ging mit beladener Krare in der früheſten Morgendämmerung um drei Uhr mit einem Zentner Butterkugeln von der Kupalalpe fort, um in der Kühle nach Innbach zu kommen, damit ihm der Butter nicht weich werde in der Tageshitze.

Er ging kaum eine Viertelſtunde durch Wald dahin, als Nebel einfiel; jedoch er kannte jeden Schritt und Tritt, war wohl tauſendmal hin und her gegangen und ging alſo luſtig vorwärts. Er ging ſtundenlang vorwärts, kam aber niemals an den Uebergang ins Innthal hinüber. Er ging bis Mittag — immer irrte er, daß er ſich den Kopf rieb — konnt' es nicht erklären. Er raſtete, betete, ging wieder — abermal vergebens. Jetzt wurde es Nacht — das machte den Mann faſt muthlos — er ging jedoch vorwärts, endlich ſpät in der Nacht ſah er eine Almhütte; auf dieſe ging er zu, und — es war die Kupalalm, von wo er vor zwanzig Stunden ausgegangen war. Dieſe Alpe wird „'s Kapal" genannt und dort bewahren ſie dieſe Geſchichte als große Merkwürdigkeit. Sie ſagen, er wird auf eine Irrwurzel getreten ſein.

Der Jakl war ſo verzagt und müde, daß er zu der ihm ſonſt bekannten Hütte hineintrat und fragte: wie hoaßt ma's da? worauf der Senn und die Alpenleute, welche gerade noch am Heerde unten ſaßen und wegen kälbern wachen mußten, hellauf lachten. Und jetzt iſt ein allgemeiner Alpenſpruch in der Riß: „wie hoaßt ma's denn da?" welches man bei Beſucher vorerſt beim Fenſterl hineinruft, u. a. m.

14.

Mineralien.

Es iſt wohl begreiflich, daß in einem Gebirgslande wie das erzreiche Tirol, der Volksaberglaube ſelbſt zu der lebloſen Natur und ihren Gebilden ſich wendete, und letzteren theils magiſche, theils arzneiliche Kräfte zuſchrieb. Iſt doch der Glaube an die Wunderkräfte mancher Steine und Metalle ein uralter. Doch auch hier werden kurze Andeutungen genügen die, wie bei dem Thier- und Kräuterreiche, nur auf örtlichen Angaben beruhen, nicht aus Büchern mitgetheilt werden.

Achat.

Der Achat findet ſich ſehr verbreitet im Faſſathal. Die Steingräber halten viel auf ihn.

Als Ringſtein oder an den Hals angehängt und ſo als Amulett getragen, dient er gegen Nattern- und Vipernbiß, gegen anpfeiffen, anblaſen, und verleiht der Seele ſtete Heiterkeit. Lang getragen, macht er ſeinen Träger zum guten Redner.

Im Schlaf zum Haupt gelegt, gibt der Achat viele und ſchöne Träume.

Granat.

Granaten werden in Tirol viele gegraben.

Man glaubt, wer einen Granatſtein bei ſich oder im Ring am Finger trägt, den mahnt er bei einem nahenden Unglück dadurch, indem er auf einmal ſeinen ſchönen dunkelrothen oder bläulichen Glanz verliert und ganz matt erſcheint.

Heliotrop.

Der Heliotrop iſt ein grüner Jaspis mit rothen Punkten, wie Blut. Kommt ſehr ſchön und häufig im Faſſathale vor. Als Ringſtein getragen, iſt er ein Talisman gegen Gift.

An den Hals gehängt, daß er am Magen liegt, heilt die Steinmagenkrankheiten und ſtärket die Eingeweide.

Karneol.

Der Karneolſtein wird in Tirol roth und gelb gefunden; er kommt mit Achaten, Quarz und Jaspis vor.

Als Ringſtein wird er häufig, als Kreuz oder Amulett an der Bruſt ſelten getragen.

Er iſt gut gegen Furcht und Schrecken.

Kieſel.

Wenn jemand Seitenſtechen hat, ſoll er ſtillſchweigend an einem Bache drei kleine Kieſel ſuchen, und ſie in die Taſche an die Seite ſtecken, die ihn ſchmerzt.

Salz.

Die kirchliche Weihe, welche dem Salze, dem unentbehrlichen, ertheilt wird, legt ſchon dem Volke genugſam dar, daß daſſelbe heilig zu achten iſt, nicht unnütz zu zerſtreuen, nicht mit Füßen zu treten. Daher wird vielfach auch Salz zu geweihten Kräutern gethan, die verbrannt werden, um damit zu räuchern.

Ein beſonderes Salz für Vieh gegen Zauberei:

An einem Erchtag (Dienſtag) oder Samſtag Nachts lege man in ein Feuer ein ganzes Stück Salz, laſſe es brennen und ſpreche dabei voll Vertrauen auf Jeſum und die heilige Dreifaltigkeit:

„Unſere liebe Frau hatte ihr Liebes bei der Hand, ſie gingen über eine große Heide, da begegnete ihnen ein krankes Vieh, da ſprach unſere liebe

Frau: was iſt dem kranken Vieh? Sprach der Herr Jeſu Chriſt: der, dem es gehört, wird kommen und wird mir's klagen. Indem läuft eine Frau daher und ſchreit: O Herr Jeſu Chriſt! hilf! mir iſt genommen meine Milch und Schmalz. Sprach der Herr: was gibſt Du mir zu Lohn, wenn ich will wieder bringen Deine Milch und Schmalz. Da ſagt die Frau: was mir von Gott nur möglich iſt! Befahl ihr der Herr Jeſu Chriſt: geh heim, leg das Salz ins Feuer in meinem Namen — Gott des Vaters, Sohnes und heiligen Geiſtes — gibs alsdann Deinem Vieh ſo ein, Dir kommen dann Milch und Schmalz!"

Schwefel.

Als ſtrikter Gegenſatz des Salzes gilt der Schwefel, iſt jenes Engel, iſt dieſer Teufel. Nicht genug, daß er brennt, er ſtickt und ſtinkt auch, daher iſt er des Teufels Lieblingserzeugniß der Natur, ſein Räucherpulver, und Seelen, welche die „heiße Pein erleiden" müſſen, erleiden durch den Schwefel das ärgſte.

Serpentin.

Serpentin kommt in Tirol ſehr viel vor; der edle Serpentin hat eine ſchöne grünlich gelbliche Farbe, iſt jedoch undurchſichtig.

Trinkgefäße aus edlem Serpentin ſchützen vor Vergiftung, denn der Steinbecher zerſpringt alsbald, wenn vergiftetes Getränk in ihn gegoſſen wird.

Smaragd.

Smaragdſtein findet man an der Tirolergrenze im Salzburgiſchen in Chloritſchiefer eingewachſen, in hübſchen grünen Stängeln; öfter wohl auch undurchſichtig und blaß, dieſer heißt dann Beryll.

Der Smaragd ſoll eine beſondere ſympathetiſche Kraft haben. Am Halſe getragen, ſtärket er das Gedächtniß, ſchärft das Geſicht, und was ganz gut an ihm iſt, man erſchrickt nicht vor Menſchen und nicht vor Geiſtern, wenn man dieſen Edelſtein an ſich trägt.

Türkis.

Dem Türkis wird die Eigenſchaft zugeſchrieben, daß er vor jähem Fall bewahre. Den Stein in einem Ringe am Finger getragen, verhindert, daß jemand, wandle er auch über ſchwindelerregenden Abgründen, Schwindel bekomme und hinabſtürze oder ſich zu Tod falle.

15.

Der Wandelſtein.

Auch an Steinwundern mangelt es nicht der Sagenpoeſie Tirols. Nur ½ Stunde von Fügen im Zillerthale, am Eingange in den Benkerwald rechts, einem Thälchen entlang, liegt ein Stein von einem Schuh im Geviert, auf der Erd-Oberfläche mit einem eingegrabenen Kreuz. Dieſer Stein macht viel von ſich reden, denn er ſoll, ſobald man ihn aus dem

Boden lupft und wo anders hinlegt, in kurzer Zeit von ſelbſt wieder auf den gleichen Ort zurückwandern.

Warum er wandert, weiß niemand anzugeben, doch warum er da liegt, das weiß jedes Kind in der Gegend. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts haben zwei Schnitterinnen von Fügen auf dem Höfl Wieseck am Pankrazberg im Tagwerk gearbeitet. Der Bauer wollte die von der Witterung begünſtigte Schnittzeit gut benützen und verſprach derjenigen eine „Beſſerung“ (etwas beſſern Lohn), welche ſich mehr als gewöhnlich anſtrenge. Die Dirnen arbeiteten auf das hin beide wacker darauf los; aber am Samſtag Feierabend gab der Bauer doch nur der einen ein Laib, der andern aber zwei Laibe Brot als Beſſerung.

Am Heimwege gen Fügen, dort wo jetzt der Stein liegt, kamen die Schnitterinnen wegen des Brotlaibes in Streit, der ſo heftig wurde, daß ſie mit den Sicheln auf einander losfuhren, und einander ſtark zerhackten. Das fließende Blut ſchürte ihren Zorn zu Flammen an, und was unglaublich ſcheint, aber völlig wahr iſt, beide ſanken nach hartem Kampfe erſchöpft zu Boden und verbluteten.

Man vergrub ſie an derſelben Stelle, und legte den gekreuzten Stein darauf, damit ihnen die Erde nicht ſchwer werde, doch niemand geht nächtlicher Weile gerne dort vorbei. Von der wunderbaren Eigenſchaft des Wandelſteines haben ſich viele überzeugt.

III.

Kalender-Aberglauben.

Es wurde bereits oben angedeutet, wie der bäuerliche Kalender und der in demſelben zu Tage tretende Kalender-Aberglaube das vermittelnde Glied zwiſchen dem Menſchen in Beziehung zu ſich ſelbſt, und dem Menſchen in Beziehung zu der ihn umgebenden Natur bildet, zugleich auch, daß derſelbe hier nur angeführt, nicht ausführlich behandelt werden kann.

Der Bauernkalender mehrerer ſüddeutſcher Länder beſteht aus einer großen Menge faſt hieroglyphiſcher Bilder und Zeichen, deren Mehrzahl die Legenden oder die Martyrien der Tagesheiligen im ſchlichteſten Kleinbilde anſchaulich macht, und derſelbe iſt ſeit Jahrhunderten ſo mit dem Volke verwachſen, daß es alle andern Kalender verſchmäht, ja ſo weit geht, frühere jetzt abgeſchaffte Feſttage, welche roth gedruckt wurden, und deren Symbole nun ſchwarz erſcheinen, privatim wieder roth zu malen, und die Erinnerung an ſie und ihre Feier feſtzuhalten.

Der Bauernkalender, nach allen Seiten hin erläutert, wird demnach zunächſt die Legenden der Kalenderheiligen, für eine faſt durchweg katho-

Frau: was iſt dem kranken Vieh? Sprach der Herr Jeſu Chriſt: der, dem es gehört, wird kommen und wird mir's klagen. Indem läuft eine Frau daher und ſchreit: O Herr Jeſu Chriſt! hilf! mir iſt genommen meine Milch und Schmalz. Sprach der Herr: was gibſt Du mir zu Lohn, wenn ich will wieder bringen Deine Milch und Schmalz. Da ſagt die Frau: was mir von Gott nur möglich iſt! Befahl ihr der Herr Jeſu Chriſt: geh heim, leg das Salz ins Feuer in meinem Namen — Gott des Vaters, Sohnes und heiligen Geiſtes — gibs alsdann Deinem Vieh ſo ein, Dir kommen dann Milch und Schmalz!"

Schwefel.

Als ſtrikter Gegenſatz des Salzes gilt der Schwefel, iſt jenes Engel, iſt dieſer Teufel. Nicht genug, daß er brennt, er ſtickt und ſtinkt auch, daher iſt er des Teufels Lieblingserzeugniß der Natur, ſein Räucherpulver, und Seelen, welche die „heiße Pein erleiden" müſſen, erleiden durch den Schwefel das ärgſte.

Serpentin.

Serpentin kommt in Tirol ſehr viel vor; der edle Serpentin hat eine ſchöne grünlich gelbliche Farbe, iſt jedoch undurchſichtig.

Trinkgefäße aus edlem Serpentin ſchützen vor Vergiftung, denn der Steinbecher zerſpringt alsbald, wenn vergiftetes Getränk in ihn gegoſſen wird.

Smaragd.

Smaragdſtein findet man an der Tirolergrenze im Salzburgiſchen in Chloritſchiefer eingewachſen, in hübſchen grünen Stängeln; öfter wohl auch undurchſichtig und blaß, dieſer heißt dann Beryll.

Der Smaragd ſoll eine beſondere ſympathetiſche Kraft haben. Am Halſe getragen, ſtärket er das Gedächtniß, ſchärft das Geſicht, und was gar gut an ihm iſt, man erſchrickt nicht vor Menſchen und nicht vor Geiſtern wenn man dieſen Edelſtein an ſich trägt.

Türkis.

Dem Türkis wird die Eigenſchaft zugeſchrieben, daß er vor jähem Fall bewahre. Den Stein in einem Ringe am Finger getragen, verhindert, daß jemand, wandle er auch über ſchwindelerregenden Abgründen, Schwindel bekomme und hinabſtürze oder ſich zu Tod falle.

15.

Der Wandelſtein.

Auch an Steinwundern mangelt es nicht der Sagenpoeſie Tirols.

Nur ½ Stunde von Fügen im Zillerthale, am Eingange in den Benkerwald rechts, einem Thälchen entlang, liegt ein Stein von einem Schuh im Geviert, auf der Erd-Oberfläche mit einem eingegrabenen Kreuz. Dieſer Stein macht viel von ſich reden, denn er ſoll, ſobald man ihn aus dem

Anhang und Nachtrag.

liſche Bevölkerung von größter Wichtigkeit, wenn auch nicht ausgeſponnen, enthalten müſſen, dann die oft ſeltſame Datirungsweiſe des Landvolkes, zunächſt nach den Heiligentagen, noch heute ganz mittelalterlich und niemals nach der Tagezahl des Monats, dann nach Dulden (Meſſen), Jahr- und Viehmärkten, dann nach geſchichtlichen Ereigniſſen, nach der Anweſenheit ausgezeichneter Perſonen im Lande u. ſ. w. Dann kommen die für die bäuerliche Oekonomie ſo wichtigen Witterungsregeln, das häusliche Verhalten, in welchem ſich frommer Sinn und harmloſer Aberglauben auf das innigſte vermiſchen.

Die Tagewählerei ſpielt dabei eine ziemlich bedeutende Rolle, zunächſt aber treten Bräuche und Gewohnheiten zu heiligen Zeiten im ganzen Jahreslaufe in den Vorgrund. Vom Dreikönigstage an bis zum Chriſtfeſt reicht hier ein dankbarer Stoff dem andern die Hand und erreicht mit der Sonne am Sonnwendtage den höchſten Höhenpunkt. Vieles, ſehr vieles deutet davon in die urgermaniſche Zeitenfrühe und in das alte Heidenthum zurück, und öffnet dem Blick aufs neue die Fernſicht in die Gefilde des Mythus. Man erfährt, was gute und was ſchlimme, Heil oder Unheil bringende Tage das ganze Jahr hindurch ſind, deren heilſamer oder ſchädlicher Einfluß ſich nicht nur auf den Menſchen ſelbſt, ſeinen Boden, aderlaſſen, ſchröpfen, Haare ſcheeren, Nägel ſchneiden ꝛc. erſtreckt; ſondern auch auf alle ökonomiſchen Verrichtungen, als Vieh auftreiben, Schaafe ſcheeren, ſäen, pflanzen, jäten, heuen, ſchneiden, Obſt abnehmen, Wein keltern ꝛc. ꝛc. — ferner wie Mondeslauf und Planetenlauf und Geſtirneſtand im Bund mit den Thierkreiszeichen wichtig und bedeutſam erſcheinen, und was alle vor Zeiten und im Einzelnen hie und da noch immer das Tiroler Landvolk von ſeinem Kalender forderte und fordert. Da giebt es außerordentlich viel zu erläutern, zu beſprechen, mit anderm zu vergleichen und manches von vielem Mißverſtandenen wieder zum richtigen Verſtändniß zu verhelfen. Damit ſoll aber keineswegs der alte Kalender-Aberglaube wieder erneut und empfohlen werden; die Forſchung hat nur die Aufgabe, darzulegen, wie es vor Zeiten war, was das Volk alles that und glaubte. Thut und glaubt es im Einzelnen dergleichen immer noch, hält es theilweiſe noch immer eiſern feſt am Brauch und Mißbrauch der Vorfahren, ſo iſt das eine Sache für ſich, und dabei doch gewagt, mit den wohlfeilen Verdammungsworten „Finſterniß“ oder „Verdummung“ über alles den Stab brechen. Darüber wird in der Einleitung zum Tiroler Bauernkalender der Ort ſein, ſich weitläufiger zu äußern, und den Faden wieder aufzunehmen, der hier in dieſem Buche ſein Ende gewinnt.

Anhang und Nachtrag.

Bei Werken, wie das vorliegende, kann es nicht fehlen, daß ihr
r immer weiter forſcht, und daß er fort und fort hier zu berichtigen,
zu ergänzen findet, zumal wenn nur langſam vorſchreitender Druck
e dazu vergönnt. Solche Bücher laſſen ſich nicht abſchließen, wie ein
an, und die 37 enggedruckten Nachträge zur *zweiten* Ausgabe der
tſchen Mythologie von Jacob Grimm mögen dem Herausgeber dieſer
then und Sagen Tirols zu Schutz und Schirm gegen unverdienten
vurf dienen. Die Zahl ſtörender Druckfehler zumal iſt leider ſehr groß,
muß in den Hauptſachen berichtigt werden; unerhebliche, bei denen es
nur um falſch geſetzte Buchſtaben oder Interpunktionszeichen handelt,
: der Leſer geneigteſt überſehen oder ſelbſt verbeſſern.

e	5,	Zeile	10 v. u.	lies: Vintſchgau, Brandenberg und Riß ſtatt Vintſchgau.
	6,	=	5 = =	= Fent ſtatt Fenk.
	6,	=	4 = =	= Roſenthal ſtatt Roſenthal.
	7,	=	3 = =	= Schneeberg ſtatt Schneebach.
	8,	=	14 = =	= achithan (getödtet) ſtatt a hi gethan.
	11,	=	10 v. o.	iſt einzuſchalten nach „der Rieſe war immer zornig“: In Hartmanns Iwein wird der wilde Mann beſungen:

Sin antlütze wol ellen breit
mit grôzen runzen beleit.
auch wâren ime diu ôren
als eime walttôren
vermieset ze wâre
mit spannelangeme hâre.

Siehe Dr. Ignaz Zingerle „über den wilden Mann“, Zeitſchrift für deutſche Mythologie und Sittenkunde, 1855. Seite 196.

11	=	20 v. u.	lies: Rothkröpfl ſtatt Rothkropfl.	
13	=	1 v. o.	= Tſcheiersthal ſtatt Tſchniersthal.	
13	=	8 = =	ſchalte nach „Er machte es, wie er wollte“ ein:	

Einen ähnlichen Mantelspruch lehrte auch der „wilde Mann“ des Paznaunerthales, der sagte:

„Beim schlanen Wöttar nimm Huat und Mantl mit,
Beim andern thua, was du witt.“

Viele Bauernregeln im Paznaunerthale sollen von diesem wilden Manne herrühren, die ihm ein pfiffiger Paznauner herauspreßte. Er haute im Walde Larchbäume um, und als er eben ein Stück des Stammes nicht zu spalten vermochte, kam zufällig der Wilde dazu und lachte ihn aus. Den Bauer verdroß das, ließ jedoch nichts merken, sondern bat jenen, er solle den Stamm spalten. Der wilde Mann versuchte es und fuhr in die mit der Art geöffnete Ritze (Klusse) mit bloßen Händen hinein; da zog der Bauer rasch die Art heraus und das große Holzstück preßte dem Wilden die Hände derart zusammen, daß er sie nicht mehr herauszuziehen vermochte; denn das Larchholz vermag selbst dem Teufel zu stark zu werden. Freudig rieb sich der Bauer die Häude und sagte: jetzt lach' ich, wer zuletzt lacht, lacht am besten. Nachdem der Bauer den wilden Mann einige Zeit hatte zappeln lassen, versprach er ihn zu befreien, wenn er ihm einige nützliche Sprüche und Witterungsregeln offenbaren wollte. Das ging der Wilde ein und sagte im Paznauner Volksdialekt nebst vielen andern auch folgende:

„Wenn's Biarcha Lob wia Maus Oahr,
So bau ohna Sorg.“

(Wenn das Birkenlaub wie Mausohr
So baue ohne Sorge) im Paznaun sagt man ohna statt ohne.

„Wenn dar Nöbl fahrt göga Hall,
Trag s'Ha aufa Stall;
Wenn er föhrt güga Engadein,
So laß s' Ha sein.“

(Wenn der Nebel fährt gegen Hall
Trag das Heu in den Stall:
Wenn er fährt gegen Engadein
Dann laß das Heuen sein.)

„Am Abat kupferroath,
Moargats trucka wia Broad;
Moargats kupferroath,
Abads Dröck und Koath.“

(Am Abend kupferroth,
Morgens trocken wie Brod;
Morgens kupferroth,
Abends Dreck und Koth.)

„Mach es Beas zum Guatar,
Bekimmst an Stadl voll Fuatar,
Straf s'Steibli o darzua,
Wintara s'Kalbli o zur Kuah.“

(Mäh das schlechte Gras zum guten
Dann bekommst D' den Stadl voll Heu (Futter),
Streife die Blätter der Stauden dazu,
Dann überwinterst das Kalb mit der Kuh.)

Als endlich der Bauer den wilden Mann losließ, dann rieb der sich die Hände und sagte: jetzt lach' ich wieder, wer zuletzt lacht, lacht am besten; das Allerbeste wäre in der Schotta (Schotten, Käswasser), aber das hab ich Dir nicht gesagt und sag Dir's nicht, und ging weiter.

Seite 14, Zeile 17 v. o. Landstörzer, ein in Tirol wenig gekannter Ausdruck, bezeichnet den bewaffneten umherstreichenden Vagabunden und Landfahrer.

„ 15, „ 24 „ „ lies: Muttgebirges statt Mullgebirges.

Seite 16, Zeile 36 v. o. lies: Putz ſtatt Pütz.
" 34, " 14 v. u. " Sill (eigentlich Wippthal) ſtatt Sin.
" 37, " 5 " " " Stoanwerfat (Steinwerfen, Steinſchleudern) ſtatt Stoanwerfet.
" 38, " 5 " " " Dornauerberg ſtatt Dornerberg, deßgleichen Seite 39, Zeile 20 v. o.
" 39, " 11 " " " Den Dornauerrieſen, welcher „Gäuner" hieß, forderte ein benachbarter Rieſe, der drüben über der Grenze im Salzburgiſchen wohnte, zum Wettkampf auf, ſtatt: Den Dornauerrieſen forderte ein benachbarter Rieſe, der drüben über der Grenze im Salzburgiſchen wohnte, und „Gäuner" hieß, zum Wettkampf auf.
" 40, " 6 v. o. " Voda ſtatt Voata.
" 40, " 7 " " " daleid'n ſtatt d'aleid.
" 40, " 9 " " " und ſtatt un — (zweimal).
" 41, " 7 " " " Dort herum, jedoch tief drunten an der Innthaler Poſtſtraße, liegt, ſtatt: Dort herum liegt.
" 44, " 1 v. u. " (Frigga) ſtatt (Freiba).
" 45, " 1 v. o. " Der dunkeln Hulda (die „wilde Perchtl" im Puſterthal, beſonders bei Lienz und im Iſelthal), die man auch ꝛc. ꝛc., ſtatt: der dunkeln Hulda, die man auch ꝛc. ꝛc.
" 45, " 14 v. u. ſchalte nach „Ableitung keinen Sinn" — ein: Hieher gehört auch die gefürchtete „Nachtwun" (Nachtwuone), vor Alters im Zillerthale allbekannt, jetzt nur in leiſen Nachklängen von Hippach durch die hinteren Bergthäler zu vernehmen. Dieſe lauerte auf die neugeborenen Kinder — ihre Nähe zeigte Unruhe, Drücken und Krankwerden des Kindes an; um es davor zu retten, nahm man das Häubchen vom Kopfe des Kindes, gab es auf den Kopf einer aus Stroh und alten Kleidern verfertigten Puppe, welche man mit abgewendetem Geſicht in die Ziller (den Thalbach) mit den Worten warf: „Nachtwun! da haſt Dein Kind!" Weiter außen im Zillerthal gegen Fügen ließ man dieſem Unhold auch Macht über noch nicht aufgeſegnete Wöchnerinnen und deren Kinder, ſo zwar, daß man noch jetzt bei Wöchnerinnen wacht, und eine ſchauerliche Sage von dem böſen weiblichen Geſpenſt auf dem Jaudenſtein, zwiſchen Fügen und Schlitters, erhält die Furcht ſtets lebendig. Dort wurde eine Wöchnerin, welche zum Aufſegnen zur Kirche wanderte, von einer weiblichen Geſtalt mit „ſtechenden Augen" und „bleiernem geſpenſtigem Blick" zuerſt „gfrorn" (bewegungslos) gemacht, dann ſammt ihrem Kind grinſend umfangen, und

verſank in die Tiefe für immer. Die etwas entfernt nachfolgende Hebamme hat es geſehen und weiter erzählt.

Dieſes Geſpenſt iſt eine der auch ſchon verloren gegangenen „Stamp“ oder Stampa Oberinnthals ähnelnde Unholde — beſonders bei alten Weibern von Naſſereit, Lermos u. ſ. w. — und gleicht in vielem der „wilden Perchtl“ im Puſterthal, erinnert aber auch an die Nachtmar der nördlichen Länder durch ihr trudenhaftes Drücken der ſchlafenden Kinder. Vergleiche Seite 266.

Seite 47, Zeile 15 v. u. lies: allen Gauen Tirols verbreitet, ſtatt andern Gauen Tirols theilweiſe verbreitet.

= 48, = 11 v. o. = Rudln ſtatt Rudle.

= 50, = 7 = = = ſchlechtweg „Perchtl“, wohl auch „wilde Perchtl“, ſtatt ſchlechtweg „Perchtl“.
NB. Der alte Tiroler Sänger Vintler ſingt in ſeiner Tugendblume:
„und etleich glauben an die Frawn
di do haissent Precht mit der eyssern nas.“
Es war bis jetzt unmöglich, eine echte Volksſage aufzufinden, welche von einer Perchtl mit einer furchtbar erſchrecklichen, nach dem alten Reim „eyßernen“ Naſe Kunde gegeben hätte.

= 51, = 1 = = = Schwatz ſtatt Schnatz.

= 52, = 6 v. u. Dieſer Satz muß lauten: Das Volk der ſpätern Zeit, welches von großartigen heidniſchen Gottheitgeſtalten weder Begriff noch Anſchau mehr hatte, weil jene ſeinem Sinn in eine dunkle Ferne entrückt waren, nahm auch die Fanggen ꝛc. ꝛc.

= 55, = 14 v. o. iſt hinter „herabgerufen werden können“ einzuſchalten: Im Puſterthale nennt man die wilden Fahrten ſehr oft „wild's G'riht“ (wildes Reiten), wobei Teufel, wilde Jäger und allerlei Spuk durch die Lüfte jagen und eine Höllenmuſik ertönen ſoll, oder vielmehr ein Konzert von Hunden, Katzen, Füchſen und wilden Jägern. Das ſchauderhafteſte wilde G'riht ſei vor Jahren am neunten Tag nach Michaeli geweſen. Man pflegt am benannten Tag das Heu von den Alpenwieſen des anmuthigen Mittelgebirges „Iſelsberg“ im Puſterthal einzuführen und beginnt ſchon um 2 Uhr morgens die Arbeit. Da ſtürmte „'s wilde G'riht“ mit ſo viel Teufeln über die Fuhrleute weg, daß die Peitſchen und Ruthen und alle höher aufragenden Gegenſtände von oben herab glühend wurden.

Seite 59, Zeile 17 v. u. ſchalte hinter „den tiefen Keſſeln des Inn“ ein:

Nach andern war dieſes Ungethüm ein nie zu ſättigender Vielfraß, der jedesmal ſeine blutausgeſaugten Opfer verſchlang, und wären es ihrer noch ſo viele geweſen. Blutſchink war halb Bär, halb Menſch, wie auf einem alten Marterl außer der Gemeinde „See" aufgemalt war, welches vor Alter faulte und zuſammenbrach und im Jahr 1802 fortgenommen wurde. Das Marterlbild ſtellte einen Bauernknaben dar, welcher ein Chriſtuskreuz umklammert hielt, wodurch er ſich vor dem ihm verfolgenden Blutſchink rettete, der mit abgewendetem Angeſicht und weitgeöffnetem Rachen von der heiligen Stelle weichen mußte. Blutſchink war am Oberleibe ein kohlenſchwarzer Zottlbär, der Untertheil ſtarke, knochige, nackte Menſchenfüße, blutroth und triefend von Menſchenblut — eine ſchreckliche ſchwarzrothe Figur.

Seite 59, Zeile 14 v. u. lies: wo der Inn die Sanna aufnimmt, welche aus dem Stanzer- (Roſanna-) und Paznaunerthal kommt, ſtatt: wo der Inn in das Stanzer- oder Roſannathal fällt.

= 59, = 12 = = = nach Finſtermünz, ſtreiche: ſogar durchs Vintſchgau bis gegen Botzen.

= 59, = 8 = = = hat man den Blutſchink ſtatt hat man den Orco.

= 60, = 13 v. o. = Iſchgl ſtatt Iſchyl.

= 60, = 16 = = = Triſana ſtatt Priſana.

= 63, = 3 v. u. = Kluſſe ſtatt Klauſe.

= 63, = 2 = = = und verſchoppe (verſtopfe) jene Kluſſe ſtatt und verſchoppe (verſchließe) jene Klaß.

= 63, = 1 = = = blies in die Kluſſe ſtatt blies in die Klauſe.

= 65, = 10 = = = Hösl ſtatt Hödl.

= 70, = 15 v. o. = Galmain ſtatt Galmai.

= 76, = 10 = = = Ladizer-Alm ſtatt Ladiger-Alm.

= 80, = 12 = = = Mutters ſtatt Muttens.

= 86, = 16 = = = die Eismanndln ſtatt die Eismanndle.

= 91, = 19 = = = nach „Söllerteufelchen": Zu dieſer Sippſchaft gehört auch das kleine gefürchtete graue Märzhackl", welches in den Paznaunthaler Wäldern auf verlaufene Kinder paßt und ihnen die Füße abhackt. *)

= 91, = 3 v. u. = 5 ſtatt 2.

= 93, = 23 = = = bleibt's fein dahoam ſtatt bleibt's fein zu Haus.

= 101, = 14 = = = die Grafen Brandis ſtatt die Grafen Brand's.

*) Vergleiche L. Bechſtein Deutſches Sagenbuch, Nr. 728: Waſſermann Hackelmärz.

Seite 103, Zeile 2 v. u. lies: Johann Nep statt Jos. Nep.
" 103, " 1 " " " 1855 statt 1808.
" 104, " 1 " " schalte hinter „fein gewogen" ein:

Das Wettermanndl im Ultenthale ist ein gar böses, auch von absonderlicher Gestalt. Es hat einen faltigen grauen Wettermanntl an, aber keinen Wetterhut auf — es kann keinen aufhaben, weil es — — keinen Kopf hat! Als in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts in Tirol große Wassernöthen entstanden und auch das Ultenthal hart mitgenommen wurde, da sahen die Alpenhirten durch das einsame Hochjoch das kopflose Wettermanndl im faltigen Wettermantel thalaus schreiten, unermüdet mit dem Wetterstock (mit einem Holzstecken) landaus winken.

Seite 114, Zeile 1 v. o. lies: Du bist ja koan Kerl, statt Du bist so koan Kerl.
" 120, " 18 " " " Kellerrangg und Solakraunzl (Söllerkraunzl) statt Kellerang und Solakraunzl.
" 122, " 13 " " " Das verdroß statt das verdrnß.
" 122, " 2 v. u. " jener Knappen, wie sie sich an einem Ackerkruzifix ꝛc. ꝛc., statt jener Bappen, ergnkund, wie sie sich an einem Ackerkruzifix.
" 124, " 3 " " " Reinthale statt Steinthale.
" 126, " 4 v. o. " für die Knappschaft statt für die Grafschaft.
" 127, " 2 " " " breitet sich weit gedehnt eine Schafalpe aus, welche ebenfalls „der Rosengarten" genannt wird, und über die sich ꝛc. ꝛc. statt breitet sich weitgedehnt die Alpe aus, welche der Rosengarten heißt, und über die sich ꝛc. ꝛc.
" 127, " 8 " " " und des Volderthales statt und des Veldenthales.
" 127, " 9 " " " im Hintergrunde statt im Hindergrunde.
" 134, " 9 v. u. wird der Satz richtiger so beginnen:

„Arme Seelen" nennt der Volksglaube Tirols nicht nur die abgeschiedenen Seelen, welche im Fegefeuer büßen, wie es die katholische Kirche lehrt, sondern auch diejenigen abgeschiedenen Geister, welche ohne schwere Sünde gestorben sind, und nicht in das Fegefeuer kommen ꝛc. ꝛc.

Seite 135, Zeile 22 v. o. ist hinter „und für sie zu beten" noch hinzuzufügen: Die Tiroler Sagen erwähnen auch einer eigenthümlichen Gattung von „armen Seelen", welche eigentlich ganz unschuldig „herumgeistern" müssen. Diese waren vermöge ihrer Gesundheit und Anlage um viele Jahre länger zu leben bestimmt, starben jedoch durch Fall, Schlag oder unzurechnungsfähige Selbstödtung früher und müssen „die Zeit einbringen", d. h. bis zum eigentlichen vorbestimmten Todestag auf der Erde verweilen. Alte Sagenfreunde bringen das „Zeiteinbringen" sogar den böswilligen vorsätzlichen Selbstmördern auf — wenn sie auch des Teufels wären — (die putzen dann in schrecklichen Gestalten), „weil sich unser Herrgott nicht die Tage abstehlen läßt" oder wie sie es kürzer ausdrücken, „nix drein macha laßt".

Seite 136, Zeile 11 v. u. lies: Straff statt Sträff.
" 136, " 5 " " schalte hinter „schrecklich anzuhören" ein: Auch kopflose Marchegger giebt es in schwerer Menge; das sind diejenigen, welchen nach urältester Strenge zur Strafe der Kopf abgepflügt wurde. Ward nämlich ein Grenzsteinversetzer überwiesen, so wurde er

sogleich lebendig (stehend) in den gestohlenen Acker eingegraben, nur den Kopf ließ man hervorstehen. Ueber diesen pflügte man ohne weiteres weg, so daß er blutend fortrollte. Diesem analog erklärt man andere kopflose oder den Kopf in der Hand tragende Sagengestalten.

Seite 138, Zeile 6 v. o. lies: bö muaſcht varacht'n und ausweich'n.
aba nia vaſchpott'n oda durch Schad'n räch'n,

= 143, = 25 = = ſchalte hinter „iſt ein Kaſer-Mannd'l" — ein: Die kleinſten Kaſer-Mannd'l werden in der Umgegend von Hall bis Wattens und Wattenſerberg „Kaſerderkelen" genannt, beſonders wenn ſie wie Wichtl oder Nörgglein ſich betragen. Uebrigens wird im gewöhnlichen Leben ein Zwerg, ſei er männlich oder weiblich, ein „Derkele" oder „Derggele" auf ächt bäuriſch-tiroleriſch genannt.

Seite 146, Zeile 11 v. o. lies: Engelsburg ſtatt Engelsberg.

= 146 iſt nach dem Schluß: „aus Fäulniß glühen" noch hinzuzufügen: Hieher gehören auch die „**Fackeljungfrauen**", welche nach einer uralten Knappenſage in der großen Berghöhle voll langer Gänge und bodenloſer Tiefen wohnen, die am Bergwege von Schwatz nach dem Eiſenſtein hinauf liegt. Dort wandeln die Fackeljungfrauen geheimnißvoll und ſtill zu gewiſſen Zeiten um Mitternacht herum, ganz weiß gekleidet, mit offenen Haaren, blaß und ernſt im Angeſicht, und tragen helleuchtende Fackeln in den Händen. — Hinter ihnen folgen fuchsartige Beſtien, welche den Fräulein dienſtbar ſind. Sobald ſie bemerken, daß ſie ein Menſchenauge beobachtet — dann erſchallt ein Schrei — die Fackeln verlöſchen — die Fräulein verſchwinden, und jeder Frevler, der die ſchreckliche geſpenſtige Erſcheinung gewahrt, irrt in troſtloſer Finſterniß ſeinem Unglück — dem Wahnſinn — entgegen, verfolgt von der gefürchteten todanzeigenden „Fuchshötz" (Fuchshetze), welche man anderswo, z. B. bei den Fernern zu Fent, „Fuchsfoche" nennt.

Jene Höhle heißt „Fuchsloch", und wird noch viel mehr gefürchtet, ſeit ein Jäger (wie man einen ſtärkern und verwegenern nie gefunden hätte) die Fräulein belauſchte und einen ihrer Füchſe erſchoß — ſogleich wahnſinnig wurde und ſtarb. Die Sage fügt hinzu, daß er den großen Fuchs heimgetragen habe, und als er ihn öffnete, einen goldenen Schlüſſel im Bauche fand, ſobald er ihn aber mit der Hand anfaßte, war es ein alter Strohbüſchel mit Modergeruch.

Seite 146, Zeile 3 v. u. lies: Putz ſtatt Pütz. *)
= 151, = 21 v. o. = Pigerputz ſtatt Pigerpütz.
= 159, = 5 = = = Erl ſtatt Enl.
= 159, = 14 v. u. = Der Wächter zu Tarrenz ſtatt der Wächter zu Strad.
= 159, = 7 = = = ſchritten aus Tarrenz ſtatt ſchritten aus Strad.
= 159, = 5 = = = ſondern wendeten ſich links der Klamm zu, durch welche vom hohen Andelsberg herab der Klammbach ſtürzt, ſtatt: ſondern wendeten ſich über's Gurgelthal hinüber nach einer Klamm, durch die vom hohen Andelsberg ꝛc. ꝛc.

*) Putz iſt nämlich die einfache, Pütze die vielfache Zahl, nur die kleinen zwerghaften Neckgeiſter heißen bisweilen in der einfachen Zahl: Das Pützel oder das Pitzl.

Seite 160, Zeile 2 v. o. lies: welcher statt wecher.
" 162, " 17 " " " in der Riß, dem großen Gebirgsstocke zwischen der Isar und dem Inn, statt: in der Riß, einem Seitenthale des Unterinnthales, haust ꝛc. ꝛc.
" 163, " 5 " " " Jenseits der Hinterrieß bei den „Hinterbächen" liegt ꝛc., statt: In der Hinterrieß, oder wie man's auch nennt, in den Hinterbächen der Rieß liegt ꝛc. ꝛc.
" 163, " 6 " " " Namens Stalln statt Namens Stallis.
" 163, " 7 " " " die dem Stifte Fiecht gehört, statt die dem Stifte zu St. Vicent gehört.
" 163, " 15 " " " muß er „gschleini" (schnell) statt muß er „gschleini".
" 163, " 15 " " " den Kopf nicht „wegschwänzen" (fortwaschen) statt den Kopf nicht „abschwänge".
" 165, " 7 " " " „Türkenbroank'n" (Türkengesicht) statt Türkenbroak'n.
" 166, " 18 " " " und Sennennocken statt Sennenwecken.
" 166, " 22 " " " wenn D' abi kimmscht statt wenn D' h'ounti kommst.
" 168, " 18 " " " der Höllenschwanz drent'n statt der Höllenschwanz drunten.
" 169, " 11 v. u. " daß er seine Murst statt daß er seine Wurst.
" 169, " 10 " " " Weitmaul statt Veitmaul.
" 177, " 12 " " " verrufene Schnannerklamm statt berufene Schnaunerklamm.
" 177, " 11 " " " Dorf Schnann statt Dorf Schnaun.
" 178, " 3 v. o. " Mus statt Muhs, deßgleichen S. 178, Z. 6 v. o. Es wird diese Alpen- und Bauernspeise „Muas" ausgesprochen, z. B. Mehlmuas, Griasmuas (Griesmus), Sennermuas.
" 178, " 10 v. u. " Nauders und dazu gehörigen Niederleger mit Kaser „Fiechter-Alm" genannt, und dem Benediktinerstifte Fiecht gehörig, statt Nauders und auf der Viechteralm, die dem Stifte Vicht gehört ꝛc. —
" 179, " 1 " " " Fiechtalpe statt Vichtalpe, — deßgleichen S. 179, Z. 6 v. o.
" 177, " 2 v. o. " Alm Alperschon statt Alm Alper schon.
" 179, " 3 v. u. " und so hatt's mir dös Höll'nkunta'r'a g'macht, wann i länga drob'n blieb'n war" ꝛc.
" 184, " 1 " " " Kematener-Alm statt Kemateneler-Alm.
" 185, " 7 v. o. " „Radlbög" (Schubkarren).
" 185, " 15 v. u. " Du derfst a nöt so hoach thian wenn'd' grad a Her'nmoaschta bischt (Du darfst nicht so hochmüthig oder stolz sein, selbst wenn Du ein Herenmeister bist).

Seite	186,	Zeile	11	v. o.	lies. Thumma statt Thunmr.
=	187,	=	7	= =	= Filzwald statt Fitzwald.
=	187,	=	8	= =	= Jöchl statt Höchl.
=	187,				NB. „einen durchplösch'n" heißt einen arg schlagen.
=	188,	=	12	v. u.	= Schwestern statt Schwester.
=	188,	=	1	= =	= Diese Sage ist mit Veränderungen auch in andern Gegenden heimisch, und wird selbst im eigenen Orte verändert erzählt, daß nämlich nur eine blinde und eine sehende Schwester waren, und daß deren Vater als reicher Wirth in Lofer das Zeitliche segnete.
=	189,	=	20	v. o.	= mit dem Stocke noch mehr in der Erde herum.
=	189,	=	23	= =	= goldgleißenden „Zwintpfurtscher", gewöhnlich auch „Specker" oder „Toadschiaßa" genannt. *)
=	190,	=	19	v. u.	= ihm toll (viel) Geld gäben.
=	191,	=	6	v. o.	= immer „gawich" (halbverrückt) umher.
=	191,	=	2	v. u.	= auf ihren Schuhen als Rosetten, und nagelten die dünnen auf die untere Seite der Schuhsohlen, sprangen und stampften die edle Gottesgabe in den Koth, und zogen ꝛc. ꝛc.
=	195,	=	13	= =	= in der Engelsburg statt im Engelsberge.
=	195,	=	15	= =	u. ff. durchgängig lies: „Storz-Weibele" statt „Storzanibele".
=	198,	=	2	v. o.	lies: Theobald von Treuenstein statt Theobald von Trauenstein.
=	200,	=	6	= =	= Waltenerbache statt Valtenbache.
=	201,	=	5	= =	= bei Algund im Etschthale, $\frac{1}{2}$ Stunde von Meran, statt bei Allgund (am Ausgang des Passeierthales).
=	201,	=	1	v. u.	= Wellbaum statt Vellbaum.
=	202,	=	13	v. o.	= des „heiligen Webers" statt des „langen Webers".
=	207,	=	14	= =	= einen Boten beim Landesherrn, dem Erzherzog Ferdinand Karl, Claudias Sohn, um Gnade ꝛc. ꝛc., statt einen Boten beim Kaiser um Gnade ꝛc. ꝛc.
=	207,	=	15	= =	= der Erzherzog hatte, statt der Kaiser hatte.
=	210,	=	2	v. u.	= des Paznaunerthales statt Pagnaunerthales.
=	212,	=	14	v. o.	= Wölzenberg statt Vötzenberg.
=	212.	=	23	= =	= unter einem alten Gottesacker, „Pestfriedhof" benannt, statt und einem Gottesacker.
=	213,	=	7	v. u.	= alter Heuschober (Heuschupfen, Heustadl,

*) Für diese kleinen Kügelchen hat fast jede Provinz, ja fast jeder Ort in Deutschland einen besondern Eigennamen.

Biller), der wie ein dunkler Riesensarg aussieht und inmitten des grünen Blumenteppichs steht. An der Wand dieses Stadels ist, dem Wege zugekehrt, ein „Marterl" mit einem Muttergottesbilde befestigt, zum Gedächtniß eines ꝛc.

Seite 215, Zeile 2 v. u. lies: Die Kapelle auf der hohen Salve, statt Die Kapelle Jordan an der hohen Salve.

= 217, = 19 v. o. = einen „Mekezer" (einen kurzen Schmerzruf) machte, statt einen „Mekezer" (Burzelbaum) machte.

NB. Die Erklärung dieses allgemeinen tirolischen Ausdruckes „einen Mekezer machen" ist sehr schwer zu umschreiben, und doch charakterisirt nichts so verständlich für die Bauern den Zustand eines durch Schreck, Schlag, Schuß oder Stoß plötzlich tödtlich Getroffenen. Wenn zwei handfeste Robbler raufen, und der eine stößt den andern so heftig in die Lenden oder auf die Brust, daß er mit einem leisen, zitternden und kurzen Schrei oder Seufzer wie tod zu Boden sinkt, dann erzählt man, „der hat einen Mekezer gemacht, und ist a Weil wia hin g'wesen.

Ein Gemswilderer und Förster schießen auf einander, fällt einer, so heißt's: er hat einen Mekezer gemacht und ist umg'fallen.

Eine Gems wird gut getroffen; dann erzählt der Jäger: „s' ischt ohni an Mekezer z'mach'n üba's G'schröf abi gfalln.

Als Zeitwort wird „mekezen" bei den Geisen angewendet; „die Geis mekezt", weil sie „me-ke-ke-kez!" schreit.

Seite 219, Zeile 13 v. o. lies: Zirleralpe „Kristen", statt Zirleralpe „Keisten".

= 219, = 16 = = = so fürchterlich geblasen (angeblasen, angepfiffen, angehaucht, angeschnaufft) habe, daß ꝛc.

= 272, = 8 v. u. nach „Venedigermanndle blieb" ist einzuschalten: Nach andern Sagen, besonders im Paznaunerthal, soll der Teufel auch in Tirol Schule gehalten haben. Da waren stets elf Schüler beisammen, hatten sie ausgelernt gehabt, dann kamen zehn frei durch, der elfte war des Teufels. Sie entschieden durch Verlosung mit Würfelspiel — denn das ist das ächte Teufelsspiel seit uralter Zeit.

= 308, = 5 v. o. lies: Schmeckhäuserbergen statt Schneckhäuserbergen.

= 314, = 5 = = = ge'bscht statt gahscht.

= 317, = 15 = = füge hinter ungeheuern hinzu: nassen, von Rinden entblößten.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Mythiſche Weſen. Seite.

I. Hulda und die ſeligen Fräulein 3
II. Die Rieſen 9
III. Oertliche Sagen von den Seligen und den Rieſen . 17
1. Das Gemſenfräulein im Kalmthale 17
2. Die drei ſeligen Fräulein ob der Morin im Oetzthale . . 18
3. Die drei Seligen auf dem Ungarberge 21
4. Das Seehaus-Fräulein . . 23
5. Wie der Rieſe Jordan umgekommen iſt 25
6. Die Selige am Luamacher Berge 27
7. Die Selige ob Held und der Hirte 29
8. Der bethörte Fiſcher . . . 30
9. Die Flachsjäterinnen . . . 30
10. Die Spinnerinnen 32
11. Die Thalgilgen und der Durer Rieſe 33
12. Rieſe Serles 34
13. Der Glunkezer Rieſe . . 35
14. Die Albacher Rieſen . . 36
15. Wie die Albacher Rieſen und die Dornauer Rieſen mit einander wettkämpften 38
16. Rieſe Gäuner 39
17. Rieſe Heimo und Rieſe Thürſe . 30
18. Von zwei Rieſen im Vintſchgau 42
19. Der Rieſe vom Salvenjoch und der Rieſe vom Marbachjoch . . 42
20. Der Schwarzegger Rieſe . . 43
21. Der Rieſe vom Tſcheiersthal . 43
IV. Holden und Unholden . 44
1. Die Perchtl 46

Seite.

2. Die Fanggen 51
3. D's Wildg'fahr 53
4. Die Runſa 55
5. Der Orco 56
6. Der Blutſchink 58
7. Der Klaubauf 60
8. Der Viehſchelm 62
V. Oertliche Sagen von Holden und Unholden . . . 63
1. Die Gömnacht-Perchtl zu Kögelern 63
2. Die Gömnacht-Perchtl zu Hechenblaiken 64
3. Der raſche Zug der Perchtl . 65
4. Der Unſchuldigen-Gottesacker . 66
5. Das Kind der Fangg . . 67
6. Stutz-Färche 68
7. Rutſchifengga 68
8. D'Wildg'fahr bei Vöran . . 69
9. D's Wildg'fahr entführt ein Kind 69
10. Die Wildg'fahrhöhle am Sonnenberge 70
11. Schutz gegen d's Wildg'fahr . 71
12. Von der Heimath des Orco . 71
13. Der Orco zeigt ſich in Enneberg 72
14. Der Orco in Buchenſtein . 72
15. Der Orco in St. Kaſſian . 73
16. Orco als Kugel 74
17. Ein Bauer vom Orco entführt . 74
18. Klaubauf Rurbur 75
19. Vom Viehſchelm im Achenthale . 75
20. Der Viehſchelmdoctor . . 76
21. Des Alpenſegens Kraft . . 77
22. Der Adasbub 77

	Seite.
23. Der Unholdenhof	79
VI. Elementargeiſter	80
1. Die Faien	81
2. Die Seefräulein und Waſſerfrauen	83
3. Die Eismanndle	86
4. Die Wichtl, Pitzl, Norggen und Lorggen	88
5. Die Schachtgeiſter	91
VII. Oertliche Sagen von Elementargeiſtern	94
1. Die Fai vom Sonnenwendjoch	94
2. Die Fai von Glaiten	95
3. Die Jaufenfai	96
4. Die ſtrafende Fai	97
5. Das Fräulein vom Zireiner-See	98
6. Waſſerweibele im Wilder-Mieminger Alpenſee	99
7. Das Fräulein vom Montigl-See	100
8. Das Fräulein von der Maienburg	101
9. Das gefangene Seefräulein	102
10. Die Niederjöchler	102
11. Die Eismanndln am Niederjoch rächen Untreue	103
12. Die Wettermacher am Zauerberge	103
13. Die Alten am Greiner und an der Löffſpitz	104
14. Das Wichtl auf Compatſch	105
15. Nörggl-Rache	105
16. Das Wichtl vom Imſter-Berg	106
17. Starkenberger Schloß-Wichtele	107
18. Das Stra-Wichtl	108
19. Tſchärganter Bergmanndl	109
20. Zerzer-Alm-Nörggele	110
21. Das Höll-Zwergl	110
22. Das Bergwichtl in der Wildſchönau	112
23. Das Bergmanndl von der Gerlosplatte	112
24. Das Lehmküglein	113
25. Das Gerloſer Bergmanndl robblet	113
26. Margarethen-Wichtl	114
27. Die Nörggl von Rabenſtein	115
28. Norggenſegen	115
29. Der Schneeberger Norgg	116
30. Nörggelhöhle und Gaſſe	117
31. Der Schatz im Norggl-Loch	117
32. Das Lorggenthal	119
33. Der Grünſtrümpfler	119
34. Böraner Lorggen	119
35. Kellerrang und Söllakraunzl	120
36. Der Partſchinſer Norgg	120
37. Alpenzwerge im Bregenzerwalde	121
38. Der Schachtgeiſt	121
39. Das Schachtmanndl zu Steinsberg	123
40. Das Grubenmanndl im Röhrenbühl	124
41. Der Thalſtollengeiſt	125
42. Schachtgeiſt in der Maukerötz	126
43. Die Roſengärten	126
44. Der Roſengarten des Königs Laurin	127
II. Menſchengeiſter und Thiereſpuk.	
I. Arme Seelen	134
II. Feuerpütze	135
III. Marchegger	137
IV. Die Klamm-Männer	138
V. Die Kaſer-Manndln	140
VI. Alm-Pütze	143
VII. Schatzhüter	144
VIII. Geſpenſter	146
IX. Oertliche Sagen von Menſchengeiſtern	147
1. Das Buchala-Manndl	147
2. Der fromme Fütterer	148
3. Die glühende Hand	149
4. Der dunkle Schatten	150
5. Die Feuerhände	151
6. Feuermann Pigerpütz	151
7. Der Seewald-Putz	152
8. Der Ker-Putz	152
9. Gottesgut	153
10. Brennende Baumſtämme	154
11. Lodernde Fichte	154
12. Der feurige Leichnam	155
13. Loder-Putz	156
14. Die Sirengeiſter	156
15. Der Marchegger von Alpbach	157
16. Feuerſprühender Pflug	157
17. Der Verhundzete	157

Seite.

18. Der Wuchergeiſt in der Zirler Klamm 158
19. Der Metzger von Imſt . . 159
20. Zwölf Klamm-Männer auf einmal 160
21. Zehn Klammen-Pütze an der Dollinger-Klamm . . . 160
22. Die Kluppa-Männer . . 161
23. Der Kronburger Tobl-Geiſt . 161
24. Der Gſöllbach-Putz . . 162
25. Das Kaſermanndl auf der Hochalm 162
26. Kaſermanndl mit dem Lehmkopf 163
27. Der erlöſte Alm-Putz . . 163
28. Der Guckler 164
29. Die muthige Hausdirn . . 165
30. Das Almläuten . . . 167
31. Das Kaſermanndl von Oberwalchen 168
32. Das Kaſermanndl zu Raunz . 169
33. Der Schlüſſeldreher und das Kaſermanndl 170
34. Der Alperer auf Moſer-Baumgart im Alpbachthale . . 171
35. Das Höttinger Alm-Manndl . 171
36. Der Heuler auf der Muttereralm 171
37. Spuk auf der Walder-Alm . 172
38. Das Kematener Alp-Manndle . 172
39. Der Lärmer auf Eppzirl . 173
40. Der Senn auf der Löck . 175
41. Der Alm-Sudl von Taranton . 174
42. Pfronten-Alperer . . . 174
43. Der Almgeiſt mit Feuerhänden 175
44. Die glühende Sennin . . 176
45. Die ſieben Hirten . . 177
46. Der Kaſerer von Nauders . 178
47. Der Almſudl auf der Vivanna 179
48. Das Kaſermanndl ohne Kopf . 180
49. Der Thierſcher-Alm-Hilderer . 180
50. Der Pillerer-Putz mit dem Rad 181
51. Alm-Sudl am „ebenen Ferner“ 181
52. Der Schneider-Putz auf der Zirockalm 182
53. Der Mitterwalder-Almputz . 183
54. Der Taſchiputz . . . 184
55. Der Senderſer-Putz . . 184
56. Der Alperer mit Kothwandelfüßen 186
57. Der Brudermörder auf der Hochalpe 187

Seite.

58. Die Geldmeſſerinnen . . 188
59. Der Schatzhüter auf dem Bachlerſilzen 189
60. Die Greinerhüter . . 190
61. Die Silberläufer . . . 191
62. Der Schatzhüter im Schlutterthale 192
63. Der Sigmundsburger Schatz . 192
64. Die Schlangenjungfrau . . 193
65. Der Augsburger Kaufmann . 194
66. Der Schatz im Falkenſtein . 194
67. Schatzwächter im Engelsberge . 195
68. Schatz auf Maultaſch . . 196
69. Der Rittergeiſt im Ahnenſaale . 197
70. Das Fräulein von Maretſch . 197
71. Eſchenloher Schloßfräulein . 198
72. Die blaue Flamme . . 199
73. Die Jaufenburgerin . . 199
74. Der Klauſenmann am Kummerſee 200
75. Das Orlau-Licht . . . 201
76. Der Kellergeiſt beim Oberſarger 201
77. Soldaten- und Nonnengeiſter . 202
78. Mädchengeſtalt am Kalmbach . 203
79. Die Nachtſchwärmer . . 203
80. Das G'ſchnalljuchzerl bei Fulpmes 204
81. Das Lohweibele . . . 205
82. Die Geiſter der Burg Völlenberg 206
83. Das Bienerweibele . . 206
84. Die Fallbachgeſpenſter . . 208
85. Der gebannte Geiſt . . 208
86. 'S Grauſig 209

X. Oertliche Thierſpukſagen . 210

1. Der Almputz in Roßgeſtalt . 210
2. Der Padatſcher-Alm-Gaul . 210
3. Die Seekuh . . . 211
4. Der Obwalchen-Hund . . 211
5. Zottelhund am Reiterberge . 212
6. Der Rieder-Hund . . 212
7. Feuriges Schwein . . 212
8. Schwein mit Feueraugen . 213
9. Feuriges Wildſchwein beim Kohlerſtadl 213
10. Katzenkunter . . . 214
11. Die graue Maus . . 215
12. Die Kröte auf der hohen Salve 215
13. Die Kröte auf der Ladiſeralm . 216

Seite.

14. Die Plod'rfische . . . 217
15. Die Todtenkopfspinne . . 217
16. Der goldene Wurm . . 217
17. Der weiße Wurm . . 218
18. Der blasende Drache . . 218

III. Gottesgerichte.

I. Versteinung . . . 225
1. Die Prinzessin im Rosengarten 225
2. Die drei Brüder . . . 226
3. Die drei Schwestern . . 227
4. Das versteinte Liebespaar . 227
5. Die beiden Heuschober . . 228
6. Vom Könige Serles . . 229
7. Der Rauhwackegraf . . 229
II. Versinkung . . . 230
1. Die Alm am Pillersee . . 230
2. Der Antholzersee . . . 231
3. Das Dorf auf der Boden-Alpe 232
4. Lago santo . . . 233
5. Steine in den See werfen . 234
6. Der Wettersee . . . 234
7. Für die Lak wird gebetet . 235
8. Der Weererse . . . 236
9. Versunkene Wälder . . 236
10. Der Ziereinersee . . . 237
11. Das versunkene Schloß im Biburgsee 237
12. Der jache Tod . . . 238
13. Seegeister-Lachen . . . 239
III. Verschüttung, Verschneiung und Uebereisung . . 239
1. Frau Hütt 239
2. Tannen-Eh' . . . 240
3. Das alte Flies . . . 241
4. Sankt Martin . . . 242
5. Der Marmolata-Ferner . . 242
6. Wolkenstein 243

IV. Der Teufel und seine Bündner.

I. Der Teufel . . . 249
II. Hexen und Truden . 255
III. Schwarz- und Weißkünstler, Wunderdoctoren . . 270

Seite.

IV. Venediger-Mannd und fahrende Schüler . . 271
V. Oertliche Sagen vom Teufel 275
1. Der Meineid-Schwörer . . 275
2. Wildschütz ruft den Teufel . 275
3. „Gott helf!" . . . 276
4. Teufels Reitstatt . . . 277
5. Der grüne Jäger . . 277
6. Das Teufelsbildniß . . 278
7. Die Teufelsplatte bei Galthür . 278
8. Der Teufel in Meran . . 280
9. Der Stelzengänger in der Higna 281
10. Die beiden Anklöpfler . . 281
11. Das Teufelsloch am Kunterswege 283
12. Der Liebhaber in der Straßer-Au 283
13. Der Alber 283
14. Der Alber leuchtet zum Kirschenpflücken 284
15. Der Herenspielmann . . 284
16. Die beiden Wildschützen . 285
17. Der hartherzige Vater . . 286
18. Teufelsbeschwörung . . 287
19. Teufelsbrückenbau . . . 288
VI. Oertliche Sagen von Hexen und Truden . . 289
1. Die Pfuipfui-Nanni . . 289
2. Die Butterheren zu Völs . 289
3. Das Herenhäusl . . . 291
4. Das Heilmittel . . . 291
5. Wetterheren im Oetzthale . 292
6. Der Herenspielmann . . 293
7. Die Heren beim „G'stoag" . 294
8. Herenmusik 295
9. Der Herenboden auf dem Kreuzjoch 295
10. Der Herenboden zu Lengmoos . 296
11. Der Herenkreis . . . 297
12. Herenrache 298
13. Die Here von Thauer . . 299
14. Die Wetterhere von Mannereck 300
15. Die Trude zu Unterholz . 301
16. Hansl und Franzl . . 301
VII. Oertliche Sagen von Schwarz- und Weißkünstlern und Wunderdoctoren . . . 302

Seite.

1. Doctor Theophraſt und der Haſelwurm . . . 302
2. Doctor Theophraſt und ſein Diener 303
3. Vögel und Blumen reden . 304
4. Wie Doctor Theophraſt den Teufel plagte 305
5. Von Doctor Theophraſts Herkunft 305
6. Wie Doctor Theophraſt kurirte 306
7. Der goldene Küch'lſpieß . . 306
8. Hahnenkikerle . . . 307
9. Doctor Theophraſts Tod . 308
10. Der Herenmeiſter von Siſtrans 309
11. Binder-Hansl . . . 310
12. Der Schnaner Draher . . 311
13. Der Brugger von Zell . 312
14. Der Hereler . . . 312
15. Das Konradl-Mandl . . 313
16. Der Weber vom Vomperberg . 314
17. Der Reck 315
18. Der Wieſenjackl . . . 315
19. Der Matz-Lauter . . . 316
20. Der Oberleitner in Terenten . 317
21. Noch mehr Wunderdoctoren . 318

VIII. Oertliche Sagen von Venediger-Mandlen, fahrenden Schülern und Schatzgräbern . . . 319

1. Das Venediger-Mandl auf dem Sonnwendjoch . . . 319
2. Die Goldbrünnlein . . 320
3. Der Goldſucher auf dem Hofe Tendres 321
4. Die Pfrillen . . . 322
5. Der beſchriebene Stein und die Seeſchlang . . . 332
6. Das Zauberbuch . . . 324
7. Irregang 324
8. Die Wechſelmünze . . 325
9. Der Wechſel-Achtzehner . . 327
10. Venediger Brutpfennige . . 328
11. Schätze und Schatzheber . 328
12. Das Kegelſpiel der Margarethe Maultaſch 329
13. Schätzeblühen . . . 330
14. Der Schatzhafen . . . 331
15. Die Blechplättlein . . 332
16. Der Römermünzenſchatz . . 332

V. Aberglaube.

I. Der Menſch in Beziehung zu ſich ſelbſt und zu ſeines Gleichen . . . 339

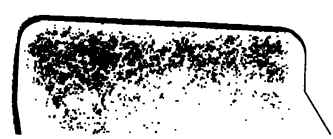
1. Erſcheinungen . . . 339
2. „Voarweilung" oder „Fürweiling" 341
3. Die große Sterb. Tod und Todin 345
4. Sandwerfen und Steinwerfen . 347
5. Anblaſen, Anpfeifen . . 348
6. Amulette und Sympathie . 349
7. Scherzhafte Zukunftſtrafen . 350
8. Das Frühlingswecken . . 351
9. Hirtenkünſte . . . 352
10. Robblerkünſte . . . 353
11. Scheibenſchützen- und Scheibenſchlager-Stücklein . . . 356
12. Jäger- und Schützenkünſte . 357
13. Wachkunſt und Schlafkunſt . 360
14. Soldatenſtücklein . . . 361
15. Anwünſchung . . . 361
16. Vermeinung, Verneidung . 361
17. Der Melchſtrick . . . 363
18. Alpen Verfluchung . . 363
19. Die Zweifelbücher . . . 364
20. Magiſche Geräthe . . . 365

II. Der Menſch in Beziehung zu der ihn umgebenden Natur 370

1. Leib und Glieder. (Gehirn, Haare, Ohren, Naſe Gähnen Kröpfe, Warzen, Fingernägel, Füße) 370—372
2. Halbmythiſche Thiere. (Drachen, Baſilisk, Lintwürme, Haſelwurm, Murbl, Stollwurm) . 372—379
3. Säugethiere. (Katze, Wolf, Hund, Lamm, Gemſe, Haſe, Eichhorn, Wieſel, Murmelthier, Maulwurf) . . . 380—384
4. Vögel. (Adler, Eulen, Rabe, Kukuk und Wiedehopf, Wachtel, Kreuz-

Seite.

schnabel, Amsel, Rothschwänzchen, Zaunkönig, Zeisig, Schwalbe) 394—387
5. Amphibien. (Schlange, Kröte) . 388
6. Insekten. (Bienen, Wespen, Spinnen, Krebs, Läuse) . 389—390
7. Bäume und Sträucher. (Eiche, Elze, Hasel, Hollunder, Kirschbaum, Linde, Preisselbeerstrauch, Rosenstrauch, Sadebaum, Seidelbast, Wachholder, Weide) 390—396
8. Kräuter und Blumen. (Attich, Brenn-Nessel, Diptam, Distel, Eisenkraut, Klee, Lilien, Marienblümchen, Majoran, Mistel, Natterwurz, Raute, Salbei, Schöllkraut, Sinngrün, Sonnenwende, Taube Nessel, Zwiebel) . 396—400
9. Die Planeten-Kräuter. (I. „Der Goldapfel", II. Natterwurz, III. Kappernstrauch, IV. Wegetich, V. Fünffingerkraut, VI. Obermennig, VII. Eisenkraut 400—401
10. Dreisgenzeit und Dreisgenkräuter 402
11. Früchte und Wurzeln. (Allermannsharnisch, Gemswurz, Hagebutten, Haselwurz, Meisterwurz . . . . . 405—407
12. Farren und Moose. (Farrensamen, Widerthon, Rennthiermoos 407—408
13. Die Irrwurzel 409
14. Mineralien. (Achat, Granat, Heliotrop, Karneol, Kiesel, Salz, Schwefel, Serpentin, Smaragd, Türkis) . . . 410—412
15. Der Wandelstein . . . 412

III. Kalender-Aberglaube . 413

Anhang und Nachtrag 417